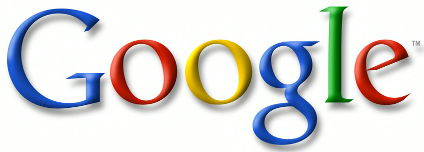
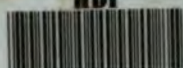




[redacted]



Adolph W. Callison.

C. Callison. 1785.



L. F. Valcart sc.

Omnibus incutiens blandum per pectora amorem

Lucret. L. 1.

Handbuch
der
Naturgeschichte
oder
Vorstellung
der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes
in
den Werken der Natur.

Erster Band,

welcher den Menschen und die vierfüßigen Thiere
enthält.

Aus dem Französischen übersezt.



Mit Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freiheit.

Nürnberg,
verlegts Christian Gotthold Hauffe, 1773.


I. F. Volcart sc.

Omnibus incutiens blandum per pectora amorem

Lucret. l. 1.

Handbuch
der
Naturgeschichte
oder
Vorstellung
der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes
in
den Werken der Natur.

Erster Band,

welcher den Menschen und die vierfüßigen Thiere
enthält.

Aus dem Französischen übersetzt.



Nürnberg,
verlegts Christian Gotthold Hauffe, 1773.



Vorbericht
des Uebersezers.



Keine natürliche Wissenschaft führet uns näher auf unsern Ursprung zurück, als die Naturkunde, keine lehret uns die erhabenen Eigenschaften des anbetungswürdigen Urhebers der Natur besser kennen, als sie, und durch keine können wir uns so gut die so nöthige Kenntniß unser selbst erwerben, als durch sie. Nur der kann ein wahrer Weiser genennet werden, der das grosse Buch der Natur entweder ganz oder in seinen Theilen studiret, nur dadurch kann er den grossen und über alle andere erhabenen Titel erlangen, ein Lehrer des menschlichen Geschlechtes zu seyn.

Wir können uns glücklich preisen, daß unser Jahrhundert in diesem Stücke vor vielen verflossenen einen Vorzug hat; denn erst in unsern Zeiten hat man angefangen, die Naturgeschichte und die

)(2 mit

mit ihr verwandten Wissenschaften gemeinnüziger zu machen; und auch solche Leute können richtige Begriffe von der Natur erlangen, welche keine Gelehrte von Profession sind. Demohngeachtet hat es uns bisher noch immer an einem brauchbaren Handbuche gefehlt, das man auch iungen Leuten von allen Ständen hätte in die Hände geben können. Schon der seel. Gellert hat in seinen Vorlesungen über die Moral (S. 245) „einen „Naturcatechismus für die Welt gewünschet, „das ist, einen kurzen Inbegrif der Wunder der „Natur, und eine Anleitung, wie ieder vernünf-„tiger Zuschauer der Natur mit seinen eigenen „Augen ihrer Weisheit, Ordnung, Schönheit „und Pracht nachspühren, und sich von dem ge-„wöhnlichen Fehler der Unempfindlichkeit, in den „wir bei dem täglichen Anblicke der Wunder „des Himmels und der Erde zu gerathen pflegen, „befreien könne. Des Pluche Schauplaz der Natur „ist vielleicht schon der grosse Catechismus, wenig-„stens ists doch ein Werk von acht Bänden. Ich „wünschte lieber einen kleinern, mit dem lebhaf-„ten Geiste eines Fontenelle, und dem gottseligen „Herzen eines Derhams geschrieben.„

Wir freuen uns, daß wir dem Publicum in dieser Uebersezung eines ungenannten Franzosen ohngefähr einen solchen Catechismus ankündigen können. Seine Sprache ist fliessend und öfters hinreissend, aus der Fülle seines Herzens streuet er hier und da moralische Reflexionen ein; und beinahe könnte man sagen zu viele, wenn man das Buch blos wissenschaftlich betrachten wollte. Aber

da

da es ein Buch für die Welt ist, so kann der Verfasser von dieser Seite nicht getadelt werden, denn hier war es Pflicht, das Trockene der Wissenschaft zuweilen durch ein Gemählde, oder durch eine Reflexion, durch eine Maxime, durch eine frappante Erzehlung ꝛc. angenehmer zu machen, damit der unstudirte Leser, der nicht blos der Wissenschaft nachspühret, für seine Mühe schadlos gehalten und angereizt werde, weiter zu lesen. Der Verfasser hat die besten französischen Werke in diesem Fache genüzet, die er in der Vorrede selbst anzeiget. Wem seine Aussprüche nicht allezeit richtig scheinen sollten, der muß bedenken, daß selbst die grösten Naturforscher in vielen Stücken noch nicht einig sind.

Die Kupfer machen zwar dieses Werk etwas kostbarer, aber auch um so viel brauchbarer, denn da es ein Handbuch für die Welt, ein Catechismus für junge Leute seyn soll, so würde es in manchen Stücken unmöglich gewesen seyn, eine anschauende Erkenntniß zu geben, wenn man nicht durch sinnliche Vorstellungen dieser Unbequemlichkeit abgeholfen hätte. Und in diesem Stücke unterscheidet sich dieses Werk sehr vortheilhaft von dem Auszuge aus des Plüche Schauplaze der Natur, der erst vor kurzem erschienen ist, und erhält einen grossen Vorzug vor diesem; absonderlich wenn man das Buch für junge Leute oder auch für Kinder gebrauchen will, welche ohne diese sinnlichen Vorstellungen nicht wol fortkommen können. Freilich wäre es besser, wenn man die Natur allezeit ohne diese Hülfsmittel sehen könnte, aber dieß ist, besonders in grossen Städten, bei nahe unmöglich.

Man muß zufrieden seyn, wenn man den Kindern nur die gemeinsten Thiere im Leben zeigen kann, und bei den meisten muß man sich mit Kupfern behelfen.

Wenn der Leser zuweilen einen Unterschied im Ausdrucke oder eine Unbiegsamkeit in der Sprache bemerken sollte, so kann sich der Uebersezer damit entschuldigen, daß man wegen einiger im Anfang vorgefallener Hinderniße mit diesem Bande zu sehr hat eilen müssen; die folgenden Bände sollen mit genauerer Sorgfalt ausgearbeitet werden.

Der Uebersezer wünschet zur Ehre seiner Nation, daß dieses Werk in Teutschland mit eben dem Beifall aufgenommen werden möge, den es in Frankreich erhalten hat.





Vorrede des Verfassers.



Ich habe, um dieß Werk nüzlicher zu machen, und nichts vorbei zu lassen, was in meinen Lesern ein Verlangen, die Natur zu sehen und sie zu studiren, erwecken könnte, die Werke der berühmtesten neuen Schriftsteller in diesem Fache zu Rathe gezogen; man kann unser Jahrhundert ein erleuchtetes Jahrhundert nennen, und besonders nähern sich die Physik und die Naturgeschichte mehr, als eine iede andere Wissenschaft, der Vollkommenheit. Die Collection der Academie zu Dijon, die allgemeine Historie der Reisen, rc. und die Schriften des erhabenen Geschichtschreibers der Natur sind die Hauptquellen, woraus ich geschöpfet habe. Ich habe allezeit die Gewährleistung von den Factis angeführet, und wo ich ihre eigenen Worte anführen muste, weil ich keine andern finden konnte, welche die Sachen so gut ausgedruckt hätten, als sie es gesagt haben, da hab ich gemeiniglich die Citationen mit Sternchen angezeiget. Diese Handlung der Rechtschaffenheit und

unter einer sichtbaren Würkung eines materielen und mit Verstand begabten Wesens verborgen wäre, und daß dieses Wesen seine Glückseligkeit nur in der Sorgfalt für die Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts finden könnte. Welche Creatur, ausser dem Menschen, war einer so wichtigen und erhabenen Beschäftigung fähig? Je besser er sie ausübet, desto glücklicher ist er. — — Er kann diese Pflicht nicht besser erfüllen, als wenn er die Ordnung unter den Thieren, unter den Pflanzen und selbst unter den Mineralien immer wieder herstellet, als wenn er in den drei grossen Abtheilungen der Natur neue Verbindungen machet, wenn er auf der einen Seite zusezet, auf der andern wegnimmt, und die Erde verschönert und angenehmer machet; alles dieses können die Menschen nicht anderst thun, als wenn sie sich in zahlreiche Gesellschaften vertheilen, und sich die Feldarbeit angelegen seyn lassen. Der Mensch kann also nur auf dem Lande vollkommen glücklich seyn. — — Könnte doch ein ieder von dieser Schlußfolge überzeugt werden!

Den Personen also, die sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigen, eigne ich dieses Werk zu, ihnen suche ich absonderlich zu gefallen, denn sie können mich am ersten mit Nuzen lesen. Meine ordentliche Sprache, die wenigstens wegen ihrer Simplicität, die Sprache der Natur ist, kann ihnen nicht fremd seyn, aber sie ist es den meisten Einwohnern in den Städten; meine Leser mögen sich aber in der Stadt oder auf dem Land aufhalten, so können sie sich mit diesem Werke Vergnügen und Nuzen schaffen. Der mehr oder weniger lebhafte Eindruck, den folgendes Gemählde auf seine Seele machen wird, kann ihn bestimmen, weiter zu lesen, oder aufzuhören.

Was muß die Erde und der Himmel für denienigen für ein Schauspiel seyn, der es zu geniessen weiß,

nem-

nemlich für einen Menschen, welchen nüzliche Unglücksfälle oder eine gute Erziehung geschickt gemacht haben, sich selbst zu geniessen. Der Bewohner einer Gegend, die über dieienige erhaben ist, wo sich Wolken und Ungewitter zusammen ziehen, bringt fern von der grossen Welt ruhige Nächte und glückliche Tage hin; alle Morgen scheinet ihm die Aurora Nachricht zu geben, daß sie izt den Schleier der Nacht zerreisse, und sein Erwachen erwarte, um die Thore des Morgens zu öfnen. Die ersten Strahlen des Lichts stossen sanft an seine Augen; auf die Gegenstände um ihn her wirft er schon lachende obgleich noch verwirrte Blicke; er eilet das neue Leben der Natur und sein eigenes zu geniessen. Wenn der Himmel schon azurblau ist, wenn das Gestirn, welches uns erleuchtet, maiestätisch über unsern Gesichtskreis herauf steigt, und anfängt über die Ebenen lange Schatten von den Hügeln zu verbreiten, und ihr goldnes Licht mit dem glänzenden Grün der Blätter, die noch mit den Dünsten der Nacht bedecket sind, zu vermischen; so betrachtet und bewundert er dieses prächtige Gemählde, er vergisset, daß er es erst gestern gesehen hat. Um den Schauplaz noch grösser zu machen, steiget er auf den nahen Berg, hier stellen sich seinen Augen nach und nach und fast zu gleicher Zeit tausend neue Gegenstände dar. Er siehet unter sich einen Wald, dessen Bäume die Aeste ineinander schlingen, und einige gegen den Himmel erheben, um seinen fruchtbaren Einfluß zu empfangen, andere wie eine Laube gegen die Erde neigen, um eine angenehme Kühle zu unterhalten; er siehet an dem Fusse des Berges einen Bach, der einen Theil desselbigen einschliesset, sich durch eine grosse Krümmung entfernet, und durch eine andere wieder nähert, sich durch eine Ebene schlängelt, und sich bald verbirget, bald wieder zum Vorschein kömmt. Hier ist sein lauffender Cristall nur mit Sand und einer schwarzen Erden umgeben, in einer etwas weitern Entfernung breitet

tet er sich in einer Wiese aus, in einer mit Blümen geschmelzten Weide, die er fruchtbar machet und schmücket, und die ihm auch wieder einen neuen Glanz verschaffen. Hügel, Gebüsche, Dörfer, eine weit entlegene Stadt, alles dieses bezaubert ihn, erhebet seine Seele und erfüllet sie mit Heiterkeit und reinem Vergnügen, welches sich über alle Augenblicke dieses Tages verbreitet, der den folgenden Morgen aus eben derselbigen Ursache wieder hervor kommen wird.

Er steigt von dem Berge herunter, besorget sein Haus, seinen Garten, und die kleinen Arbeiten, unter welchen sein Leben in Unschuld und Glückseligkeit dahin fliesset. Ist nicht der Bach, den er eben bewundert hat, ein Sinnbild davon?

Alles hält ihn auf seinem Wege auf, alles zeigt ihm neue Wunder und neue Vergnügen. Eine Pflanze, eine Blume, ein Insect, ein Sandkorn, alles gibt ihm zu besondern Bemerkungen Gelegenheit, angenehme Gegenstände zum Nachdenken, es ist nichts, das ihn nicht zu Gott leitete: er beschauet ihn, er betet ihn an, er kömmt endlich wieder auf sich selbst, und dieß thut er allezeit mit Vergnügen, er hat nicht Ursache sich vor sich selbst zu verbergen, sein Herz ist rein.

Das furchtsame Wild, das er vor sich fliehen sieht, erwecket kein Verlangen in ihm, er hat sein Vergnügen an einer unschuldigern Jagd; ein Schmetterling, dem die kühle Nacht seine Flügel benezet, und die Sonne noch nicht getrocknet hat, flattert mühsam herum, er verfolget ihn, holt ihn ein, haschet ihn ganz gelinde, um den kostbaren Staub, womit seine Flügel übersäet sind, nicht abzustreiffen, und trägt ihn nach Hause. Ein Künstler komme und zeige ihm die schönen Stoffe, die er bereitet, er zeigt ihm einen Schmetterling und machet ihn schamroth.

Den übrigen Tag ist er theils mit seiner Hände Arbeit, theils mit Lesung ergözender und nüzlicher Bücher beschäftiget; die Bücher, welche ihn auf den Schauplaz der Natur führen, machen ihm das meiste Vergnügen; auf seinen Spaziergang hat er einen schönen Winkel der Erde gesehen, aber er hat nur einen gesehen, seine Bücher haben die ganze Welt vor seinen Augen vorüber geführet.

Sein Lustwandeln ist des Abends eben so schön, als des Morgens, er gehet in den Wald, den er des Morgens unter seinen Füssen gesehen hat; der Schatten, die Kühle, die feierliche Stille laden ihn zu ernstlichen Betrachtungen ein; seine Verwunderung ist nur stumm, aber sie ist deswegen nicht weniger lebhaft. Wenn er diese angenehme und prächtige Sicherheit, die reine Luft, welche er athmet, die zärtlichen Töne der Nachtigall, welche die Echo aus Furcht sie zu schwächen, nicht zu wiederholen waget, wenn er alles dieß mit der Finsterniß, mit den warmen und dicken Dünsten, die man in den Versammlungen der Stadt angenehm findet, vergleichet, so wird er so selten dahin gehen, als ihm möglich ist.

Dann gehe er aus dem Walde heraus und folge dem Bache, und gehe durch die Thäler, die ihn einschliessen, durch das Blöcken der Heerden herbei gezogen sehe er sie unter ihr Dach gehen, er sehe die Lämmer hinter ihren Müttern her hüpfen, er sehe die Menschen und die Thiere vergnügt von der nüzlichen Arbeit des Feldbaus in die Arme des Vergnügens und der Ruhe eilen: so wird er die Vorsicht preisen, daß sie alles so weislich geordnet hat; und wie er sein Glück darin findet, daß er der allgemeinen Ordnung folget, die er niemals umkehret, so wird er auch wieder nach seiner niedrigen und stillen Wohnung gehen, und darin

ein eine ruhige Nacht hinbringen, und den folgenden Morgen wieder einen glücklichen Tag anfangen.

Aber ich habe ein getreues Gemählde versprochen, wir wollen also nichts vorbei lassen. Morgen wird vielleicht ein finsterer, ein trauriger Tag seyn, für den Weisen gibt es keine solche Tage, er glaubt, daß der Regen für die Pflanzen und für ihn gemacht sey; alle Zeiten sind ihm ebenfalls gleich: er liebet die Spaziergänge im Winter, weil sie auch ihre Reize für einen Menschen haben, den die Weichlichkeit gegen die Eindrücke der Luft nicht zu empfindlich gemacht haben. Seine Einbildungskraft, welche durch nichts beunruhiget, durch nichts in eine heftige Bewegung gesezt wird, zeigt ihm die Blumen unter dem Schnee, der sie bedecket. Die Heiterkeit seiner Seele ersezet die Schönheit der Natur; ein Liebhaber kann seine Blicke nicht von dem kalten und entseelten Leichnam eines geliebten Mädchens abwenden, sollte der Liebhaber der Natur weniger empfindlich seyn, da er versichert ist, daß sie bald wieder mit aller Anmuth und mit allen Reizen der Jugend aufleben werde?



Summarischer Innhalt.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

)(Zweyte

Zweite Abtheilung.

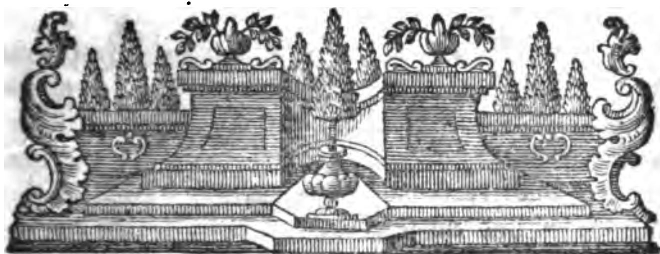
Die

Der

Nachricht an den Buchbinder.

Diejenigen Kupfer wo die Pagina beigestochen ist, werden an ihren gehörigen Ort gebunden. Die übrigen neun Kupfertafel, kommen zu Ende dieses ersten Bandes nach der angezeigten Nummer, so, daß man sie heraus schlagen kann.





Einleitung
in die Naturgeschichte der Thiere.



Eines der schönsten Gemählde in der neuerschaffenen Welt ist ohnstreitig der erste Mensch, der über sein Daseyn erstaunt und vergnügt ist, der alles, was seine Sinnen und sein Herz fassen können, für so viel Theile von sich selbst hält; und das ist die ganze Natur. Aber der Hauptgegenstand seines angenehmen Erstaunens ist die lebende Natur. Alle lebendige Geschöpfe stellen sich ihm dar. Einige kommen kriechend, ihm die Füsse zu küssen, andere hüpfen, laufen, und machen ihre Bewegungen mit der angenehmsten Leichtigkeit, noch andere versuchen ihre Flügel, und vereinigen mit dieser sanften Bewegung die lieblichsten Töne. Auch selbst die Fische spielen vor ihm auf der Oberfläche des Wassers. Alle beeifern sich um die Ehre, ihn zu vergnügen und ihm zu gefallen. Sie haben ein Vergnügen, sich einem Herrn zu unterwerfen, der ihnen so erhaben und göttlich scheinet.



Seine Seele kann das Vergnügen nicht aushalten, das sie empfindet, er siehet, daß er der Gegenstand einer allgemeinen Freude ist, und dieses schmeichelt ihm um so vielmehr, da ein ieder von seinen Bewunderern selbst verdienet, bewundert zu werden. Glücklich sind die starken und empfindsamen Seelen, welche die Natur noch sehen können, wie er sie gesehen hat! Sie allein werden in ihr Heiligthum gelassen und betrachten ihre unendlichen Wunder ohne Hinderniße.

Man kann die Welt als ein Ganzes betrachten, oder als ein einziges Wesen, das aus zwei Elementen zusammen gesetzet ist, nemlich aus einer lebenden und aus einer todten Materie. Die verschiedene Vereinigung dieser beeden Materien bringet alle mögliche Wesen hervor, und alle sind folglich nichts anders als Individua, welche zu dem grossen und einigen Geschlecht, nemlich zu dem allgemeinen Wesen gehören. Die lebende Materie ist in unendliche beinahe unempfindbare Theilchen getheilet, die aber in beständiger Bewegung sind, und die wir organische Theile nennen. Diese Theilchen drängen sich beständig zwischen die kleinen Körper von verschiedenen Gestalten, aus deren Vereinigung die ganze Masse der todten Materie gebildet wird.

Wenn wir dieses System annehmen, welches mit der beständigen Veränderung, die wir an allen sichtbaren Wesen sehen, übereinzukommen scheinet, so können wir uns die drei Reiche, oder Familien der Natur unter dem Sinnbild einer Pyramide vorstellen, deren Fuß aus Mineralien, die Mitte aus Pflanzen und die Spitze aus Thieren bestehet. Diese leztern haben von dem Schöpfer einen Geist des Lebens empfangen, der

sich



sich, aber immer in einem geringern Maase, auf die Pflanzen, ia auch auf die Mineralien erstrecket.

Der Urheber der Natur hat die Individua der drei Reiche so organisirt und gebauet, daß die Thiere viele organische Theilchen, die einen solchen Lebensgeist in sich haben, annehmen können, da die Pflanzen nur einen geringen Theil und die Mineralien fast gar nichts davon fassen. *)

Wir wollen zu dem grossen Werk der Schöpfung hinaufsteigen; wir wollen es wagen ehrerbiethig, aber mit einer gewissen Kühnheit dahin zu schauen. Wir dürfen uns nicht fürchten, daß wir in die Geheimniße der Gottheit dringen wollen; wir wollen Kinder seyn voll Liebe und Erkenntlichkeit, die sich ihrem Vater nähern wollen, da er sie so zärtlich einladet.

Gott ist die Weißheit, die Allmacht, die Ordnung. Da er die Weißheit ist, so hat der Plan, oder das innere Model von dem, was er hervor bringen sollte, so einfach seyn müssen, als möglich war, die Weißheit vermeidet alle Verwirrungen, die Mehrheit der Ursachen und der Würkungen: als die Allmacht hat er seine Werke auf die möglichste einfache Art ausführen müssen, man gebraucht nicht gerne viele Werkzeuge, wenn man alles mit einem einzigen verrichten kann: als die Ordnung muste er die einfachste Verbindung und Verhältniße unter seinen Werken machen: wenn er es nicht gethan hätte, so würde es ihm entweder an Weißheit, oder an Macht gefehlet haben. — „Die Werke

*) Wenn ich sage, daß Gott die Thiere organisirt, gebauet hat, rc. so darf man nicht glauben, daß es seiner Weißheit oder seiner Allmacht eine Anstrengung gekostet habe, alles das war eben so leicht gemacht, als der Kork auf dem Wasser schwimmt und das Blei zu Boden fällt.



„ ke der Natur, sagt Hr. Bonnet, sind nicht verschie„ dene Züge eines Rißes; es sind nur verschiedene „ Puncte eines einzigen Zuges, der durch seine unendlich „ abwechslenden Verwicklungen vor den Augen des er„ staunten Cherubims die Gestalten, das Ebenmaas und „ die Verkettung aller irdischen Wesen zeichnet. Die„ ser einzige Zug macht den Umriß von allen Welten; „ selbst der Cherubim ist nur ein Punct davon; und die „ anbetenswürdige Hand, die diesen Zug machte, weiß „ allein die Art, ihn zu beschreiben." *)

Aus diesen Gründen, die wir fest gesezt haben, erhellet, daß alle Wesen eine gewisse allgemeine Gleichheit unter einander haben müssen, welche die Einheit des Entwurfs und der Handlung anzeiget; und daß sie zugleich unendlich in ihren Gestalten abwechseln müssen, weil die Weißheit und die Allmacht sehr einfach, sehr reich und sehr prächtig in ihren Werken seyn muß. Es folgt auch aus den nemlichen Gründen, daß die Verbindung und Verhältnisse unter allen Wesen aus ihrem Ganzen, nemlich aus der ganzen Welt eine unendliche Kette formiren, die beständig in Bewegung ist, aber deren Glieder sich niemals in einander verwickeln oder durchkreuzen, dieses ist die Hauptsache der Ordnung, dieses bringt die Harmonie in dem ganzen Weltgebäude hervor.

Aus der erhabenen und unveränderlichen Simplicität, nach welcher bei der Schöpfung alles angeordnet wurde, folget, daß ein iedes einzelnes Wesen ohngefähr eben so gebildet und zusammen gesezt seyn müsse, als der ganze Weltbau: so sehen wir daß die Geseze der Würkung und Gegenwürkung, des Gleichgewichtes, der bewegenden Kräfte rc. in den kleinsten Theilen

*) Contemplation de la Nature, Th. VIII. Cap. 17.



len eines jeden Wesens eben so unveränderlich beobachtet werden, wie bei den ungeheuern Kugeln, welche die Glieder des unbegränzten, unendlichen *) Körpers sind, den wir das Weltgebäude nennen; daher kömmt es, daß ein jedes Individuum aus den dreien Reichen mehr oder weniger deutlich die Trägheit der Mineralien, die langsame Bewegung der Pflanzen und die lebhafte Bewegung der Thiere in sich begreifet, sie sind ordentlicher Weise ohngefähr eben so bei einem jeden vereiniget, wie bei der allegorischen Pyramide, von der wir oben geredet haben. In der That verhalten sich die leichtesten und geschicktesten Bewegungen der Füsse und anderer Theile der thierischen Körper, gegen den Kopf hinauf, zu der Bewegung der Nerven, die ihren Ursprung im Gehirne haben, eben so, wie das Mineral- und Pflanzenreich zu dem Thierreiche. So verhält sich auch die langsame und kriechende Bewegung der Wurzeln bei den Pflanzen zu der angenehmen und leichten Bewegung der Zweige an ihren Gipfeln. Wenn man alle Mineralien, die ganze todte Materie, die nur eine einzige Masse, eine dicke Rinde ausmachet, betrachtet, so wird man finden, daß die Oberfläche der Erde, in Ansehung der Abwechslung, der Bewegung, der beständigen Veränderung der Gestalten eben das gegen den Mittelpunct ist, was die Thiere gegen die Mineralien sind. — Wollet ihr euch mit euern Augen davon überzeugen? Gehet in die tiefen Hölen der Erde,

*) Das Unendliche ist nur in Gott und sonst nirgends, aber es ist ein Wort, um der Schwachheit unsers Geistes und unserer Einbildungskraft aufzuhelfen, die wenn sie durch Eigenliebe geleitet werden, sich leicht bereden, daß die Dinge, wovon sie die beiden Extremitäten nicht einsehen können, in der That weder Anfang noch Ende haben.



de, steiget in ihre Abgründe hinunter; da herrscht eine beständige Finsterniß und Ruhe, alles ist todt; wenn das Stillschweigen manchmal unterbrochen wird, so geschiehet es durch das furchtbare Geräusch eines Wasser- und Feuerstroms, wenn die Finsterniß manchmal einen Augenblick erhellet wird, so geschiehet es durch den flüchtigen Schein eines entzündeten Harzes; wenn ihr in diesen Hölen, in diesen Abgründen, ein lebendiges Wesen antreffet, so ist es fast allezeit ein abscheuliches und kriechendes Ungeheuer, das, wenn ich mich so ausdrücken darf, wider Wissen und Willen der Natur entstanden ist. Manchmal werdet ihr zwar Grotten von einer erstaunlichen Weite finden, deren hohes Gewölbe mit Eis überzogen ist, und wie ein diamantener Himmel auf goldenen Pfeilern zu ruhen scheinet; dieses sind glänzende und sterile Materien, welche nicht bestimmt sind, die Erde zu zieren, sondern sie zu unterstützen. Ferner werdet ihr Bänke von Stein und Kreide finden, die oft durch Felsen unterbrochen werden, entsetzliche Trümmer von der ursprünglichen Structur unsers Erdballs: alles dieß ist auf gut Glück hingeworfen und formiret ein prächtiges Schauspiel, welches seine Unregelmäßigkeit noch ansehnlicher machet. — Dieses kann man nur bei dem blassen Schein einer Fackel oder eines unterirdischen Feuers sehen; aber überall ist auch Nacht, überall ein düsteres Schaudern, eine tödtende Kälte. — Steiget wieder zu der Oberfläche der Erde heraus, alles fängt an, helle zu werden und sich zu schmücken, ie näher man herauf kömmt, und ihr werdet endlich ihren Schoos mit reitzenden, belebten und ins Unendliche abwechselnden Werken bedeckt finden.

Ich hatte also Grund zu behaupten, daß der Mittelpunct der Erde gegen ihre Oberfläche das ist, was

die Mineralien gegen die Thiere sind, und daß die Natur hierin, wie in allen ihren Werken, der einfachen und unveränderlichen Ordnung folget, die ich unter dem Bild einer Pyramide vorgestellet habe. Dieses ist also eines von den ersten Gesezen der Natur, daß in allen Wesen zusammen, und in einem ieden ins besondere, die mehr oder weniger rohe Materie, als der Grundstof, eine gewisse Menge von mehr belebter Materie enthält, als diese oder iene; eine andere ist noch besser organisirt und hat noch mehr Leben.

Man muß aber dem ohngeachtet nicht glauben, daß diese Ordnung allezeit so genau beobachtet wird, daß nemlich die erste und untere Schichte unter der andern sey, und diese unter der dritten; man darf sich folglich auch nicht vorstellen, daß die Kraft der Bewegung von unten aufstuffenweis in die Höhe gehe. Denn in dem menschlichen Körper kann man z. E. die Beine als die rohe und mineralische Natur ansehen; das Fleisch, die Nägel, die Haare ꝛc. als die vegetabilische; das Blut, die Nerven, die Muskeln ꝛc. als die belebte. — Uebrigens hebt diese Bemerkung dieienige, welche ich oben gemacht habe, nicht auf, daß in einem ieden Wesen die Kraft der Bewegung und des Lebens *) von dem Grund bis zu dem Gipfel beständig wächset; denn die drei Materien können in die allgemeine Verbindung der meisten Körper verwebt seyn, aber sie sind es auf eine solche Art, daß die lebendige Materie allezeit in einem grössern Maase in der obern Extremität, als in der untern ist.

Wenn es Enthusiasmus, und ich darf auch sagen, Fanatismus ist, der die Seele in der That erhebet, so

*) Ich verstehe hier durch die lebende Kraft oder lebendige Eigenschaft den Grund der Bewegung und der Handlung.



ist es gewiß der, den die Natur, unter grossen Aussichten betrachtet, einflösset. — Ja, der Bewunderer, der Liebhaber der Natur, wird auch allezeit durch eine nothwendige Folge ein Liebhaber und Bewunderer der Wahrheit und der Tugend seyn. Wir sind nur deswegen niedriger als die himmlischen Wesen, weil wir die Natur und ihren Urheber nicht so brünstig und so heftig lieben, wie sie.

Nachdem wir die drei Reiche, oder Familien der Natur aus einem einzigen Gesichtspunct betrachtet haben, so kommen wir wieder auf das Thierreich, welches der Gegenstand dieses Werkes ist.

Die freiwillige Bewegung, die Gabe zu fühlen und zu handeln, mit einem Wort, die Seele ist ein beständiger Ausfluß der Gottheit, ein Hauch Gottes; dieser Hauch hat das erste Leben in die ersten Wesen verbreitet, und das Leben hat niemals aufgehöret, und wird niemals aufhören auf diejenigen Wesen fortgepflanzet zu werden, die in der Folge seyn werden.

Diese Seele, von welcher ich iezt reden werde, ist den Thieren ja so gar auch den Pflanzen, bis auf einen gewissen Punct, gemein; nemlich das Vermögen, sich zu bewegen, zu empfinden, zu leben, rc.

Aber die Seele des Menschen ist von einem weit höhern Range, sie leitet in uns den Instinct eben so unumschränkt, als Gott die Welt regieret. Sie giebt diesem Instinct *) Licht und Kräfte, den wir mit den Thieren gemein haben: sie lehret uns, die Körper zu beob-

*) Man könnte in uns unterscheiden die irdische Seele, oder den Instinct und die himmlische Seele, oder das Vermögen zu denken: diese übt öfters über die andere eine tyrannische Herrschaft aus, sie sollte sich nur mit erhabenen Betrachtungen beschäftigen.

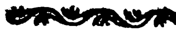
beobachten, die uns umgeben, und zu verhindern, daß sie uns nicht schaden, ja, daß sie selbst zu unserm Vortheil dienen müssen; dieses hat der Kanzler Bacon mit folgenden Worten sehr nachdrücklich gesagt: insolentias materiae coercet. Aber es geschiehet öfters, daß sie, durch unglückliche *) Leidenschaften verblendet und gequälet, sich vergisset, oder gleichsam verschwindet, und uns nicht nur dem Instinct überlässet, sondern auch den heftigsten Gemüthsbewegungen blos stellet, die uns und alles, was um uns ist, in den Abgrund stürzen. — Kostbares Geschenk, das in uns denket, die Welt erkennt, zergliedert und beinahe beherrschet, warest du uns denn zu einem so unglücklichen Endzwecke gegeben!

Im Anfang dieser Einleitung haben wir bereits bemerket, daß es zwischen den Thieren und Pflanzen mehr empfindbare Verhältniße gebe, als zwischen diesen beeden und den Mineralien, ob schon diese drei Reiche einander berühren, und die Grenzen, die sie von einander scheiden, — absonderlich die zwei erstern — fast unbemerkbar sind.

Das Vorbild oder Model der Schöpfung muste sehr einfach seyn, weil es die Weisheit und Ordnung also haben wollen; und die Allmacht muste die Gestalten der Wesen ins unendliche abändern, ohne sich in der Hauptsache von dem einzigen Model zu entfernen. Hier-

gen, mit der Hoheit Gottes, mit den Schönheiten der Natur und mit den leichtesten Mitteln dasienige ohne Ausschweifung und Verwirrung zu vervielfältigen, was zum Glücke einzelner Menschen und auch zugleich der ganzen Gesellschaft etwas beitragen kann.

*) Nur der Keim zu diesen Leidenschaften liegt in der Natur, ihren Wachsthum haben sie den Vorurtheilen und Irrthümern einer übel angeordneten oder schlecht verwalteten Gesellschaft zu danken.



aus folgt, daß zwischen den Thieren und Pflanzen kein wesentlicher Unterschied statt finde; und wir wollen beweisen, daß würklich keiner da ist. Wenn man das Thier- und Pflanzenreich durch viele Kennzeichen von dem Mineralreich unterscheiden kann, so geschiehet es daher, weil dieses der erste Stof zu den zwei andern ist, und weil die ohngefähre Vereinigung dieser Materie nichts hervorbringen kann, das eine genaue äusserliche Gestalt hätte, noch viel weniger den organischen Bau eines Thieres oder einer Pflanze; und doch erwartet ein ieder Theil von eben dieser Materie nur, bis er von einem lebenden Theilchen in Bewegung gesezt werde, um sich mit ihm zu vereinigen und ein Thier oder eine Pflanze zu bilden.

Wir können also nur zwischen den Thieren und Pflanzen eine Parallele ziehen. Nun beweißt man aber, daß zwischen beeden kein wesentlicher Unterschied sey, daß sie die Natur durch fast unbemerkbare Schattirungen mit einander verbunden habe. Wenn man z. B. die Auster, oder sonst eine Thierpflanze (Zoophyte) als das lezte und am wenigsten organisirte Thier ansehen wollte, und die Sensitiva als die erste und am besten organisirte Pflanze, so wird man sehen, daß die Auster einer Pflanze und die Sensitiva einem Thiere nahe komme, und daß folglich die Extremitäten dieser zwei Reiche einander berühren.

Wenn man diese Wahrheit einsiehet, so hat man schon ein sehr deutliches Verhältniß zwischen den Thieren und Pflanzen gefunden. Nun wollen wir die vornehmsten Unterscheidungszeichen, die man zwischen ihnen zu seyn glaubt, aus dem Wege räumen, und uns vollends überzeugen, wie sie sich einander nähern, ia wol gleichartig sind.



Hr. von Buffon und Hr. Bonnet haben vieles Licht über diese Materie verbreitet, und dieses sind Worte des leztern: „Man kann nicht genau bestimmen, wo das Pflanzenreich aufhört und das Thierreich anfängt.“ Dieses ist eine Folge von der stuffenweisen Fortschreitung, die der Urheber der Natur in allen seinen Werken beobachtet hat.

Weder das mehr oder weniger Einfache in dem organischen Baue, noch die Art zu entstehen, sich zu erhalten, zu wachsen und sich zu vermehren, noch die Kraft, sich von der Stelle zu bewegen *) geben hinlängliche Merkmale an die Hand, diese zwo Reihen von Wesen genau von einander zu unterscheiden. Es giebt Thiere dessen Bau eben so einfach zu seyn scheinet, als der Bau der Pflanzen.

Was das Korn und der Keim bei der Pflanze sind, das sind das Ei und der Embryo bei dem Thiere.

So wol die Pflanze als das Thier wachsen durch eine unmerkbare Entwickelung, welche die Nahrung ver-verursachet.

Die Materien, welche durch den Nahrungssaft so wol in die Pflanze als in das Thier kommen, werden darin auf eine gleichförmige Art zubereitet. Ein Theil erhält die Natur dieser Dinge, das übrige wird durch die ordentlichen Gänge ausgeführet.

Es ist bei den Pflanzen, wie bei den Thieren ein Unterschied des Geschlechts, und dieser Unterschied hat bei den erstern eben die wesentlichen Würkungen, als bei den leztern.

Einige

*) Das ist, die fortschreitende Bewegung, oder das Vermögen zu gehen, welches in der That nicht allen Thieren gegeben ist, als der Auster, dem Polyp rc.



Einige Arten von Thieren vermehren sich durch Ableger und Nebensprossen. Man kennet endlich auch einige, welche, wie die Pflanzen, ihre ganze Lebenszeit auf einem Plaße befestiget hinbringen.

Ein Kennzeichen, welches dem Thiere ganz eigen zu seyn scheinen möchte, könnten die Nerven seyn. Allein dieser Character mag noch so unterscheidend seyn, so wird man doch nicht ohne Verwegenheit behaupten können, daß er keine Ausnahme leide.

Man könnte beweisen, daß die Pflanzen eine Art von Empfindungsvermögen haben, wie die Thiere von der untersten Classe, und daß sie also in ihrer Organisation etwas haben, das den Nerven gleich kömmt, wo dieses Vermögen in den Thieren seinen Siz hat. Ohne hier von der Sensitiva zu reden, die man furchtsam und modest heissen kann; scheinen nicht alle Blumen das Angenehme der Wollust zu empfinden, dessen Sinnbild sie sind? Betrachtet sie frühe bei dem Aufgang der Morgenröthe, sie sind frisch, lachend, ia man könnte sagen, sie verlangen, sie ruffen die ersten Strahlen der Sonne: bald schwingen sich diese über den azurnen Vorhang herauf, der sie verbarg, die Blumen öfnen sich, um sie einzunehmen, und sich von ihnen durchdringen zu lassen. Die Hiße nimmt, ohngeachtet der Zephyre, die sie mäßigen, nach und nach zu. Dann erst überlassen sich die Blumen einer schmachtenden Wollust; sie können ihre Blätter nicht mehr aufrecht halten, sie übergeben sich einem ausschweifenden Vergnügen. Wenn sich endlich die Sonne unvermerkt entfernet, so werden sie nach und nach wieder frisch und bekommen ihre Stärke wieder, um sie des folgenden Tages eben so angenehm wieder zu verlieren. — Wenn dieß

alles

alles keine Empfindung ist, so kommt es ihr doch sehr nahe.

Ich will mich nicht bey den übrigen Verhältnißen, die sich zwischen den Thieren und Pflanzen befinden, aufhalten, ich will hier nur bemerken, daß diese, als die weniger vollkommenen, den erstern untergeordnet, und vielleicht nur zu ihren Gebrauch bestimmet sind. *) Es giebt vielmehr Thiere, als Pflanzen, ob sich gleich diese leichter und in grössern Ueberfluß vermehren, als jene. Gott hat ohne Zweifel gewollt, daß das eigentliche Leben, die Kraft zu handeln immer keimen und sich fortpflanzen soll: in dieser Absicht hat er auch gewollt, daß nicht mehr Pflanzen da seyn sollen, als zum Gebrauch der Thiere nöthig sind; und damit die Pflanzen nicht in so grosser Menge nöthig wären, so musten viele unter den Thieren fleischfressend seyn, welches man vor allen an den Fischen sehen kann. Für diese ist dieses aber auch am nöthigsten, weil es schwehrer ist, daß sich die Pflanzen auf dem Boden des Wassers vermehren, als auf der Oberfläche der Erde; den Fischen würde es also an Nahrung fehlen, wenn sie keine andere, als von dem Pflanzenreich hätten.

Alles in der Welt ist harmonisch, denn alles ist in derselbigen die Würkung der ewigen Ordnung, die Gott selbst ist. Man könnte diese Harmonie, wiewol nur sehr schwach also vorstellen: wenn man die Pyramide, von welcher ich geredet habe, in horizontale Schichten

*) Wenn ich sage, daß sie zum Gebrauch der Thiere bestimmet sind, so muß man das nur von einer bedingnisweisen Bestimmung verstehen. So ist eine Kornähre, eine Kohlstaude, ein Apfel anfänglich bestimmt zu seyn, einen Augenblick auf dem Schauplaz der Natur zu erscheinen, und dann, wenn es nöthig ist einem hungrigen Thiere zur Nahrung zu dienen.



ten nach den natürlichen Absätzen der sieben Grundfarben theilte. Dieses würde ein Versuch einer optischen Harmonie seyn: der P. Castel, ein Jesuite, hat einige Versuche in dieser Art gemacht, die ihm nicht völlig geglücket, aber vielleicht auch nicht so unvernünftig sind, als einige geglaubt haben. — Ich werde in der Geschichte des Menschen, unter dem Artickel vom Geschmack, eine musicalische Eintheilung des Geschmacks und Geruchs anführen, die sich der Verfasser von der Chymie des Geschmacks und des Geruchs eingebildet hat. — Was die Alten von der Harmonie unsers Planetensystems *) geglaubt haben, war auch eine so grundlose Einbildung. Sie haben sich ohne Zweifel wegen des vermeinten Concertes der Planeten betrogen, aber die musicalische Harmonie ist nicht die einzige, es gibt noch andere von einer weit höhern Art. Die ungeheure und maiestätische Bewegung der Welten, der allezeit ruhige Zustand einer grossen Seele sind Accorde einer stillen aber erhabenen Harmonie. Als etwas sehr harmonisches muß man auch ansehen die schöne Simplicität und das richtige Ebenmaas, welche das gröste Verdienst der besten Kunstwerke sind.

Wir haben die Verhältnisse, welche die Pflanzen und Thiere gegen einander haben erwogen. Wir wollen izt nur flüchtig betrachten, auf welche Art und Weise sie wachsen, und sich fortpflanzen.

Als ein sinnliches aber sehr unvollkommenes Beispiel der Nahrung und Entwicklung der Thiere könnte man die Schwehre von den groben Theilen der Pflanzen ansehen, die aus kleinen runden und concentrischen Gefässen zusammen gesetzet sind. Das kleinste von die-

sen

*) S. in den Pensées de Ciceron des Hrn. Abt d'Ollivet den Traum des Scipio.

sen Gefässen fügt sich in ein anders etwas grössers, dieses in ein drittes, und so fort bis auf das lezte, und alle mit einander machen nur eines aus. So sind ohngefähr die kleinen Cubus bei einem Salz- oder Sandkorn in einander geschlossen, oder die Cirkel in einem Baum, wenn er horizontal entzwei geschnitten wird, welche wenigstens ohngefähr, den jährlichen Wuchs anzeigen. Allein dieß alles ist nur, wie ich bald zeigen werde, eine grobe und nicht hinlängliche Erklärung von der Entwicklung der belebten Körper.

Eine geheime, unbekannte und unbegreifliche Kraft, wovon aber der Grund in der innerlichen Wärme ist, macht, daß der gröste Theil von den Nahrungsmitteln, die wir essen und verdauen, durch die Transspiration und durch andere Reinigungswege aus dem Körper hinaus gestossen wird, indem die übrige organische und lebende Materie in unser Wesen übergehet, sich in alle Theile, daraus es zusammengesezt ist, gleich ausbreitet, eines jeden Natur annimmt und ihn ausdehnet, ohne ihn merklich zu vergrössern.

So bald ein Thier sein bestimmtes Wachsthum *) erreicht hat, welches das männliche Alter genennet wird,

so

*) Hr. von Buffon bemerket, daß das Leben eines jeden Thieres ohngefähr siebenmal so lange dauert, als es Zeit zum wachsen gebraucht hat. Das Wachsthum, die Entwicklung des Menschen geschiehet gemeiniglich in 14 Jahren, also soll er wenigstens 90 bis 100 Jahre leben, und wenn er sie nicht erreicht, so ist es fast allezeit sein Fehler. Die Entwicklung des Menschen sage ich, ist mit dem 14ten Jahre geendiget, das ist, seine Glieder haben die nöthige Festigkeit erhalten, um ein Mensch zu seyn; er wird zwar nach diesem Alter noch grösser und stärker, aber dieß beweiset nur, daß er noch vegetirt. So ist eine aufgeblühte Rose eine Rose, deren Entwicklung vollendet ist, eine vollkommene Rose, sie wird keine neuen Blätter mehr bekommen, aber die Blätter, welche sie schon hat, werden sich noch mehr öfnen und grösser werden, ehe sie abfallen.



so bekömmt es ein Verlangen sich fortzupflanzen. Dieß ist das Hauptwerk der Weißheit, der Allmacht, der Ordnung. Es muste alles fortdauern, alles beständig seine Gestalt verändern, und die lebende und todte Materie muste unaufhörlich vereint und getrennt seyn. Dieses beständige Wunder muste sich ohne Schwierigkeit, ohne Verwirrung, ohne Anstrengung selbst würken; die immer sich verneuerte Ursache der Erhaltung, der Fortdauer der Welt muste ein Bedürfnis und ein Vergnügen für alle Wesen seyn; ein iedes Individuum muste es für sein gröstes Glück halten, den unschäzbaren Schaz des Lebens, den er von seinen Vätern empfangen hat, einer zahlreichen Nachkommenschaft zu überliefern.

Dieses so einfache, so schöne Mittel das Leben fortzupflanzen, verdienet mit einigen Umständen untersucht zu werden. Nichts kann uns alles dasienige, was wir der Natur zu danken haben, mehr fühlen lassen, als eine solche Untersuchung; nichts ist mehr geschickt, uns Empfindungen einzuflössen, welche die Bewunderung, die Ehrfurcht und die Erkenntlichkeit in schönen Seelen hervorbringen können. Ich sage, in schönen Seelen, denn das heilige Geheimniß, welches ich aufdecken will, ist nicht für verderbte Seelen, die sich nur wilden Vergnügungen überlassen. Um würdig zu seyn, auch nur die Oberfläche der Erde und die gewölbten Himmel zu betrachten, um sich von ihren Reizen durchdringen zu lassen, muß man einen ruhigen Geist und ein rechtschaffenes Herz haben; aber hauptsächlich muß man dieses haben, um den innern organischen Bau der lebenden Körper und den Mechanismus ihrer Fortpflanzung zu beobachten. „Man muß seine Seele ganz blos „den Strahlen der Wahrheit darstellen. Vergebens

bemüht

„bemüht man sich, dem Heiligthum der Natur nahezu „kommen, wenn man sich nicht als eine furchtsame Jung„frau bezeiget, mit einer reinen Seele, keuschen Augen „und schamhaften Stirne„ (Disc. für l'étude de l'Hist. Nat. des Hrn. von M. ...)

O ihr Väter und Erzieher *) der Jugend, saget keck zu einem jeden von euern Kindern, wenn ihr die Zeit ihrer vollen Mannbarkeit herbei kommen sehet, und wenn das Verlangen, die Unruhe, das Bedürfniß sich fortzupflanzen anfängt, ihre Sinnen in Bewegung zu sezen. Mein Sohn, du bist izt an dem kostbaren Augenblicke, wo die Natur will, daß du auch wieder **) Vater werdest; dieses ist zugleich der Augenblick, wo deine Leidenschaften, deine Begierden von jeder Gattung, in ihrer grösten Gährung sind. Glaube nicht, was dir die geschmacklosen und thörichten Bücher sagen, die man Romane nennet, oder die schwachen Leute, welche man Verliebte heisset: diese Bücher ver-

*) Ich möchte diese zwo Eigenschaften nicht gerne von einander trennen: man muß seufzen, wenn man bedenket, daß es Väter gibt, unter deren Händen die Erziehung schlecht besorgt ist; man muß seufzen, wenn man siehet, daß Leute, welche an ihre Stelle gesezt sind, kein väterliches Herz für ihre Eleven haben.

**) Montagne eifert in seinem vortreflichen Capitel von dem Unterrichte der Kinder (das 14te des 1ten B.) muthig wider die falsche Zärtlichkeit, daß man einem jungen Menschen von 12 bis 15 Jahren nicht wolle wissen lassen, was die Zeugung sey, und absonderlich, daß man ihnen die Uebel verschweiget, die aus verschiedenen Arten der Ausschweiffungen entstehen, „man lehret uns zu leben, sagt er, wenn das Leben vorbei ist. Hun„dert Schüler haben die V. K. bekommen, ehe sie in ihrem „Aristoteles die Lection von der Mässigkeit studiret haben.



verderben drei Viertheil des menschlichen Geschlechtes, und diese Menschen opfern sich der Eifersucht, der Trägheit, der Verzweiflung und allen Uebeln auf.

Die lebhafte, die feine, die rasende Liebe, welche die ramanen Helden und ihre Nacheiferer ausser sich bringt, ist nichts als ein Hirngespinst, von einer übertriebenen Einbildungskraft erzeuget; aber fürchte sie, du kannst sie nicht genug fürchten; ein Gespenst ist furchtbarer, als ein Ungeheuer, dieses bestreitet man mit Stärke und Muth, aber bei dem andern ist nur ein Mittel, es zu überwinden; man muß sich nicht die Mühe geben, mit ihm zu streiten, man muß sich überzeugen, daß es nicht ist. Das Licht der Vernunft allein kann dich von dem Nichtseyn des Gespenstes überzeugen, ich will dir dieses Licht vortragen.

Die Liebe ist für die Menschen und alles, was Odem hat, das angenehme Bedürfniß etwas zur Fortpflanzung seines gleichen beizutragen; die Höflichkeit, die gesellschaftlichen Tugenden, die wir uns erworben, haben uns auf verschiedene Mittel geführt, die Vergnügungen der Sinnen zu vermehren und vollkommner zu machen. Wir haben dem empfindlichsten, dem lebhaftesten Vergnügen, welches die Liebe ist, alle mögliche Zusäze gegeben, und wir haben ihm mehr gegeben, als nöthig war; wir wollen wieder zur Natur zürück kehren, von der wir zu weit abgewichen sind; glaube mir, mein Sohn, behandle die Liebe als ein reines, angenehmes und vollkommnes Vergnügen, aber betrachte sie nicht als eine freie Gebietherin über dein Glück oder Unglück.

Da die Spartanische Politik, welche unter den Bürgern eine Gemeinschaft fest sezte, bei uns nicht mehr

mehr statt findet, so verbinde dich mit einem eigenen Weibe, wähle eine kluge, ehrbare, arbeitsame und haußhälterische; liebe sie, mache ihr keinen Verdruß, lasse dich zu ihren Schwachheiten herab, ohne dich zu sehr der Gefahr auszusezen, ein Opfer ihres Eigensinnes zu werden, wenn sie einen hat: aber hüte dich wol, eifersüchtig zu seyn, und deine Ruhe von einer Sache abhangen zu lassen, die man niemals gewiß wissen kann. Behandle deine Frau so, daß sie dir, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen, nicht untreu werden kann; sey arbeitsam, aufmerksam, mäßig; sey beständig um sie, trage alle mögliche Sorge für die Erziehung deiner Kinder, und bekümmere dich weiter um nichts.

Wenn ihr euerm Eleven diese moralische Lection vorläufig gegeben habt, so erkläret ihm ohne Umschweife die wunderbaren Mittel, welche die Natur zur Zeugung der Thiere und absonderlich des Menschen anwendet; in allen diesen ist nichts ungeziemendes, nichts unehrbares, wenn wir nur darauf sehen, daß sie sich nicht selbst durch verderbte Sitten beflecken.

„Da der organische Bau des Menschen und der „Thiere, wie Buffon*) sagt, der vollkommenste und „am meisten zusammengesezte ist, so ist auch ihre „Fortpflanzung die schwehrste und am wenigsten zahl„reich; denn ich nehme hier von der Classe der Thie„re diejenigen aus, welche sich, wie die Polype**) in „dem süssen Wasser, die Würmer, x. durch ihre ei„genen abgesonderten Theile fortpflanzen; wie sich die „Bäume durch Ableger fortpflanzen, oder die Kräu„ter durch ihre zerrissenen Wurzeln und kleinen Zwie„beln.

*) S. seine Naturgeschichte.

**) Von diesem sonderbaren Thiere wird in der Geschichte der Insecten geredet werden.



folg gewähret: man findet auch (und das muß seyn, denn die Natur würket nur auf eine Art) man findet in dem Saamensaft der Thiere, so wol weiblichen als männlichen Geschlechts, organische Theilchen, wie in dem Saamen eines Mannes oder eines Weibes.

Berühmte Naturkündiger, als Bonnet, Haller rc. haben nicht einerlei Meinung mit dem Hrn. von Buffon über die Art, wie sich der thierische Keim formiret und entwickelt; welches man in ihren Werken auseinander gesezt finden kann.

Obschon die Zeugung der Thiere im Grunde nicht verschieden seyn kann, das ist, ob sie gleich alle aus Saamen entstehen, wie die Pflanzen, so ist doch in den Behältnißen dieses Saamens, und in der Art seiner Entwicklung eine bewundernswürdige Verschiedenheit.

Man bemerket überhaupt, daß die grossen Thiere weniger fruchtbar sind, als die kleinen; das folgt daraus, weil sie häuffige und grobe Nahrungsmittel zu sich nehmen, in welchen nach Proportion viel weniger organische Theile sind, als man in einer feinern und besser organisirten Materie von gleicher Quantität antrift.*) Da ihnen nun in Ansehung ihrer eigenen Massa, und in Ansehung ihrer Nahrungsmittel eine geringere Quantität von organischen Theilen, als den kleinen Thieren bleibet, so müssen sie also weniger Saamen haben, weniger fruchtbar seyn; übrigens will es auch die Ordnung der Welt also haben. Und in der

Thal,

*) Es gibt unendlich mehr organische Theilchen in den Blumen und Körnern, wovon sich die Vögel und Insecten nähren, als in dem Heu, welches der Ochs verzehret und in dem Fleisch, welches der Mensch isset.

That, alles was die Erde hervor bringt, würde bald verzehret seyn, wenn die Vermehrung der grossen Thiere, welcher sich die andern nicht widersezen können, so leicht und in so grossem Ueberflusse wäre, als die ihrige; oder wenn die grossen Thiere, wenn sie sich auch nicht häuffiger vermehrten, als würklich geschiehet, von Blumen und Körnern, oder vom Blut, Milch ꝛc. lebeten.

Die Thiere, welche aus Eiern entstehen, sind überhaupt viel kleiner, als die, welche lebendig gebohren werden, und vermehren sich auch häuffiger.

Die Thiere von diesen zwo Classen, welche sich sehr vermehren, fangen auch bald an zu zeugen. Sie vermehren sich häuffig, weil sie in ihrer Nahrung viele organische Theilchen bekommen. Aus eben diesem Grunde haben sie deren viele, die sie nicht zu ihrer Unterhaltung und zu ihrem Wachsthume nöthig haben, und das übrige geht in die Zeugunsglieder, welches sie auch alsdann zur Fortpflanzung tüchtig machet, wenn sie erst die Hälfte oder das Vierthel ihres Wachsthums erreicht haben. Der Hahn, das Caninchen, das Indianische Schwein ꝛc. können zum Beispiele dienen. Es gibt absonderlich viele Arten von Fischen, welche sich schon im ersten oder andern Jahre fortpflanzen, ob sie gleich hundert und funfzig Jahre, und drüber leben sollen. *) Man siehet in den Gräben der Schlösser zu Fontainebleau und Chantilly ꝛc. hundertiährige Karpfen, die sich noch fortpflanzen.

*) Sie sind nicht unsterblich, wie Leuwenhök haben will, aber sie leben sehr lange, weil sie nicht, wie andere Thiere auf der Erden, den Abwechslungen und Widerwärtigkeiten der Luft ausgesezet sind. (S. des Canzlers Bacon Tractat von Leben und Tod.



Die vierfüssige Thiere, welche Haare haben, bringen ihre Jungen lebendig zur Welt, und zeugen also weniger, als die, welche mit Schaalen bedeckt sind, denn diese legen Eier, und wir haben schon bemerket, daß die Eierlegenden die fruchtbarsten sind. Die Ottern und die Salamander legen zugleich Eier und werfen Junge, welches auch bei andern Thieren geschiehet.

Die Männchen unter den Fischen bespringen ihre Weibchen nicht, aber wenn diese ihre Eier gelegt haben, so befruchten sie iene durch ihre Milch ausser der Mutter Leibe.

In den Schnecken sind die zwei Geschlechter vereinigt, die Baumläuse haben gar keines, die Polypen und die Würmer der Erde vermehren sich, entweder durch Saamen, wie die andern Thiere, oder durch Theile von ihnen.

„ Fast alle Thiere, ausgenommen der Mensch, *) „ haben alle Jahre ihre bestimmte Zeit zur Zeugung. „ Der Frühling ist für die Vögel die Zeit ihrer Liebe. „ Die Laichzeit der Karpfen und vieler anderer Fische „ ist in der grösten Hize des Jahrs. Die Kazen be„ gatten sich im Monat Jäner, im Monat Mai und „ im Monat September, die Rehe im Monat Decem„ ber, die Wölfe und Füchse im Jäner, die Pferde „ im Sommer, die Hirschen im Monat September „ und October, fast alle Insecten begatten sich im „ Herbste.

Auch die Zeit, wie lang die Weibchen ihre Jungen tragen, ist nach den Gattungen verschieden. Eine Stute trägt ihre Jungen zehn bis zwölf Monate. Die Weiber, die Kühe, die Hirschkühe neun Monate, die

Wölfin

*) Naturgeschichte des Hrn. von Buffon.

Wölfin fünf Monate, die Hündin neun Wochen, die Kazen sechs; die Caninchen dreissig Tage. Die meisten Vögel kommen mit dem ein und zwanzigsten Tag aus ihren Eiern, die Zeisige und noch andere aber mit dreizehn oder vierzehn Tagen.

Man siehet aus diesem Register, daß die grösten, die stärksten Thiere ihre Jungen am längsten tragen, und zwar aus eben der Ursache, weswegen sie wenige zeugen; weil ihnen nemlich von ihrer Nahrung keine hinlängliche Menge organischer Theilchen bleibet, daß das Männchen mehr Junge zeugen, und das Weibchen die Entwicklung derienigen beschleunigen könnte, die es trägt.

Die Zeugung der Saamenthierchen ist eben so abwechselnd, eben so wunderbar als der übrigen Thiere, aber viel schwehrer zu erforschen und zu beobachten, wie man zu Ende der Insectengeschichte sehen wird.

Wenn man die Naturgeschichte mit so viel Einsicht abhandelt, wie Hr. von Buffon gethan hat, so kann man mit der Erklärung der Materie und Gestalt der Erde anfangen. Man kann nemlich zeigen, welches das Wesentliche ihrer Theile ist, woraus sie zusammen gesezet worden, wie sie sich zusammen gefügt haben, was für eine Ordnung unter ihnen herrschet, und wie sie die Kugel, welche wir bewohnen, haben bilden können. Aber diese grosse Gegenstände, welche nur ein grosses Genie begreifen kann, gehören in kein Werk für Anfänger, wie dieses ist; ich würde mich auch vergebens bemühen, mich so hoch zu schwingen. Wir wollen also den innern mechanischen Bau des Schauplazes nicht untersuchen, sondern uns nur bei den Spielern aufhalten, und uns bemühen, allen



möglichen Nutzen daraus zu ziehen, und die Lehren der Weisheit, die uns ein ieder von ihnen nach seiner Art gibt zu unserm Vortheil anzuwenden.

Um einigermassen eine Methode in die Einleitung der Geschichte der Thiere zu bringen, musten wir einige Gründe festsezen, wie sich die drei Reiche der Natur gegen einander verhalten. Wir musten reden von dem organischen Bau der Thiere, *) von ihrer Nahrung oder Entwiklung, und von ihrer Fortpflanzung. Ich habe einen ieden von diesen Artikeln so deutlich abgehandelt, als ich konnte. Izt will ich zu der Geschichte des Menschen fortgehen, dieses wunderbaren Wesens, dessen Oberherrschaft über alle Thiere dadurch allein unwidersprechlich ist, daß sich sein Geschlecht auf der ganzen Erde ohne Hinderniß vermehret, wo alle andere Thiere nur einen kleinen Zwischenraum, ein Punct einnehmen, der ihnen am Tage der Schöpfung angewiesen worden.

Wenn wir einen andern Beweis von der Oberherrschaft und einer gewißen Allmacht des Menschen nöthig hätten, so würde man ihn in folgendem Gemählde finden. Es ist das Werk eines Mahlers, **) der sich manchmal zu sehr seiner Einbildungskraft überläßt, aber der selbst in seinen Abweichungen große Züge zeichnet, und sie wol hinaus führet.

„Ihr

*) Die animalische oder vegetabilische Oekonomie, die man auch Organisation oder organisches System nennet, ist der Bau, die Austheilung, der Mechanismus, und die verschiedene Verhältniße, welche die Theile gegen einander haben, die ein iedes Thier oder Pflanze ausmachen. Ich habe in dieser Abhandlung nur überhaupt davon geredet, aber man wird nach der Geschichte des Menschen einen besondern Artikel über die animalische Oekonomie finden.

**) Der P. Castel, ein Jesuite.

„Ihr fraget mich, (sagt er, indem er von dem
„ Einflusse des Menschen auf die Natur redet,) ob ich
„ im Ernste glaube, daß die Menschen Regen und
„ schöne Zeit machen? Ich will nicht sagen, daß die
„ Menschen dieses alles machen, aber ich glaube, daß
„ sie die Natur sehr darzu veranlassen. — —„

„Ich sehe nicht, wie man zweifeln kann, daß
„ die freien Handlungen der Menschen keinen großen
„ Einfluß auf tausend und zwar sehr beträchtliche Be-
„ gebenheiten haben sollten.„

„Der einzige Canal zu Languedoc, und abson-
„ derlich seine große Behältniße haben die ganze Nach-
„ barschaft umher Ungewittern und Reiffen ausgesezet,
„ die vorher in diesem Lande unbekannt waren. Die
„ Menschen halten kein Register über alles das Son-
„ derbare, was sie in der Natur einführen. Kann
„ man wol zweifeln, daß die Maschine zu Marly und
„ alle Schönheiten zu Versailles die Heiterkeit des
„ Himmelsstriches nur ein wenig verderbet hat? Oefters
„ empfindet man erst mit der Zeit und in entfernten
„ Himmelsgegenden den Einfluß unsers Eigensinnes.
„ Eine neue Quelle, womit Frankreich bereichert wird,
„ kann eine alte in China austrocknen, woran wir
„ nicht einmal denken; dieses ist, wie die Verände-
„ rung, welche die Aderläße und das Schröpfen in
„ Leibsflüssen und Catarrhen verursachen.„

Hier gibt der P. Castel seinem Genie den höch-
sten Flug. Er erweitert diese schöne Vorstellung von
einer Quelle, die in Frankreich zu fliessen anfängt, und
zwar vielleicht auf Kosten einer andern, die in China
vertrocknet. Er sagt: wenn die Aethiopier oder Abys-
sinier sehr grosse Behältniße, wie der See Möris,

aus-



ausgruben, um die Wasser, welche zu der Zeit, wenn der Schnee schmelzt, von ihren Bergen herab laufen, aufzufangen, daß die Wasser den Nilfluß nicht mehr aufschwellten, so würde man die Clima von Aethiopien und Egypten völlig verändert sehen: „und die neuen „Winde, die daher entstehen, werden, sezt er hinzu, „(als ob dieses alles schon geschehen wäre,) vielleicht „mit der Zeit grosse Veränderungen bis in das Herz „von Europa, Asien und in die südlichen Länder „bringen.„

Könnte man nicht in den Bemühungen der Menschen die Ursache der Nordwinde finden, welche im Monat Merz, April und manchmal bis in die Mitte des Mai's in den Französischen Provinzen, welche diesen Winden am meisten ausgesezt sind, nemlich Flandern, Artois, Picardie, ein Theil von der Normandie und Isle de France, der Baumblüthe so schädlich sind? — Niedergehauene Wälder oder abgetragene Berge an den Ufern des mitternächtlichen Meers, haben vielleicht diesen Winden, welche die Blüthen verderben und dieses Land zu bald austrocknen, einen Weg geöfnet.

So ist die Macht und Gewalt des Menschen beinahe uneingeschränkt, eine Macht, die er manchmal wider sich selbst anwendet, wie wir es hier sehen: Die Folgen seiner Geschicklichkeit und seiner sinnreichen Würksamkeit sind nicht weniger erstaunend, als die von seiner Stärke, und sind ihm öfters eben so schädlich; was kann nicht seine Geschicklichkeit und sein unermüdeter Fleiß ausrichten?

Wenn man die Körper mit einander vermischet, so bringt man unendlich neue Gestalten hervor; und wenn man das Gleichgewicht, welches beständig unter ihnen

„Ihr fraget mich, (sagt er, indem er von dem
„Einfluße des Menschen auf die Natur redet,) ob ich
„im Ernste glaube, daß die Menschen Regen und
„schöne Zeit machen? Ich will nicht sagen, daß die
„Menschen dieses alles machen, aber ich glaube, daß
„sie die Natur sehr darzu veranlassen. — —„

„Ich sehe nicht, wie man zweifeln kann, daß
„die freien Handlungen der Menschen keinen großen
„Einfluß auf tausend und zwar sehr beträchtliche Be-
„gebenheiten haben sollten.„

„Der einzige Canal zu Languedoc, und abson-
„derlich seine große Behältniße haben die ganze Nach-
„barschaft umher Ungewittern und Reiffen ausgesezet,
„die vorher in diesem Lande unbekannt waren. Die
„Menschen halten kein Register über alles das Son-
„derbare, was sie in der Natur einführen. Kann
„man wol zweifeln, daß die Maschine zu Marly und
„alle Schönheiten zu Versailles die Heiterkeit des
„Himmelsstriches nur ein wenig verderbet hat? Oefters
„empfindet man erst mit der Zeit und in entfernten
„Himmelsgegenden den Einfluß unsers Eigensinnes.
„Eine neue Quelle, womit Frankreich bereichert wird,
„kann eine alte in China austrocknen, woran wir
„nicht einmal denken; dieses ist, wie die Verände-
„rung, welche die Aderläße und das Schröpfen in
„Leibsflüssen und Catarrhen verursachen.„

Hier gibt der P. Castel seinem Genie den höch-
sten Flug. Er erweitert diese schöne Vorstellung von
einer Quelle, die in Frankreich zu fliessen anfängt, und
zwar vielleicht auf Kosten einer andern, die in China
vertrocknet. Er sagt: wenn die Aethiopier oder Abys-
sinier sehr grosse Behältniße, wie der See Möris,
aus-

re herab gehen. — — Aber dieß ist nur der physische Mensch; nun ist aber der moralisch vollkommene oder verderbte Mensch (zwei Sachen, die zum Unglück bei einander seyn können) derjenige, den wir vor allen kennen sollten und den wir so wenig kennen.

Die Ursache, warum wir den moralischen Menschen so wenig kennen, ist, weil wir zu wenig nachdenken, weil wir kein Vergnügen haben, mit uns selbst zu seyn: die meisten Menschen fliehen vor ihnen selbst, sie schäzen sich geringer, nicht nur als ein Landgut oder Amt, sondern auch als ein Kleid, als ein Nichts: und indem sich viele Menschen geringer schäzen als diese Kleinigkeiten, schäzen sie doch ihren wahren Werth, denn die Hochachtung dieser geringen Sachen beweiset, daß sie schlecht urtheilen, überal falsch rechnen, ausgenommen in dem sehr geringen Werth, den sie sich selbst zueignen. Wer aber seine Vernunft nicht braucht und falsch rechnet, absonderlich in der Kunst glücklich zu seyn, in der Kunst, da die Rechnungen so einfach, so leicht sind, der sezet sich selbst herab, er erniedriget sich und fällt von der höchsten Stuffe unter die schlechteste Gattung von Thieren herunter. *)

Man

*) Nichts in der Natur ist, eigentlich zu reden, verächtlich, denn alles ist in seiner Stelle, und so, wie es seyn soll; die geringste Pflanze ist so vollkommen, so schäzbar an und für sich, als eine Ceder oder eine Eiche, eine Baumlaus ist als eine solche betrachtet in ihrer Art eben so gut, als ein Dromedarius in seiner Art. Nur die Vergleichung macht, daß wir eine Sache höher schäzen, als die andere, daß wir z. B. einen Baum einem Grashalm und ein Kameel einer Baumlaus vorziehen. Die Fertigkeit im Vergleichen macht, daß wir eine Eiche oder ein Kameel verächtlich finden, welche, wenn sie im Stande ihrer Grösse und Stärke bleiben könnten, sich so weit erniedrigen, daß jene ein Kraut und dieses ein Insect werden wollte.

Man weiß das Glück nicht zu berechnen, wenn man, wie die meisten Menschen, nicht weiß, daß sich die Vergnügungen des Stolzes und des Müssigganges gegen das Vergnügen der Arbeit, des Landlebens, der Ruhe der Leidenschaften (mit denen iene nicht bestehen können) verhalten, wie eins zu tausend; man kann das Glück nicht berechnen, wenn man nicht weiß, daß es besser ist, ruhig und ohne Krankheiten ein ganzes Jahrhundert zu leben, als nach einem unruhigen und mit Bitterkeit erfülltem Leben von vierzig Jahren zu sterben. Folglich kann man seine Gesundheit, seine Glücksumstände nicht zu sehr schonen, absonderlich kann man seine Tugenden nicht zu sehr vervielfältigen, die allein das Leben angenehm machen können; und eben dadurch, daß sie es angenehm machen, verlängern sie es.

Die vornehmsten Gegenstände, die ich in dieser kurzen Geschichte des Menschen abhandeln will, sind 1) die vier Lebensalter, 2) die Sinnen, 3) die abwechselenden Gattungen der Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen, 4) die animalische Oekonomie, oder das System der Organisation, 5) der Mensch in der Krankheit, 6) der wilde Mensch und der Seemensch.

In dem Menschen sind zwo Substanzen vereiniget, eine materielle, die andern zusammengesezten Wesen völlig gleich ist; eine geistige, einfache, untheilbare, und das ist die Seele. Der innerliche Sinn, welchen man das Licht der Seele nennen kann, dienet uns, dasienige zu beobachten, was in uns selbst vorgehet, und

wollte. In diesem Verstande hab ich auch gesagt, daß der Mensch, der seiner Vernunft entsaget, sich unter die schlechtesten Thiere erniedriget, und nur in diesem Verstande kann ein Thier geringer seyn, als das andere.

und in unsern Gedanken und Begierden die nemliche Ordnung zu halten, die Gott in den ganzen Weltbau gelegt hat. Unsere Seele, die die ganze Welt in einem Augenblick durchlauft und durchzudenken scheinet, ist selbst eine Welt, die sie beinahe nach ihrem Gefallen beherrschet: ich sage, bei nahe, denn sie läßt sich manchmal durch heftige Leidenschaften hinreissen, daß sie sich mit vieler Mühe wieder in Ordnung bringen muß.

Warum hab ich nicht den Verstand und die Beredsamkeit der berühmtesten Männer, die von der Seele und von dem innerlichen Sinne geredet haben? Ich würde mich unterstehen nach ihnen davon zu reden, ich würde meine Urtheile und meine Muthmassungen unter die ihrigen mischen! Aber ich fühle mich unfähig zu einem solchen Unternehmen; ich will also diesen grossen Gegenstand nur obenhin berühren. — Könnte ich nur so viel davon sagen, um meinen, absonderlich jungen Lesern ein Verlangen einzuflösen, sich mit gründlichen Sachen zu beschäftigen.

Die Seele ist eine vom Körper unterschiedene Substanz, sie hat nur eine Modification, nemlich das denken; man könnte auch noch von einer zweiten reden, von der Empfindung, aber sie entsteht aus der nemlichen Quelle, wie die erste. Die Seele ist einfach, untheilbar, wir sind von ihrem Daseyn mehr überzeugt, als von dem Daseyn des Körpers, und dieses ist leicht zu beweisen. Unsere Sinnen betrügen uns oft, man könnte so gar zweifeln, ob sie uns nicht allezeit betrügen; was wir zu sehen, zu berühren glauben rc. ist vielleicht nichts als ein beständiger Traum, und nur ein wenig zusammenhängender, als bei der Nacht. Aber wir sind gewiß, daß wir denken; denn gesezt, daß

alles,

alles, was da zu seyn scheinet, auch so gar unser Körper, nur die Würkung eines Traumes wäre, so muß man doch, um diesen Traum zu träumen, ein Vermögen zu denken haben, das ist, eine Seele. Das Vermögen zu denken kann daher als der vollkommenste Beweis von unserm Daseyn angesehen werden.

Ob wir gleich von dem Daseyn unserer Seele besser überzeugt sind, als von allen dem, was uns umgibt, so können wir doch auch nicht mehr an diesem zweifeln. Wir machen durch Beobachtungen, durch Versuche und wiederholte Erfahrungen die Irrthümer unserer Sinnen wieder gut; und wenn wir nicht voraussezen, daß wir sie durch neue Irrthümer verbessern, und diese wieder durch neue ꝛc. welches gar nicht wahrscheinlich ist, so müssen wir gestehen, daß wir von den Sachen gewiß sind, die uns unsere Sinnen beständig auf einerlei Art vorstellen, wenn nur das Zeugniß der Vernunft damit übereinstimmet, oder sie verbessert. Wir wollen diesen Grundsaz auf einige Beispiele anwenden. Ich habe öfters erfahren, daß mir Bäume oder andere Gegenstände, welche mir in der Ferne ganz klein vorkamen, in der Nähe sehr groß schienen, und ich habe gute Gründe zu glauben, daß ich mich in dem andern Falle weniger irren konnte, als in dem ersten: so oft ich also einen Gegenstand sehr entfernt sehen werde, so kann ich allezeit versichert seyn, daß er viel grösser ist, als er mir scheinet.

Ein Baum, ein Haus ꝛc. welches nahe an einem Wasser ist, bildet sich darinnen umgekehrt, so daß das Bild und der würkliche Gegenstand einen rechten Winkel ausmachen. Wenn mich also eine Mauer oder sonst etwas hindert einen Baum oder ein Haus zu sehen,



und in unsern Gedanken und Begierden die nemliche Ordnung zu halten, die Gott in den ganzen Weltbau gelegt hat. Unsere Seele, die die ganze Welt in einem Augenblick durchlauft und durchzudenken scheinet, ist selbst eine Welt, die sie beinahe nach ihrem Gefallen beherrschet: ich sage, bei nahe, denn sie läßt sich manchmal durch heftige Leidenschaften hinreissen, daß sie sich mit vieler Mühe wieder in Ordnung bringen muß.

Warum hab ich nicht den Verstand und die Beredsamkeit der berühmtesten Männer, die von der Seele und von dem innerlichen Sinne geredet haben? Ich würde mich unterstehen nach ihnen davon zu reden, ich würde meine Urtheile und meine Muthmassungen unter die ihrigen mischen! Aber ich fühle mich unfähig zu einem solchen Unternehmen; ich will also diesen grossen Gegenstand nur obenhin berühren. — Könnte ich nur so viel davon sagen, um meinen, absonderlich jungen Lesern ein Verlangen einzuflössen, sich mit gründlichen Sachen zu beschäftigen.

Die Seele ist eine vom Körper unterschiedene Substanz, sie hat nur eine Modification, nemlich das denken; man könnte auch noch von einer zweiten reden, von der Empfindung, aber sie entsteht aus der nemlichen Quelle, wie die erste. Die Seele ist einfach, untheilbar, wir sind von ihrem Daseyn mehr überzeugt, als von dem Daseyn des Körpers, und dieses ist leicht zu beweisen. Unsere Sinnen betrügen uns oft, man könnte so gar zweifeln, ob sie uns nicht allezeit betrügen; was wir zu sehen, zu berühren glauben rc. ist vielleicht nichts als ein beständiger Traum, und nur ein wenig zusammenhängender, als bei der Nacht. Aber wir sind gewiß, daß wir denken; denn gesezt, daß

alles,

alles, was da zu seyn scheinet, auch so gar unser Körper, nur die Würkung eines Traumes wäre, so muß man doch, um diesen Traum zu träumen, ein Vermögen zu denken haben, das ist, eine Seele. Das Vermögen zu denken kann daher als der vollkommenste Beweis von unserm Daseyn angesehen werden.

Ob wir gleich von dem Daseyn unserer Seele besser überzeugt sind, als von allen dem, was uns umgibt, so können wir doch auch nicht mehr an diesem zweifeln. Wir machen durch Beobachtungen, durch Versuche und wiederholte Erfahrungen die Irrthümer unserer Sinnen wieder gut; und wenn wir nicht voraussezen, daß wir sie durch neue Irrthümer verbessern, und diese wieder durch neue rc. welches gar nicht wahrscheinlich ist, so müssen wir gestehen, daß wir von den Sachen gewiß sind, die uns unsere Sinnen beständig auf einerlei Art vorstellen, wenn nur das Zeugniß der Vernunft damit übereinstimmet, oder sie verbessert. Wir wollen diesen Grundsaz auf einige Beispiele anwenden. Ich habe öfters erfahren, daß mir Bäume oder andere Gegenstände, welche mir in der Ferne ganz klein vorkamen, in der Nähe sehr groß schienen, und ich habe gute Gründe zu glauben, daß ich mich in dem andern Falle weniger irren konnte, als in dem ersten: so oft ich also einen Gegenstand sehr entfernt sehen werde, so kann ich allezeit versichert seyn, daß er viel grösser ist, als er mir scheinet.

Ein Baum, ein Haus rc. welches nahe an einem Wasser ist, bildet sich darinnen umgekehrt, so daß das Bild und der würkliche Gegenstand einen rechten Winkel ausmachen. Wenn mich also eine Mauer oder sonst etwas hindert einen Baum oder ein Haus zu sehen,



wovon ich aber doch das Bild im Wasser sehe, so zweifle ich nicht, daß dieses Haus oder dieser Baum nicht aufrecht stehen, ob sie mir gleich umgekehrt erscheinen. „Wenn ein Stock, sagt la Fontaine, im Wasser „krumm wird, so macht ihn meine Vernunft wieder „gerade, sie entscheidet unumschränkt; vermög dieser „Hülfe betrügen mich meine Augen niemals, wenn „sie mir auch allezeit lügen.

Wenn ich von einem ieden Sinne insbesonder handeln werde, so will ich die verschiedenen Stuffen der Wahrscheinlichkeit und Gewisheit weitläuftiger auseinander sezen, die uns ein ieder von ihnen über die Dinge, die ausser uns sind, gewähren kann.

Ich werde nichts mehr zu dem, was ich eben von der Natur der Seele gesagt habe, hinzusezen, aber ich muß noch für meine Leser anmerken, daß nur dieienigen grossen Männer im Stande sind, die Seele zu studiren und zu erkennen, welche in Friede und Ruhe der Leidenschaften leben, von dem Getümmel der Welt entfernt, in der Mitte einer nicht zahlreichen, rechtschaffenen Gesellschaft, die eine Feindin des Müssiggangs ist, wo man nur stille Vergnügen kennet. — **Wehe dem Menschen, der einsam lebet!** sagt Salomon, und in der That ist der Zustand eines völlig verlassenen Menschen sehr traurig, und der Natur ganz zuwider; aber wenn das, was wir heut zu Tag **die Welt** nennen, zu den Zeiten Salomons bekannt gewesen wäre, so würde er gesagt haben: **unglücklich ist der Mensch, der allein lebet, und noch unglücklicher derjenige, der in den kleinen und bösen Gesellschaften der Welt lebet! Glücklich ist der, der sich von dem eiteln und unruhigen Leben entfernet halten kann! Glücklich ist der,**

welcher

welcher die Natur und sich selbst studiret, und sein Feld bauet! Glücklich wären die Menschen zu den Zeiten Salomons und Homers gewesen, wenn sie unsere feinen und angenehmen Sitten mit ihren schönen und einfachen verbunden hätten. — — In diesen ersten Zeiten war ein ieder ein Schäfer, oder ein Bauer. Die Paläste waren Meyereien, und die Fürstinnen machten sich eine Ehre daraus, sie zu regieren.

Der innere Sinn ist das Licht, welches die Seele erleuchtet, und der Rath, welcher sie leitet; sie kann ihn nicht genug hören, beobachten und ihm folgen. Wenn sie dieses Licht zu nüzen weiß, so lenket sie alle Handlungen des Körpers mit einer gewissen Annehmlichkeit auf sein und anderer lebendiger Wesen Wol, mit denen er eine Gemeinschaft haben kann; aber wenn sie sich stark in Bewegung sezet, oder sich zu sehr zerstreuet, oder, welches nicht besser ist, wenn sie sich zu sehr in sich selbst vertiefet, so kann sie weder in dem einen noch im andern Falle von dem Lichte Vortheil haben, das ihr angebotten wird; sie gehet nur auf gerathe wol, macht lauter Fehltritte, und stürzt sich alle Augenblick in einen neuen Abgrund.

Die Seele mag nun aber einen Gebrauch von dem Lichte oder andern Hülfsmitteln des innern Sinnes machen, oder nicht, so befiehlt sie dem Körper als eine unumschränkte Beherrscherin: so bald sie will, so sezt sich die ganze Maschine in Bewegung, oder hält stille. Die animalischen Geister, welches die kleinsten und würksamsten Theile der lebendigen Materie sind, erwarten beständig die Befehle der Seele. Diese Geister bringen die Befehle in einem Wink in diese oder iene Nerven, in diese oder iene Muskeln, in diese

 oder

oder jene Triebfedern, die sie in Bewegung sezen wollen. Alles, was möglich ist, kann sie ausrichten, aber wenn sie unvernünftige und unmögliche Sachen will, (dieses geschiehet nur, wenn sie von der Ordnung abweichet, nach welcher sie sich allezeit richten muß) so wird sie durch einen nothwendigen und unüberwindlichen Widerstand bestraft, den sie von Seiten des Körpers erfahren muß.

Nachdem wir in der Kürze, aber mit Verwunderung und Ehrerbiethung den metaphysischen Menschen, oder von der Seite der Seele betrachtet, gesehen haben, so kommen wir wieder auf den physischen Menschen, oder wie er aus Vereinigung des Leibes und der Seele gebildet ist.

Wenn ich den physischen Menschen nach seinen ganzen Umfang beschreiben wollte, so müste ich von seiner Zeugung, von der Bildung des Embrio, oder von der Entwicklung des Keimes anfangen, ich müste zeigen, wie er sich mit heftigen Schmerzen aus seiner Mutter Leibe losreißt, wenn er zu einer solchen Grösse gekommen ist, daß er nicht mehr darin bleiben kann; und dieß ist auch der Augenblick, wo er Stärke genug hat, seine Bande zu zerreissen. Dieses Gemählde wäre wol ehrbar und nicht ungeziemend, aber es muß einer geschicktern Hand aufbehalten werden; ausserdem sezt es anatomische Kenntniße voraus, die man zum Unglük sehr selten bei Leuten von der grossen Welt antrift, für welche dieses Werk hauptsächlich bestimmt ist.

Anstatt gelehrter Untersuchungen, worzu hier der Ort wäre, will ich eine wichtige moralische Bemerkung hersezen; daß man nemlich einem schwangern Weibe, wenn sie auch von der niedersten Gattung der

Menschen

Menschen ist, alle mögliche Achtung schuldig sey. Man beobachtet sie in China auf das genauste, aber in Europa nicht, — — Der gröste Mann ist vielleicht noch nicht gebohren worden, weil man seiner Mutter, die ihn trug, schlecht begegnet ist! — — Wenn man mich fragte, welches die Ehrwürdigsten unter dem menschlichen Geschlechte wären, so würde ich keck antworten: ein Weiser, er mag nun eine Krone tragen, oder nicht, und eine schwangere Frau. *)

Von der Geburth und dem ersten Alter.

Die ersten Zeichen des Lebens, daß ein Kind auf der Erde ist gebohren worden, sind Schreien und Winseln, wodurch es alles, was um ihn ist, um Hülfe und Erbarmung anflehet. Es kann seine zarten und feinen Glieder noch nicht anwenden, seine Füsse wollen es noch nicht tragen, seine Hände suchen noch nichts zu haschen, alle Sinnen sind stumpf, und alle Empfindungen sind todt, ausgenommen der Schmerz.

*) Zu Paris, wo die Natur, der Wachsamkeit der Geseze ohngeachtet, täglich beschimpfet wird, trägt ein schwangeres Weib, das nahe an ihrer Niederkunft ist, Wasser in die Küche; sie muß einen Wassereimer auf ihrem Bauch tragen, den sie mit aller Mühe kaum ausgiessen kann; unterdessen sehen ihr die grossen und unnüzen Bedienten zu, und helfen ihr nicht. Man sollte ein Gesez wider diese Art von Verbrechen haben, wenn die Geseze ohne die Sitten etwas ausrichten könnten. Es ist ein sehr weises Gesez, ich erinnere mich nicht mehr in welchem Lande, vermög dessen verordnet ist, daß eine jede Mannsperson, die einer schwangern Frau begegnet, ihr die Begleitung anbiethen und alle gefällige Dienste leisten muß.



Vor seiner Geburth war das Kind in einer ruhigen und flüssigen Materie, wo eine gemässigte und beständig gleiche Wärme herrschte. Von da kömmt es in ein sehr lebhaftes Element, das alle Augenblick empfindlichen Veränderungen unterworfen ist, welches auf die Geruchnerven und die Organen des Athemholens würket, und eine Erschütterung eine Art des Niesens hervorbringt, vermög dessen sich dieses neue Element, die Luft, einen Eingang in die Lunge verschaffet.

Wenn man das Kind gleich nach der Niederkunft einer Frauen in ein laues Wasser legte, so würde es sich in einer flüssigen Materie befinden, das ohngefähr der Materie in seiner Mutter Leib *) gleich wäre, es würde darin schwimmen und vergnügt seyn, es würde vielleicht wie vorher ohne Hülfe der Luft leben. Wenn man es in dem Wasser liesse, und nach und nach an die Luft gewöhnte, so würde es ein vortreflicher Taucher und eine Art von Amphibion werden. Wenigstens scheint dieses eine Erfahrung zu versprechen, die Herr von Buffon mit einigen Hunden gemacht hat.

Als etwas von andern Thieren unterschiedenes ist, daß der Mensch, als ein Herr derselben, seine Augen öfnet, so bald er gebohren wird, aber er kann sie noch auf nichts heften, er siehet die Gegenstände nur verwirrt. Seine übrigen Sinnen sind eben so unvollkommen, als sein Gesicht; es sind Instrumente, deren er sich nach und nach zu bedienen lernen muß. Was er

am

*) Der Verfasser braucht hier das Wort sein, als ein Wort, dem die Franzosen aus übertriebener Bescheidenheit diese Bedeutung gegeben haben, er wird in der Folge diesen Theil matrice (Bährmutter) heissen, ein Sack, der von der Natur bestimmt ist, das Kind oder die Frucht einzunehmen; er liegt in dem Unterleibe, in einer Hölung, welche die Anatomisten Becken nennen.

am besten zu gebrauchen weiß, ist derjenige Sinn, der alle andere wieder in Ordnung bringt, weil er durch den ganzen Körper, durch alle Glieder verbreitet ist, nemlich die Organen *) oder das Gefühl.

Ein Kind bekömmt nicht eher gewisse Empfindungen, als vierzig Tage nach seiner Geburth. Dann wird es des Vergnügens fähig, es lächelt, es betrachtet alles mit einer liebreichen Mine, was ihm angenehm ist, absonderlich seine Mutter. Dann fängt es auch in der That erst an zu weinen, nemlich Threnen zu vergiessen. Die Natur hat einerlei Organen zum Schmerz und zur Freude bestimmt; so sezt sie Verdruß dem Vergnügen an die Seite, und kaltes zu dem warmen, rc. so ist durch das ewige Gleichgewicht der einander zuwider laufenden Dinge die ganze Welt zusammen gut, obgleich die Individua einzeln genommen manchmal Ursache sich zu beklagen haben.

Bis ein Kind den vierzigsten Tag erreicht hat, kann es nichts als schreien und winseln. Sein Herz ist zu sehr von Schmerzen erfüllt, als daß es weinen könnte: die ganze Natur scheint wider das Kind im Streit zu seyn, es leidet, es fühlet sich in ein neues Element geworfen, welches ihm nur verwirrte und verdrießliche Empfindungen verursachet, wo ihm alles beschwerlich und betrübt ist, ohne daß ihm etwas Hülfe oder Trost schaffen könnte.

Man muß aber auch gestehen, wenn diese unglückliche Zeit vorbei ist, und sich das Kind nach und nach an die neuen Gegenstände, die es umgeben, gewöhnt hat, so fängt es an zu fühlen, daß das Leben, das

*) Zu Anfang des Artickels von den Sinnen werde ich erklären, was ein Organum ist.



licht, die Liebkosungen, angenehme Sachen sind. Wenn diese Sachen zuweilen traurige Abwechslungen für das Kind haben, welches unvermeidlich ist, so mißt es den Verdruß genau nach der Dauer des Schmerzens, es vergißt diesen, so bald iener aufhöret. In diesem Stück ist der Instinct besser, als die Vernunft, die unser Unglück durch Hülfe der Einbildungskraft verlängert, die uns auch öfters falsche Bilder vorstellet. Wir haben aber auch vor den Kindern einen grossen Vortheil, wir können die Vergnügen durch die unerschöpfliche Kraft eben dieser Einbildung, durch die wir das Unglück erweitern und vermehren, beschleunigen, erweitern, verlängern.

Das Lachen, das Weinen nimmt in dem Augenblik seinen Anfang, da wir anfangen zu empfinden, und höret erst mit ihrer Ursache, das ist, mit dem Leben auf. — — „Es sind Würkungen von zwoen „innern Empfindungen, welche beede von der Seele „abhangen; diese Zeichen sind auch dem menschli„chen Geschlechte eigen, um das Vergnügen, oder „den Schmerz der Seele auszudrücken, da hingegen „die Menschen das Schreien, die Bewegungen und „andere Zeichen des Schmerzens und des Vergnügens „an dem Körper mit den meisten Thieren gemein „haben.„ *)

Welche zärtliche Freude verbreitet sich in allen Zügen, absonderlich in den Augen eines freien Kindes, **) das seine Mutter auf der Schoos hält! Mit welchem Vergnügen erwiedert es die Liebkosungen! Es sieht

*) S. Naturgeschichte des Menschen vom Hrn. Buffon.

**) Weiter unten werde ich von dem grausamen Gebrauch der Windeln reden.

sieht sie an, lächelt ihr zu, küßt sie, fällt ihr um den Hals, und macht da eine reizende Unordnung. — — Kann man sich wol einen angenehmern, einen reizendern Zustand denken, als eine Mutter, an deren Busen die ihr so lieben kleinen Hände herum wühlen, welche ihrem Herzen so wollüstig schmeicheln!

Ein Kind, das zu rechter Zeit gebohren wird, ist ordentlich ein und zwanzig Zoll lang, und wiegt zwölf bis vierzehn französische Pfund. Sein Kopf ist nach dem Verhältniß viel grösser als sein Körper, und kömmt nach und nach zu der Ausdehnung, die er durch das ganze Leben haben soll; diese Ausdehnung ist der achte Theil des Körpers.

Das Angesicht eines neugebohrnen Kindes ist schlecht gezeichnet, und drücket gar nichts aus. Seine Schenkel, die von der Lage im Mutterleibe noch eingebogen sind, können die leichtesten Bewegungen nicht machen. Wenn man ein solches Kind sich selbst überliesse, so würde es auf den Rücken liegen bleiben, ohne daß es sich herum wälzen könnte.

Je röther die Haut ist, ie weisser und schöner wird sie in der Folge, denn sie ist nur daher roth, weil sie so fein, so durchsichtig ist, daß man die Farbe des Fleisches sehen kann.

Man sieht wenig Kinder, die nicht am dritten Tag eine Gelbsucht bekommen, und dann haben sie auch in ihren Brüsten Milch, die man mit den Fingern heraus drücken kann.

Bei einigen neugebohrnen Kindern siehet man oben auf dem Kopf eine schlagende Bewegung, wo sich nachgehends eine Rinde ansezet, deren Materie dem Horn gleich kömmt. Wenn diese Rinde nach und nach



austrocknet, so nimmt man sie ganz gelinde hinweg.

An statt das Kind bei seiner Geburth und auch in der Folge abzuwischen, muß man es baden; diese Art es zu reinigen ist leichter für die Mutter und dem Kind angenehmer. Man könnte auch sagen, daß diese Methode gesünder wäre, als wenn man es, absonderlich mit warmen Tüchern abwischet; allein an statt daß wir unsere Kinder stark und lebhaft machen wollen, hat es das Ansehen, daß wir ihnen eine schwache und wenig dauerhafte Gesundheit zu verschaffen suchen.

Einige rohe Völker, die unsere Weichligkeit noch nicht eingenommen hat, z. B. die auf der Erdenge von America, werfen Mütter und Kinder gleich nach der Niederkunft in kaltes Wasser: *) die Weiber werfen aber auch ihre Männer in das Wasser, wenn sie das Unglük haben, sich zu betrinken: **) und alle diese Völker haben keinen Fluß auf der Brust, keine Catarrkrankheiten, kein Podagra, keine Beulen, sie genießen

*) Diese Gewohnheit ist für alle Kinder in einem ieden Lande gut, denn es ist keine gute und löbliche Gewohnheit, die man nicht bei der Geburth anwenden könnte, es sey in welchem Land es wolle. Aber wenn man sich nicht die ersten Augenblicke des Lebens zu Nuz gemacht hat, die Kräfte zu vermehren, so ist man es nachgehends nicht mehr im Stande: daher kömmt es, daß die kalten Bäder, welche für die Americanischen Frauen so heilsam sind, wenn sie eben gebohren haben, für die meisten Europäerinnen in eben diesen Umständen tödtlich sein würden.

**) Ich sage das Unglük, weil das Betrinken eines der schändlichsten Laster ist, und man kann es nur Barbaren verzeihen, die aller Einsichten beraubt sind, oder Sclaven, welche unter dem Joche der Unterdrückung seufzen. Uebrigens muß man das nicht als eine Trunkenheit ansehen, was man eine erlaubte Unordnung nennen kann, wobei man den Verstand nicht verliert.

niessen einer dauerhaften Gesundheit, und empfinden keines von den Uebeln, die uns unsere falsche Zärtlichkeit zuziehet.

Der Verfasser der Nachricht an das Volk über seine Gesundheit hat bewiesen, wie sehr die kalten Bäder diesem Alter zuträglich sind. Ich will seine Ausdrücke nicht schwächen, sie müssen denen ein Gesez seyn, welche die Natur und die Menschheit lieben.

„Ein iedes Kind, das gebohren wird, ist mit „ einer gewissen schuppigten Haut überzogen, welches „ von der flüssigen Materie herkömmt, in der es ge„ lebt hat. Es ist eine Sache von Wichtigkeit, das„ selbige sogleich nach seiner Geburth davon zu reini„ gen, und ist nichts besser als eine Vermischung von „ einem Drittheil Wein und zwei Drittheil Wasser; „ ungemischter Wein ist gefährlich. Man kann die„ ses Waschen einige Tage nach einander wiederho„ len: aber es ist eine sehr böse Gewohnheit, wenn „ man mit diesem warmen Bade lange anhält, und „ man vermehrt die Gefahr, wenn man zu dem Wasser „ und Wein, wie nur gar zu oft geschiehet, Butter „ nimmt. Wenn diese Haut dick und zähe scheinet, „ so muß man ein Decoct von Camomillen und ein „ Stückchen Seiffe einer Haselnuß groß brauchen. Auf „ einer ordentlichen Ausdünstung beruhet die Gesund„ heit. Um diese Ordnung zu erhalten, muß man „ die Haut fest machen, und warme Bäder schwächen „ sie. Wenn die Haut die nöthige Stärke hat, so „ thut sie auch ihre ordentlichen Verrichtungen, und „ die Ausdünstung kömmt nicht bei einer ieden Ver„ änderung des Wetters in Unordnung. Man muß „ also nichts versäumen, um sie in diesen Zustand zu

„ brin-



„ bringen, und diesen wichtigen Punct zu erreichen, „ muß man die Kinder wenige Tage nach ihrer Ge„burth in kaltem Wasser waschen, wie es aus dem „ Brunnen kömmt.

„ Man bedient sich dazu eines Schwammens, „ und fängt bei dem Gesicht an über die Ohren, den „ hintern Theil des Kopfes, (den Wirbel (la fonta„nelle) berührt man nicht *) den Hals, die Lenden „ und den ganzen Körper. Diese Methode, die so „ viele Jahrhunderte im Gebrauch war, und es auch „ noch zu unsern Zeiten bei vielen Völkern ist, die sich „ wol dabei befinden, wird vielen Müttern zu grausam „ scheinen: sie werden glauben, sie tödten ihre Kin„der, absonderlich werden sie nicht Muth genug ha„ben, dem Schreien zu widerstehen, welches sie oft „ erheben, wenn man sie zum erstenmal wäschet. Aber „ wenn sie dieselben in der That lieben, so können sie „ ihnen kein besseres Zeichen ihrer Zärtlichkeit geben. „ Die schwachen Kinder sollen vor andern gewaschen „ werden. Doch kann die Schwachheit so groß seyn, „ daß man diese Methode nicht anwenden darf, wenn „ nemlich das Kind Wärme, Stärkungen und Reiben „ nöthig hat, daß es nicht vor Schwachheit zu Grun„de gehe. Wenn man es nicht öfters gesehen hat, so „ kann man nicht glauben, wie viel das Waschen dar„zu beiträgt, daß die Kinder bald Stärke bekommen. „ Ich hatte das Vergnügen zu sehen, (fährt Hr. Tissot „ fort) seitdem ich es hier (in Helvetien) einge„führt habe, daß viele zärtliche und vernünftige Müt-

„ ter

*) „ Fontanell nennt man den Theil des Kopfes, wo man bei dem „ Berühren an den Kindern fühlet, daß sich die Beine noch „ nicht zusamm gefügt haben, oder daß sie länger weich sind; „ als die übrigen anstossenden Theile.

„ ter, diese Methode mit dem besten Erfolg in Aus-
„ übung gebracht haben. Die Hebammen, welche
„ Zeugen davon waren, die Säugammen und Hof-
„ meisterinnen, welche es fortsezten, machen es (in
„ Helvetien *) immer gemeiner, und wenn diese
„ Art allgemein werden kann, wie mich alles hoffen
„ läßt, so bin ich vollkommen überzeugt, daß man
„ viele Kinder erhalten und der Entvölkerung Einhalt
„ thun wird. Man muß sie ohne Ausnahm alle Tage
„ waschen, die Witterung mag beschaffen seyn wie sie
„ will; bei guter Jahrszeit muß man sie in Brunnen-
„ eimer oder Becken, Bäche und Flüsse tauchen. **)

„ Wenn sie einige Tage geweint haben, so ge-
„ wöhnen sie sich so schön an diese Reinigung, daß es
„ eines von ihren grösten Vergnügen wird, und daß
„ sie unter der ganzen Arbeit lachen. ***)

Aber

*) Der Franzos sezt in der Anmerkung hinzu: ach daß ich nicht auch sagen kann, in Frankreich! — — Aber wir sind in vielen Stücken noch weit von der helvetischen Klugheit entfernet. (Die Anwendung auf Deutschland kann ein ieder selbst machen.)

**) Ich muß hier eine Anmerkung zu des Hrn. Tissot Texte machen, daß man nemlich die Kinder nicht baden soll, wenn ihnen sehr warm ist, weil es die Ausdünstung hemmet. Zum Unglück sind wir noch nicht so dauerhaft, wie gewisse Völker, welche sich in kaltes Wasser stürzen, wenn ihnen sehr warm ist, ohne daß sie Schaden davon haben.

***) Mit dem ehrwürdigen Zeugniß, welches auf Vernunft und Erfahrung gegründet ist, will ich noch ein anders verbinden, das diesen doppelten Vortheil in sich vereiniget. Das Wasser (sagt Herr Smith, ein berühmter Englischer Arzt, in seinem Tractat von der medicinischen Kraft des gemeinen Wassers) „das Wasser hat eine grosse Kraft die schwachen Kinder „ zu stärken. Doktor Brown berichtet uns in seinem Buche „ von den Curen der kalten Bäder, daß die Weiber in der

„ Provinz



„ Aber man muß die Wolthat, die man den Kin-
„ dern durch das Waschen erzeiget, nicht wieder durch
„ die böse Gewohnheit, daß man sie zu warm hält,
„ verderben; denn nichts ist schädlicher und nichts töd-
„ tet mehr die Kinder. Man muß sie gewöhnen, daß
„ sie so wol bei Tag als Nacht wenig bekleidet sind, und
„ daß sie besonders den Kopf wenig bedeckt haben. Man
„ muß sie nicht in gar zu warmen Zimmern halten,
„ und sie so viel, als möglich, an die freie Luft gewöh-
„ nen, es sey im Sommer, oder im Winter. Die
„ Kinder, welche in der Wärme erzogen worden, sind
„ zum Schnuppen geneigt, schwach, bleich, geschwol-
len,

„ Provinz Galway an ihren Kindern die Beulen verhindern,
„ indem sie dieselbigen Abends und Morgens bis in das neunte
„ Monat mit kaltem Wasser waschen. Und Floyer in seinem
„ Tractat von kalten Bädern erzehlet uns, daß eine Dame
„ in Schottland, die viele Kinder wegen Schwächlichkeit ver-
„ lohren hatte, die folgenden durch den Rath einer Frau aus
„ dem Gebürge erhalten hat, nachdem sie solche täglich mit kal-
„ tem Wasser badete. Ich selbst (sagt Hr. Smith) habe ei-
„ nem von meinen Nachbarn, dessen Kind anfieng die Beulen
„ zu bekommen, gerathen, er möchte es auf die nemliche Art
„ tractiren, aber an statt es zu waschen, tauchte man es alle
„ Morgen in das Wasser bis über den Kopf, weil es Sommer
„ war. Was geschah? Das Kind ward stark, munter, und be-
„ fand sich wol, ob es gleich vorher ein bleiches und mageres
„ Gesicht hatte; hieraus kann man sehen, was das Wasser für
„ grosse Würkungen habe, wenn man sich desselben bedienet,
„ um die Geister und die Natur zu stärken."

Ich hätte diese Citationen abkürzen können, aber es wäre ungerecht von so guten und nützlichen Sachen, etwas hinweg zu nehmen: ausserdem ist es auch eine Art von Ehrerbiethung, die man einem weisen und schäzbaren Schriftsteller schuldig ist, daß man seine eigenen Worte anführet, auch wenn die Schreibart nicht zierlich und angenehm ist, welche man von den Werken des Vergnügens mit mehrerm Rechte verlangen kann.

„ len, traurig. Sie bekommen Beulen, das Schwin„ den am Rückgrad, die Auszehrung, Convulsionen, „ Krankheiten in der Haut, und alle Arten von Schwach„ heiten; sie sterben entweder in der Kindheit, oder „ leben ein elendes Leben durch.

„ Die kalten Bäder sind aber nicht nur in der „ Kindheit nüzlich. Ich habe sie mit gutem Erfolg „ bei Personen von iedem Alter gebraucht, auch so gar „ bei Leuten von siebenzig Jahren; und bei zwo Krank„ heiten, die zwar häuffiger in der Stadt, als auf „ dem Lande sind, hatten sie eine sehr gute Würkung; „ nemlich bei den Schwachheiten der Nerven, und „ wenn die Ausdünstung nicht wol von statten gehet, „ daß man die freie Luft fürchtet, zu Flüssen geneigt, „ schwach und matt ist. Man muß sie vor dem Mit„ tagessen gebrauchen. „

„ So nüzlich diese Bäder sind, so schädlich ist der „ gewöhnliche Gebrauch der warmen Bäder, sie ma„ chen den Körper geneigt zum Schlag, zur Wasser„ sucht, zu bösen Ausdünstungen, zur Hypochondrie, „ und man findet die Städte, wo sie oft gebraucht „ werden, durch alle diese Krankheiten verwüstet.„

Leute aus der grossen Welt haben keinen Gefallen an kalten Bädern, dieses Recept ist zu hart und gesund, zween Bewegungsgründe, daß sie kein Belieben daran finden; sie überlassen sich lieber gefälligen Aerzten, Aerzten, die öfters mehr zu fürchten sind, als der Tod selbst: denn dieser nimmt nur die überflüssigen Individua von unserer Gattung hinweg, aber diese Aerzte scheinen beschlossen zu haben, die übrigen in halb belebte Maschinen zu verwandeln. — „ Ich weiß nicht, „ sagt der Genfer Bürger Rousseau, von welchen

Krank-



„ Krankheiten uns die Aerzte heilen, *) aber ich weiß, „ daß sie uns viele gefährliche zuziehen; Unthätigkeit, „ Kleinmuth, Leichtglaubigkeit, Schrecken des Todes; „ wenn sie den Körper heilen, so tödten sie den Muth. „ Was hilft es uns, daß sie gehende Cadaver machen? „ Wir brauchen Menschen und diese sieht man nicht aus „ ihren Händen kommen.

„ Die Arztneiwissenschaft ist eine Mode unter „ uns, und sie muß es seyn, sie ist das Vergnügen „ müssiger Leute, welche ihre Zeit nicht zu gebrauchen „ wissen und sie mit ihrer Erhaltung zubringen. Wenn „ sie das Unglück hätten unsterblich zu seyn, so wä„ ren sie die elendesten unter allen Creaturen; ein Le„ ben, das sie nicht befürchten müsten zu verlieren, „ wäre bei ihnen von keinem Werthe. Diese Leute „ müssen Aerzte haben, die ihnen drohen, um zu „ schmeicheln, und die ihnen täglich ein Vergnügen „ machen, dessen sie allein fähig sind, daß sie nemlich „ noch leben.„

Man muß kein Kind eher saugen lassen, als zwölf Stunden nach der Geburth, damit es Zeit habe, vorher die Feuchtigkeit und den Schleim, der in dem Magen ist, und das Meconium **) in den Eingeweiden von sich zu geben.

Was für eine glückliche Creatur müste ein wol verpflegtes, ordentlich und ohne Weichlichkeit erzo-

genes

*) Dieser verehrungswürdige Schriftsteller überläßt sich zu sehr seinem Eifer. Er greift hier aber nur die Aerzte an, die unsere Schwachheit und Leichtglaubigkeit mißbrauchen, von den Tissots, Hirzels, Swietens ꝛc. würde er ohne Zweifel mit mehrerm Respect reden.

**) Meconium heißt eine dicke Feuchtigkeit, die dem Mohnsaft ähnlich ist, und welche man in den Eingeweiden der neugebohrnen Kinder findet.

genes Kind seyn! Mit welcher Wollust würde es sich selbst und die ganze Natur geniessen, die es nur um seinet willen gemacht zu seyn glauben würde, ehe es Vernunft und Erfahrung diesem Betrug entreissen könnten! Aber wir sind eifersüchtig über ihr Glück, davon wir nichts mehr übrig haben; weil wir an die Stelle wahrer Vergnügen künstliche gesezt haben, so hat es das Ansehen, als ob wir wollten, daß sie unser Unglück von ihrer Geburth an mit uns theilen sollen.

Eine Frau, die vermög ihrer Grundsäze und ihres Temperaments zärtlich ist, die aber das Vorurtheil grausam macht, bekommt ein neugebohrnes Kind. Kaum hat sie selbiges ein wenig abgetrocknet, so küßt sie es und überhäuft es mit Liebkosungen; weil sie sich aber fest einbildet, daß es seine Hände und Füsse nicht eher brauchen soll, als bis es groß geworden ist, so bindet sie ein jedes Glied nach der Reihe fest, und wickelt es in Windeln, als wenn es todt wäre und als wenn sie eine Mumie daraus machen wollte.

Ich will nichts von den traurigen Würkungen der Windeln sagen; würdige Vertheidiger der Rechte der Natur haben diese wichtige Materie gründlich abgehandelt, und zu gleicher Zeit wider einen andern nicht weniger schrecklichen Mißbrauch geeifert; ich meine die Schnürbrüste oder Harnische, welche die jungen Mädchens tragen. Sie haben ordentlicher Weise unter einem mässig geschnürten Corset eine so schöne, freie und gute Gestalt; aber man will sie steif und gezwungen haben. — — Und damit ja alles gezwungen ist, so schmücket man auch den Kopf, wie man sich kleidet. Nichts ist lächerlicher, ungesunder und unangenehmer, als eine so starke Kitte von Pomade



und Poudre, als ein hinten aufgeschlagenes Haar, als ein crepirtes Tupet ꝛc. Schmückten sich denn die Grazien auch also? Einige Locken hiengen nachlässig über die Schultern herab: *) man hat diesen schönen Gebrauch in den Dörfern und in kleinen Städten, wo man gegen die Schönheiten der Natur noch empfindlich ist, einigermassen beibehalten; und nichts ist reizender und mehr fähig, die Liebe einzuflössen, als dieses. — — Nur Schade, daß man die schönen und reizenden Haare mit Lumpen von Musselin, Spizen ꝛc. vermenget! Aber wir wollen wieder auf die Wiege zurück kommen.

„Die Siamer, die Japaner, die Indianer, die „Neger, die Wilden in Canada und Brasilien und „die meisten Völker in dem mittägigen America legen „ihre Kinder nackend in hangende Betten von Baum„wolle. Die in dem mitternächtlichen Theil legen „unten in die Wiegen eine Menge Staub, den man „vom Holz nimmt, welches die Würmer zerfressen „haben, und welchen man insgemein Wurmmehl „nennet. Die Kinder werden auf diesen Staub ge„leget, und mit Pelzwerk zugedeckt. In Virginien „bindet man die Kinder nackend auf ein Bret, wel„ches mit Baumwolle überzogen ist und ein Loch hat, „daß der Unflath ablaufen kann. Die Kälte in die„sem Lande sollte diesem Gebrauch zuwider seyn, der „überhaupt in den Morgenländern und absonderlich „in der Türkei angenommen ist. Diese Vorsicht

„hebt

*) Virgil druckt dieses sehr schön in dem Verse aus, wo er die Nymphen beschreibet, die den Hof der Cyrene ausmachen.

Caesariem effusae nitidam per candida colla

Georg. 4. B. v. 337.

„ hebt alle andere Sorgen auf, und ist das sicherste
„ Mittel den gewöhnlichen Nachlässigkeiten der Säug-
„ ammen vorzubeugen: nur die mütterliche Zärtlich-
„ keit ist einer solchen beständigen Wachsamkeit und
„ einer so nothwendigen Aufmerksamkeit auf alle Klei-
„ nigkeiten fähig; kann man dieß von einer gedunge-
„ nen und ungeschickten Säugamme hoffen?„ *)

Die kleinen Neger säugen ihre Kinder auf eine Art, die allein geschickt ist, sie so stark zu machen, als sie würklich werden. Sie binden dieselbigen mit den Händen und Füssen an eine Hüfte ihrer Mütter, die Kinder halten sich mit den Händen an die Brust, und saugen so lange, bis die Mutter verschiedene Bewegungen macht, und ihre ordentliche Arbeit wieder vornimmt. Diese Kinder fangen schon nach zwey Monaten an zu gehen, oder kriechen wenigstens auf Händen und Füssen; und das thun sie mit einer grossen Leichtigkeit. — — Wann werden wir Muth genug haben, diese gute Physische Erziehung anzunehmen, und eine eben so gute moralische damit zu verbinden? Dieß soll der Wunsch aller rechtschaffenen Leute seyn; ich meines Orts habe ihn schon lange geäussert. Eine Probe findet man nicht nur am Ende des Eleven der Natur, der 1764. gedruckt ist, sondern auch in dem Vorschlag zu einer glücklichen Gesellschaft, den ich 1756. heraus gegeben habe. (Oeconomisches Journal, Monat Julius.)

Ein neugebohrnes Kind muß bei Tag alle zwo Stunden saugen, und bei Nacht, so oft es erwachet; welches sehr selten geschehen würde, wenn es nicht in Windeln gepreßt wäre. Aber die wenigsten Säugam-

 men-

*) Naturgeschichte des Hrn. von Buffon.



men haben diese genaue Aufmerksamkeit, deren nur die mütterliche Liebe fähig ist. Sie lassen die Kinder ohne Mitleiden schreien; sie wollen nicht wissen, daß die Ungedult, der Schmerz den Character verschlimmern, und die Gesundheit, absonderlich in einem so zarten Alter, schwächen.

Auf zwanzig Meilen um Paris herum mag man hingehen, wo man will, so wird man kleine Wägen voll Säugammen und Kinder antreffen, denen man nichts bessers als den Tod wünschen kann. Ich würde mich vergebens bemühen, ihre schreckliche Lage zu mahlen, der Pinsel würde mir aus den Händen fallen. Man muß in der That gestehen, daß in den Provinzen, wo etwas weniger ungezwungenes Wesen herrschet, die Kinder und Säugammen nicht so unglücklich sind; aber sie sind es doch noch allzusehr.

Es wäre eine Anstalt, die der gegenwärtigen Regierung würdig wäre, wenn man allenthalben auf dem Lande öffentliche Häuser anlegte, um die neugebohrnen Kinder aufzunehmen: man könnte sie da sorgfältig erziehen; begüterte Personen müsten ein mehr oder weniger beträchtliches Kostgeld zahlen; die Armen und Fündlinge würden umsonst und mit eben so vieler Sorgfalt, als die andern erzogen. Man müste die Mädchen darin aufnehmen, die eine unglückliche und öfters tödtende Schande zwinget, sich zu verbergen; man leistete ihnen allen Beistand; diejenigen behielte man als Säugammen, die sich mit diesem Amte beladen wollten, das unter uns so wenig geachtet wird, und doch so ehrwürdig und für die Menschheit so kostbar ist. — Welch ein Schauspiel müste das seyn, drei oder vier geräumige Zimmer, wo sich die Reinlichkeit mit der

Sim-



Simplicität verbånde, und deren ganze Pracht in einer grossen Anzahl frölicher und starker Kinder, und junger, schöner und gesunder Säugammen bestünde! —

Ich weiß nicht, ob die politische Einrichtung des Hrn. Abt Plüche sehr klug ist, wenn er behauptet; „ daß die Nothwendigkeit, die Stadtkinder auf dem „ Lande zu erziehen, für beede Gattungen von Bür- „ gern sehr vortheilhaft sey; daß dieses eine gewisse „ Gleichheit und eine angenehme Verbindung unter „ ihnen fest seze, wodurch ein überflüssiger Theil der „ Stadt in die ländlichen Hütten gezogen wird, wo „ alles ehrbar und züchtig ist. „ Das ist alles sehr gut! Aber man sollte einen Versuch machen, den Ueberfluß der Städte durch ordentliche Mittel auf das Land zu ziehen, und da ist ohnstreitig das beste, von dem Landmann eine mässige Abgabe zu verlangen, und den Verkauf der Producte, die er durch seinen Fleiß der Erde entreisset, auf keine Weise zu hindern. Noch eine andere schlimme Folge, die gedungene Säugammen haben, ist auch diese: die Kinder der Säugamme sind eifersüchtig auf die Pracht ihrer Brüder, die mit ihnen an einer Brust gesogen haben (Milchbrüder,) weil sie nicht einsehen, wie viel es dem Körper und der Seele nüzet, wenn man unter den unschuldigen Gesezen der Mässigkeit lebet. Daher kömmt es, daß sie sich auch in der grossen Welt zeigen wollen, wenn sie groß werden, und sollten sie auch mit dem traurigen Stand eines Sclaven anfangen.

Sein Kind einer Säugamme übergeben, wenn man es selbst säugen kann, heist die Natur entehren. Die Kinder aus der Stadt auf das Land thun, wenn sie entwöhnet sind, würde gut seyn, wenn es geschähe,



um sie daselbst zu lassen, und wenn man sie daselbst nicht mit aller Pracht der Verschwendung überhäufte; traurige Zierathen, welche gewiß so wol diejenigen, die sie tragen, als auch diejenigen, die sie tragen sehen, öfters zu Thoren machen, in der ersten Kindheit aus Mangel der Logie, und in der Folge durch die einmal erlangte Fertigkeit.

Man muß die Wiege so sezen, daß dem Kinde das Licht ins Angesicht fällt. Wenn es dasselbige nur von der Seite hat, so drehet es die Augen mit Gewalt, und kann schielend werden.

Man muß sehr selten und langsam wiegen, auch Acht geben, ehe man anfängt zu wiegen, ob das Kind vollkommen gesund sey, ob ihm nichts fehle, denn man macht sie durch das Wiegen dumm; zuweilen macht man es noch schlimmer, man erschüttert ihnen den Kopf, daß es verdrüßliche Folgen haben kann. Man macht es endlich schweigen und schlaffen, aber wenn ihm unter dem Wiegen nicht wol war, so hat man ihm sehr schlecht geholfen, es wird nur einen kurzen Schlaf haben, den die Nothdurft oder der Schmerz bald wieder unterbrechen wird.

Wenn ein Kind beständig schlaffen will, so muß man es öfters durch Liebkosungen und Singen aufwecken, denn dieses würde es in der Folge feul und stille machen. Man muß Sorge tragen, daß die ersten Gegenstände, die ihm beim Erwachen in die Augen fallen, Blumen oder sonst etwas grünes sey. Man gehe mit ihm spazieren, oder wenn die Jahrszeit zu rauh ist, so lasse man es wenigstens durch das Fenster des Zimmers auf das Feld sehen. — — Ich vergesse und möchte es gerne ewig vergessen, daß nicht alle Häuser, wie das meinige, auf das Land sehen.

Ich



Ich möchte gerne die Mütter, die dieses W
lesen, überzeugen, daß nichts vortheilhafter für i
Kinder ist, und nichts geschickter, ihnen die angen
me Munterkeit einzuflößen, welche das Glück des
bens ausmachet, als wenn man ihnen, absonderl
die ersten zwei oder drei Jahre, das Erwachen an
nehm machet. Man findet in den Versuchen des Mo
tagne ein gutes Muster von diesem Theil der physisch
Erziehung.

„Sein Vatter, sagt er, wuste, daß es das za
„te Gehirn der Kinder zu sehr bewegt, wenn man
„schnell aufwecket, und dem Schlaf entreißt, in we
„chem sie viel tiefer liegen, als wir: und um die
„schlimme Methode desto besser zu vermeiden, wähl
„er eine andere ganz entgegen gesezte, er ließ sie dur
„den Schall eines Instruments aufwecken, und er w
„niemals ohne einen Menschen, dessen er sich darz
„bediente.„

Eine kleine Unbequemlichkeit finde ich bei dies
Methode: man muß nichts alltäglich machen, auss
essen, trinken, schlaffen und arbeiten; ein Grundsa
nach welchem man die Kinder im andern und dritte
Jahr nur von Zeit zu Zeit durch den Schall eines I
struments oder der Stimme aufwecken soll.

In den ersten zwei oder drei Monaten soll da
Kind keine andere Nahrung geniessen, als die Mil
der Mutter oder der Säugamme. Wenn diese Ze
vorbei ist, soll man ihm einen wolgekochten Milchbr
geben, der nicht gar zu dick ist, oder weises Brod ei
wenig in Milch aufgekocht.

Eine gesunde Frau sollte ihr Kind ein ganze
Jahr mit nichts anders, als mit Milch aus ihren Br

 sten

sten ernehren. Diese Pflicht ist so angenehm, und mit so viel Wollust begleitet, wenn man sie recht zu schmecken weiß! Die Holländerinnen, die Italiänerinnen, die Türkinnen und die meisten Frauen in den Morgenländern, kennen dieses Vergnügen und genießen es ein volles Jahr, und das ist genug. Die Wilden in Canada sind in diesem Stücke noch empfindlicher, sie verlängern diese Zeit wider die Vernunft auf fünf bis sieben Jahre.

Mit sieben oder acht Monaten fangen die Vorder- oder Schneidzähne *) an hervor zu stechen: sie würden gewiß eher durchbrechen, und weniger Schmerzen verursachen, wenn man den Kindern statt der Schlottern kleine Brodrinden gäbe, woran sie mit Vergnügen saugen und sie zernagen würden.

Die übrigen zwanzig Zähne, nemlich vier Hundszähne und sechzehen Stock- oder Backenzähne kommen zwischen dem ersten und andern Jahr hervor. Die Schneid- Hunds- und vier ersten Stockzähne werden durch andere ähnliche Zähne aus ihren Löchern heraus gestossen, welche erst gegen das siebente und öfters auch später wachsen.

Die vier andern Zähne, welche die Zahl von zwei und dreißig voll machen, nehmen die vier Ende der Kinnbacken ein, sie kommen erst mit den mannbaren Jahren, und öfters noch später, deswegen nennet man sie Weisheitszähne.

Die Kinder fangen mit sechs Wochen an, auf ihre Mutter zu lachen, und folglich sie zu lieben, (denn die

*) Die vordern nennet man Schneidzähne, und sind deren vier in dem obern und vier in dem untern Kiefer.

die Aufrichtigkeit ist ein Eigenthum der Kinder *) aber sie wissen noch nicht, warum sie dieselbige lieben. Besser wissen sie es mit ein oder zwei Jahren, ihre Zuneigung entspringet aus Urtheilen; sie fangen an, ihre Mutter zu studiren, dieß allein ist ihre Beschäftigung, und es glückt ihnen. Ein Kind siehet bald, ob es von seiner Mutter geliebet wird; und wenn dieses nicht geschiehet, so hasset es dieselbige wieder. Eine Frau, welche selbst die Säugamme ihres Kindes gewesen und ihm allezeit wol begegnet ist, kann sich sicher auf seine Liebe verlassen. Wenn sie es einer gemietheten Säugamme übergeben hat, so wird es dieselbige hassen, wenn sie es wieder zu sich nimmt, weil es glaubt, man hat ihm seine wahre Mutter genommen, und es hat recht. Sie muß Gedult haben, und versuchen nach und nach ein Herz wieder zu gewinnen, das sie verdient hatte, zu verlieren: wenn sie keine Zärtlichkeit für dieses Kind hat, oder wenn sie noch andere hat und dieselbigen mehr liebet, so wird es das Kind bald entdecken, und sie vielleicht ihr ganzes Leben hassen, und ich wiederhole es noch einmal, es hat recht. Man muß dem angenehmen Titel eines Vaters, einer Mutter, eines Hofmeisters völlig entsagen, wenn man nicht für alle Kinder zugleich eine so zarte Freundschaft hat, daß man eines mehr lieben kann, als das andere, und zwar auf eine sichtbare Weise, daß es dem andern, welches man weniger liebet, Verdruß verursachen kann.

*) Diese Aufrichtigkeit dauert gemeiniglich bei den Kindern bis in das zweite Jahr. Dann fangen wir an, vernünftig mit ihnen zu reden; ihre Eigenliebe oder unsere Drohungen machen, daß sie sich wenigstens stellen müssen, als ob sie uns verstünden; sie erlangen eine Fertigkeit in der Verstellung und in der Falschheit, die sie oft durch ihr ganzes Leben behalten.



Ein Kind von anderhalb bis zwei Jahren erstaunet über alles, was es siehet; es macht bei allem, was sich ihm vorstellet, grosse Augen, *) es ist wie ein Fremder, der sich gleichsam durch eine Bezauberung in einem unbekannten Lande befindet. Es weiß weder warum, noch wie es aus der Finsterniß und der Ruhe in das Licht und in die Bewegung übergetretten ist. Man stelle sich das Erstaunen, die Entzückung eines Menschen vor, der bis in sein zwanzigstes oder dreissigstes Jahr in ein finsteres Gefängniß verschlossen gewesen ist, er wird heraus gezogen, und siehet zum erstenmal den Himmel und die Erde. Das Erstaunen eines Kindes ist eben so beschaffen, nur daß es nicht so lebhaft und nicht so dauerhaft ist.

Wenn man die gehörige Mittelstrasse zwischen einer zu langsamen und zu frühzeitigen Entwicklung nimmt, so fängt ein wolgewachsenes Kind mit zwölf oder funfzehen Monaten an zu lallen, aber seine Sprache ist noch nichts als unförmliche Töne, die noch sehr wenig articulirt sind. Es vegetirt mehr, als es lebt, bis ohngefähr in das dritte Jahr, dann fängt es an deutlich auszusprechen; dieß ist auch die Zeit, da sein Leben, das bisher sehr wankend war, dauerhaft wird: aber mit dem Alter von sieben oder acht Jahren hat es die ersten Gefahren überstanden, die mit dem menschlichen Leben verbunden sind. Von diesem Augenblick stellet sich seinen Augen eine neue Welt dar, seine Kräfte nehmen täglich zu, das Vermögen seiner Seele entwickelt sich, und einige Jahre darnach ist es nicht mehr ein schwaches und kraftloses Thier, es ist der Herr der

*) Die Ursache des Erstaunens ist auch diese, daß es die Gegenstände umgekehrt siehet, wie ich in dem Artikel von dem Sinn des Gesichtes zeigen werde.

der Natur; das Feuer fließt in seinen Adern, auf seiner Stirne sizen die Grazien und die Frölichkeit. Freie und geschickte Bewegungen verkündigen die dauerhafte Gesundheit dieses glücklichen Alters, welches man die Jugend nennet: in der That ein glückliches Alter, wenn die unruhigen Leidenschaften nicht öfters den Lauf desselben hemmeten.

Wenn ein Kind einen Bruch *) hat, welches geschiehet, wenn man es vernachlässiget hat, wenn man es zu sehr hat schreien lassen, oder wann man es zu heftig bestraft hat, so kann man ihn durch ein Bruchband heilen, aber es lauft Gefahr, das Band in seinem ganzen Leben zu behalten, wenn man dieses Mittel zu spat anwendet.

Die Würmer zu tödten, kann man den Kindern ein wenig Wein trinken lassen, aber sehr wenig; denn man muß ihren schwachen Magen nicht mit Säure überladen, noch weniger sie an ein Getränk gewöhnen, das ihnen dereinst schädlicher seyn könnte, als die Würmer selbst.

Man muß die Kinder an die Kälte gewöhnen, dieses ist um so viel leichter, da sie in dem ersten Alter vielmehr innerliche Wärme haben, als sie in der Folge nicht haben werden; dieser Unterschied kömmt aber daher. Die kleinen Thiere haben mehr Wärme, als die grossen, weil bei den kleinen die äussern Theile dem Mittelpuncte näher sind, als bei den grossen. Die Ursache von dieser Erscheinung mag aber seyn, welche sie

*) Ein Bruch ist eine Aufschwellung, welche durch das Austretten eines Theils z. E. der Gedärme, in dem Unterleib entstehet. Er kann grosse Zufälle verursachen, und macht viele Ungelegenheit, wenn er schon alt werden ist.

sie will, so weiß man doch, daß sie gewiß ist, denn das mehr oder weniger häuffige Schlagen des Herzens zeiget die stärkere oder geringere Wärme an: nun ist aber das Schlagen oder Klopfen des Herzens bei einem Sperling schneller, als bei einer Henne, und bei einem Kinde, als bei einem Erwachsenen. Man kann sich auch mit Hülfe eines Thermometers von dem Unterschiede dieser Wärme überzeugen.

Um die Kinder vor dem leeren Schrecken zu verwahren, welches die Finsterniß so vielen Personen verursachet, die sich für vernünftig halten, muß man ihnen lernen, wie sie sich bei der Nacht aufführen sollen; man läßt sie des Abends spielen und an Orten herum lauffen, wo sie keine Gefahr zu befürchten haben.

Hier wäre Gelegenheit von der Erziehung zu reden. Aber ich müste diese wichtige Materie nur obenhin berühren. Sie ist gründlich abgehandelt worden von Loke, von Rousseau dem Genfer Bürger *) und von seinem Landsmann Ballexserd, dem Verfasser einer Abhandlung über die physische Erziehung der Kinder **) welche ihm den Preis der Academie zu Harlem in Holland zu wege gebracht hat. Die Frage war: „welches ist die beste Art der Kleidung, der Nahrung und der Leibsübung bei den Kindern von dem „Augenblick ihrer Geburth an bis zu ihrer Mannbarkeit,

*) Ich rede nur von den zwei ersten Büchern, die er von der Erziehung geschrieben hat: denn in den zwei andern hat er zum Unglück für sich und für die Gesellschaft viele tadelnswürdige Sachen.

**) Um die wahre Quelle dieser vortreflichen Werke zu entdecken, muß man den Discours des Montagne über den Unterricht der Kinder (an Madame Digne de Foix, Gräfin von Gurson) lesen; es ist das 25ste Cap. im 1ten Buche.

„ keit, daß sie lange gesund leben können." Unter anderen nüzlichen Sachen, die dieser vortrefliche Discurs enthält, redet der Verfasser alle dieienigen an, die Kinder erziehen, sie möchten ihnen die Freiheit lassen, sich der beeden Hände nach dem Instinct der Natur gleich zu bedienen; denn sie will, daß wir zwei rechte Hände haben sollen; und es ist eine grosse Thorheit, wenn die Kinder die Hand vorzüglich gebrauchen sollen, welche die einfältigen Mütterchen die schöne Hand nennen: man sollte das Kind vielmehr gewöhnen, sich einen Tag der einen und den folgenden der andern zu bedienen; und es würde sich ein Spiel daraus machen.

Wenn ich über die Erziehung schreiben, oder Kinder zu erziehen unternehmen wollte, (welches weit vorzüglicher ist) so würde ich mich an die Worte des Hrn. von Buffon erinnern. „Ich habe einige Kinder gekennet, welche mit vier Jahren vortreflich lasen.
„ Man kann übrigens nicht entscheiden, ob es sehr
„ nüzlich ist, die Kinder so frühzeitig zu unterrichten;
„ man hat viele Beispiele von dem schlechten Erfolg
„ eines so frühzeitigen Unterrichts, man hat viele
„ Wunderkinder von vier, von acht, von zwölf, von
„ sechzehen Jahren gesehen, welche im fünf und zwan-
„ zigsten oder dreissigsten Jahr Thoren, oder Men-
„ schen von ganz gemeiner Art waren, so daß man Ur-
„ sache hat zu glauben, daß die ordentliche *) Erzie-
„ hung die beste ist, dieienige, wodurch die Natur nicht
„ gezwungen wird, die, ich will nicht sagen, den Kräf-
„ ten, sondern der Schwachheit eines Kindes am an-
„ gemessensten ist."

Von

*) Das ist, die einfachste und leichteste Art der Erziehung, wie man aus der folgenden Redensart urtheilen kann.



Von der Mannbarkeit oder den Jünglingsiahren.

Ich schreibe nicht für Kinder von sieben oder acht Jahren, ich weiß nicht, was man ihnen soll lesen lassen; ich schreibe auch nicht für Kinder von zehn Jahren, denn in diesem Alter darf man nach meiner Meinung nichts lesen, als die Anfangsgründe der Geographie, Geometrie und kleine gute moralische Erzehlungen, *) aber mit vierzehn oder funfzehn Jahren aufs längste kann man die Naturgeschichte lesen, auch selbst dasienige nicht ausgenommen, was ich von der Mannbarkeit sagen werde, einem Stande, dem man alsdann nahe ist.

Junger Mensch, höre mit Ehrerbiethung an, was ich dich lehren will. Ich seze voraus, daß du schon von deiner Mutter unterrichtet bist; es ist ein Unglück für dich, wenn du das noch nicht weißt, was man wissen muß, um mich zu verstehen, oder wenn du es von einer andern, als von ihr erfahren hast.

Die Mannbarkeit, nemlich das Alter, da man anfängt zur Zeugung tüchtig zu werden, ist der Frühling des Lebens; dieses Alter begleitet den Jüngling und gehet der Jugend vor. Dann empfindet man ein heftiges Verlangen, ein süsses Bedürfniß, sein Wesen mitzutheilen. — — Die Natur bildet ein Kind nach und nach, sie läßt es durch das Abwechseln der flüchtigen und friedlichen Spiele und eines ruhigen Schlafes vegetiren; aber wenn sie es zur Mannbarkeit,

zu

*) Man muß dabei die verliebten Klagen und Feenmärchen verbannen, zwei Dinge, da eines so lächerlich, so unvernünftig ist, als das andere.

zu seinem völligen Wachsthume gebracht hat, so treibt sie die besten, die belebtesten organischen Theile von seinen Nahrungsmitteln mit einer gewissen Heftigkeit in die Zeugungsglieder. In dem ganzen Menschen entstehet eine plözliche und merkliche Veränderung; der Hals dehnet sich aus, die Stimme wird stärker, die Augen werden lebhafter und feuriger, das Zeugungsglied schwillt bei dem Knaben auf, die Scheide wird bei dem Mädchen aus dem nemlichen Grunde und zu dem nemlichen Endzwecke enger, der Busen wird groß und rund, die Menstrua finden sich ein ꝛc. Und die Liebe verschaft sich durch alle Sinnen Eingang in das Herz.

Die Jahre der Mannbarkeit sind bei verschiedenen Völkern unterschieden, und scheinet zum Theil von der Mässigung des Clima und von der Beschaffenheit der Nahrung abzuhängen. In allen mittägigen Theilen von Europa und in den Städten, sind die meisten Mädchen mit zwölf und die Knaben mit vierzehn Jahren zum heurathen tüchtig. *) In den nordischen Provinzen und auf dem Lande werden die Mädchen kaum mit vierzehn und die Knaben mit sechzehn Jahren mannbar.

Eine leicht zu machende Rechnung beweiset, daß von zween jungen Menschen, wovon der eine im vierzehenten, der andere im sechzehenten Jahr mannbar wird, der erste, wenn sonst alles gleich ist, wenigstens sechs

*) Die Weibspersonen erreichen ihre Mannbarkeit eher, als wir, weil sie aus feinern und nicht so starken Fasern zusammen gewebt sind: (so wächst eine Linde schneller, als eine Eiche,) aber sie erreichen auch, wenigstens ordentlicher Weise, eher das Alter und den Tod. In der Beschreibung des letzten Alters werden wir sehen, daß diese Regel viele Ausnahmen leidet.

sechs oder acht Jahr eher alt wird, als der andere; die Einwohner auf dem Lande haben also unter vielen andern Vortheilen auch dieses vor den Einwohnern in den Städten voraus, daß sie länger iung bleiben. In der Stadt zielet alles darauf ab, unser Wachsthum zu beschleunigen. Wir sind frühzeitige und verdorbene Früchte, wir entwischen der Natur; nur auf dem Lande bildet sie mit Musse starke Körper, die unter dem Schatten der Freiheit und Unschuld geruhig aufwachsen. Nur in dieser glücklichen Freistadt siehet man iunge Mädchen und Knaben muthwillig auf eine ungezwungene und freie Art mit einander scherzen. Sie geniessen lange Zeit die Präliminarien der Wollust, und finden sie angenehm, ohne daß sie den Namen davon kennen. Damit aber in den Städten diese stille und angenehme Unwissenheit, diese reizende Verwirrung der Liebe ia nicht in den iungen Herzen erhalten werde, so weiß man schon alle Feinheiten und Kunstgriffe davon, ehe man sie noch geniessen kann, und man ist des lebhaften und süssen Vergnügens der Ueberraschung beraubet. Ein kleines Mädchen von fünf oder höchstens sechs Jahren weiß schon, daß man erröthen, daß man gewisse Gebehrden, eine gewisse Züchtigkeit rc. haben müsse. Dieß ist aber nothwendig, da es in den Städten schändliche Sardanapale gibt, welche besserer Früchte überdrüssig sind; und nur kaum aufgeblüthe Blumen rauben und verderben wollen.

Wenn ihr wissen wollet, wie schädlich die frühzeitige Mannbarkeit, der Müssiggang, das gute Essen und Trinken, der Zwang oder der Wolstand, die Gährung der Leidenschaften, und andere Unordnungen, die sich in den Städten vereinigen, seyen, so leset ein Werk des Hrn. Tissot, welches den Titel führet: die Onanie,

oder



oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Masturbation herkommen. Dieses Buch ist unschäzbar, die jungen Leute sollten es Tag und Nacht lesen. Auch in Deutschland, wo die Philosophie mit weniger Schimmer einen bessern Fortgang hat, als vielleicht sonst irgendwo, ist dieses heut zu Tag ein classisches Buch.

Der Name Onanie hat seinen Ursprung von Onan, einem Sohn des Juda, dem ersten Masturbator, der in der Geschichte bekannt ist. Die Masturbation (denn ich muß es doch einmal sagen) ist eine gewaltsame Ergiessung des Saamens. *) Die Natur, welche durch dieses Laster geschändet wird, straft uns mit der grösten Strenge durch lange und natürliche Krankheiten, welche nach und nach nicht nur den Körper, sondern auch den Geist untergraben, und diese Strafe ist gerecht: man muß es also jungen Leuten sagen, sie warnen, und sie besonders von allem abhalten, was sie zu einem so schändlichen und gefährlichen Vergnügen verleiten könnte.

Der H. Hyeronimus und Rousseau von Genf, welche beede von Tissot angeführt werden, sagen uns mit ihrer glänzenden Beredsamkeit, der eine, wie sehr einem jungen Menschen köstliche Malzeiten schaden, der andere, wie fleißig ein Hofmeister bei seinem Eleven seyn soll, um ihn den Gefahren der Musturbation zu entziehen, und alles von ihm zu entfernen, was dieses Verlangen in ihm rege machen könnte.

„Die

*) Durch Versezung einiger Buchstaben hat man das Wort Masturbation aus dem lateinischen Manustupratio gemacht, welches Hurerei mit der Hand übersezt werden könnte.

„Die Schmiedten zu Lemnos, die feuerspeiende „Berge Vesuv und Olymp *) brennen nicht stärker, „als junge Leute, welche sich mit nahrhaften Speisen „nähren und Wein trinken. Wachet sorgfältig über „einen jungen Menschen, und lasset ihn weder bei „Tag noch Nacht allein, schlafet auch bei ihm in „dem Zimmer. — — Wenn er einmal die verderb„lichste Gewohnheit angenommen hat, der ein junger „Mensch unterworfen seyn kann, so wird er die trau„rigen Würkungen davon mit in das Grab bringen, „und allezeit kraftlos am Leibe und am Geiste seyn.„

Die Mittel, zu verhindern, daß sich die Einbildungskraft eines jungen Menschen nicht erhize, und daß sich seine Hauptneigung nicht zu bald entwickle, sind in dem Werke des Hrn. Tissot angezeigt. Kürzlich sind es folgende: man soll ihn mit keiner Weibsperson in einer Vertraulichkeit leben, und keine in einer wollüstigen Blösse sehen lassen. Ihm kein zu zärtliches und unzüchtiges Buch lesen oder Gesänge hören lassen. Ihm kein Gemählde von diesen beeden Gattungen zeigen, und ihn mit sehr einfachen Speisen nähren. Ihm bei nahe niemals ungemischten Wein geben, sehr wenig Bier oder Most, Caffe oder Schocolate, noch weniger Aquavit oder starke Liqueurs. Endlich soll sein Vater oder Hofmeister, (welches einerlei seyn soll,) beständig um ihn seyn, ohne ihm doch einen Zwang

anzu-

*) Vier Berge führen diesen Namen. 1. Einer zwischen Thessalien und Macedonien, den die Poeten so berühmt, und so gar zu einer Wohnung der Götter gemacht haben. 2. Der Olymp in Galatien, in klein Asien. 3. In Mysien, nahe an dem Hellespont, auch in klein Asien. 4. In Aethiopien, bei Heliopolis an den Küsten des rothen Meers. Von diesem leztern redet hier der H. Hyeronimus. Er warf damals täglich Feuer aus, früh vom Aufgang der Sonne bis ohngefähr um den Mittag.

anzuthun, und soll auch mit ihm in einer Kammer schlaffen. — — Alle diese Sachen sind sehr leicht auf dem Lande, aber in der Stadt fast unmöglich; das verdrüßlichste dabei, auch so gar auf dem Lande, ist, daß man den jungen Menschen nicht verlassen soll, wenn er allein ist. Die gemeine, aber doch sorgfältige Erziehung hat diese lezte Unbequemlichkeit nicht, denn die jungen Leute wachen selbst über einander, wenn sie beysammen sind, ohne daß sie es wissen. Aber es soll doch allezeit ein wachsamer und aufmerksamer Mann bei ihnen seyn, und ist einer für viele Kinder genug; bei einer privat Erziehung gehet dieß nicht an.

Man muß einem jungen Menschen, ohne die hier angezeigten Mittel der Klugheit zu vernachlässigen, manchmal den Zaum schiessen lassen, aber ihn beständig beobachten, denn er soll ein gesellschaftlicher Mensch und kein Bär werden; und um ihn zur Gesellschaft geschickt zu machen, muß man ihn von weiten darzu vorbereiten.

Es ist ein Unglück, wenn man dem Verlangen der Natur kein Genüge thut, wenn man nicht zu der von ihr bestimmten Zeit Vatter wird: aber das Unglück ist noch weit grösser, wenn man den Augenblick, den sie bezeichnet hat, beschleuniget, oder an statt der wahren Vergnügen, eine heimliche und viehische Wollust erwählet. *) Auch das ist ein grosses Unglück,

*) Die Geseze der Gesellschaft, oder vielmehr der Missbrauch, der in der Gesellschaft eingeführet worden ist, zeuget den erzwungenen Cölibat, und das Laster der Masturbation, welches fast unzertrennlich damit verbunden ist. — — Was soll man aber thun, denn eine glückliche Heurath ist selten und schwehr? Und in einer unglücklichen Ehe verliert die Liebe alle ihre Annehmlichkeiten; sie gleichet alsdann einer Todtenlampe, welche zwar eine Urne erleuchtet, aber die Asche darin nicht erwärmet.



wenn man seine Ruhe und seine Glückseeligkeit von der Gewißheit abhängen läßt, ob man eine Person, mit der man sich vereiniget, zum ersten geniesset; da man doch kein gewisses Mittel hat, sich davon zu überzeugen.

Man kann mit Grund annehmen, daß Barbaren bei einer Zwischenzeit im Kriege sich die Zeit damit vertrieben haben, einen kleinen Codex von sehr ungerechten und grausamen Gesezen zu verfertigen, und daß sie besonders ihre Weisheit und Klugheit in den Artickeln von den Ehen, von der Keuschheit der Weibspersonen, von den Zeichen der Jungfrauschaft rc. bewiesen haben.

Deine Frau, die du dir erwählest, habe einen unschäzbaren Vorzug, der so wenig geachtet und immer seltner wird, sie sey gesund und stark; dieß ist die einzige wahre Schönheit. Sie verbinde noch damit, wenn es möglich ist, alle gesellschaftliche Tugenden, verlange nichts von ihr, als dieses, und sey wegen des übrigen ruhig. *)

Wie viel Herrschaft haben nicht die Meinungen und Irthümer über die Menschen! Welch ein Contrast in dem Geschmack und in den Sitten verschiedener Nationen! Einige suchen ihre Ehre darin, daß sie die Erstlinge der Jungfrauschaft geniessen, andere machen eine Ehre, ia gar einen Gottesdienst daraus, daß sie solche nicht haben wollen, und daß sie nicht eher heurathen, bis ihre Frauen geschändet sind, entweder mit Ehren, durch die Diener des Altars, oder mit Schande,

*) Ich habe oben die nemliche Sache mit den nemlichen Ausdrücken gesagt; aber auch dieß ist eine Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

de, durch Sclaven. Die wahre Religion, welche gleich weit von beeden Ausschweifungen entfernet ist, lehret uns, daß die Jungfrauschaft des Körpers nur ein Sinnbild von der Reinigkeit des Herzens sey; diese allein ist nothwendig, die erste soll man aber auch bis zur Verheurathung zu erhalten suchen; allein es ist eben so unvernünftig als ungerecht, wenn man gewisse Proben von einer Sache haben will, wo keine zu finden sind.

Die Mannbarkeit ist das Alter der Liebe.*) Diese Leidenschaft, dieses Bedürfniß zeigt sich bei den Mädchen eher, als bei den Knaben, aber es zeigt sich in diesen lebhafter, weil sie stärker sind; und weil sie mehr zur Zeugung beitragen, als die Weibspersonen, so musten sie auch hiziger seyn, als sie.

Nach den Mitteln, das menschliche Geschlecht vollkommen zu machen, welches der Gegenstand eines sehr guten Werkes des Hrn. von Vandermonde ist, soll man vor allen darauf bedacht seyn, die verschiedenen Geschlechter auf dem Erdboden mit einander zu verbinden. Wenn uns unsere eigene Gattung so lieb, wenn sie in unsern Augen so kostbar wäre, als die Pferde und die Hunde, so würden wir uns mehr Mühe geben, zu verhindern, daß sie nicht ausarte. — — Wir erziehen unsere Kinder in einer Weichlichkeit, welche die Hälfte von ihnen tödtet, und zwei Drittheil von den übrigen zu schwachen und kränklichen Menschen machet. — — Wir können es sehen, daß ein Theil von unsern Brüdern in Dürftigkeit schmachtet: und

 die

*) Für ihn sind also die zärtlichen Romane, die Erzehlungen von verliebten Thorheiten, was man Heldenmuth, Entzückung, unverbrüchliche Treue rc. nennet, tödliches Gift.

die Dürftigkeit verträgt sich schlechterdings nicht mit der Gesundheit und Schönheit. Wir können sehen, daß eine grosse Anzahl von den übrigen beständig ungesunde Arbeiten verrichten, *) als die Vergolder, die Steinschneider, **) die Bergleute, die Gerber ꝛc. und die an feuchten und eingeschlossenen Orten wohnen, oder einer durchdringenden Kälte und Hize ausgesezt sind. Dergleichen Orte sind die Böden und die Mansardischen Dächer. ***) Wie viel andere Mißbräuche wären noch zu verbessern, wenn man das menschliche Geschlecht vollkommener machen, oder ihm nur einigermassen aufhelfen wollte! Man müste auch viele neue Gebräuche einführen, unter andern die Verbindung oder Vermischung der Nationen, man müste z. B. die Franzosen mit den Engländern, die Italiäner mit den Spa-

*) Ich sage beständig, weil man in einer wol eingerichteten Gesellschaft nur einige Jugendiahre auf dergleichen Handthierungen verwenden sollte. Darnach könnte man sich dem Ackerbau oder andern so wol angenehmen als gesunden Künsten widmen.

**) Selten wird ein Vergolder oder ein Steinschneider über 45 Jahre leben, der leztere stirbt gemeiniglich an einer Brust- und der andere an einer Magenkrankheit.

***) Nur in den Städten haben die armen Leute so schlechte Wohnungen, denn auf dem Lande geniessen sie doch, wenigstens ordentlicher Weise, eine reine Luft, aber es gibt zu viel Städte! — — Zum Glücke gibt es wenige, die so angesteckt sind, wie Paris, Paris, welches mit Recht das Grab von Europa genennet wird. Um den Zustand der Dienstboten und der armen Leute noch erschrecklicher zu machen, muste man ihnen Böden zur Bewohnung geben, oder Kammern, die wenig davon unterschieden sind. Man nennet diese Art von Zimmern Mansarde, von ihrem Erfinder, Jul. Harduin Mansard, einem berühmten Architecten des lezten Jahrhunderts. Man fängt zum Glücke wieder an statt der Mansardischen, Attische zu machen, nemlich niedrige Stockwerke, die den obern Theil des Hauses und den Boden von einander absondern.

Spaniern 2c; vereinigen. Eine weise Regierung, welche eine solche Vermischung sorgfältig unternähme, würde bald, so wol für die Moral als für die Physik die beste und schönste Art von Menschen erhalten, die nur möglich wäre. — — Welche Schande, daß wir mit grossen Kosten aus Persien und Aegypten, Stoffe, Farbsachen und andere Kleinigkeiten kommen lassen, und keine schönen Mädchen aus Circassien und Georgien lassen wir nicht kommen, da doch ihre Eltern diesen barbarischen Handel treiben, und eine für zwanzig Thaler verkauffen. Könnte doch die wahre Philosophie bald dieser abscheulichen Gewohnheit ein Ende machen, und könnten wir alsdann eifersüchtig genug auf die Vervollkommnung unserer Gattung seyn! Der niedrige Handel, von dem ich eben geredet habe, sollte in einen anständigen Tausch verwandelt werden, daß wir junge Leute beiderlei Geschlechts nach Georgien führten, und sie aus demselbigen Lande wieder zu uns kommen liessen.

Ich weiß wol, daß dergleichen Wünsche überflüssig sind, und die Mittel, die ich anzeige, vielleicht nicht ausgeführt werden können. Glücklich wäre aber eine Nation, welche die Geseze der Religion und der Gesellschaft mit einander verbände, aus der wechselweisen Verbindung der Geschlechter Vortheil zu ziehen wüste, und sich durch Asiatisches Blut verschönerte. Das wäre ein sicheres und geschicktes Mittel, das menschliche Geschlecht zu verfeinern, und überall Schönheit zu verbreiten. — — Schönheit! Kann man dieses Wort ohne eine angenehme Erschütterung aussprechen! Nichts in der Welt ist mit einem schönen Körper zu vergleichen! Man sollte sich glücklicher schäzen, der Vater, oder der Liebhaber, oder der Mann einer



so schönen Frau zu seyn, wie die Venus des Praxiteles war, als wenn man ein Königreich erobert hätte.

Aus dem, daß die Weibspersonen überhaupt nicht so heftig sind, als wir, kann man schliessen, daß sie sich, wenn sie uns zu gefallen suchen, wenn sie uns durch die Reize, womit sie die Natur so freigebig versorget hat, an sich ziehen wollen, mehr unser Glück, als ihr eigenes vorstellen; diese Grosmuth soll sie uns noch liebenswürdiger machen. — — Man muß aber doch gestehen, daß sie auch ihr eigenes Interesse antreibt, dieses für uns zu thun. Durch ihre Reize machen sie unser Verlangen rege, und vermehren unsere Liebe, unsere Begierde, sie wissen, daß dieses das würksamste Mittel ist, welches wir unserer Seits anwenden, ihr Verlangen zu beschleunigen und zu erhizen, welches fast allezeit schwächer und langsamer ist, als das unsrige.

Man sieht einige Weibspersonen, die sehr zur Liebe geneigt sind, das sind 1) die, welche ein munteres und sanguinisches Temperament haben, 2) die, welche ihre Einbildungskraft durch das Lesen wollüstiger Bücher, oder durch unzüchtige Gesellschaften erhizt haben ꝛc. Die ersten sind glücklich, wenn sie die Kräfte nicht mißbrauchen, die sie von der Natur empfangen haben; die andern werden gemeiniglich ein Opfer einer metaphysischen und unsinnigen Liebe. Die verwegenen und begierigen Blicke, womit die ersten hauptsächlich die Mannspersonen betrachten, sind die Merkmale, woran man sie erkennen kann. So war das Mädchen, welches Horaz mit einem einzigen Zug so gut gemahlet hat.

— — — — Proterva
Fronte petit — maritum. *)

Man

*) (Mit geilen Blicken verlangt sie einen Mann.) B. 2. Ode 5.

Man findet einige Mädchen, die schon vor ihrer Mannbarkeit aus Liebe rasend werden. In den Anatomischen Büchern lieset man erstaunliche Beispiele von dieser besondern Krankheit, welche öfters für die Personen, welche damit behaftet sind, von traurigen Folgen ist. Hr. von Buffon hat eine junge Person gekannt, die keine Mannsperson ansehen konnte, ohne in eine gewisse Art von Raserei zu verfallen, die von wollüstigen und ungeziemenden Bewegungen begleitet war. Hingegen war sie ganz ruhig, wenn sie nichts als Weibspersonen um sich hatte. Diese Krankheit wird Furor uterinus (Mutterraserei) genennet, und kömmt von einer der beeden Ursachen her, die ich oben angezeigt habe, und öfters von beeden zugleich. Eine genaue Sorgfalt, kühlende Getränke und eine etwas strenge Zucht lassen sie wenigstens nicht zum Ausbruch kommen, wenn sie solche nicht heben können. Man muß die Personen, welche davon befallen sind, nicht völlig zu heilen suchen, nemlich auf eine solche Art, daß sie auf die entgegen gesezte Extremität verfallen, denn das würde ihnen schädlich seyn, und ihr Temperament völlig in Unordnung bringen.

Da die Mannbarkeit in nichts von den übrigen Altern unterschieden ist, als daß wir zur Zeugung fähig werden, so muß ich hier von den grausamen und schändlichen Operationen reden, welchen die Barbarei und die Eifersucht die Zeugungsglieder unterworfen hat. Die Beschneidung muß man davon ausnehmen, von welcher ich so gleich reden werde.

Die morgenländischen und mittägigen Völker schneiden ihren Kindern die Vorhaut ab, daß sie nicht mehr wachsen kann, diese Haut würde sich sonst zu sehr



verlängern, und ihnen viele Ungelegenheit verursachen, *) wie es den Mannspersonen in diesen Ländern allezeit geschehen ist, welche die Beschneidung unterlassen haben; man könnte aber doch vermuthlich diese schmerzhafte Operation unterlassen, wenn man sich, absonderlich in diesen warmen Ländern, reinlicher hielte und fleissiger badete.

Schon vor den Zeiten Abrahams war die Beschneidung in Chaldäa und dem ganzen Orient gebräuchlich. Man hält sie in den warmen Ländern für nüzlich, deswegen dauert sie noch. Hier sind noch zween andere sehr verschiedene Gebräuche, sie sind schrecklich, beständig fortdauernde und ausgesuchte Leibsstrafen, welche an statt das Leben zu nehmen, alle Augenblicke so schrecklich, so entsezlich machen, als der Tod selbst. Der eine von diesen Gebräuchen ist die Castration, **) der andere die Infibulation. ***)

Fast alle unvernünftige und barbarische Gebräuche, fast alle thörichte Meinungen sind sehr alt, denn die Finsterniß muste vor dem Lichte hergehen; ****) daher

war

*) Es gibt Länder, wo man aus eben dem Grunde die Mädchen beschneiden muß.

**) Vom Lateinischen castrare, abschneiden, hier heist es ins besondere die Abschneidung der Testikeln.

***) Dieses Wort kommt auch von dem Lateinischen infibulare, zuheften, d. i. mit einer Schnalle, Schloß oder so etwas ähnlichem verschliessen.

****) Es muste ohne Zweifel durch ein allgemeines Gesez geschehen, wovon die Natur niemals abweichet, und dieses Gesez ist vielleicht das nemliche, welches (durch eine nothwendige Folge aus diesem, daß alles einen Anfang, Mittel und Ende hat) will, daß die Metalle und Steine vorher todt seyn müssen, ehe sie sich durch das Reiben poliren können; und die Thiere und Pflanzen musten vorher Saamen seyn, ehe sie durch die Nahrung das werden konnten, was sie seyn sollten.

war die Castration ziemlich allgemein bekannt und bei den ältesten Völkern der Erde in Gebrauch. Bei den Aegyptiern war es die Strafe des Ehebruchs.

Es gibt verschiedene Arten zu castriren; „die
„ nur die Verbesserung der Stimme zum Augenmerk
„ haben, schneiden allein die Testikeln aus, aber wel-
„ che vom Mißtrauen der Eifersucht beseelt sind, wür-
„ den ihre Weiber nicht sicher zu seyn glauben, wenn
„ sie von Verschnittenen dieser Gattung bewacht wür-
„ den: sie wollen nur solche haben, denen alle äussere
„ Zeugungsglieder abgeschnitten sind.„

Diese Theile haben mit dem Gehirne, wo alle Nerven entspringen, und der Kehle, wo die Werkzeuge der Sprache sind, eine bewundernswürdige Verbindung, wovon man endlich den Grund noch entdecken wird; die Beobachtungen der besten neuern Zergliederer lassen uns diese Entdeckung hoffen.

Man castriret die Kinder, damit sie die helle und durchdringende Stimme in ihrem ganzen Leben behalten, die sie in ihrem ersten Alter haben. — — Lasset ihnen die Zeugungskraft, und ihre Kinder werden wieder an ihrer Stelle singen; *) und die Vergnügen

der

*) Der erste, der seinen Sohn castrirt hat, um seine kindische Stimme zu erhalten, der würde auch, wenn er ein Mittel gewußt hätte, gewollt haben, daß alle Menschen zu seiner Zeit ein ewiges trauriges Leben ohne Nachkommenschaft führen möchten, und er würde mit sich selbst den Anfang gemacht haben. Der Bewegungsgrund, welcher ihn fähig gemacht hat, seinen Sohn zu castriren, würde ihn noch viel leichter zu dieser andern Frevelthat wider die Natur verleitet haben, denn das Leben ist kostbarer, als die Stimme. Er würde also noch etwas grösseres aufgeopfert haben, wenn er es hätte thun müssen, sein Leben

zu



der Liebe, die ihr nicht zerstöret habet, werden euch die angenehmen Stimmen verschaffen, die ihr lieber durch eine grausame Operation erhalten wollet. Wenn Rousseau von diesen Evnuchen redet, so sagt er: „es „sind unglückliche Opfer, deren halbes Leben *) und „ganze Nachkommenschaft man schlechten Gesängen „weihet.„

Ein anderer Bewegungsgrund, der für die Menschheit weit betrübter ist, veranlasset gewisse Völker, ihre Kinder zu castriren; sie wollen nemlich ihr Geschlecht vertilgen, weil sie sonst kein Mittel sehen, es von der Unterdruckung ihrer Tyrannen zu befreien. Aber diese Aufführung scheint mir weder gerecht noch großmüthig; sie verdoppeln das Elend ihrer Kinder durch einen neuen Verlust. Wäre es nicht besser, ihnen alle Kraft und Stärke der Natur zu lassen, und die wenige Erziehung damit zu verbinden, welche die Dürftigkeit und die Knechtschaft geben und annehmen kann. Vielleicht könnten sie nach und nach das Joch abschütteln, oder wenigstens die Wildheit ihrer Tyrannen mässigen. Denn dieses sind nothwendige Würkungen von der Erhaltung der Kräfte und von der Aufklärung des Verstandes.

In den Gefängnissen, wo die Eifersucht die schönsten Weibspersonen des Erdbodens gefangen hält, in diesen prächtigen Gefängnissen, wo sich die Wollust durch

zu erhalten, als die Stimme seines Sohnes zu erhalten. Dieser Mensch war ein Feind des gemeinen Glückes, ein Feind der künftigen Geschlechter, ein Feind des ganzen Erdkreises. Eben dieß kann man auch von denen sagen, die das, was er angefangen hat, fortsezen.

*) Die Castration verwirret und schwächet die ganze Einrichtung des Körpers.

durch alle Sinnen einschleicht, die sie doch nicht geniessen können, läßt man sie durch Evnuchen bewachen, die nicht nur unfähig zu allem Vergnügen, sondern auch abscheulich und entsezlich anzusehen sind. *) Diese Verschnittene sind neue Irions, und die Weibspersonen, die ihrer Sorge anvertrauet sind, sind lebendige Körper, die man durch eine unerhörte Grausamkeit gleichsam an todte Körper befestiget hat.

Weil nicht alle Eifersüchtige so reich sind, daß sie Verschnittene halten können, so ist einer von ihnen auf die Insibulation verfallen, welche heut zu Tag bei den meisten Völkern gegen Morgen und Mittag im Gebrauch ist. Nicht nur die Kunst, sich der Weibspersonen durch Gürtel mit Schlössern rc. **) zu versichern, nennet man Insibulation, sondern auch wenn sich die Mannspersonen mit einem Ring die Vorhaut durchlöchern, daß sie sich nicht mit dem andern Geschlechte vermischen können, lauter verhaßte Mittel der Enthaltsamkeit, die der Aberglaube und die Eifersucht anwendet. Die morgenländischen Mönche hängen solche Ringe, wovon ich geredet habe, an die Vorhaut, um dem Volk einen hohen Begrif von ihrer Keuschheit beizubringen; aber ich vermuthe, daß diese Ringe meistens so gemacht sind, daß man sie nach Gefallen abnehmen kann.

Von

*) Die Serrails, wo man die Frauen auf eine so unerlaubte Weise tractiret, sind sehr selten, und was uns die Reisende über diesen Punct sagen, ist oft sehr übertrieben.

**) In Italien nennet man sie die Gürtel der Jungfrauschaft.

Von dem männlichen Alter.

Der Körper vollendet sein Wachsthum in die Höhe in dem Alter der Mannbarkeit, und in den ersten Jahren, die auf dieses Alter folgen. Schon vor dem dreissigsten Jahr hat er den Punct seiner Vollkommenheit erreicht, was das Verhältniß seiner Gestalt anbetrift: (die Weibspersonen erreichen diesen Punct weit eher) aber kein physisches Wesen kann lange Zeit in diesem Zustande bleiben, ohne wieder abzunehmen. *) Kaum hat man 35 oder 36 Jahr erreicht, so verringern sich schon die Kräfte, die Bewegungen sind nicht mehr so lebhaft, nicht mehr so heftig, aber wenn man das Glück gehabt hat die Ausschweiffungen im Essen und Trinken, in den Vergnügungen, in den Arbeiten rc. zu vermeiden, so verspühret man nicht so gleich eine merkliche Abnahm; sie kömmt erst zwischen 50 und 60 Jahren.

Stark

*) Zur Ordnung und Schönheit des ganzen Weltbaues gehörte auch, daß alles ein Ende nehme, d. i. daß alles seine Gestalt verändere. Das Leben würde uns lang und traurig genug seyn, ohne eine beständige Abwechslung der Arbeit, der Ruhe, der übrigen Bedürfniße, und endlich des Todes, welches das lezte von allen ist; aber es ist nur ein einziger. Wenn die Menschen zu den Zeiten des Homers noch heut zu Tage lebten, so würden sie gewiß sehr mißvergnügt seyn, und mit dem Privatübel würde sich ein allgemeines vereinigen; ein ieder würde die Vorurtheile, die Barbarei seiner Kindheit durch die Gewohnheit beibehalten haben, also wären die Künste, die Philosophie noch in ihrer Kindheit. Die ganze Welt wäre eine einförmige, unwürksame und schreckliche Bewohnung, wenn der Stand des Fortdauerns bei den Menschen, und folglich auch bei den übrigen physischen Wesen statt fände; denn die Geseze der Natur sind allgemein, und wenn die Menschen unsterblich wären, so müsten es auch alle andere physische Wesen seyn.

Stark gezeichnete Gliedmassen, dicke Muskeln, *) ein ansehnlicher Gang bei den Mannspersonen; feine und delicate Züge, eine gewisse Rundung bei den Weibspersonen sind der Punct der Vollkommenheit, wohin sie die Natur führen wollte. Das folgende Gemählde soll die beeden Geschlechter enthalten. Die Natur hat sie sehr wenig von einander unterschieden, sie hat einen sehr geringen Unterschied zwischen beeden gesezt, und eines der grösten Uebel, welche die Gesellschaft hervor gebracht hat, bestehet darin, daß man die Unterscheidungszeichen willkührlich vervielfältiget hat.

Wenn ein Mensch das männliche Alter erreicht hat, das Alter der Vollkommenheit, von dem ich izt rede, so verachtet er (oder soll er verachten) die meisten Kleinigkeiten, **) die ihn in den zwei vorhergehenden

*) Die Muskeln sind organische Theile, welche dem animalischen Körper zu verschiedenen Bewegungen dienen, sie sind fleischicht, voll Fiebern, und können sich ausdehnen und zusammen ziehen. In dem menschlichen Körper sind vier hundert Muskeln und drüber, eine iede ist aus drei Theilen zusammengesezt, aus dem Kopf, Bauch und Schwanz oder Senne. Dieser leztere Theil heißt auch *Aponevrosis*, die Ausdehnung der Nerven. Er wird also genennet, weil alle Nerven, die sich in dem Gehirn vereinigen, durch die Muskeln laufen, und die Befehle der Seele ausrichten. Leute, die nichts von der Anatomie verstehen, nennen die Muskeln, Nerven, weil sie nicht wissen, daß die Nerven sehr kleine, dünne, zarte und bewegliche Theile sind, eine Art von Fäden, wie Spinnenweben, die durch den ganzen Körper absonderlich durch die Muskeln vertheilt sind. (S. die Erklärung der Nerven zu Anfang des Artickels von dem Gesicht, Anmerk. 1 und 2.)

**) Ich sage die meisten, denn nach meiner Meinung sollte er die Vergnügungen seiner Jugend beständig lieben, und sollte sie allezeit mit den nüzlichsten und ernsthaftesten Beschäftigungen zu verbinden wissen.



den Aeltern vergnügt haben. Wenn seine Sinne so würksam, so geübt sind, wie sie seyn sollen, so verschaffen sie ihm Freuden, die ihm bisher unbekannt waren. Seine Seele fängt an, in der Ruhe der Leidenschaften sich selbst zu geniessen. Begierig nach Kenntnissen, fähig der lebhaftesten Anstrengung des Geistes, urtheilet er und verbindet seine Begriffe. Er fühlet den ganzen Adel seines Ursprungs, und nennet sich mit Recht das schönste, das stolzeste unter den Thieren, ihren Regierer, ihren Herrn, ihren König. Alsdann kennet er auch die Reize, welche das Nachdenken über grosse Wahrheiten und absonderlich die Betrachtung der Natur verschaffet. Dann kehret er die Augen gen Himmel, und durchläuft mit einem kühnen Blicke den unermeßlichen Raum: er unterstehet sich, die Grösse, die Zwischenräume, die schnelle und regelmässige Bewegung der ungeheuren Körper, die sich über seinem Haupte drehen, zu berechnen, und erkennet darin einen Gott. Die übrigen Thiere haben die Augen an die Erde geheftet, die sie mit allen äussern Theilen ihres Leibes berühren, sie sind vollkommen seinen Befehlen unterworfen und legen sich zu seinen Füssen.

„ Nur mit dem untern Ende berühret der Mensch „ die Erde, die er zu verachten scheinet, *) die Arme

„ sind

*) Da der Mensch der Erde benöthiget ist, wie die andern Thiere, so ist er oft gezwungen, sich derselben zu nähern; schon die Erkenntlichkeit allein sollte ihn darzu anreizen, ausserdem macht auch die Biegsamkeit seiner Lenden diese oft so nothwendige Handlung leicht.

Die Menschen, welche ihr ganzes Leben liegend, sizend, oder aufrecht stehend zubringen, ohne sich iemals zu bücken, um die Wolthaten der Natur aufzulesen, sind undankbare Ungeheuer: wenn sie auch sonst mit Sachen beschäftiget sind, die der Gesellschaft

in

„ sind ihm nicht gegeben, um der Massa seines Kör-
„ pers als Pfeiler und Stüzen zu dienen; seine Hand
„ soll nicht in der Erde wühlen, und durch wiederhol-
„ tes Reiben das feine Gefühl verlieren, wovon sie
„ das vornehmste Werkzeug ist. Die Arme und die
„ Hände sind zu einem weit edlern Gebrauche bestimmt,
„ die Befehle des Willens zu vollziehen, Sachen zu
„ ergreiffen, Hinderniße zu zerstreuen, Sachen aus
„ dem Wege zu schaffen, die ihm schädlich seyn könn-
„ ten, das, was ihm gefällt, zu fassen, zu behalten
„ und es zu den übrigen Sinnen zu bringen.„

Das Angesicht des Menschen ist der sichtbare Siz seiner Seele, gleich der Sonne verbreitet sie ihr Feuer mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit, nachdem das Angesicht in mehr oder weniger dicke Dünste verhüllet ist, welche die Laster und die ungestümen Leidenschaften hervorbringen.

Wie schön drucken nicht vor allen die Augen die Affecten der Seele aus! Mit welchem Nachdruck und Wahrheit mahlet sie sich darin! Wie zärtlich, wie verführerisch macht sie die Liebe! Wie schrecklich macht sie der Haß und der Zorn! Welche Reize, zwar weniger anziehend, aber süsser als bei der Liebe selbst, gibt ihnen

in der That Nuzen bringen, so spricht sie doch die Natur nicht von der Arbeit frei, von welcher ich eben geredet habe. Diese Arbeit würde, anstatt zu ermüden, sehr angenehm seyn, wenn sie unter alle Menschen vertheilt wäre; eine kleine Anzahl ausgenommen, welche mit Recht davon frei sind, und die sie wenigstens, wie Cyrus, zum Vergnügen verrichten sollten ꝛc. (S. die Cyropädie des Xenophon, und das Buch des Cicero von dem Alter, zwei vortrefliche Werke, welche mehr werth sind, als unsere meisten moralischen Bücher miteinander.



nen die Traurigkeit! — — Welche unaussprechliche Wollust zweier Verliebten, die einander ansehen! — Es gibt noch eine andere, die eben so lebhaft und reiner ist, nemlich bei einem empfindsamen und dankbaren Menschen, der seinen Wolthäter, oder seinen Freund ansiehet.

Nach den Augen ist der Mund der vorzüglichste Theil des Gesichts; das Leben, welches das Werkzeug der Stimme darauf verbreitet, die rothe Farbe der Lefzen, die Weisse der Zähne, alles trägt das Seinige bei, ihn zu verschönern, er ist der Siz des Vergnügens, der Liebesgötter und der Grazien. Die Stirne, die Nase, die Ohren, die Haare sind auch wesentliche Theile von der Schönheit des Gesichts; aber da sie weniger Bewegung haben, als die übrigen und nur wenig ausdrucken, so ziehen sie auch die Aufmerksamkeit weniger auf sich.

In dem männlichen Alter hat der Körper sein völliges Wachsthum erreicht, und erscheinet in seiner ganzen Schönheit; dieses Alter ist auch für die Seele vortheilhafter, sie ist freier, mehr Beherrscherin über sich selbst, sie hat zwei gute Mittel, um sich in dem Laufe der Weisheit zu erhalten und weiter zu kommen, die sie vorher nicht hatte, das eine ist die Musse nachzudenken, das andere der Vortheil, daß sie von dem Guten und Bösen, das sie gethan hat, gleichen Nuzen ziehen kann, und noch viel andere Sachen, die sie der Umgang mit der Welt und der mündliche und schriftliche Unterricht gelehrt haben. Während der Kindheit und der Jugend war sie zu sehr zerstreuet, sie hatte weder Musse noch Vermögen genug zu denken. Das Kind spielet und weiß das Glück noch nicht zu geniessen. Ein junger Mensch will, durch die Hize seines Temperaments



raments hingerissen, alles auf einmal geniessen, er vernachlässiget ein leichtes und wahres Glück, um einem unmöglichen und folglich falschen nachzuiagen. Der Mann ist weit fähiger nachzudenken, als ein Kind, und denket oft nicht mehr als dieses. Ich sage oft, denn wenn er eine gute und rechtschaffene Erziehung gehabt hat, so wird er die Lebhaftigkeit eines iungen Menschen mit der Klugheit eines Mannes zu verbinden wissen. *) Dieses ist der Vortheil einer guten Erziehung, sie vereiniget das männliche Alter mit der Jugend; da sie also durch ein wol eingerichtetes und nüchternes Leben unsere Tage verlängert, so verdoppelt sie in der That unser Glück, sie läßt uns die Vortheile des männlichen Alters in der Jugend, ohngeachtet des Muthwillens, und in dem Alter selbst, ohngeachtet der Schwachheit, einerndten.

Glücklich ist der, welcher mit dem funfzehnten oder achtzehnten Jahr anfangen kann ein Mensch zu seyn, und nicht eher aufhört, es zu seyn, als mit dem siebenzigsten oder achtzigsten. Glücklich, wer, ohne von sich selbst oder von andern Verbesserungsmittel nöthig zu haben, in seiner Jugend bereits einen Geschmack von den Lehren der Philosophie bekommen, und seiner

*) Es ist schön, wenn man auf diese Weise das männliche Alter beschleuniget und es mit den Jünglingsiahren und der Jugend zusamm treffen läßt. Sie müssen aber deswegen nicht völlig in einander laufen; und ich getraue mir zu sagen, daß ein iunger Alter entweder ein Fehler der Natur, oder die Würkung einer schlechten Erziehung ist. Ein vernünftiges Kind ist ein noch ungewöhnlichers Ding; ein Kind muß frei vegetiren, man gewöhne es unter dem Schein des Vergnügens an die Arbeit, man lasse es alles vermeiden, was Eigensinn, Stolz und Unbiegsamkeit zu wege bringt; diese Dinge allein sind für sein Alter nöthig.



Seele tröstliche und hohe Wahrheiten eingeprägt hat, die la Fontaine im Anfang der Fabel Philemon und Baucis so gut ausgedrückt hat. *)

„Weder Geld noch Hoheit machen uns glücklich, „ diese beede Gottheiten gewähren unsern Wünschen „ nur ungewisse Güter, nur ein unruhiges Vergnü„ gen, sie sind ein sicherer Aufenthalt der nagenden „ Sorgen; der würkliche Geier, wie er mit dem an„ geschmiedeten Prometheus vorgestellet wird. Die „ niedrige Hütte ist von dieser schädlichen Zunft be„ freiet: der Weise lebt da in Ruhe und verachtet „ alles. Mit sich selbst vergnügt irret er durch die „ Wälder, und siehet zu seinen Füssen die Lieblinge „ der Könige: er liest auf ihrer Stirne, daß sie von „ eitler Pracht umgeben sind, und daß das Glück ver„ kaufe, was man für geschenkt hält. Wenn er sich „ dem Ziele nähert, wenn er seine Wohnung ver„ läßt, so kann sein Ende nichts beunruhigen, es ist „ der Abend eines schönen Tages.„

Man kann die ganze Welt als ein einziges grosses lebendiges Wesen betrachten, und alle andere Wesen als Theile von diesem, weil in der That die Individua und die Gattungen den nemlichen Gang haben und sich nach den nemlichen Gesezen richten, wie die Wesen miteinander. **) Durch diese Gleichheit der

Theile

*) Wenn ich lange moralisiren wollte, mit welchem Vergnügen würde ich nebst der Stelle des la Fontaine noch andere vortrefliche Stücke des Cicero, des Seneca, des Horaz ꝛc. anführen!

**) Man könnte mir einwenden, daß die ganze Masse nicht sterbe, und daß dieses einen grossen Unterschied zwischen ihr und den einzeln Theilen mache. Eine Vergleichung soll mir statt der

Antwort



Theile mit dem Ganzen sehen wir bei allen Thieren und absonderlich bei den Menschen täglich eben die plözlichen Veränderungen, die wir auf der Erde und an dem Himmel bemerken, nemlich bald heiteres, bald trübes Wetter, Donner und Bliz. Wie die Phänomena auf der Erde und in der Luft erzeugt werden, und in dem Himmel zur Reife kommen und hervorbrechen, so mahlen sich auch die Leidenschaften, wovon der Keim im Herzen ist, auf einmal in dem Gesichte, wenn man sie nur ein wenig rege macht.

Der weise Mann ist überzeugt, daß Bliz und Ungewitter, die in ihm, wie in der Natur sind, nur selten losbrechen sollen; *) er sucht alles zu vermeiden, was andere Leidenschaften als eine stille und ruhige Freude in ihm erwecken kann; seine Seele gleichet den schönen Himmelsstrichen, wo die Sonne fast niemals durch Wolken verdunkelt wird; seine beständige Freude, die er empfindet, ist weder brausend noch lermend; sein Lachen ist nicht gezwungen, wie bei denen, die vergnügt scheinen wollen, und es nicht seyn können, weil sie mit sich selbst unzufrieden sind. Das seinige aber ist so natürlich, so leicht; man siehet, daß es aus dem Herzen kömmt.

Der Himmel kann nicht beständig heiter seyn: der rechtschaffene, der weise Mann hat auch verdunkel-

Antwort dienen. Das menschliche Geschlecht bestehet seit sechs tausend Jahren, und kein Mensch lebt über ein Jahrhundert. Das Leben eines Ganzen hänget nicht von dem Leben der Theile ab, sondern von ihrer ununterbrochenen Succession.

*) Wir können öfters die Ursachen abwenden, die in uns einen Sturm erregen; aber die Natur, wo sich viele nothwendige Ursachen miteinander vereinigen, kann den Ungewittern, die sich zwischen Himmel und Erden formiren, weder zuvor kommen, noch sie hindern.



te. Augenblicke; er sucht ihnen nicht auszuweichen, wenn er einigen Vortheil, entweder für sich, oder für andere daraus ziehen kann. Er überläßt sich vielmehr alsdann seinem Schmerz völlig, er wird ihm zur Pflicht, und er verlangt keinen andern Trost, als ohne sein Verschulden unglücklich zu seyn; (dieses sezt ihn am meisten in Bewegung) aber er fliehet sonst alles, was ihn ohne Nuzen betrüben könnte. Er beweinet die Kranken, die Unglücklichen, aber nicht die Todten, und die Leute, die sich durch ihre Thorheit selbst zu Grunde richten, sehr wenig; absonderlich wenn er weiß, daß er oder andere versucht haben, sie abzuhalten.

Das Anschauen der Schläge, der Wunden, der todten Leichname 2c. gehet ihm zu Herzen, aber es macht ihm kein Entsezen. Er hilft den Nothleidenden muthig, weil er an ihrer Stelle auch leiden könnte; und seine Hände nach angebottener Hülfe ausstreken würde. Er ließt keine schlechten und gefährlichen Werke; nur sehr flüchtig ließt er in der Geschichte die Grausamkeiten, wovon die barbarischen Jahrhunderte Zeugen gewesen sind, und die einige Schriftsteller mit übertriebener Gefälligkeit zu genau erzehlet haben. Aus eben diesem Grunde ließt er sehr wenige Tragödien, und sieht sie noch weniger vorstellen. Das Mitleiden ist ihm eine kostbare Empfindung, die man stumpf machet, in dem man sie verschwendet, er behält sie für wahre Unglückliche auf, und will sich nicht über ein Nichts betrüben. Selbst sein lebhaftester Schmerz ist niemals zu bitter, weil er eine reine Seele hat. Sein Schmerz ist allezeit gemässigt, wie seine Freude, auch selbst wenn er weinet, ist er glücklich.

Es

Es gibt andere Situationen der Seele, die, wie ich schon gesagt habe, den Ungewittern, den reissenden Strömen und allen Plagen, die die Erde verwüsten, gleichen. Diese Situationen sind Würkungen stürmischer Leidenschaften, die ein tugendhafter und ruhiger Mann nur selten erfähret. Könnten sie nur den Menschen bald völlig unbekannt seyn; möchten sie nur von diesem Vermögen, das fast allezeit verderblich, aber doch nach der Einrichtung des Körpers und der Seele nothwendig ist, folglich beibehalten werden muß, niemals einen Gebrauch machen!

Man wird zu Ende dieses Bandes zwo Platten finden, worauf fünf Köpfe gezeichnet sind, welche die Hauptleidenschaften ausdrucken, denen wir unterworfen sind. Die Figuren 1 und 5 stellen die Traurigkeit und die Freude vor. Die 2te die Furcht, das Entsezen, das Schrecken. (Einige Nüancen würden die Wuth ausdrücken, welche öfters, wie die Furcht aus einer Schwachheit und Faulheit entstehet.) Die 3te die Verachtung, die Verspottung; den edlen Stolz eines Mannes, der es für unanständig hält, zornig zu werden. Die 4te die Eifersucht, den Neid, die Bosheit, niedrige Empfindungen, die der Physionomie ein wildes, unedles und kleines Ansehen geben.

Die Stärke der Seele, welche, ohngeachtet der Hindernisse, in der Ruhe und in dem Umgange mit sich selbst bestehet, ist ordentlicher Weise der Stärke des Körpers gleich. Die Stärke der Seele nimmt zu durch die Fertigkeit, den Verführungen des Lasters und den Zufällen des Schicksals zu widerstehen: die Stärke des Körpers vermehrt sich durch mühsame Arbeiten und durch ein nüchternes Leben ohne Weichlichkeit und Müssiggang.

Ob schon der Mensch ein schwaches und feines Gewebe zu seyn scheinet, so ist er doch nach dem Maase seines körperlichen Inhalts sehr stark; er erlangt beständig neue Kräfte, wenn er von denen, die ihm die Natur gegeben hat, öfters Gebrauch macht.

Die Packträger in Constantinopel tragen Lasten von neunhundert Pfunden. Man muß aber auch gestehen, daß die Geschicklichkeit bei dem Menschen die Stärke ersezt, und dieß ist der Grund, warum er die meisten Thiere bezwingen kann.

Diese Stärke, diese Geschicklichkeit ist nur den Mannspersonen eigen, die Weibspersonen sind nicht darzu bestimmt, sie sollen sich nur mit geringen Arbeiten und mit Besorgung des Hauswesens beschäftigen. Unterdessen bleiben doch die meisten Wilden zu Hause müssig, und lassen ihre Weiber die gröbsten Arbeiten verrichten; daraus kann man den Schluß ziehen, daß der sich selbst gelassene Mensch oft ungerecht und grausam ist. Die Natur hat uns einen muntern und wol gebauten Körper gegeben, welchen, leider, die Schwelgerei und die Weichlichkeit bei nahe völlig verderbet haben, aber die Seele sollen wir in der Gesellschaft ausbilden, und eben deswegen wird uns die Gesellschaft kostbar und nothwendig.

Es ist ein grosses Glück, keine andere Erziehung als die von der Natur erhalten zu haben, wenn man die gewöhnliche Erziehung damit vergleichet, die so gut, so vollkommen wäre, wenn man sie verbesserte, auf einfachere Grundsäze brächte, und immer mit der Natur parallel laufen liesse! — — Wir sehen, wie viel die Wilden stärker und geschickter sind, als wir, wir erröthen, daß wir diese kostbaren Talente nicht mit

denen,

denen, nach welchen wir streben, verbinden können, und worunter so viele kleine, so viele verächtliche sind! — Ohnstreitig darf man den dummen Crotonienser nicht für einen Menschen von grossen Verdiensten ansehen, der einen Ochsen auf seinen Schultern trug, Cicero hat es schon vor mir gesagt (*de seneEt.*) aber es ist gewiß auch schön, die Stärke und die Grösse des Körpers mit der Grösse der Seele zu vereinigen.

Rousseau von Genf erzehlet in seiner Abhandlung **von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen** (Anm. 5 *) erstaunliche Dinge aus den Reisbeschreibungen von der Stärke und Geschicklichkeit der Wilden. „Die Hottentotten, sagt Kolbe, verstehen „sich besser auf die Fischerei, als die Europäer, die „auf dem Vorgebürge wohnen. Ihre Fertigkeit ver„tritt die Stelle der Neze, Angel und Wurfhacken, „so wol in dem Meerbusen, als in den Flüssen. Sie „können die Fische eben so geschickt mit den Händen „fangen. Sie schwimmen mit einer unvergleichli„chen Geschicklichkeit, und auf eine Art, die ihnen „eigen und recht verwundernswürdig ist. Sie halten „den Kopf gerade im Schwimmen, und streken die „Hände aus dem Wasser heraus, man sollte glauben, „sie giengen auf der Erde. Wenn das Meer noch „so sehr stürmt, und die Wellen wie Berge in die Hö„he stehen: so tanzen sie gleichsam auf dem Rücken der „Wasserwogen herum, und steigen wie ein Stück Gorck „auf und nieder.

„Die Hottentotten, sagt eben derselbe Schrift„steller, zeigen auf der Jagd eine erstaunliche Geschick-

*) Man wird in der Geschichte der Fische unter den Artickeln Wallfisch und Meerhund beinahe unglaubliche Thaten hören, was die Geschicklichkeit und Stärke der Negern betrift.



„ lichkeit, und ihre Behendigkeit im Laufen übertrift
„ alle Einbildungskraft. Er verwundert sich darüber,
„ daß sie sich nicht öfter ihrer Hurtigkeit bedienen, Un-
„ fug anzurichten. Sie thun es aber doch nicht sel-
„ ten, wie man aus einem Beispiele, das er davon
„ anführet, ersehen kann. Ein Holländischer Boths-
„ mann, der an das Vorgebürge anlandete, befahl
„ einem Hottentotten, ihm mit einer Rolle Taback von
„ ohngefähr zwanzig Pfunden in die Stadt zu folgen,
„ als sie sich beide von dem Haufen etwas entfernet
„ hatten, fragte der Hottentotte den Bothsmann, ob
„ er laufen könne? Laufen, versezte der Holländer,
„ o ia! vortreflich. Laßt sehen, erwiederte der Afri-
„ caner, lief mit seinem Taback davon und verschwand
„ fast in eben demselben Augenblicke. Der Boths-
„ mann stuzte über diese Geschwindigkeit, und ließ sichs
„ gar nicht in den Sinn kommen den Wilden nachzu-
„ sezen. Er bekam auch nie seinen Taback noch den
„ Träger wieder zu Gesichte.

„ Sie haben ein so schnelles Gesicht und zielen
„ mit der Hand so sicher, daß es ihnen kein Europäer
„ gleich thun kann. Hundert Schritte weit treffen
„ sie mit einem Stein ein Ziel, das nicht grösser ist,
„ als ein halber Französischer Sol. Und das wun-
„ derbarste dabei ist, daß sie ihre Augen nicht wie wir
„ auf das Ziel heften, sondern beständig bewegen und
„ verdrehen. Es scheinet, als ob eine unsichtbare
„ Hand ihren Wurf lenkete.„

„ Im Jahre 1746, (sagt Rousseau in eben die-
„ ser 5ten Anm.) schlug ein Indianer, den man auf
„ die Galeere zu Cadix verwiesen hatte, dem Gouver-
„ neur vor, er wollte seine Freiheit mit einer Lebens-
„ gefahr erkaufen, der er sich an einem öffentlichen

„Fest

„ Fest aussezen wollte. Er versprach ganz allein, und
„ ohne andere Waffen, als einen Strick, dem wütend-
„ sten Ochsen beizukommen. Er wollte ihn zu Bo-
„ den werfen, und mit seinem Stricke, an welchem
„ Theile man es ihm vorschreiben würde, feste halten.
„ Er wollte ihm endlich Sattel und Zaum anlegen,
„ auf ihm reiten, und so sizend zween andere von den
„ allerwildesten Ochsen bestreiten, und einen nach dem
„ andern in dem Augenblicke, da man es ihm befeh-
„ len wird, umbringen, ohne daß ihm iemand helfen
„ sollte. Man willigte darein; der Indianer hielt
„ Wort und führte alles aus, wie er es versprochen
„ hatte. Wie er es angefangen hat, und was bei
„ dem Kampfe vorgefallen sei, kann in Hrn. Gautier
„ erstem Theile der Bemerkungen über die Naturhisto-
„ rie nachgeschlagen werden, daraus ich diese Bege-
„ benheit entlehnet habe." (S. 262.)

Der Mensch übertrift alle andere Thiere eben so sehr an Behendigkeit, als an Geschicklichkeit. Die Natur, die ihn zum Herrn über sie bestimmt hat, wollte auch, daß er sie in allem, ausser in dem Umfang des Körpers, übertreffen sollte; es ist aber auch selten ein Vortheil, dick und groß zu seyn, denn es ist der Hurtigkeit schädlich. Die Laufer in Ispahan, der Hauptstadt in Persien, würden nicht in vierzehn oder funfzehn Stunden, sechs und dreissig Meilen laufen, wenn sie mit einem dicken und fetten Körper beschwehret wären. Die Hottentotten thun es den Löwen im Laufen zuvor; andere Wilde verfolgen die Hirschen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie solche ermüden und einholen. Weder die steilsten Gebürge, noch die ungangbarsten Orte können sie aufhalten.



Nicht nur die Hottentotten, sondern auch die meisten andern Wilden unternehmen Lustreisen von tausend bis zwölf hundert Meilen zu Fuß, die sie in weniger als zween Monaten auf den beschwehrlichsten Weg vollenden.

Wann wird eine weise und männliche Erziehung unsern Kindern diese Vorzüge, die unsere Vätter und wir mit ihnen verlohren haben, wieder geben? *) lasset uns (ich wiederhole es noch einmal, und kann es nicht genug wiederholen) lasset uns mit den Vortheilen des bürgerlichen Lebens, die sehr wichtig sind, die eben so schäzbaren natürlichen vereinigen: wir wollen uns fest überzeugen, daß die Eigenschaften des Herzens und des Geistes uns in vielen Stücken glücklicher machen, als die Wilden, daß wir aber an den Eigenschaften des Körpers fast eben so viel verlieren, als wir durch die erlangten Eigenschaften der Seele gewinnen. Die Stärke des Leibes ist für einen ieden Menschen das sicherste Mittel zur Glückseeligkeit, weil sie die Gesundheit befestiget.

Unser gröstes Bestreben, wieder auf die Natur zuruck zu kommen, wird vielleicht darinn bestehen, daß wir der Weichlichkeit entsagen, die unsere Kräfte immer mehr und mehr verzehret. Wir wollen wenigstens unsere Kinder gewöhnen (wenn es für uns zu spat ist) in der freien Luft zu leben und die Strenge der Jahrszeit zu vertragen, wie sie es haben wollen, sie werden einer vollkommenen Gesundheit geniessen und allezeit munter und vergnügt seyn. Dann wird das Holz, woran man in England würklich schon einen

*) Ich wünschte einen Versuch in dieser Erziehung mit aller Vorsicht, die nur die Klugheit verlanget, machen zu können.

nen Mangel hat und auch bald in Frankreich haben wird, wieder Zeit haben zu wachsen, dann wird man nicht mehr funfzehn bis zwanzig funfzigiährige Bäume nöthig haben, um einige Monate drei oder vier kränkliche und schwache Herren und ein Duzent faule Bediente zu wärmen. Man wird nicht mehr alle Strassen voll unnüzer Pferde sehen, die schwehre oder leichte Wägen ziehen, *) nicht mehr gehende Gefängniße, wo öfters schwache, ungesunde, halbtodte Menschen eingeschlossen sind, welche fast täglich die Natur lästern, wenn sie sagen: ich bin wolauf.

Wenn wir in Ansehung unserer Stärke und der Gesundheit, die eine Folge davon ist, von unserm ursprünglichen Zustand merklich herab gekommen sind, so ist es doch nicht so merklich in Ansehung der Gestalt und des Ebenmaases des Körpers, weil dieses erst nach einer Veränderung und Erschöpfung von vielen Jahrhunderten geschehen kann.

Das ordentliche Maas eines menschlichen Körpers, ist zehnmal die Länge von seinem Gesichte. Das Gesicht wird in drei gleiche Theile getheilet, davon folglich ein iedes den dreissigsten Theil des Körpers ausmachet. Das erste Drittel rechnet man, wo die Haare anfangen bis an die Nase, das zweite ist die Nase selbst, das dritte der übrige Theil des Gesichtes bis unten

*) „Nicht von allen Zeiten her waren die Pferde für die Menschen „bestimmt. Da sich das menschliche Geschlecht noch mit Eicheln „begnügte, hielte sich das Pferd, der Esel und Maulesel in den „Wäldern auf: man sahe nicht, wie zu unsern Zeiten, so viele „Reit- und Saumsattel, so viele Kriegsrüstungen, so viele Wägen und Carossen, wie man auch nicht so viele Feste und Hoch„zeiten sahe.“
La Font. B. 4. Fab. 13.



ten an das Kien. Von dem Anfang der Haare bis auf den Wirbel des Kopfes ist auch noch ein Drittel des Gesichts, oder so lang als eine Nase ist. So hält also der ganze Kopf ein Gesicht und ein Drittel; von der Scheitel bis an dem Unterleib, wo er sich in zween Theile theilet, oder wo sich die Schenkel anfangen, ist die Länge des Gesichts fünfmal genommen, von da bis auf die Fußsole ist eben dieselbige Länge. *)

Der Mensch mag groß oder klein seyn, (wenn er nur nicht ungestalt ist) so ist er allezeit zehnmal so lang als sein Gesicht, denn dieses ist auch nach dem Verhältniß des Körpers grösser oder kleiner, und macht allezeit den zehnten Theil davon aus.

Die grosse Gestalt bei einer Mannsperson ist von fünf Fuß vier oder fünf Zoll, bis fünf Fuß acht oder neun Zoll; die mittelmäßige Gestalt ist von fünf Fuß, oder fünf Fuß und ein Zoll bis fünf Fuß vier Zoll, und die kleine Gestalt ist unter fünf Fuß. Die Weibspersonen haben überhaupt zween oder drei Zoll weniger, als die Mannspersonen. Unter dieser kleinen Gestalt sind die Zwerge und über der grossen die Riesen; zwo sehr unglückliche Gattungen von Menschen, und absonderlich sollte man die lezten eher herzlich beklagen, als einen dummen Scherz mit ihnen treiben. Bei den Riesen und Zwergen haben wir zu beobachten, daß sie es nur in Vergleichung mit andern sind. Die Lappländer und Grönländer würden bei uns Zwerge seyn, und wir würden es bei den Patagonern seyn. **)

Also

*) Die Eintheilungen, die ich eben angegeben habe, sind bei den Weibs- und Mannspersonen völlig einerlei.

**) Die ordentliche Gestalt der Grönländer ist vier oder vier ein halber Fuß, und die Patagoner sind sechs oder sechs einen halben Fuß hoch. (Wegen der leztern siehe die Reise um die Welt.)

Also ist ein halb gut gewachsener Mensch weder ein Riese, noch ein Zwerg, wenn er in der Grösse den meisten Menschen, die einerlei Clima mit ihm bewohnen, gleich ist.

Von dem Alter und dem Tode.

Wann ein Mensch das männliche Alter, nemlich sein völliges Wachsthum, erreicht hat, so nimmt er wieder ab, aber nicht auf eine sehr empfindliche und schmerzliche Art. Wir entdecken gemeiniglich am lezten an uns selbst die Verringerung unserer Kräfte und Veränderung unserer Züge. Dieß ist kein schlimmer Dienst, den uns die Eigenliebe leistet; es wäre zu wünschen, daß sie uns nur in diesem Puncte betrügen möchte. — — Aber warum lügen wir, da wie niemals iemand mit Willen betrügen sollen, so oft und so ungeschickt, wenn wir von unserm Alter reden? Warum unterstehen wir uns iung zu nennen, wann unsere Runzeln das Gegentheil deutlich zeigen? Absonderlich die Weibspersonen, die allezeit liebenswürdig sind, wenn sie aufrichtig sind, zeigen in diesem Stücke oft sehr wenig Aufrichtigkeit, und die Mühe, die sie sich geben, daß sie ihr Angesicht nicht verrathen möge, ist vergeblich.

Ein iedes Thier lebet ohngefähr siebenmal so lang, als es Zeit bis zu seinem männlichen Alter gebraucht hat; dieses geschiehet bei dem Memschen ohngefähr in vierzehn Jahren; er kann also bei nahe ein Jahrhundert leben. Nach einer andern Rechnung, die auf eines hinaus lauft, theilet man die Dauer des menschlichen lebens in drei Theile. Das erste Drittel endiget sich mit dem völligen Wachsthum, mit der Mann-

barkeit, nemlich mit dreissig, oder zwei und dreissig Jahren. Das andere ist die unmerkliche Abnahme der Kräfte, und dauert so lange als das männliche Alter, nemlich bis in das sechzigste Jahr.*) Das dritte ist die Zeit, wo das Alter anfängt, welches der Tod endiget, und kann sich bis auf neunzig oder hundert Jahr erstrecken.

Wenn der Körper völlig aufgehört hat zu wachsen, und eben dieselbigen Materien, welche bei der Entwicklung in einer beständigen und heftigen Bewegung waren, noch im Ueberflusse da sind, so vermehren sie nur den Umfang des Körpers, und verwandeln sich in Fett.**) Die Last, womit der Körper überladen wird, hindert die freien Bewegungen, macht die Glieder schwehr, und sie wollen die ordentlichen Verrichtungen nicht mehr thun: man liebet die Unthätigkeit.

Da

*) Wir fangen freilich schon vor dem sechzigsten, ja oft auch schon vor dem funfzigsten Jahre an, die Last des Alters zu fühlen; aber dieß ist nicht ein Fehler der Natur, sondern der Gesellschaft und unserer verschiedenen Ausschweifungen.

**) Die Personen, welche im männlichen Alter wenig dick werden, leben gemeiniglich am längsten, weil sie genug ausdünsten, und auch die übrigen animalischen Verrichtungen besser von statten gehen. Das beste Mittel nicht dick zu werden, und folglich seine Tage zu verlängern ist, sehr mässig leben, sich bald schlafen legen, frühe wieder aufstehen, beständig auf dem Lande seyn, oder öfters hingehen, sich viele Bewegungen machen, absonderlich nicht mehr Wein trinken, als man nöthig hat, um die Kräfte zur Arbeit zu erhalten. Diese leztere Maxime, die sehr weise und gut ist, hab ich aus dem *Socrate Rustique* genommen, einem vortreflichen Werke, das aber selbst in Frankreich sehr wenig bekannt ist.

Da die Stärke von der Festigkeit der Fibern abhängt, diese aber bei fetten Leuten sehr schlapp sind, so werden die Säfte in ihrem Laufe gehemmet, sie häufen sich zusammen, und verursachen Erstickungen, Verstopfung und tausend andere Krankheiten. Es ist also nicht in der Natur, daß der Mensch fett seyn muß, er wird es nur durch viele Veränderungen und Verderbniße, wovon der Grund in den Sitten der Gesellschaft zu suchen ist, welche bei nahe allezeit den Sitten der Natur zuwider sind.

Die Weibspersonen werden eher mannbar, als wir, und wahrscheinlich sollten sie deswegen auch eher sterben, als wir. Wenn sie aber das fünf und funfzigste oder sechzigste Jahr überleben, so werden sie gemeiniglich achtzig Jahr und drüber alt, welches aber bei sehr wenigen Mannspersonen geschiehet. Davon kann man folgende Ursache angeben. Die Säfte verdicken sich langsamer, und die Knorpel, die Membranen, die Fibern werden bei den Weibspersonen später hart und beinern, als bei den Mannspersonen, weil bei den erstern diese Theile weicher und feuchter sind, und sich folglich nicht so leicht verdicken können. Die Weibspersonen müssen also eher das Alter erreichen, als wir, weil sie eher mannbar werden, aber aus der Ursache, die ich erst angegeben habe, müssen sie auch langsamer vergehen und sterben, als wir. Es sollte also viel mehr alte Weiber geben, als es würklich gibt, und wir hätten den Trost, lange Zeit mit unsern Müttern leben zu können, wenn die meisten nicht zwischen vierzig und funfzig Jahren stürben, und ein Opfer der nemlichen Liebe würden, die sie zu Müttern machte; *)

*) In diesem Alter hört die monatliche Reinigung völlig auf, ein kritischer und gefährlicher Zustand.

denn die Geburtsschmerzen verkürzen gemeiniglich ihre Tage.

Die völlige Beraubung des Vergnügens der Liebe, kann der Beschaffenheit des Körpers auch sehr schädlich seyn, und das Leben verkürzen. Die Weibspersonen also, die alt zu werden verlangen, müssen weder auf diese noch iene Seite ausschweifen.

Das menschliche Leben ist überhaupt zwischen achtzig und hundert Jahren, und eine iede Ordnung im Essen und Trinken, eine iede Lebensart wenn sie auch nicht ganz gesund ist, *) kann uns so weit bringen, keine kann uns aber viel weiter führen, unterdessen gibt es doch Menschen, welche hundert und zehen, hundert und zwanzig Jahre rc. leben.

Unter den Beispielen eines langen und frischen Alters kann man folgendes aus dem Journal de Médecine anführen: (6ter Band, S. 304.) „Ein Mann „aus dem Volke, von mittelmässiger Grösse, einem „colerischen Temperament, an ein hartes und mühsames Leben gewöhnet, sechs und neunzig Jahr alt, „hat seit drei Jahren eine Frau geheurathet, welche „drei und neunzig Jahr alt ist. Seine stille Frau „hat ihre Jungfrauschaft bis zu ihrer Verheurathung „sorgfältig erhalten. Ein so wol verwahrter Schaz „erhizet ohne Zweifel die Begierden dieses neuen

„Titans,

*) Die ungesunden Ordnungen, sich spat zu Bette legen, gute Mahlzeiten halten, trinken rc. hindern nicht, daß ein wohlgebauter und dauerhafter Mensch nicht sechzig oder achtzig Jahre und drüber alt werden könne, aber er stirbt gemeiniglich unter vielen Schwachheiten und Schmerzen, da er, wenn er klüger gelebet hätte, ein ruhiges und angenehmes Alter gehabt und es erst nach einem Jahrhundert geendiget haben würde.



„ Titans, der stärker und glücklicher ist, als der alte, „ er scheinet sich da Kräfte zu sammlen, wo sie der „ alte verlohr. Ich bin so sehr von der Wahrheit „ dieses Vorfalls überzeugt, als man es seyn kann, „ (sagt Hr. Behr in seinem Brief an den Verfasser „ des Journals) das Bewundernswürdigste dabei ist, „ daß unser alter Athlete seit drei Jahren, so lang er „ in diesem Stande lebet, keine merkliche Verände„ rung seiner Gesundheit verspühret hat.„

Seit der Sara, der Mutter des Volkes Israel, und seit der Elisabeth, dem Weibe des Priesters Zacharias, hat man wenige Beispiele von einer neunzigjährigen Jungfrauschaft, wovon wir eben geredet haben; da bei einer Weibsperson die kritische Zeit vorbei ist, nach welcher sie zum Kinderzeugen untüchtig wird.

Man liest in den philosophischen Transactionen,*) daß zween gesunde und starke alte Männer, der eine im hundert und vierzigsten, der andere im hundert und fünf und sechzigsten Jahr, gestorben seyen,**) hierüber macht Buffon folgende Anmerkung: „Die ältesten Leu„ te sind nicht die, welche sich sehr geschonet haben: „ die meisten waren wol Bauern, die an die schwehr„ sten Arbeiten gewöhnt sind, Jäger, arbeitsame Leu„ te, mit einem Worte, Leute, welche alle Kräfte ih„ res Leibes angestrenget und wol gar gemißbraucht

 „haben

*) Dieß ist ein Journal der Königl. Societät in London, und ist das, was in Frankreich die Memoires der Academie der Wissenschaften sind.

**) Ich glaube gelesen zu haben, daß der eine davon ein Bauer war, und ich bin fast überzeugt, daß es der andere auch war. Denn ein Mensch, der auf dem Lande zwei Jahrhunderte lebte, der würde in der Stadt nur eines leben, die Luft allein ist hinlänglich, diesen Unterschied zu bewirken.



„ haben, wenn man sie anderst als durch Müssiggang „ und beständiges Schwelgen mißbrauchen kann.„

Die Ausschweifungen in der Liebe, im Weintrinken, und absonderlich der Gebrauch starker Getränke und Gewürze, auch der mässige nicht ausgenommen, sind weit geschickter den Tod zu beschleunigen, als die schwehren Arbeiten von einer ieden Gattung. Wie viele Uebel, welche Europa verwüsten, würden uns unbekannt seyn, wenn unser Blut nicht schon von der Geburth an mit hizigen und corrosivischen Theilchen angefüllt wäre, die in dem Pfeffer, in der Muscate, im Aquavit, Weingeist ꝛc. stecken.

Die sichersten Mittel, sich ein langes und glückliches Alter zu verschaffen, sind Nüchternheit, Arbeit,*) ein einfaches und ruhiges, aber nicht gar zu ordentliches Leben; ein Aufenthalt, wo die Luft rein ist, ein gehöriger Abscheu vor der Weichlichkeit, einem schändlichen Laster, welches die Kräfte des Leibes und der Seele vernichtet. — — Durch ein nicht gar zu ordentliches Leben verstehe ich, daß man sich an alles gewöhnen soll; ein wenig Ueberfluß, ein wenig Mangel, zuweilen warm, aber öfters kalt essen, sich von Zeit zu Zeit mehr, als gewöhnlich, ermüden ꝛc. Ein Mensch, der sich in seiner Lebensart an eine gar zu genaue Ordnung bindet, ist gegen den, von welchem ich eben

*) Die Arbeiten des Körpers verlängern das Leben, aber die Anstrengung des Geistes verkürzet es, und wenn wir dem ohngeachtet das Alter erreichen, so werden wir schwach und kraftlos. Den verstorbenen Hrn. von Fontenelle und den noch lebenden Hrn. von Voltaire kann man zum Beispiel anführen. Diesen lezten würden wir schon lange verlohren haben, wenn er nicht auf dem Lande lebete, wo sich seine, wiewol schwächliche, Gesundheit durch die gute Luft und durch die Bewegung erhält.

eben geredet habe, wie ein schwaches Bäumchen in einer Winterung gegen eine starke Eiche, die allen Abwechslungen der Luft ausgesezt ist; diese Wahrheit hat man schon in den ältesten Zeiten eingesehen, sie ist auch den weisen Bemerkungen des Hippocrates nicht entgangen. Celsus einer von seinen würdigsten Nachfolgern, der ohngefähr vor zwei tausend Jahren gelebet hat, will auch nicht, daß man sich an eine gewisse Ordnung halte, wenn man gesund ist. — — Zärtlicher und empfindlicher Mensch, willst du gesund seyn, so verlasse die Wage des Sanctorius und berechne deine Speise nicht nach Pfunden. „Trinke und esse Gift, „ stehe aber dabei frühe auf und laufe, du wirst alt „ sterben; wenn du aber mit der gesundesten und strengsten Ordnung eingeschlossen und sizend bleibest, wie „ es deine Gewohnheit ist, so wirst du niemals das „ Ziel erreichen, das dir die Natur bestimmt hat.„ — Ich bin überzeugt, daß Celsus auch gesagt haben würde, daß einige Menschen mehr Leibesübungen und Bewegungen nöthig haben, als die andern; aber nöthig haben sie solche alle.

Sich gemeiniglich sehr bald zu Bette legen, und fast allezeit vor Anbruch des Tages wieder aufstehen, ist zur Erhaltung der Gesundheit eben so nöthig, als die Bewegung des Leibes und die freie Luft. Die Verrichtungen des Tages müssen ohne Zwang seyn, man kann eine angenehme Abwechslung haben, aber der Anfang und das Ende müssen so unverlezlich, so unabhängig von uns angesehen werden, als der erste und der lezte Augenblick unsers Lebens. Denn spat aufstehen, und sich spat niederlegen, heist die Natur umkehren, es ist fast eben so viel, als wenn einer im männlichen Alter gebohren werden, oder lange nach dem

Tode erst sterben wollte. Zwischen diesen beeden Unordnungen ist nur ein Unterschied, die lezte ist nemlich nicht in unserer Gewalt, und die andere ist uns zu unserm Unglücke sehr leicht.

Ueber den Vortheil, welchen das Frühaufstehen verschaffet, wollen wir einen sehr erfahrnen Mann zu Rathe ziehen, der würdig gewesen wäre, mit dem Hippocrates zu leben. „Es ist eine Sache von der „äussersten Wichtigkeit, sagt er, die Morgenluft ein„zuathmen, wer sich derselben beraubet, und lieber „in einem dumpfigten Dunstkreis zwischen vier Vor„hängen bleibet, der beraubet sich freiwillig des ange„nehmsten und vielleicht würksamsten Arztneimittels. „Die Kühle der Nacht hat ihr die ganze belebende Kraft „wieder gegeben, und der Thau, der mit den balsami„schen Düften der Blumen, worauf er gelegen ist, „nach und nach in die Luft steigt, macht sie in der „That zu einer Arztnei; man schwimmet mitten in ei„ner Essenz von Pflanzen, die man beständig einath„met, deren Stelle in Ansehung der guten Würkung „nichts in der Welt vertretten kann. Das Wolseyn, „die Lebhaftigkeit, die Stärke, der Appetit, den man „den ganzen Tag empfindet, ist ein Beweiß davon, „der aller Welt bekannt ist.„ (Tissot von der Onanie.)

Es ist unstreitig, daß in der Freiheit, absonderlich auf dem Lande, die reine Morgenluft athmen, sich viele Bewegungen machen, nüchtern seyn, seine meiste Lebenszeit in der freien Luft zubringen, daß dieses alles, sage ich, vortrefliche Mittel sind, sein Alter zu verlängern, und es ruhig und glücklich zu machen; aber weder diese, noch irgend ein anderes Mittel können den Augenblick des Todes weiter hinaus sezen, wel-

ches

ches vielleicht auch nicht zu wünschen ist. Man hat, um in diesem Stücke glücklich zu seyn, die Abzapfung des Blutes vergeblich unternommen. *) Noch lächerlicher ist es, wenn man den Menschen in einem Puppenstand erhalten will, und ihm das Athmen und Wachsen benimmt, **) indem man sich beredet, daß er in diesem traurigen Zustande viele Jahrhunderte erhalten werden könne. Mit dergleichen thörichten Einbildungen wollen wir uns nicht einlassen, sondern gestehen, daß ein Mensch, der hundert Jahr alt geworden ist, das längste Leben, welches dem menschlichen Geschlechte zu Theil geworden, genossen habe, wenn man einige seltene Beispiele in verschiedenen Himmelsgegenden ausnimmt.

Das beste Mittel unsere Tag zu verlängern, nemlich unsern bestimmten Zeitpunct zu erreichen, bestehet darin, daß wir alles sorgfältig vermeiden, was den Keim der Zerstörung, den wir in uns tragen, zu bald entwickeln könnte; es beschleunigt aber diese Entwicklung der Mißbrauch, den wir von unsern Kräften machen, unsere Unmässigkeit, und eine gar zu unruhige

*) Diese unnüze Operation bestehet darin: man läßt durch ein goldnes oder silbernes Röhrchen etwas von dem Blut eines jungen Thieres in die Adern eines alten Mannes laufen. Man hat es öfters versucht, aber allezeit hat sich die Natur für diese Beschimpfung gerächet, (wie sie in vielen andern Dingen thut, wo wir sie verbessern wollen) sie will nicht, daß wir wider ihren Willen, oder auf Kosten anderer Thiere leben sollen. Die auf diese Weise veriüngte Alten sind bald darnach gestorben, die einen als Narren, die andern vom Schlag ꝛc.

**) Hr. von Maupertuis, ehemaliger Director der Academie zu Berlin, hat diese Thorheit behauptet, aber in Betrachtung seiner übrigen vortreflichen Werke über verschiedene Gegenstände muß man ihm dieses verzeihen.

Thätigkeit. (S. was hiervon in dem Artikel von der Mannbarkeit gesagt worden ist.)

Ist denn das Alter ein so grosses Gut, daß man mit so vieler Aengstlichkeit darnach streben muß, sagen einige unvernünftige und muthwillige Leute, die das Glück nicht haben werden dahin zu gelangen, weil sie eine Lebensart führen, daß sie wahrscheinlich jung und schmerzhaft sterben? Auf diesen schlechten Einwurf will ich nur kurz antworten.

Die Natur ist keine Stiefmutter, ob es gleich einige Leute sagen, die sich über sie beklagen, die aber vielmehr über sich selbst, über ihre Erziehung und über ihre Gewohnheiten klagen sollten. Wenn man die Natur nicht als eine Stiefmutter, und folglich Gott, den Urheber derselben, nicht als ungerecht betrachtet, so kann man nicht annehmen, daß sie uns alt werden läßt, um uns unglücklich zu machen. Die Menschen also, die sich über die Natur beschwehren, und die das Alter, als ein schlechtes Geschenk von ihr ansehen, sind entweder in der Kunst zu schliessen unerfahren, oder nicht aufrichtig.

Sie mögen, wenn sie Muth haben, den vortreflichen Tractat des Cicero **vom Alter** lesen; sie dürfen sich nicht durch die Weitläuftigkeit abschrecken lassen, man kann es innerhalb zwo Stunden endigen; aber wie viel gibt es empfindsamen und rechtschaffenen Seelen Gelegenheit zum Nachdenken, wie viel Nahrung des Geistes!

Cicero läßt in diesem Buche den Censor Cato, einen ehrwürdigen Alten reden. Zween junge Römer wollen sich von ihm unterrichten lassen; er redet mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern; er untersucht

sucht mit ihnen, was man dem Alter hauptsächlich vorwirft, und bringt es auf vier Puncte: 1) macht es uns zu Handlungen untüchtig; 2) benimmt es uns die Kräfte des Leibes; 3) raubt es uns die Freuden der Liebe; 4) ist es immer dem Tode nahe. Alles, was er hierüber sagt, ist vortreflich; aber ein neues, ein göttliches Feuer belebt ihn, wenn er in dem lezten Artikel von der Unsterblichkeit der Seele redet. — — Leset dieses Buch, ihr iungen Leute, die ihr einen gesunden Verstand und ein reines Herz habet, ihr werdet eure Jahre ohne Beschwehrlichkeit verschwinden und den Tod herannahen sehen; ihr werdet nicht sterben wollen, wenn es seyn kann, bis ihr die Annehmlichkeiten des Alters genossen habt. — — Was ist ein Mann, wie Cato, für ein glücklicher Alter, wie ruhig sind seine lezten Augenblicke! Seine Kinder, seine Freunde, selbst Personen, die ihn nur im Vorbeigehen sehen, lieben ihn, bewundern ihn, und wünschen, ihm dereinst gleich zu werden.

Wenn man in diesem Alter in Ansehung der Munterkeit und Schönheit des Körpers verlieret, so gewinnet man vieles von Seiten des Geistes. Es scheinet, daß die Seele, wenn die Organen schwächer werden, ihre Hülle besser beherrsche und mit neuem Glanze strahle. Ausserdem ist die Gestalt eines Alten, wenn er gesund ist, gar nicht unangenehm. Die Farbe seines Gesichts ist zwar verbleicht, seine Stirn ist voll Runzeln; aber die Heiterkeit und die Ruhe haben ihren Siz da aufgeschlagen: seine Augen funkeln nicht mehr so lebhaft, wie sonst, aber sie drucken doch sehr viel aus: sein Gang ist langsamer, aber diese Gravität zeiget mehr von der Hoheit des Menschen, und seine langsamen Bewegungen geben zu erkennen, daß bei



ihm alles ruhiger und ordentlicher sey. Sein Haupt ist mit weissen Haaren bedeckt, die zwar ein Zeichen des Winters des Lebens, aber auch der schuldigen Ehrerbiethung sind. Das Alter ist endlich auch die Zeit, wo man sich selbst geniessen kann, ein Vergnügen, welches alsdann lebhafter und reiner ist, da die Decke der Verblendung weggefallen ist, und die Heftigkeit des Temperaments den Rathschlägen der Weisheit Plaz machet.

Wenn wir in der Kindheit und in den folgenden Altern dem Tod entgangen sind, so werden wir ihm gewiß im Alter nicht entwischen, und diese Gewißheit muß für dem, der ernstlich nachdenket, ein Beweggungsgrund der Ruhe seyn. Wenn man alt ist, so weiß man, was man zu gewarten hat, worauf man rechnen darf; man weiß, daß man bald sterben werde; da man in den vorhergehenden Altern des Lebens noch nicht wissen konnte, was aus einem werden möchte. Ich gebe dem la Fontaine Beyfall, wenn er sagt, daß „der Tod den Weisen nicht überrasche, weil er allezeit „zur Abreise fertig ist;„ aber er ist es hauptsächlich, wenn er siehet, daß sie nicht mehr aufgeschoben werden kann.

Wenn ein Alter, der nicht verdiente, es zu werden, die Schwachheit besizt, noch ein Verlangen nach dem Leben zu haben, da er es beinahe ein Jahrhundert genossen hat, (als wenn ihn der Tod in der Blüthe seines Lebens wegnähme) wenn er, wie la Fontaine sagt, „an sein Haus noch einen Flügel bauen, wenn „er noch für seines Bruders Enkel sorgen,„ will rc. so muß man ihn beklagen, so denket er sehr schlecht. Gesezt auch, das Alter und der Tod wären so traurig, als sie den meisten Menschen vorkommen, so könnte

man nur daraus schliessen, daß wir die ersten Alter des Lebens angenehm hinbringen sollen, und das lezte so gut als wir können; denn es kann nicht alles gut seyn; wenigstens geschiehet es selten.

Wenn der Tod mit einem ruhigen Auge betrachtet wird, so hat er nichts schreckliches; *) es ist der lezte Augenblick des Lebens, der dem Augenblicke der Geburth völlig gleich kömmt; er ist nicht schmerzlicher **) als dieser. Leute, die sich von Krankheiten, da man sie für todt hielte, wieder erholt haben, sagen, daß sie nichts, als eine Schwachheit, eine Ohnmacht empfunden hätten.

Wenn wir aber auch würklich vieles im Sterben leiden müsten, soll uns denn dieses Schrecken und Zittern verursachen? Wir sollten uns schämen, daß uns die Weichlichkeit, in welcher wir leben, so sehr schwächet und entnervet, daß wir eine kleine Rizung mehr scheuen, als wir einen Degenhieb nicht scheuen sollten. Man muß sich nicht ohne Ursache Schmerzen machen, aber man muß ihm bisweilen zu trozen wissen.

Wir

*) Wenn man den Tod nur mit den Augen der natürlichen Philosophie betrachten, die alle Menschen haben können, so ist er für eine schuldvolle Seele fürchterlich, die das Andenken ihrer niedern Handlungen und ihrer Laster bis in das Grab verfolget. Aber vergnügt und angenehm ist er einem rechtschaffenen und absonderlich einem weisen Manne, den das Bewustseyn seiner Tugenden und das Andenken seiner guten Handlungen belebet; von diesen zwo so verschiedenen Arten des Todes ist doch weder die eine noch die andere von einem körperlichen Schmerzen begleitet.

**) Junge Personen, die an schmerzhaften Krankheiten sterben, müssen vorher vieles leiden; aber der eigentliche Augenblick des Todes ist auch nicht einmal für diese Personen ein Augenblick des Schmerzens.

Wir wollen unsere Kinder gewöhnen, wie die Spartaner, daß sie mit Herzhaftigkeit leiden, und sich vor nichts fürchten, denn unsere ausserordentliche Empfindlichkeit, unsere beständige Sorgen für unsere Erhaltung, sind, alles zusamm genommen, ein grössers Uebel, als das, wo vor wir fliehen; ja, ehe man sich beständig fürchtet, so wäre es besser zu leiden, und wol gar zu sterben wissen, wenn es seyn müste; denn endlich muß es doch, bald oder spat, geschehen.

Wir müssen aber nicht in den entgegengesezten Fehler fallen, wir müssen nicht ienen barbarischen Caraiben gleich zu werden trachten, *) welche an Blut und Morden gewöhnet, eben so wenig fürchten, wenn sie umgebracht werden, als wenn sie andere umbringen; ihre Standhaftigkeit in dem Augenblicke, da sie von ihren Feinden als Gefangene zerrissen worden, ist ein wilder Heldenmuth, den man zu gleicher Zeit bewundert und verwirft. „Ich habe einen Gesang, sagt „Montagne, den einer von diesen Gefangenen ge„macht hat, und der folgende Züge enthält. Laßt sie „nur zur Schlachtbank kommen und sich versammlen „um von ihm zu speisen, denn sie werden zu gleicher „Zeit ihre Väter und Großväter essen, die seinem

„Körper

*) Die Caraiben oder Cannibalen sind nach dem Zeugniße der Reisenden Wilde auf den Inseln in America, sie sind von einem traurigen Temperamente, Träumer und Faullenzer; sie leben gemeiniglich hundert Jahr, gehen nackend, und wickeln ihre Kinder niemals in Windel, daher sind sie auch so lebhaft und wol gewachsen. Die Weiber gebähren ohne Mühe, und den folgenden Tag beschäftigen sie sich wieder mit dem Hauswesen, wie gewöhnlich; aber man sagt, der Mann lege sich zu Bette, klage sich und mache etliche Tage die Kindbetterin, und während dieser Zeit muß er eine strenge Fasten beobachten. Sie nehmen viele Weiber und verzehren ihre Feinde, welches auch die alten Einwohner in Brasilien rc. thun.

„ Körper zur Nahrung gedienet haben. Diese Muskeln, diese Adern, dieses Fleisch ist von den eurigen; arme Thoren, die ihr seyd, ihr wisset nicht, daß die Substanz von den Gliedern eurer Voreltern noch darin enthalten ist. Kostet es wol, ihr werdet den Geschmack von eurem eigenen Fleische finden.„ *) Diese sehr nachdrückliche Rede wird von einem Americanischen Gefangenen gesungen, indem er schrecklich gemartert wird; er stirbt ohne das geringste Zeichen einer Schwachheit, und spottet seiner Henker, ihm noch mehr Marter anzuthun, wenn sie eine neue ausfindig machen können. — — Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diesen Begrif von der Art, wie die Einwohner in der neuen Welt sterben, zu geben; ich komme wieder auf die unsrige.

Der Tod (wenigstens der natürliche und ruhige Tod) ist nicht furchtbar, ausser wenn er uns und die Herumstehenden betrügt. Das ist, wenn man uns für todt hält, und wir sind es nicht.

Nichts ist so grausam, so schrecklich, als wenn man lebendig begraben wird, und dieses Unglück ereignet sich sehr oft, ohne daß wir es wissen, oder die

Mittel

*) Montagne wollte, wie es scheinet, den Eindruck, den dieser schreckliche Gesang der Caraiben verursachen muß, mildern (ob er gleich sagt, daß er eben nicht zu stark wäre) und führt folgendes Fragment von einem Liebeslied eben dieses Volkes an: „Schlange stehe stille, stehe stille Schlange, daß meine Schwe„ster an deiner Farbe ein Muster zu einem schönen und prächtigen „Bande nehmen könne, das ich meinem Mädchen geben will. „Und also werde deine Schönheit und deine Gestalt beständig „allen andern Schlangen vorgezogen.„ Dieses Fragment hält Montagne für würklich anacreontisch, und man darf ihm deswegen trauen, denn er hatte Bekanntschaft genug mit der Dichtkunst, um davon urtheilen zu können.



Mittel anwenden, es zu verhindern, ob gleich eines jeden eigener Vortheil damit verbunden ist.

Die Aegypter balsamirten ihre Todten erst nach vielen Tagen; auch die Griechen und Römer verbrannten die ihrigen mit dieser weisen Vorsicht; selbst die meisten barbarischen Völker gebrauchen sie noch. Aber wir, die wir uns so sehr mit unserer Menschlichkeit rühmen, wir begraben unsere Anverwandte, unsere Freunde, ohne daß wir gewiß wissen, ob sie todt sind; denn es ist nur ein einziges sicheres Zeichen, welches wir fast niemals erwarten, es ist der Anfang der Fäulniß, ein Todtengeruch, der sich erst nach dreien Tagen offenbaret. Der Mangel des Pulsschlages und des Athemholens, ia selbst die völlige Verlöschung der Wärme können uns nicht davon versichern. Die Herren Winslow und Bruhier beweisen in ihren Abhandlungen über die Ungewißheit der Zeichen des Todes, daß man nach der angenommenen Gewohnheit, die Todten mit zwölf oder vier und zwanzig Stunden zu begraben, öfters lebendige begräbt. Hr. Louis, beständiger Secretair der Academie der Chirurgie, hat bewiesen, daß es mehr gewisse Zeichen des Todes gebe, als die Fäulniß, aber die Klugheit erfordert dem ohngeachtet, daß man die Todten zween oder drei Tage aufbewahre. Der Erfolg von diesen und einigen andern für das menschliche Geschlecht wichtigen Streitigkeiten war, daß die Regierung Verordnungen in den Provinzen hat bekannt machen lassen über die Mittel, die Ertrunkenen wieder in das Leben zu ruffen. Es sind auch zugleich Befehle gegeben worden, daß man die Ertrunkenen und plözlich Verstorbenen nicht so gleich begraben solle.

Der

Der Gebrauch, die Todten in den Kirchen oder in eingemauerten Kirchhöfen zu begraben, wo pestilentialische Dünste ausdämpfen, die wir einathmen, ist eben so barbarisch für uns, als es für die Tödten ist, sie zu begraben, ohne daß wir versichert sind, ob sie aufgehört haben zu leben. Diese beede Gewohnheiten werden nicht lange mehr dauern, man fängt schon in Frankreich an, sie zu verbessern, und in England ist es bereits geschehen, wie auch in andern Ländern, wo sie eingeführt waren.

Den Anblick eines Cadavers, wird man sagen, drei Tage in einem Hause zu haben, ist eine betrübte Sache. Ja, für schwache Seelen, aber es gebe ein Mittel, diesen Anblick zu vermeiden; wenn man in einem ieden Kirchspiel einen Saal hätte, wo man die Todten drei Tage hinlegen könnte. Es wäre auch zu wünschen, daß man die Wächter belohnte, wenn einer von den Todten wieder ins Leben zurück käme. Man könnte auch öfters dahin gehen, um nachzudenken und sterben zu lernen. Dieß wäre eine vortrefliche Schule; man könnte auch die Kinder dahin führen, ohne sie furchtsam zu machen, oder ihnen elende Sachen zu erzehlen; man führte sie gleichsam zu einem Schauspiel der Ruhe und der Stille. In diesem Saale müste man nur ein halbes Licht haben, und müste auch sonst Wolanständigkeit und Ordnung darin herrschen, nichts betrübtes, nichts unangenehmes müste darin zu sehen seyn, sondern Gemählde, welche das zukünftige Leben nach unserer Religion vorstellten.

Die traurigen Zurüstungen, womit wir die sterbenden umgeben, absonderlich das Anschauen einer weinenden Familie, sind so betrübende, so schwarze Gegenstände



genstände, daß sie öfters eine Krankheit sterblich machen, die es nicht war. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer guten Betrachtung des Montagne; man muß ihn selbst reden hören, wenn er von dem Tode in einem philosophischen und vergnügten Tone spricht. „Dieß ist keine Rolle, sagt er, in der Gesellschaft zu „spielen: es ist der Auftritt einer einzigen Person. *) „Wir wollen unter den unsrigen leben und frölich „seyn, aber sterben und verwelken wollen wir unter „unbekannten. Man findet für das Geld Leute, die dir „den Kopf zu rechte legen, und die Füsse reiben; die „dich nicht weiter treiben, als du willst, und dir im„mer ein gleichgültiges Gesicht zeigen, die dich nach „deiner Art leben und klagen lassen.„ (B. 3. Cap. 9. von der Eitelkeit.)

Man hat viele Beweise, daß die Zurüstungen des Todes oft die Ursachen des Todes gewesen sind, hier ist ein neuer. Eine Italiänische Schauspielerin in Paris schien an einer Unverdaulichkeit gestorben zu seyn; man eilte Todtentücher und Wachskerzen um sie herum zu legen ꝛc. sie kam wieder zu sich, hob das Haupt in die Höhe, aber von diesem traurigen Anblick lebhaft gerühret, starb sie vor Entsezen auf der Stelle. **)

Dieser

*) Ein starker Ausdruck, der mich an einen andern von der nemlichen Art erinnert; er ist von eben diesem Verfasser, und eben so vortreflich, als dieser. Er redet von den Weibern, die ihre Männer niemals geliebt haben, und die untröstlich scheinen, wenn sie gestorben sind. „Muß das nicht Unwillen erwecken, „sagt er, wenn sie, die mir, so lange ich war, in das Ange„sicht gespuckt hat, itzt die Füsse reiben will, da ich nicht „mehr bin!„ (B. 2. C. 35. Von drei guten Frauen.)

**) Einige Personen des Theaters haben grosse und empfindsame Seelen, aber die meisten haben nur künstliche Empfindungen,

die

Dieser an Leib und Seele schwachen Weibsperson wollen wir einen Helden an die Seite sezen, der uns ewig unvergeßlich seyn wird, nemlich Ludwigen, Dauphin von Frankreich, der zu Fontenaibleau den 20sten December 1765, gestorben ist. Man glaubte, er habe den lezten Hauch gethan, der ganze Hof rüstete sich weinend, der Leiche die lezte Pflicht zu erweisen; er kam von seiner Ohnmacht, welche die Aerzte betrogen hatte, wieder zu sich selbst, und ohne über alles das, was er sahe, zu erstaunen, sagte er ganz gelassen: **ich bin noch nicht gestorben.** Er starb auch würklich erst einige Tage darnach.

Wenn die Kranken, nach dem Montagne, in einer gewissen Entfernung von uns sterben sollen, so sollten wir auch unsers Theils Muth genug haben, und so viel Liebe für sie, daß wir sie nicht nur wieder zu uns nähmen und sie drei Tage aufbewahreten, die zur Gewißheit des Todes nöthig sind; sondern wir sollten sie auch, nach dem Beispiel ganzer barbarischer Völker, mit Pracht und freundschaftlich bis an ihr Grab begleiten, ihr gebührendes Lob sprechen, und die Orte gerne wieder besehen, die sie bewohnt haben. — — Die Geburth eines Kindes sollte man mit einer gewissen Furchtsamkeit feiern: man weiß noch nicht, was einmal aus ihm werden wird: aber einen Menschen, auch aus der niedern Gattung der Gesellschaft, der seinen Lauf schön und mit Ehren vollendet hat, sollte man loben und öffentlich preisen.

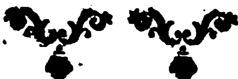
Die

die sie selbst betrügen: man muß sie in der Nähe in dem kritischen Augenblicke des Unglücks sehen. Dann entdecket man öfters, daß ihr Heldenmuth einem Cartenhause ähnlich ist, welches von einem Hauch einstürzet.

Die Vergleichung, die man aus den Todtenregistern der drei Pfarreien in Paris und der zwölfe auf dem Lande gezogen hat, beweiset, daß von vier und zwanzig tausend in einer gegebenen Zeit gestorbenen Personen, sechs tausend in dem Jahr ihrer Geburth gestorben sind; daß ohngefähr sechs tausend zwischen dem ersten und siebenten Jahr starben. Hieraus schließt man, daß, wenn ein Kind gebohren wird, eben so wahrscheinlich zu hoffen sey, daß es sieben Jahre leben werde, als zu fürchten, daß es in dem ersten Jahre sterbe: denn von vier und zwanzig tausend Personen sind nur zwölf tausend sieben Jahr alt geworden, und von diesen zwölf tausenden ist die Hälfte in dem ersten Jahr gestorben, also kann man eins gegen eins wetten, daß ein Kind, welches eben gebohren wird, entweder in dem ersten, oder zwischen diesem und dem siebenten Jahre sterben werde.

Von ohngefähr achtzehn tausend, die ihr zweites Jahr erreicht haben, sind neun tausend drei und dreisig Jahr alt geworden. Man kann also eins gegen eins wetten, daß ein Kind, welches das erste Jahr zurück gelegt hat, wenigstens drei und dreissig oder vier und dreissig Jahr alt werde ꝛc. Herr von Buffon hat nach dieser Rechnung eine Tabel von der Wahrscheinlichkeit des menschlichen Lebens gezogen, nach welcher ein neugebohrnes Kind hoffen kann, wenigstens acht Jahr zu leben; es kann auf drei und dreissig Jahr hoffen, wenn es das erste Jahr überstanden hat; auf acht und dreissig nach dem zweiten und auf vierzig nach dem dritten ꝛc.



Von

Von den Sinnen.

Die Sinne sind uns deswegen gegeben worden, daß wir alles, was um uns ist, geniessen und folglich unsere Glückseeligkeit erweitern können. Sie versichern uns von unserm Daseyn und vervielfältigen es.

Wir haben fünf Sinnen, das Gesicht, das Gehör, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl. „Dieß „ sind eben so viele Schildwachen, die uns an unsere „ Bedürfniße erinnern, und mitten unter nüzlichen „ und schädlichen Körpern, die uns umgeben, für unsere Erhaltung wachen. Dieß sind die Werkzeuge, „ welche die Gemeinschaft, die zwischen uns und fast „ allen Wesen der Natur ist, befestigen. Nach diesen „ richten sich unsere Erkenntniße und unsere Urtheile, „ diesen haben wir unser Verdienst zu danken, und „ dieses Verdienst verhält sich nach der Anzahl und „ Vollkommenheit derselben. Mehrere oder vollkommenere Sinnen hätten uns vielleicht andere Wesen „ gezeigt, die uns izt unbekannt sind, und auch andere Modificationen in denen, welche wir kennen.„ (Tractat von den Sinnen des Hrn. Lecat.)

Der Körper scheint aus vielen unterschiedlichen Materien zusammen gesezt zu seyn, wovon einige, als die Beine, das Blut ꝛc. unempfindlich sind, und wovon andere, als die Nerven, würksam zu seyn scheinen; die besondere Einrichtung der Nerven, der Werkzeuge der Empfindung, macht auch den Unterschied unserer Empfindniße. Mehr oder weniger grosse Theile, die sich von den Körpern losmachen und an unsere Nerven stossen, die mehr oder weniger frei sind, verursachen auch besondere Empfindniße. Alles kömmt auf



die Oefnung an, (wenn ich mich so ausdrucken darf) wodurch die äussern Körper eingehen wollen; sind sie flüssig und klein, so reizen sie das Aug, den Geruch; sind sie in einem solchen Ueberfluß, daß sie eine feste Masse ausmachen, dann reizen sie das Gefühl rc.

Ein böser Geruch, ein eckelhafter und herber Geschmack, grobe, kleberichte und hart auffallende Gegenstände sind Ungeheuer für den Geruch, für den Geschmack und für das Gefühl; sie sind für diese drei Sinne das, was unharmonische Töne, unförmliche Gestalten für das Gesicht und für das Gehör sind. Aber warum beleidigen denn alle diese Dinge unsere Sinnen? Weil sie von den Gesezen der Ordnung und der Harmonie abweichen. Ein Thier habe einen sehr dicken Kopf und den Hals eines Reigers oder eines Storches, dein Gesicht wird beleidiget, weil kein Ebenmaas da ist; das Ohr wird ebenfalls durch den Mißlaut eines schlechten Accords beleidiget; die Nase wird es auch durch den Geruch von Sachen, die verfault sind, oder anfangen zu verfaulen; die Fäulniß aber, ob sie gleich nothwendig ist, ist eine kleine Unordnung, *) die alle Theile eines Wesens wieder zu der allgemeinen Masse bringet, wo sie neue Gestalten bekommen sollen; ein Körper, der da faulet, muß also unsern Geruch auf eine unangenehme Weise reizen, und das kann man auch von dem Geschmack sagen.

Man

*) Eigentlich gibt es keine Unordnung in der Natur, denn alles richtet sich nach der allgemeinen Ordnung. Das was wir in der Physik Unordnung nennen, ist nur relativisch, zufällig und bald vorbei, oder es ist vielmehr ein Wort, das wir erfunden haben, eine Sache auszudrücken, die nur in unserer Einbildung und nicht in der Natur ist.

Man muß aber doch gestehen, daß unsere Sinne nicht nur durch die Unordnung beleidiget werden; denn es kann geschehen, entweder durch die Unordnung, nemlich durch die Auflösung, oder sonst durch eine Verwirrung, die sie auf eine unangenehme Art reizet, oder durch die Ordnung selbst, wie ich es beweisen will. Ich werde auch zeigen, daß gewisse Unordnungen, an die wir uns gewöhnet haben, (als die besondern Kleidungen und Moden) und die sie beleidigen sollten, diese Würkung nicht haben, weil sie seit langer Zeit daran gewöhnet sind.

Wie gehet es aber zu, daß die Sinne durch die Ordnung selbst beleidiget werden? Bei der Ordnung und bei der Verschiedenheit der Welt war es wesentlich nothwendig, daß alle mögliche Arten von Zusammensezung in der Formirung der Wesen erschöpft würden. Es muste also auch ohne Fäulniß oder andere Unordnung einen Geschmack und Geruch geben, den wir scharf und stinkend nennen, und es musten Thiere seyn, die diesen Geruch, diesen Geschmack, der uns beleidiget, für gut hielten. *) Es muste auch dasjenige, was unsern Augen ungestalt scheinet, und doch kein richtiges Ebenmaas hat, z. B. eine Kröte, eine Laus, eine Spinne, in andern Augen schön scheinen, die anderst formirt sind, als die unsrigen. Die Disteln und verschiedene Arten von Gräsern, die für uns nicht

*) Um alle Zusammensezungen anzubringen, muste es auch Thier geben, welche den Geruch und Geschmack von verfaulten Körpern liebeten, und sie sind auch da; es müssen aber keine Menschen seyn, die einen solchen Geschmack haben, die Natur hat sie nicht darzu bestimmt. Halb vermodertes Wildpret, gewisse stinkende Käse rc. können nur solchen Leuten angenehm scheinen, die ihren Gaumen entweder durch das Gift, was man eine gute Mahlzeit nennet, oder durch starke Getränke verderbt haben.



nicht gut zu essen sind, musten dem Esel und andern Thieren angenehm scheinen; und alles dieses ist in der Ordnung.

Aber daß wir den Gebrauch unserer Sinnen in einigen Stücken verkehrt, daß wir sie durch Weichlichkeit und andere schädliche Gewohnheiten geschwächt, daß wir unsern Geschmack durch geistige Getränke, durch kostbar zugerichtete und zu warme Speisen so stumpf gemacht haben, daß wir in den Früchten und rohen Pflanzen den Geschmack nicht mehr finden, den die Natur darein gelegt hat, *) das ist nicht in der Ordnung. Daß unser Geruch, unser Gehör und Geschmack nicht so fein und so sicher ist, als bei den Völkern, die noch nach der Natur leben, das gehört auch nicht zur Ordnung.

Noch viele andere Sachen gehören eben so wenig zur Ordnung als die, von welchen ich eben geredet habe, und sie sollten, anstatt unsern Sinnen zu schmeicheln, sie beleidigen, uns mißfallen, so würden wir ihnen

*) Ein vornehmer Mann, der lange Zeit gute Mahlzeiten genossen hat, liebt ordentlicher Weise weder Obst, noch andere gemeine Früchte; noch weniger wird er einen Geschmack an allerlei Rüben finden. Ein Bauer isset alle diese Dinge mit Vergnügen und verdauet sie leicht. Ein wilder Mensch würde, wenn er sich beständig mit Pflanzen genährt, und niemals gesottenes oder warmes geessen hätte, die Pflanzen und Früchte für besser halten, als der mässigste Mensch unter uns. Dieser Wilde, dieser Bauer würde auch in würklich guten Gerichten, wenn sie nicht zu sehr verkünstelt wären, einen angenehmen Geschmack finden, den diejenigen nicht darin finden, die alle Tage davon essen. So ist es auch mit einem Menschen, der gerne und oft gehet, und der ein wahres Vergnügen findet, eine oder zwo Meilen zu fahren, wenn er müde ist, da ein träger Mensch oder ein junges Herrchen weder am Gehen noch am Fahren ein Vergnügen findet.

ihnen bald entsagen; so ist z. E. die thörichte Abwechslung der Kleider, ihre Gestalten, die fast allezeit etwas besonderes haben, woran aber unsere Augen gewöhnt sind; so sind auch die Schlappohren, die breit gedruckten Köpfe, die mit einem Ringe durchlöcherten Nasen; so sind die lächerlichen Gemählde, womit sich gewisse wilde Völker beschmieren, und noch andere, die nichts weniger als wild sind; so ist der unflätige und widernatürliche Gebrauch stinkende Getränke zu trinken, faules Fleisch zu essen, eine Gewohnheit, welche die Sinnen dieser Völker so verändert und verderbet hat, daß sie an allen diesem einen angenehmen Geruch und Geschmack finden.

Einige Wilde in America machen ein sehr widerwärtiges aber geistiges Getränke, welches sie Chica nennen, und auf folgende Art zubereiten: „ Sie schütten zwanzig oder dreissig Scheffel Türkisches Korn „ in eine grosse Kuffe voll Wasser. Wann dieses „ Wasser den Saft des Korns an sich gezogen hat, und „ anfängt sauer zu werden, dann kauen alte Weiber „ Kräuter und Türkisches Korn miteinander, und speien es in Flaschen, die mit solchem Wasser angefüllet sind. Da gähret es und wird das, was sie ein „ köstliches Getränk nennen, und was wir ein sehr „ schlechtes Bier nennen würden. „ (S. den Eleven der Natur.)

Der Schmuck und die Moden sind also nicht die unnatürlichsten von den Sachen, an die wir unsere Sinne gewöhnet haben, aber sie sind deswegen nicht weniger lächerlich und nicht weniger unvernünftig. Unterdessen haben sie doch überhaupt einen edlen Endzweck, sie sollen uns Hochachtung zuwege bringen, nur eines

aber fehlet ihnen, daß es nemlich schwache Mittel und oft zu sehr vermischt sind, als daß wir den vorgesezten Endzweck erreichen könnten.

Der Wilde, der auf alle Theile seines Körpers Blumen und Vögel mahlet; und der Europäer, der sich mit reichen Stoffen bedecket, wollen beede bewundert seyn; die meisten Menschen thun sich mehr auf die Artigkeit des Leibes, als auf die Schönheiten des Geistes zu gute. Die leztern sind gewiß schäzbarer und geschickter, uns eine wahre Hochachtung zu verschaffen: aber auch die Schönheiten des Körpers sind kostbar; unglücklich ist der, der ihren wahren Werth nicht zu schäzen weiß. Es sey aber, wie es wolle, so muß man weder die Schönheiten des Geistes, noch des Körpers anders als auf die einfachste und natürlichste Weise vermehren und verbessern; ausserdem verderbet man sie, indem man sie zu schmücken glaubet.

Alles was eine hohe und lebhafte Farbe hat, muste gefallen und aufgesucht werden; man hat die Metalle und die Steine auf einen sehr hohen Preis gesezt, welche einen Glanz von sich geben, man hat geglaubt, vieles zu gewinnen, wenn man die Augen des Volcks auf sich ziehet, *) und aus welchem Grunde unsere Frauen Perlen, Gold und Diamanten tragen, aus eben demselben hängen auch die Indianerinnen Glas, Federn,

*) Durch diesen entlehnten Glanz erhält man nur die Bewunderung der Thoren, die zum Unglück heut zu Tage den grösten Haufen ausmachen; und diese Bewunderung erreget in uns eine lächerliche Eitelkeit. Durch die wahren Schönheiten des Körpers und der Seele miteinander vereint, oder auch nur durch die leztern alleine, erwirbt man sich die Achtung und den Beifall der Weisen, man ist mit ihnen und mit sich selbst vergnügt, man ist glücklich und bescheiden.

Federn, Muschelwerk und Beine von den Fischen um den Hals.

Man könnte auch die verschiedene Kleidungsarten, womit sich die Menschen zu schmücken pflegen, aus einem andern Gesichtspuncte betrachten, daß sie nemlich allezeit das Vergnügen, das Aug des Beobachters durch die ungeheure Menge Stof, worein sie sich wickeln, in Erstaunen zu sezen, ihrer Bequemlichkeit vorgezogen zu haben scheinen. Man betrachte den grösten Theil von Europa, man wird sehen, daß sich überhaupt die ansehnlichen Stände, denen man die gröste Achtung zugestehet, durch ihre grossen und weiten Kleider von andern unterscheiden.

Ausser den öffentlichen Ceremonien, wo man in einem ehrwürdigen Ansehen erscheinen muß, sollte die ordentliche Kleidung überall ein leichtes und bequemes Gewand seyn, das sich nach der Gestalt des Körpers richtete, ohne den Bewegungen Gewalt anzuthun.

Ich darf die Sinne nicht eher einzeln erklären, bis ich vorher das Wort Organum erkläret habe, das ich öfters anwenden werde. Ein Organum ist eine Vereinigung verschiedener Theile oder Triebfedern, *) welche sich zu einem Zwecke vereinigen. Die Bedeutung des Worts Organum erstreckt sich auch manchmal weiter, man nennet die Nerven Organen oder Werkzeuge der Empfindung und die Muskeln Organen der Bewegung; also ist ein ieder von unsern Sinnen das Resultat von einem Organum. Der Sehnerve, das nezförmige Häutchen, der Augapfel, die crystallene Feuchtigkeit, rc.

*) Alle Bewegungen eines ieden Organums zusammen heissen die Organisation. Die Vereinigung aller Organen bei den Thieren nennet man auch Organisation.

machen ein Organum aus, woraus der Sinn des Gesichts entsteht. Und so ist es auch mit den übrigen Sinnen beschaffen.

Von dem Gesichte.

Das Gesicht ist der vollkommenste und bewundernswürdigste Sinn, und weichet in Ansehung des Nuzens nur einem einzigen, nemlich dem Gefühle. Das Gesicht und das Gehör sind wegen ihrer Feinheit die kostbarsten, die vollkommensten von unsern Sinnen; sie sind, wenn ich so sagen darf, die innern Thore des Palastes der Seele; der Geruch, der Geschmack und das Gefühl, sind äussere Thore, diese drei Sinne können als einer betrachtet werden; das Gesicht und Gehör selbst sind auch eine Art von Gefühle.

Mit Hülfe unserer Augen betrachten wir nicht nur alles, was uns umgibt, sondern auch das, was sehr weit von uns entfernet ist. Bei einem ieden Schritte, den wir auf dem Lande, dem einzigen wahren Schauplaz der Natur, thun, sind wir der Mittelpunct eines neuen Cirkels von vielen Meilen, *) und zwischen einem ieden von diesen Cirkeln ist nur ein Unterschied, den ein Schritt ausmachen kann; ein Unter-

schied,

*) Der Gesichtskreis heißt der scheinbare Horizont; die Aussicht wird zuweilen durch einen Hügel, durch ein Gebürge, durch einen Wald verhindert, aber diese Hindernisse sind weder häufig noch langwierig, und wenn wir weiter fortgehen, so machen sie tausend neuen Gegenständen Plaz, die eben so angenehm sind, als sie, und uns die angenehmste Ueberraschung verursachen. Den wahren Horizont nennet man die Linie, welche, wie man angenommen hat, die Erde in zween gleiche Theile zerschneidet. Der eine gegen das Zenith oder den Himmel über uns, der andere gegen das Nadir oder den Himmel unter uns.

schieb, der nach einer gewissen Anzahl von Schritten sehr groß und endlich vollkommen wird. Gesezt es gienge einer aus dem Punct A, um nach dem Punct C zu gehen, als so weit er sehen kann. In dem Augenblick ist er der Mittelpunct des Cirkels C G F H. Wenn er von A nach B gehet, (welches nur ein Schritt seyn soll) so wird er der Mittelpunct von einem neuen Cirkel D I K L, und er siehet D, das er nicht gleich sehen konnte, weil ich voraus seze, daß sein Gesicht nur bis an den Punct C reichte. Er siehet endlich die Puncte G F H auch nicht mehr, an deren Stelle siehet er aber I K L, und so fort, bis er endlich zu seinem Gegenstand C kömmt, dann ist er der Mittelpunct eines neuen Cirkels, der sich hinter ihm in dem Punct A endiget, wo er ausgegangen ist, und vor ihm in dem Gegenstand M worauf er zugehet.

Unsere Augen berichten uns, auch schon von weiten, von allem, was auf uns zukömmt, und so können wir leicht das, was uns mißfällt oder drohet, vermeiden, und was uns Vergnügen macht, erwarten oder verfolgen. Wir haben uns zwar auch vor plözlichen Anfällen oder Zufällen zu fürchten, wenn wir an bedeckten Orten sind, wo unsere Aussicht eingeschlossen ist; aber wenn wir auch bei nahe schon gefangen sind, so sehen wir gemeiniglich die Gefahr doch noch bald genug, um ihr zu entgehen, wenn wir sie abgemessen haben, oder sie wenigstens aufzuschieben und auf unserer Hut zu seyn, wenn wir nicht lieber den sicherern Weg der Flucht ergreiffen wollen.

Wie viel geringer wäre der Mensch, wie vieler angenehmer Empfindniße müßte er beraubet seyn, wenn er ohne Augen gebohren würde. Sie sind nothwendig

dig zum Leben, und die Natur hat sie keinem Thiere versagt. *) Sie sind nothwendig zum Leben, weil wir ohne ihre Hülfe weder die Gefahren, die uns umgeben, die uns unter den Füssen aufstossen, vermeiden, noch das, was uns gefällt, oder was wir nöthig haben, leicht suchen und finden könnten. Sie sind nothwendig zum Leben, weil sie es allein vollkommen und angenehm machen. Ein unthätiges Leben, das von allen reflectirten Empfindungen **) entblößt ist, ist für die Pflanzen kein Unglück, denn sie sind nur eines solchen unvollkommenen Lebens fähig; aber für uns wäre es ein grosses Unglück, da wir eine Seele haben, die fähig ist zu verlangen und zu geniessen. Nun wären wir wol ohne Augen nicht aller Empfindungen beraubet, aber was noch weit erschrecklicher ist, wir hätten fast allezeit verdrüßliche Empfindungen, wenn wir uns vorstellten, daß es andere gäbe, die wir niemals fühlen könnten. Tausend Sachen, welche dem Gefühle und andern Sinnen angenehm sind, würden uns zu dieser traurigen Ausruffung bewegen: Wie schön muß das seyn, und wie unglücklich bin ich, daß ich es nicht durch einen Sinn geniessen kann, der gemacht ist, die Schönheit zu geniessen! ***)

Die

*) Auch selbst dem Maulwurfe nicht. Wenn sie einige Thiere nicht haben, so sind es solche, die das Thier- und Pflanzenreich von einander scheiden, es sind Zoophyten, oder Thierpflanzen.

**) Ich nenne diese Empfindungen reflectirte, oder durch die Gedanken und das Gedächtniß vervielfältigte; denn die Pflanzen scheinen wenigstens einfacher Empfindungen fähig zu seyn.

***) Wenn wir auch keine Augen hätten, und uns folglich ihren Gebrauch nicht vorstellen könnten, so würde uns doch die Einbildungskraft, blos nach dem Gefühle, Begriffe von mehr oder weniger schönen Gegenständen geben, und wir würden es beklagen, daß wir keinen eigenen Sinn für die Schönheit hätten, um derselben vollkommen geniessen zu können.

5 Die Augen sind nicht nur ein Spiegel der sichtbaren Gegenstände, sondern auch die Seelen selbst druken sich darinnen aus. *) Man ist nur halb, wenn man des Gesichtes beraubt ist. Man kann aber auf zweierlei Arten desselbigen beraubet seyn; einmal, wenn man blind gebohren wird, und das ist die betrübteste; oder man kann es erst geworden seyn, und so bleibt uns doch wenigstens das Vergnügen der Erinnerung.

Erziehet einen blind gebohrnen bis ohngefähr in das funfzehente Jahr, ohne mit ihm zu reden, ohne ihm eine Gemeinschaft mit andern Menschen zu lassen, er wird vielleicht sehr geschickt mit den Händen werden, und ein ausserordentlich feines Gefühl haben. Denn das Gefühl ist der unmittelbar nothwendige Sinn zu unserer Erhaltung und zu unserm Wolseyn, er ist aber auch der vollkommenste, und wird es immer mehr, ie weniger er durch die andern Sinnen unterstüzt wird. Aber der Blinde, den ich annehme, wird Gefahr laufen in seinem ganzen Leben, ohngeachtet seines feinen und richtigen Gefühls, ein unvernünftiger und dummer Mensch zu seyn, wenn man ihn nicht höchstens im funfzehenten Jahr in die Gesellschaft bringt, wo er viele neue Begriffe erhalten wird, wenigstens solche, die man durch Urtheile und Einbildungskraft, wenn sie von dem Gefühle unterstüzt werden, erhalten kann. Seine Begriffe selbst werden besser verbunden und richtiger seyn, als die unsrigen: erstlich weil er weniger haben wird, und dann weil er weniger zerstreuet ist. Ein Blinder, der nur etwas unterrichtet ist, und sich noch mehr zu unterrichten befleissiget, ist ein Mensch zum Nachdenken, ein Philosoph, der allezeit alleine ist,

der

*) S. den Artickel von dem männlichen Alter.

der allezeit, auch mitten in der grossen Welt, ruhig nachdenket. *)

Die vornehmsten Werkzeuge, wodurch wir die Eindrücke der Gegenstände empfangen, sind die Nerven; in den Nerven ist der Sitz der Empfindlichkeit: der Nerve in den Augen ist der Sehnerve; **) er entspringet aus dem Gehirne, so wie die Nerven der übrigen Sinnen. ***) Er endiget sich in dem Mittelpuncte des Augès, der vordere Theil des Augapfels, den man mit dem Finger berühren kann, heißt die durchsichtige Hornhaut. Durch eine Oberfläche von ohngefähr sieben

*) Die Historien von einigen neuern Blinden, von dem zu Puisaux im Gatinois, vom Saounderson rc. und unter den Alten vom Didymus von Alexandria, vom Eusebius Asiaticus, vom Tiresias rc. beweisen, daß man in den Wissenschaften, absonderlich in der wahren Philosophie, sehr weit ohne die Hülfe des Gesichtes kommen könne. Diese Beyspiele sind in einem Brief angeführt, von dem ich bald mehr reden werde: er führet den Titel, Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden. Wenn man ihn gelesen hat, so wünschet man fast blind zu seyn, entweder wie Homer und Milton, oder wie Saounderson rc.

**) Der Sehnerve hat, wie die andern, drei Haupttheile, bei diesem macht die harte Hirnhaut (dura mater,) den ersten, die ihn von aussen einschließt, die weiche Hirnhaut (pia mater,) ist die zwote Hülle, und endlich das Mark (medacia) die weichste Substanz, und auf welche eigentlich die Eindrücke der Gegenstände geschehen. Diese drei Theile, welche sich ausbreiten und das Aug formiren, haben alsdann auch verschiedene Namen.

***) Die Nerven, welche nur zur Bewegung des Körpers dienen, entspringen aus dem Rückgrad, aber die Nerven der Sinnen aus dem Gehirne, und bringen alle Eindrücke in einem Augenblick wieder dahin zurück. Die Nerven des Rückgrads haben auch durch das Mark und durch eine unempfindbare flüssige Materie eine Gemeinschaft mit dem Gehirne, aber nicht so unmittelbar. Man kann das Gehirn mit den Spinnen in einem Garten vergleichen, welche in der Mitte ihres Gewebes auch die geringste Erschütterung eines jeden Fadens empfinden.

sieben Linien in die Länge und von vieren in die Höhe nimmt das Aug ohne Verwirrung einen Abdruck von dem ganzen sichtbaren Horizont auf sieben bis acht Meilen ein, wenn keine Hinderniß im Wege stehet. Dadurch daß es erhaben und gewölbt ist, wird das Gesicht ausgebreiteter und feiner: wenn es hingegen flach und dem Kreise, worin sich das Aug selbst beweget, gleich wäre, so sähe das Thier nur die Gegenstände, die vor ihm sind, wenn es den Kopf nicht alle Augenblicke herum drehete; es würde sie auch nur ganz verwirrt sehen. *) Da aber das Aug rund und erhaben ist, so siehet es vor sich alles deutlich, und auch einen Theil zu beeden Seiten, bis auf eine gewisse Entfernung.

Iris ist der gefärbte Kreis, der sich in der Mitte der durchsichtigen Hornhaut befindet, und in dessen Mitte ein rundes Loch ist, welches man die Pupilla, den Stern im Auge nennet: die Iris formiret sich durch das Ausbreiten der inwendigen Haut am Sehnerven (pia mater.) Die Pupilla zieht sich bei hellem Tage zusamm, und bei den Strahlen des Lichtes wird sie noch enger, ausserdem würden sie die Retina zu heftig berühren, so daß wir gezwungen würden, die Augen völlig zu schliessen. Das Zusamziehen der Pupilla kann man sehr leicht, absonderlich an den Kazen, bemerken.

Die

*) In einem flachen Spiegel würden wir die Gegenstände nur verwirrt sehen, wenn wir dieselbigen nicht durch die Rundung unserer Augen auseinander sezten, ohne daß wir uns dessen bewust sind. Einen andern Beweis, daß die runde oder sphärische Form am geschicktesten ist, die Gegenstände ohne Verwirrung vorzustellen, nehmen wir daher, weil sich alle Gegenstände in einem erhaben geschliffenen Spiegel im kleinen und sehr deutlich abmahlen.



Die Retina, welche dem kleinen Schüsselchen, worin die Eicheln stecken, ähnlich ist, ist die Ausbreitung des Markes oder des innern Theils des Sehnervens. Hier mahlen sich die Gegenstände, nachdem sie durch die Pupilla und die cristallene Feuchtigkeit, welches ein durchsichtiger Körper zwischen der Pupilla und der Retina ist, ihren Weg genommen haben.

Alle diese Theile, von denen ich eben geredet habe, theilen das innere des Auges in drei Behältniße ab, *) die zwei ersten enthalten eine klare Feuchtigkeit wie Wasser, die auch deswegen die wässerige Feuchtigkeit genennet wird; hinter der wässerigen Feuchtigkeit in diesen zwei ersten Behältnißen hängt der Pupilla gegen über die cristallene Feuchtigkeit, welche in einem Kreis eingeschlossen ist, wie der Diamant in dem Kasten eines Ringes. Hinter der cristallenen Feuchtigkeit ist das lezte Behältniß, welches eine sehr helle Substanz enthält, die der Gallert ähnlich ist, und die man die gläserne Feuchtigkeit nennet. Durch diese drei Feuchtigkeiten gehen, so zu sagen, alle in einem ungeheuern Horizont zerstreuten Körper, (und zwar ein ieder nach dem Verhältniß seiner Entfernung **)

und

*) Was man eigentlich das Aug nennet, ist die Iris mit allem, was sie enthält, nemlich die Pupilla, der Cristal und die Retina. Das Weiße im Auge ist gleichsam nur ein Feld, worauf die Pupilla und der Cristal sich bewegen, gegen dessen beide Ende zur Linken und zur Rechten sich die Retina ausdehnet, und dieß ist hinlänglich, um uns von dem, was um uns geschiehet, Nachricht zu geben.

**) Die nechsten Gegenstände an unserm Auge sehen wir in ihrer natürlichen Grösse; aber die andern scheinen uns um so viel kleiner, je weiter sie von uns entfernet sind, ausserdem würden sie mit den erstern eine Verwirrung machen.

und mahlen sich auf der Retina, welche die Bilder der Seele mittheilet.

Hier müssen wir auch anmerken, daß wir die Gegenstände verkehrt sehen, und daß uns das Gefühl allein gewöhnet, unsern Augen das Gegentheil zu zeigen, (den Beweiß davon wird man in dem Artickel vom Gefühle finden.) Diese scheinbare Lage der Dinge sezt die Kinder am meisten in Erstaunen, und machet, daß sie alle Gegenstände starr ansehen. — — Man könnte die Frage aufwerfen, warum der Urheber der Natur, dessen Weisheit vor allen in den einfachen Mitteln, die er anwendet, hervor leuchtet, die Retina nicht also eingerichtet habe, daß sich die Gegenstände in ihrer wahren Lage darauf vorstellten. Diesen Einwurf könnte man also beantworten, daß entweder das Organum des Gesichts noch mehr verwickelt hätte seyn müssen, als es wirklich schon ist, oder daß der Sinn des Gefühls die Fehler des Gesichts von der Kindheit an durch das ganze Leben verbessern muste, welches leichter und einfacher ist, als die Organen eines Sinnes zu vervielfältigen, der ohnehin schon sehr zart und verwickelt ist.

Folgender Beweis von der Umkehrung der Gegenstände in dem Auge ist ausser Streit, es ist ein bekanntes und bewährtes Factum; Herr von Buffon führet es mit allen Umständen an, wenn er von dem Sinn des Gesichts redet, und fügt gute Anmerkungen hinzu, mit denen ich dieses Werk bereichern möchte.

Herr Cheselden, ein berühmter Wundarzt in London, hatte einem jungen Menschen von dreyzehn Jahren, der Blind gebohren war, den Staar gestochen, und erzehlet in den philosophischen Transactionen, N°. 402



die Umstände von dieser Cur, und absonderlich, wie oft sich der junge Mensch im Anfang durch die falschen Vorstellungen dieses neuen Sinnes betrogen habe; (ein anderer Blinder, der auch geheilet wurde, sahe die Instrumente des Wundarztes als einen Theil seiner Hände an.) Wie viel Mühe hatte er nicht, die falschen Vorstellungen nach und nach zu verbessern und in Ordnung zu bringen, aber wie glücklich war er auch nicht, da er gleichsam mit einem neuen Wesen begabt war, welches ihm das Leben angenehm machte, nachdem er das vollkommene Vermögen erlanget, die Gegenstände deutlich und in ihrer wahren Lage zu sehen.

Man findet in einem kleinen, sehr gelehrten und sehr wol geschriebenen Werke eine grosse Anzahl wichtiger Begebenheiten, was die Blindgebohrnen anbetrift; es ist 1749 erschienen und führet den Titel: Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden.

So bald sich das Bild der Körper, die um uns sind, auf der glänzenden Oberfläche unsers Auges mahlet, so nimmt auch unsere ganze Seele die verdrüßlichen oder angenehmen Eindrücke davon an. Hier ist es, wo sie sich, auch wider ihren Willen, ohne Bedeckung, ohne Schleier zeiget. Also begreift sie eines Theils in einem Augenblicke durch die Augen, was sie weder so gut durch einen Discours, den sie hörete, noch richtiger und gewisser, doch langsamer, durch eine sorgfältig angestelte Befühlung begreifen würde; und andern Theils gibt sie sich selbst auch zu erkennen, und läßt sich durch eben dieses Mittel entdecken; dabei muß sie allerdings viel gewinnen, wenn sie gut und rechtschaffen ist, denn eine Seele von dieser Art ist sehr schön! — — Ich sage, daß die Augen ein Spiegel

der

der Seele sind, und daß sie sich völlig darinnen zeiget; nichts ist in der That so beredt, so ausdrückend, und so leicht zu verstehen, als ihre Sprache. Die Augen würden alle unsere Leidenschaften, alle unsere Empfindungen sichtbar machen, wenn sie auch würklich nicht die edle und einnehmende Bewegung hätten, die sie haben, um solche auszudrucken. Ihre vornehmsten Bewegungen sind sechs, aber sie können auf tausend Arten abwechseln; dieß ist eine Bezauberung, eine magische Kunst.

Sechs Muskeln, *) wovon vier gerad und zwo schief laufen, verrichten in einem ieden Auge, die sechs Bewegungen, wovon ich geredet habe. Die vier geraden Muskeln ziehen das Aug nieder oder heben es in die Höhe, oder ziehen es auf die rechte und linke Seite, doch ohne es zu drehen; die zween schiefen hingegen ziehen das Aug nieder und drehen es zugleich, der eine gegen den grossen Winkel der Orbita, nemlich gegen die Nase, der andere gegen den kleinen Winkel, nemlich gegen die Schläfe.

Der erste von den geraden Muskeln heißt der Aufheber oder der stolze, er hebet das Aug in die Höhe, den Himmel anzusehen: der andere ist der Niederschlager oder niedrige, und ziehet das Aug nieder, daß man die Erde ansehen kann. Der dritte ziehet auswärts und heißt der Verachter, **) weil er das Aug

J 2 gegen

*) Die Muskeln sind eine von den Haupttriebfedern in der thierischen Oekonomie.

**) Ich glaube es wäre besser zu sagen, der Verachtende, weil hier nicht eigentlich vom Verachten die Rede ist, sondern nur von dem, was geschickt ist, die Verachtung auszudrucken. In einem ieden Winkel des Auges ist einer von dieser Art: wenn man



gegen den kleinen Winkel ziehet, daß man über die Schulter weg sehen kann.

Die zwen schiefen heissen Cirkel oder Liebesmuskeln, weil sie das Aug schief und in die Rundung bewegen. Dieses sind die ordentlichen Bewegungen der Augen zweier Verliebten, wenn sie einander ansehen.

Ein schönes sich also bewegendes Aug findet leicht den Weg zum Herzen; aber diese so rührenden Blicke müssen ganz vortreflich seyn, wenn sie frei und aufrichtig sind; sie sind um so viel kostbarer und süsser. Diese Bewegung strengt die Augen sehr an, und würde sie ermüden, wenn man sie zu oft wiederholte; und dieß ist ein neuer Grund, daß man sie nicht verschwenden soll.

Man bemerket drei Arten des Gesichts, das gute oder ordentliche Gesicht, und zwei schlechte, eines, wenn man nur gut in der Nähe und fast mit geschlossenen Augen siehet, das andere, wenn man besser in die Ferne, als in der Nähe siehet; man siehet aber gemeiniglich nur schwach und verwirrt, wie es bei alten Leuten geschiehet. Dieienigen, welche gut in der Nähe sehen, werden daher Myopes und die nur gut in die Ferne sehen Presbytä genennet. Ein kurzes Gesicht nennet man Myopia und ein weites könnte man Presbytia nennen.

Andreas von Laurens, Leibarzt Heinrichs des vierten, ein gelehrter Mann, und zu der Zeit, da er lebte, ein sehr

man über die linke Schulter hinweg sieht, so wird das linke Aug gegen den kleinen Winkel und das rechte gegen die Nase oder den grossen Winkel gezogen. Das Gegentheil zeiget sich, wenn die Person, die man so betrachtet, auf der rechten Seite ist. An einem ieden Auge sind also zween Muskeln zur Verachtung.

sehr guter Schriftsteller, sagt in einem seiner Werke,
da er eine Lobrede auf das Gesicht machet; „Die Au-
„ gen sind völlig darzu eingerichtet, den Bewegungen
„ der Seele zu folgen, sie ändern sich in einem Au-
„ genblick, und richten sich ganz nach den Leidenschaf-
„ ten der Seele, so daß der Araber Blemor und Sy-
„ renee, berühmte Aerzte, nicht ganz unrecht hatten,
„ wenn sie sagten, daß die Seele in den Augen woh-
„ ne; und die gemeinen Leute glauben es noch, denn
„ wenn sie die Augen niederschlagen, so denken sie die
„ Seele auch nieder zu drücken. Du bist also verur-
„ theilt, unverschämter Momus, *) du hast deine
„ Sache verlohren, komme nun und erlege der Na-
„ tur die gebührende Strafe, daß du sie boßhafter
„ und falscher Weise in dem Bau des menschlichen
„ Körpers eines Fehlers beschuldiget hast, weil sie kein
„ Fenster an das Herz gemacht hat, um alle Leiden-
„ schaften sehen zu können. Willst du noch schönere
„ Fenster, als die Augen sind? Siehst du nicht darin,
„ wie in einem Spiegel, die grösten Geheimniße der
„ Seele? Ließt der Verbrecher nicht in den Augen des
„ Richters seine Strafe oder seine Begnadigung?
„ Von dem Auge in das Herz, sagt Theokrit, ist ein
„ freier Weg, man mag sich immer verbergen, die

*) Momus war der Gott der Spötterei, er spottete über alles, und hatte öfters recht. Er fand, daß der Ochs die Hörner unter den Augen haben sollte, um desto sicherer stossen zu können: daß die Häuser auf Rollscheiben gebauet seyn sollten, damit man sie weiter fort oder zurück schieben könnte, wenn man einen bösen Nachbarn hätte; daß der Mensch ein Fenster auf der Brust haben sollte, wodurch man sehen könnte, was darin vorgienge. Herr Richer, ein guter Fabeldichter, der zu Paris 1748 im 63sten Jahr seines Alters starb, hat diesen Stof in Verse gebracht: man findet sie in der Sammlung seiner Fabeln.



„ Leidenschaft ist so gut in dem Auge, als in dem Her-
„ zen.„

Von dem Gehör.

Ohngeachtet das Gehör nicht so verwundernswürdig und nicht ganz so nothwendig ist, als das Gesicht, so ist es doch wunderbar wegen der einzeln Theile der Organisation, die es hervor bringet, als auch wegen seines Nuzens. Ich sage wegen seines Nuzens, denn wie wir ohne das Gesicht keine Gemeinschaft mit der übrigen Natur haben könnten, und auch eine sehr geringe untereinander haben würden: so würde es uns ohne das Gehör eben so unmöglich seyn, eine angenehme und dauerhafte Gesellschaft zu formiren, nemlich Gedanken von andern anzunehmen, und ihnen die unsrigen mitzutheilen: oder von unsern beederseitigen Kenntnißen Nuzen zu ziehen.

Der Verlust des Gehörs ist gemeiniglich nicht so schwehr wieder herzustellen, als das Gesicht; denn durch viele Kunst und Gedult kann man endlich so glücklich seyn, mit einem Tauben zu reden und ihm Begriffe, in die Worte, die sie ausdrücken, eingekleidet, mitzutheilen; so entwickelt man auch zugleich sein Verstandsvermögen, und durch eine nothwendige Folge das Vermögen zu reden, welches er wie die andern Menschen hat.

Herr von Buffon führet über diesen Gegenstand eine merkwürdige Erfahrung an, man hat sie zu Paris 1746 gemacht. Herr Rodrigue Pereire, ein Portugiese, hat dem Hrn. d'Aze d'Etavigny, der von Geburth taub und neunzehn Jahr alt war, da er unter die Hände dieses geschickten Meisters kam, den Gebrauch der Sprache in weniger als drei Jahren gegeben.

Wenn man einen Tauben von Geburth, welcher taub bleibt, wie Herr d'Etavigny mit vieler Mühe reden lehren muß, so beweißt folgende Erfahrung, daß der Taube, wenn er geheilet wird, bald reden lerne, daß also ein gebohrner Tauber nur stumm sey, weil er taub ist.

Herr Felibien, *) der Academie der Inschriften, macht der Academie der Wissenschaften eine sonderbare und vielleicht unerhörte Begebenheit bekannt, die sich zu Chartres zugetragen hat. „Ein junger Mensch „von drei und zwanzig bis vier und zwanzig Jahren, „ein Sohn eines Handwerksmannes, taub und stumm „von Geburth, fieng zum grossen Erstaunen der gan„zen Stadt auf einmal an zu reden; man wuste von „ihm, daß er drei oder vier Monate vorher den Schall „der Glocken gehöret habe, und über diese neue und „unbekannte Empfindung ausserordentlich erstaunt „wäre. Darnach ist ihm aus dem linken Ohr ein „Wasser gelaufen, und er hat auf beiden Ohren voll„kommen gehöret. Drei oder vier Monate hörte er „beständig zu, ohne das geringste zu sagen, und ge„wöhnte sich die Worte, die er hörte, ganz leise zu „wiederholen, und sich in der Aussprache und in den „mit den Worten verbundenen Begriffen zu befesti„gen; endlich glaubte er im Stande zu seyn, das „Stillschweigen brechen zu können, und fieng an zu „reden, wiewol noch sehr unvollkommen. Geschickte „Theologen befragten ihn so gleich über seinen ver„gangenen Zustand, ihre vornehmsten Fragen han„delten von Gott, von der Seele, von den moralisch

*) S. die Memoires der Academie der Wissenschaften, vom J. 1703. S. 18.



„ guten oder bösen Handlungen. Es hatte nicht das
„ Ansehen, daß seine Gedanken so weit gegangen wä-
„ ren. Ob er gleich von Catholischen Eltern gebo-
„ ren war, und der Messe beiwohnte; ob man ihn
„ schon unterrichtet hatte, das Zeichen des Kreuzes zu
„ machen, und sich in der Stellung eines betenden
„ auf die Knie zu werfen, so hatte er doch niemals
„ einige Achtung darauf, und hatte auch keinen Be-
„ grif von dem, was andere damit verbanden. Er
„ wuste nicht deutlich, was der Tod war, *) und
„ hatte auch niemals daran gedacht; er führte nur ein
„ thierisches Leben: er war ganz mit empfindbaren
„ und gegenwärtigen Gegenständen beschäftiget, und
„ von den wenigen Begriffen, die er durch die Augen
„ bekam, stellte er nicht einmal die Vergleichung an,
„ wie er wahrscheinlich hätte thun können. Dieß
„ kam nicht daher, weil er keinen natürlichen Ver-
„ stand hätte, sondern der Verstand eines Menschen,
„ der des Umganges mit andern beraubet ist, ist so
„ wenig geübt, daß er nicht mehr denket, als wozu
„ er durch äusserliche Gegenstände unvermeidlich ge-
„ trieben wird. Die meisten Begriffe erlangen die
„ Menschen durch den gemeinschäftlichen Umgang.„

Der Siz des Gehörs ist das Ohr; der äussere Theil des Ohrs wird die Muschel genennet, der hohle Canal, der sich in der Mitte der Muschel befindet, heißt der Hörgang, und stößt an das Trommelfell, welches eine zarte und von der Seite des Horgangs ausgehöhl-

te

*) Eine glückliche Unwissenheit, ein Geschenk der Natur, das wir unsern Kindern bis zu dem Alter lassen sollten, da die Vernunft über die eiteln Schrecken sieget. Bis zu diesem Alter sollte man sie den Tod als einen Stand der Ruhe und des Schlafs ansehen lassen.

te Membrane ist. Unmittelbar nach dieser Membrane sind vier Beinchen, die man nach ihrer Gestalt benennet. Das erste ist das Ringbein, das andere der Bügel, das dritte der Ambos, das vierte der Hammer. Der Stiel von dem Hammer stößt an den Mittelpunct des Trommelfells, und dienet, es mehr oder weniger zu spannen. Wenn diese Membrane des Trommelfells schlapp ist, so verlieren sich die schwachen Töne darauf und gehen nicht weiter. Aber wenn das Trommelfell wol gespannt ist, wie es geschiehet, wenn man aufmerksam höret, so theilet sich der geringste Schall durch eben diese Membrane der Luftmasse mit, welche hinten in einer Höhlung ist, die man die Trommel selbst nennet: diese Höhlung ist mit Luft angefüllt, und hat durch einen Canal, der die Trompete des Eustachius genennet wird, *) eine Gemeinschaft mit dem Munde.

Wenn jemand fragte, warum das Trommelfell besser gespannt ist, wenn man aufmerksam höret, als gewöhnlich, so kann man antworten, daß die Seele, was das Gehör, das Gesicht, die übrigen Sinnen und eine jede Bewegung des Leibes betrift, nur wollen darf, so bestreben sich gleich alle Nerven, Membranen, Muskeln 2c. ihr zu gehorchen. Ihr mechanischer Bau, ihre Bewegung, ihre Abhängigkeit untereinander erkläret sich auf diese Art, wenigstens ohngefähr; aber dergleichen Gegenstände gehören nicht für dieses Werk, ich versuche die Natur zu mahlen, und also kann ich nicht alles deutlich erklären.

*) Sie hat diesen Namen von dem berühmten Zergliederer Eustachius, der sie am ersten bemerket hat. Eine solche Benennung ist das erste Monument, das man zur Ehre eines Mannes aufrichten soll, der eine nützliche Entdeckung gemacht hat.



An der Trommel ist ein anderer Theil des Ohrs, den man wegen seiner krummen Gänge den Labyrinth nennet; er bestehet aus dem Eingang, drei halbrunden Canälen und der Schnecke. *)

Wenn die Luft durch ein Wort oder sonst durch ein Geräusch in Bewegung gebracht wird, und das Trommelfell berühret, so wird auch die Luft in der Trommel beweget, und theilet die Bewegung der Luft in dem Labyrinthe mit, dessen Theile mit kleinen Fibern des Gehörnervens umgeben sind. Dieser bringt die Eindrücke von tönenden Körpern zur Seele, und zwar durch die zitternde Bewegung, die sie in der Luft verursachen, und nachdem diese Bewegung einen Miß- oder Wollaut hat, sanft oder rauh ist, nachdem bringt sie auch Freude oder Schmerz in die Seele. Durch die verschiedenen Verbindungen entstehen so viele Leidenschaften, so viele Bewegungen, als die Seele von dieser Seite zu fühlen fähig ist. Der Schall würkt eben so stark auf uns durch das Gehör, als das Licht durch das Gesichte. Diese zween Sinne haben auf der einen Seite Gemeinschaft mit der Seele, und auf der andern mit allem, was um uns ist, sollte es auch eine ziemliche Weite entlegen seyn. Diese Eigenschaft erhebet sie weit über den Geruch und noch mehr über den Geschmack und über das Gefühl.

Aus den Vergnügungen des Gesichts und des Gehörs kann man schliessen, daß nichts schön ist, als die Ordnung, und daß nur sie allein unser Glück machen kann. Wenn wir verwirrte und unanständige Dinge sehen, so wird unser Aug dadurch ermüdet, beleidiget; es

*) Dieser Theil des Ohrs ist würklich einer Schneckenmuschel ähnlich.

es macht uns Verdruß: *) wir leiden auch nicht weniger, wenn harte oder mißlautende und wenig verbundene Töne unsere Ohren berühren. Und so ist es auch mit dem Geruch, mit dem Geschmack und mit der Berührung der Körper.

Aber welche Wollust ist es nicht, wenn man an dem Abhang eines Hügels auf den weichen Grase liegt, und vor sich siehet, wie die Natur alle ihre Schönheiten abwechselnd und ohne Verwirrung in einem ungeheuern Halbcirkel, wovon der Beobachter der Mittelpunct ist, ausbreitet. Von Bächen erfrischte Wiesen, Ebenen, worauf nuzbare Thiere mit Vergnügen Furchen ziehen, **) ein Wald, ein Fluß, einige bäurische Bewohnungen, Schäfer, Herden, eine arbeitsame und flüchtige Jugend, die das Feld bauet, oder ihre Geschenke einsammlet; alle diese Gegenstände bereichern diese perspectivische Aussicht. Wenn sich der Gesang der Vögel, die verliebten Töne der Sackpfeife und des Schäfergesangs ***) mit dieser reizenden Aussicht

*) Es ist eine traurige Erfahrung für einen Menschen, der auf dem Lande lebet und zuweilen nach Paris oder in eine andere grosse Stadt gehen muß; alles hat eine traurige Würkung auf ihn, es ist ein Chaos, alle Ausschweifungen, alle widersprechende Dinge vereinigen sich da miteinander; sein Herz öfnet sich nicht eher der Freude, als bis er wieder in seine ruhige und angenehme Bewohnung kömmt.

**) Mit Vergnügen, wenn sie wol gefüttert und gehalten werden, denn ohne dieß arbeiten sie wenig und mit Verdruß.

***) Diese Pfeifen und Gesänge kommen freilich den Gesängen der glücklichen Schäfer in den Thessalischen Tempe nicht gleich; sie werden ihnen auch nicht eher gleichen, bis der Luxus und andere Laster, die in den Städten herrschen, dem Glücke der Schäfer nicht mehr zu wider seyn werden; aber ihre Gesänge sind auch, wie sie heut zu Tage sind, noch angenehm.



sicht vereinigen, so wird jedermann eingestehen, daß kein Glück dem seinigen gleich sey.

Wie können denn aber drei Viertheil der Menschen unempfindlich gegen so viele Reize seyn? Weil sie entweder dumm, oder lasterhaft, oder durch brausende und städtische Vergnügen verderbt worden sind. Die Quelle der wahren sinnlichen Vergnügen hat die Natur auf das Land gelegt, nur da kann man sie trefen, aber man kann sie auch da nicht anderst geniessen, als wenn man eine reine und himmlische Seele mitbringet, die mit allen nüzlichen Tugenden, wie die Producte der Erde, und mit sanften Leidenschaften, wie die Zephyre, gezieret ist.

Von dem Geruche.

Der Geruch kann nicht so wol als ein besonderer Sinn betrachtet werden, sondern vielmehr als ein Theil oder Zusaz zu dem Geschmack. Der Geruch ist einigermassen der Geschmack der Gerüche und der Vorschmack von Speiß und Trank. Aber eben deswegen ist er auch feiner und zarter, als der Sinn des Geschmacks, der selbst eine Art vom Gefühl ist.

Es ist zu vermuthen, sagt der Verfasser der Chymie des Geschmacks, *) daß unter allen Sinnen eine harmonische Progression sey. „Wir haben bemerkt, „ daß der Schall in einer mehr oder weniger zitternden Bewegung der Luft bestehe; daß der Geschmack „ in einer mehr oder weniger starken Bewegung der

„bestehen

*) Abhandlung über den Sinn des Geruchs und über die Gerüche.

„vesten Salze bestehe. *) Könnten wir nicht auch behaupten, daß der Geruch eine mehr oder weniger starke Bewegung der fliegenden Salze und des Schwefels sey, daß also die Gerüche ihre harmonische Töne haben müssen, wie der Schall, der Geschmack, die Farben. Von dieser Analogie überzeugt, getrauete ich mir die Gründe einer Geruchmusik festzusezen, wie ich den Grund zu einer Geschmackmusik entworfen habe. Wenn ich aber meinen Entwurf genauer untersuche, so finde ich mich in einer Verlegenheit, aus welcher ich mich nicht herauswickeln kann, nicht deswegen weil man statt der Töne, die in das Unendliche abwechseln, keine Harmonie der Gerüche festsezen könnte; sondern weil ich, entweder aus einer Armuth der Sprachen, oder aus einer Nachlässigkeit der Physiologen, nicht mehr als zween Ausdrücke gefunden habe, welche zween Töne, oder zween ursprüngliche Gerüche anzeigen, den lieblichen und den stinkenden. Die übrigen sind nur besondere Benennungen, oder vielmehr Namen, die von den riechenden Körpern hergeleitet sind, als der Geruch der Pomeranzenblüthe, der Geruch der Rose, der Geruch des Schasmins ꝛc. und dieß ist eben so unzulänglich die ursprünglichen Gerüche genau zu bestimmen, als wenn ich sagte, der Ton einer Orgel, eines Violons, einer Flöte, um die

„Haupt-

*) Man könte auch sagen, die Verschiedenheit der Farben wäre das Resultat von den mehr oder weniger starken Bewegungen der hellen Strahlen, denn man kann bei ihnen eine Bewegung oder eine Art des Fortstossens annehmen; und ich bin erstaunt, daß der Verfasser dieser Schrift nichts davon saget. Ich vermuthe, er war ein wenig böse auf den P. Castel, der ihm in dieser Entdeckung zuvor gekommen ist, und er will sich vielleicht durch ein beleidigendes Stillschweigen rächen.

„ Haupttöne genau anzugeben, oder wenn ich sagte, „ die Farbe des Holzes, des Scharlachtuchs, des „ Schiefersteins rc. um die Grundfarben zu bezeich- „ nen; oder endlich, der Geschmack des Pfeffers, des „ Zuckers, des Weins, um die ursprünglichen Arten „ vom Geschmack anzuzeigen.„

Die Schleimhaut, *) welche inwendig in der Nase ausgespannt ist, empfängt die Gerüche, denn in dieser Membrane vertheilt sich der Geruchnerve. Die Thiere haben einen vollkommenern Geruch, nachdem die Nasenlöcher weiter oder länger sind, und also eine grössere solche ausgespannte Membrane haben.

Die Menschen sollten also keinen so guten Geruch haben, als die Thiere, weil ihre Schleimhaut kleiner ist, aber sie ist von einem feinern Gewebe, und dieß ist die Ursache, daß kein Thier eine so gute und feine Nase hat, als der Mensch. **) — — Man wird mir einwenden, daß ein jedes Thier eine bessere Nase habe, als der Mensch. Ich rede aber auch nur von dem natürlichen Menschen, von dem, der seine gute Maschine noch nicht verderbt hat. Wir wollen aufhören, wenn

wir

*) Sie wird Schleimhaut genennet, weil sie den Roz, eine weisse und kalte Feuchtigkeit, die von dem Gehirn herab kömmt, aufnimmt, welcher nach und nach durch die kleinen Oefnungen dieser Membrane durchdringt.

**) Diejenigen muß man ausnehmen, die fast kein anders Mittel, als den Geruch haben, um die Feinde, welche sie angreifen, oder gegen welche sie sich vertheidigen sollen, zu entdecken; deswegen haben sie auch ein sehr feines und schnelles Gefühl in diesem Organum. Sie haben eine viel grössere Schleimhaut, als wir, und auch, gegen den übrigen Körper gerechnet, eine grössere Nase. Ein Beispiel sind die Hunde, die eine lange und durchaus cylindrische Nase haben, da die unsrige eng ist und in die Höhe immer spitziger wird.

wir Muth genug haben, ein weichliches Leben zu führen, und uns in Alkoven, hinter den Fürhängen und unter gar zu warmen Decken zu ersticken. Wir wollen nicht mehr Städte bewohnen, wo die Färber, die Schmidte, die Gerber, die Wasserableitungen, die heimlichen Gemächer 2c. durch ihre starken und scharfen Gerüche die Schleimhaut verderben. Wir wollen auch dieser Membrane den Zufluß von Feuchtigkeit benehmen, die sie stumpf machet, wenn wir uns durch gar zu viele gemachte Wärme, das ist, entweder durch Müzen, *) oder wenn man den Kopf und die Füsse zu nahe ans Feuer hält, Schnuppen und Flüsse zuziehen. Wir wollen endlich keine köstlich zubereiteten oder gar zu warmen Speisen mehr essen, wovon der Dunst die kostbare Membrane verwelken machet, womit wir die Gerüche anziehen. Wenn wir diese weise Vorsicht gebrauchen, die ich hier anzeige, so werden unsere Kinder, oder wenigstens unsere Enkel den Geruch und die übrigen Sinnen wieder so vollkommen haben, als sie die Natur unsern Vätern gegeben hatte. Was für ein Irrthum hat uns seit so vielen Generationen gehindert, daß wir unser Verderben nicht einsahen, und Mittel dagegen suchten? Wir haben beinahe alle unsere Sinne **) so behandelt, wie ein Narr, der seine Augen

*) Man kann Tag und Nacht zu einer jeden Jahrszeit eine leinene Müze tragen; aber Müzen von Segovischer Wolle, gefütterte Müzen, gehören nur für alte Leute, bei denen fast alle Wärme verloschen ist.

**) Ich sage bei nahe alle, denn das Gefühl muß man wenigstens ausnehmen, welches unsere Weichlichkeit feiner und empfindlicher macht. Aber vielleicht auch zu sehr; denn wir verfeinern diesen Sinn auf Kosten der übrigen, und vielleicht auf Kosten des ganzen Körpers, der dadurch geschwächt wird, und das ist weder gut, noch nüzlich.

gen mit vielen Tüchern bedeckte, der sich Ohren und Nasen verstopfte, der seinen Mund öfters mit Weingeist ausspühlte, um ihn rauh zu machen, um die nervichten Papillen des Gaumens und der Zunge zu verhärten, (welches ihn gegen alle Arten von Geschmack, unempfindlich machen würde) und der sich über alle diese schöne Erfindungen selbst Beifall zujauchzte.

Wir haben weder den Geruch, noch die übrigen Sinnen so fein, als wir sie haben könnten. Es ist kaum glaublich, was uns einige Reisende hierüber einmüthig sagen. Einige Inseln in dem mittägigen America, welche die Antillischen genennt werden, „sind „von Negern bewohnt, welche den Menschen, wie „die Hunde auf der Spuhr nachfolgen, und mit der „Nase die Fußstapfen eines Negers und eines Euro„päers voneinander unterscheiden. Nach dem Berich„te des Ritters Digbi, *) hatte ein Junge, den sei„ne Eltern in einem Wald erzogen hatten, wohin sie „wegen eines wüthenden Kriegs geflüchtet waren, „und wo sie nur von Kräutern lebten, einen so fei„nen Geruch, daß er durch diesen Sinn, die An„näherung der Feinde entdeckte, und seinen Eltern „davon Nachricht gab. Nachgehends änderte er „seine Lebensart, und verlohr nach und nach diesen „feinen Geruch. Doch behielt er noch vieles davon „übrig, denn als Eheman könnte er seine Frau gar „wol durch den Geruch von einer andern unterschei„den, er konnte sie auch so gar durch die Spuhr fin„den.„ (Diese ganze Erzehlung lautet wunderbar; man kann, wie ich glaube, etwas davon wegnehmen.)

Man

*) Kenelm Digbi war ein Englischer Edelmann, ein Freund des Descartes, und starb zu London, 1669.

Man darf sich aber wol keinen so feinen Geruch wünschen, wenn man sich einer Person nähert, die einen unreinen Mund hat, oder sonst stark ausdünstet. Aber den feinen Geruch erlanget man durch eine natürliche, gesunde und reinliche Lebensart, wenn also diese Art zu leben allgemeiner würde, so hätte man keinen übelriechenden Schweis und keinen stinkenden Mund mehr; wenn nun ein jeder einen feinen Geruch hätte, so dörfte er auch bei andern Personen keinen übeln Geruch fürchten: denn eben die Ursache, welche einen feinen Geruch hervor brächte, die verhinderte den stinkenden Schweis und andere üble Gerüche. Jedermann würde also einen feinen Geruch haben, weil jedermann gesund lebte, und folglich hätte niemand die Uebel an sich, wovon ich geredet habe.

Starke Gerüche machen die Empfindbarkeit der Schleimhaut stumpf, und sind eine Art von Keilen, welche diese Membrane zerreissen, da sie die schwachen Gerüche von kleinen Theilchen nur ganz gelinde berühren.

Man genießt eine grosse Wollust, und man genießt sie ohne Gefahr, wenn man im Vorbeigehen die Ausdünstungen, womit die Atmosphäre eines Blumenbeets angefüllt ist, einhauchet. Aber den Geruch von gewissen Blumen gar zu nahe und zu lange an sich ziehen, daß der Geruch den Kopf einnimmt, wie z. E. die Lilien, die Tuberosen 2c. das heißt sich den Gefahren aussezen, die aus einem unmässigen Genuß entstehen. Herr Lemery erzehlet, daß zwei Personen fünf oder sechs Stunden in einem sehr warmen Zimmer zugebracht haben, wo viele getrocknete Rosen waren, und sie bekamen eine heftige Diarrhöe, welche mit einem



starken Hauptfluß begleitet war, den die flüchtigen Rosentheilchen in dem Gehirne verursachten. (Medicinische Anecd. §. CXXVI.)

Viele Leute verschwenden ihr Vermögen mit Marmor, Porphyr, Spiegeln und Tapeten, *) einen Saal damit zu zieren. In den Städten mag es hingehen, wo alle Uebel nothwendig zu seyn scheinen. Aber wenn du ein geräumiges Haus auf dem Lande besizest, das eine schöne Aussicht hat, so ziere im Sommer einen Saal mit artigen Statuen von Gyps. Zur bessern Abwechslung des Auges, lasse die Wände und Decke blau mahlen. Seze zwischen die Statuen Pomeranzenbäume, Nelkenstöcke und Blumenkränze. **) Halte diesen Saal rein und frisch, seze keine andere Stühle hinein, als artige Bänken. Führe öfters die Musen, aber mit wenigem Geräusche, hinein, (absonderlich die Musik und den Tanz,) die Liebe wird ihnen bald folgen, und du wirst auf diese so leichte Art ein unaussprechliches Vergnügen geniessen.

Von dem Geschmack.

Das Gesicht und Gehör sind, ich wiederhole es noch einmal, die zartesten und empfindbarsten Sinne, und wenn ich so sagen darf, am nechsten bei der Seele. Der Geruch, der Geschmack und das Gefühl sind etwas

*) Man liebet die Tapeten, welche Landschaften vorstellen, und es ist in der That das schönste, was sie vorstellen können; was ich oben vorschlage, würde weniger kosten und in aller Betrachtung besser seyn, nemlich an statt des Abdrucks das Original.

**) Alles dieß muß man nur selten thun, an solchen Tagen, da man sich ein lebhafters Vergnügen verschaffen will, als gewöhnlich, denn die übrige Zeit muß man die Bäumchen und die Blumen in ihrem wahren Elemente, in der freyen Luft, lassen.

etwas weiter von ihr entfernt, daher kömmt es, daß ihre Vergnügen nicht so lebhaft, wie bei den übrigen Sinnen, aber ruhiger und nachdrücklicher sind.

Eine schöne Seele, eine Seele, welche, von der Welt entfernt, einfache und gemeine Tugenden *) ausübet, macht von allen ihren Sinnen einen mässigen Gebrauch, sie ziehet diese, welche ihr lebhaftere und reinere Vergnügen gewähren, den übrigen vor, aber sie hält es auch nicht für unwürdig, die übrigen anzuwenden, und zwar vollkommen anzuwenden. Sie überläßt sich mit einer gemässigten Hize den Reizungen des Gesichts und Gehörs, aber sie kennet das wahre Glück zu gut, daß sie nicht auch von dem Geruch, Geschmack und Gefühl Gebrauch machen sollte.

Die Zunge ist das Organum des Geschmacks: Ihre Empfindbarkeit hat ihren Siz in den nervichten Warzen, oder kleinen Verwicklungen der Nerven, die sich auf der ganzen Oberfläche und hauptsächlich an der Spize befinden. Die kleinen Erhöhungen an der Zunge entstehen von der Zertheilung des Geschmacknervens. Es sind auch solche Erhöhungen an dem Gaumen, der die Vergnügen des Geschmacks mit der Zunge theilet.

„Dieser Sinn, sagt Herr Lecat, ist nur eine „Art des Gefühls, und kein Gegenstand der dichten „Körper, sondern nur der Säfte oder der Feuchtig„keiten, die in diesen Körpern stecken, oder herausge„zogen worden sind.„

*) Diese Tugenden allein machen unser wahres Glück, und bei niemand verhaßt. Wir suchen sie für uns allein zu erwerben, und sie beleidigen die Eigenliebe derer nicht, welche uns kennen, denn sie sehen, daß sie nicht über ihr eigenes Vermögen sind.



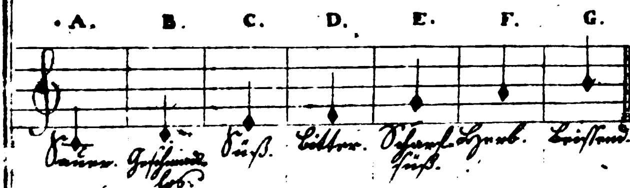
Es ist eine Kunst, daß man sie auf eine angenehme Art zu vereinigen weiß, und eben dieselbige Harmonie, welche die ganze Welt regieret, muß auch in dieser Kunst, wie in allen übrigen herrschen.

„ Die verschiedenen Gattungen des Geschmacks „ bestehen in einer mehr oder weniger starken Bewe„gung der Salze, die auf den Sinn des Geschmacks „ würken, so wie die Töne in einer mehr oder weniger „ starken Bewegung der Luft, die auf das Gehör wür„ket, bestehen. (Eben dieß kann man auch von den „ Theilchen sagen, die auf den Geruch würken.) Es „ ist sehr wahrscheinlich, daß die Gattungen des Ge„schmacks ihre allgemeine und Haupttöne haben, ihre „ Terz ꝛc. maior und minor, daß sie tief und hoch ge„hen, wie die klingenden Körper, um verschiedene „ Empfindungen in der Seele zu erregen. Sieben „ vollkommene Töne sind der Grund der klingenden „ Musik, und eine gleiche Anzahl von ursprünglichen „ Arten des Geschmacks machen den Grund der Ge„schmackmusik aus, und ihre harmonische Zusammen„sezung geschiehet auf eben diese Weise.„

„ In der klingenden Musik machen die Terzen, „ Quinten und Octaven die schönsten Consonanzen „ aus; und so ist es auch vollkommen bei der Ge„schmackmusik. Vermische eine scharfe Säure mit „ einer etwas süssen, so kömmt es mit A - - E - - „ ut - - sol - - 1 - - 5 - - überein, z. B. die „ Citrone mit Zucker, und man hat eine einfache aber „ schöne Consonanz in der Quint maior: vermische „ sauer mit süß, z. E. den Saft von einer sauern Po„meranze mit Honig, du wirst einen ziemlich ange„nehmen Geschmack haben, der A - - C - - ut - - „ mi - - 1 - - 3 - - der Terz maior analogisch ist.

„ Ver-

Die musicalische Eintheilung des Geschmacks.



„ Vermische eine scharfe Säure mit einer beissenden,
„ die Consonanz wird nicht mehr so angenehm seyn;
„ es ist aber auch nur eine Terz minor: erhöhe oder
„ erniedrige den einen oder den andern Geschmack um
„ einen halben Ton, so kömmt ein Semitonium in
„ B mol heraus, und man wird eine grosse Verän-
„ derung finden.„ (Chymie des Geschmacks und Geruchs.)

Diese verschiedenen Vermischungen mögen noch so sorgfältig angestellt werden, so werden sie die Natur allezeit sehr unvollkommen nachahmen. Sie allein weiß den verschiedenen Geschmack, die Gerüche, die Farben, die Töne, die Figuren, und mit einem Wort alle Eigenschaften der Körper ineinander zu schmelzen und zu verbinden. Die Harmonie, eine nothwendige Würkung der ewigen Weisheit und Ordnung, hat der ganzen Masse aller Wesen den ersten Stoß gegeben, der sich beständig fortpflanzet, verlängert, und einigermassen mehr ausbreitet, so wol in dem All, welches wir das ganze Weltgebäude nennen, als auch in dem geringsten Wesen, das darin enthalten ist. Der Mensch bildet sich öfters ein, in der Kunst des Ebenmaases und der Harmonie der Nachahmer der Natur zu seyn: er gleichet einem Kinde, dessen Mutter seine noch ungewissen Schritte leitet, und welches glaubet, seine Mutter zu führen.

Die Vergnügen des Geschmacks sind essen und trinken, Vergnügen, welche unmässige Menschen in ein Gift des Leibes und der Seele verwandeln; Vergnügen, welche sich die Geizigen, die Ehrbegierigen



und die Lasterhaften versagen, *) welche rechtschaffene Leute allein wahrhaftig geniessen können; so wie die ganze übrige Natur. Sie sind für die Alten ein angenehmes Bedürfniß, und eine Schadloshaltung wegen der übrigen Vergnügen, die ihnen nun nicht mehr so reizend scheinen.

Aber die Vergnügen bei Tische, ob sie schon sehr natürlich und also sehr wol erlaubt sind, können auch auf eine andere Art, als durch Saufen und Schlemmen tadelnswürdig, ia so gar schändlich werden; sie werden es hauptsächlich, wenn man sich dieselbigen mit grossen Kosten zu verschaffen suchet, wenn man solche Gerüchte, die nur wegen ihrer Seltenheit kostbar sind, den gemeinen und bessern vorziehet; wenn man sich aus den Malzeiten ein ordentliches Geschäfte machet, wenn man viele Zeit bei Tische verdirbt, **) und wenn man zu viel isset und trinket, welches schwehr zu vermeiden ist, wenn man lange sizen bleibet.

Statt dieser mit so vielem Gepränge und Weitläufigkeiten verknüpften Malzeiten, die der Gesundheit schädlich sind, wollen wir Mittags und Abends ohne viele Zurüstungen in einem ländlichen Saal speisen, wo sich täglich zweimal eine etwas zahlreiche und allezeit eben dieselbige Gesellschaft versammlet: (ausser einigen

*) Unsere Geheimniße entwischen uns leicht bei der Freude eines grossen Gastmals, deswegen sind die Ehrgeizigen bei nahe alle, zeit nüchtern und die Lasterhaften sind es noch mehr. Was die Geizigen betrift, so sind sie es wenigstens zu Hause.

**) Die Sünde, über eine Stunde bei Tische zu seyn, sollte derienigen gleich geschäzet werden, wenn man alle Tage zwei oder drei Stunden vergehen lässet, ohne sich mit etwas Nüzlichem zu beschäftigen; diese lezte Sünde ist grösser, als man insgemein glaubet.

einigen angenehmen Gästen, die sich unangemeldet) einfinden,) hier belebt eine süsse Munterkeit die Gesellschaft, da isset man mit Vergnügen einfache Speisen, die man fast alle aus dem Garten, oder aus dem Hühnerhofe genommen hat, (Dapes inemtas.) Hier vertragen sich der Gott des Weins und der Liebe miteinander, und bemächtigen sich aller Herzen; hier redet man nicht von Geschäften, nicht von dem, was in der Stadt, oder bei Hofe vorgehet, man unterhält sich mit nüzlichen und angenehmen Sachen, man fragt einander nicht, wie Horaz sagt, ob dieser oder iener Schauspieler seine Rolle gut oder schlecht gespielt hat, sondern ob man durch Reichthum oder Tugend glücklich ist; oder man läßt sich vielmehr gar in keine solche Untersuchung ein, da es schon durch die Lebensart dieser Gesellschaft erwiesen ist, daß die Tugend allein glücklich mache. — — Die Malzeit endiget sich durch reizende Gesänge, wo Weisheit und Wollust miteinander verbunden sind, Gesänge, die unsern Ärietten weit vorzuziehen sind, welche ausser dem Theater fast alle geschmacklos, frostig und lächerlich sind.

Von dem Gefühle.

Wenn unser Körper nicht ein Gewebe von Nerven wäre, die in allen unsern Muskeln zerstreuet sind, die sie regieren und machen, daß sie die Befehle der Seele vollziehen; wenn sich diese Nerven nicht in unzehliche Aeste vertheilten, welche durch alle Fasern des Fleisches gehen, und so gar bis in die Oefnungen der Haut; so würden wir nichts empfinden. Oder wenn sie sich nur bis in unsere Hände erstreckten, so würden wir nur fühlen, was unter den Händen ist, und man

könnte uns an den übrigen Theilen des Körpers schlagen, verwunden, ohne daß wir es fühlten. Aber die göttliche Güte hat uns so gut, so wunderbar organisirt, daß der geringste Theil unsers Körpers empfindlich ist, und daß uns also ein ieder von dem, was sich uns nähert, Nachricht geben kann.

Man kann also sagen, daß das Gefühl ein allgemeiner Sinn sey; aber es ist nur in den Händen und in den Fingern vollkommen, nur durch diese versichern wir uns von der Gestalt und andern Eigenschaften der Körper, welche übrigens nur einen ungewissen Eindruck vom Warmen und Kalten, vom Gelinden und Rauhen ꝛc. auf uns machen. Man lasse sich z. B. einen Stein auf die Brust, auf den Arm, oder sonst wohin, ausser den Händen, legen, man wird weder seine Figur noch seine Gattung wissen, und ihn vielleicht für ein Stück hartes Holz, oder für ein Stück Metal halten. Wenn man es aber sehen kann, so helfen die Augen in diesem Falle dem Gefühl, wenn sie anderst nicht selbst durch eine falsche Farbe, oder sonst durch Kunstgriffe betrogen werden.

Der Geruch und Geschmack sind, wie ich schon gesagt habe, das erste eigentliche Gefühl, wir fühlen dadurch die verschiedenen Gattungen des Geruchs und Geschmacks. Das Gesicht und Gehör gehet noch weiter, das eine nimmt die Töne ein, das andere die Figuren, die Farben und so zu sagen die Distanzen. Ein ieder Sinn zahlet der Seele Tribut; sie sezt die Gegenstände, wenn sie einmal in ihrer freien Gewalt sind, zusammen und bringt sie in Ordnung, nachdem es ihr gefällt oder nüzlich ist; von einigen macht sie Gebrauch, andere verwirft sie, und das Gefühl allein

kann

kann ihr dieses wichtige Geschäft erleichtern. Wenn du eine angenehme Sache siehest, wenn du angenehme Töne hörest, und an den Ort gehen willst, wo dich diese Reizungen hinziehen, kannst du sie anderst als durch das Gehen, durch die Veränderung des Orts, (welches auch eine Handlung des Gefühls ist *) erreichen? Wenn du wissen willst, ob deine Augen recht gesehen, oder deine übrigen Sinnen recht empfunden haben, muß dir nicht auch das Gefühl diesen guten Dienst leisten? Wenn du mit einem Instrument einen Schall hervorbringen willst, so kann es allein durch das Gefühl geschehen. Mann kann keine Luft in ein Instrument blasen, oder pfeifen, oder singen, ohne in der Kehle und in allen Werkzeugen der Stimme eine zitternde Bewegung zu machen, welches eine Art des Gefühls ist. Die Luftseule zwischen dem Ohre, das da höret, und einem mehr oder weniger entfernten klingenden Körper, ist gleichsam eine gespannte Saite zwischen dem tönenden Körper und dem Ohre, daß man sich also vorstellen kann, wie der Schall den Gehörnerven berühret; daher sind die richtigen Ausdrücke entstanden. — — Ein Schall stößt an meine Oh-

 ren;

*) Man könnte mit gutem Grunde einen Unterschied zwischen dem activen und passiven Gefühle machen. Wann man ein Object siehet, oder einen Schall höret, und man bleibet auf seiner Stelle, ohne die Luft, von der man umgeben ist, zu bewegen, so wird man mehr berührt, als man die Sache selbst berührt, und dieses ist das passive Gefühl. Aber wenn man eine Bewegung macht, auf das gesehene oder gehörte Object zugehet, mit einem Worte, den Ort verändert; welches nicht geschehen kann, ohne die Luft um sich zu zertheilen, und die Erde zu berühren, entweder unmittelbar, durch das Gehen, oder mittelbar, durch das Fahren; so ist dieß das active Gefühl. Ein anders weit vorzüglichers Gefühl ist, wenn man die Sache in der Nähe empfindet, und sie absonderlich mit den Händen befühlet.



ren; diese Stimme ist mir auffallend rc. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es auch mit dem Gesichte, wenn das Aug einen oder mehrere Gegenstände entdecket, so ist zwischen ihm und einem ieden Obiecte eine Reihe Lichttheilchen, welche den Zwischenraum ausfüllen, und man kann sie auf einer Seite als eine Verlängerung des Sehnervens und auf der andern als eine Verlängerung des entdeckten Körpers ansehen, wodurch sie einander berühren.

Also ist ein ieder von unsern Sinnen ein mehr oder weniger ausgebreitetes, ein mehr oder weniger abwechselndes und verfeinertes Gefühl: also lassen sich alle unsere Sinnen einigermassen auf einen einzigen bringen. — — Man kann auch beweisen, daß alle Wesen (ausgenommen die Minerale, welche eine todte Materie sind und erst eine Form bekommen müssen) daß alle Wesen, sage ich, auf eines gebracht werden können, wovon der Grundstof immer eben derselbe ist und dessen Modificationen in das Unendliche abwechseln. Man kann endlich auch beweisen, daß alle Verbindungen, und der ewige Gang des Weltgebäudes die Würkung einer einzigen Ursache, nemlich der Bewegung sind. Diese beständig würksame Ursache, die sich unaufhörlich fortpflanzet, um der Ordnung Gottes zu gehorchen, dieser allmächtigen und unwiderstehlichen Ordnung, die allen Wesen zusamm den ersten und einzigen nothwendigen Stoß gegeben hat, um sie in ihren geringsten organisirten *) Theilen ohne Aufhören zu bewegen.

Wenn

*) Ich sage organisirt, denn die todte Materie hat keine Bewegung, und kann auch keine von sich selbst haben, bis sie eine Form und Organen bekömmt. Die einzige Bewegung, deren sie

Wenn einer in dieser hohen Simplicität der Masse aller Wesen, und in diesem unermeßlichen Reichthum seiner einzeln Theile kein höchstes Wesen erkennete, wenn er es nicht anbetete, wenn er sich nicht gegen dasselbige für nichts achtete, so müste man ihn als ein Ungeheuer betrachten, das man nicht genug bestrafen könnte, oder vielmehr als einen wahnwizigen, als einen rasenden, den man beklagen und von der Gesellschaft entfernen muß.

Daraus, daß die übrigen Sinne gleichsam nur sehr feine Gefühle sind die nur die flüchtigen und unfühlbaren Theile einnehmen, folget, daß unser wahres Glück, welches die andern Sinne angefangen haben, durch das Gefühl erst vollendet werde; es folget daraus, daß sie in verschiedene Gegenden des Hauptes vertheilet seyn müssen, als den obersten Theil des Körpers und den Palast der Seele; und daß die reizende Macht des Gefühls nicht nur in dem ganzen Kopf und auch so gar in den Haaren, sondern auch in dem ganzen Körper ihren Siz haben müsse.

Dieser

ne als eine todte Materie fähig ist, ist eine passive oder zufällige Bewegung, es sey nun durch den Stoß eines andern Körpers, oder durch die Beraubung einer Stüze. Von beeden Fällen wollen wir ein Beispiel geben: ein Stein, der an dem Abhang eines Berges liegt, fällt herab, weil der Regen, die Luft ꝛc. die Erde, worauf er stand, untergraben haben, und das ist die Beraubung seiner Stüze: dieser Stein stößt in seinem Falle auf einen andern, und theilt demselbigen in dem Stande seiner Trägheit etwas von seiner Bewegung mit, die er verlieret; dieser wird so weit fortgeschossen, als in Ansehung der Bewegung, die er empfangen hat, möglich ist; darnach fällt er wieder in den Stand seiner Trägheit, und das ist die Bewegung durch den Stoß.



Dieser so geringe als kostbare *) Sinn muste also einen gewissen Siz haben, sonst würde er nur ein ungewisser und unvollkommener Sinn seyn. Dieser Siz sind die Hände und die Finger. Diese Maschinen haben sehr wenig äusserliche Zierde, und sind durch ihre innerlichen Triebfedern sehr wenig verwickelt, aber ihre Verrichtungen sind so genau, so wunderbar, so abwechselnd, daß wir nur nach ihnen die Stuffen unsers Wesens abmessen können: denn durch sie erlangen wir die meisten erhabenen Eigenschaften, die uns so sehr über die andern Thiere erheben.

Die Hülfe der Hände ist so nothwendig zu der Vermehrung und Ausbreitung unserer Kenntniße, daß wir viele neue Kenntniße erlangen würden, wenn wir, an statt zehn, zwanzig Finger hätten, die zugleich ohne Verwirrung handeln könnten, (welches aber sehr schwehr seyn würde.) Denn auf diese Weise könnten wir in einem Obiecte, das wir berührten, mehrere Verhältniße auf einmal begreifen, und bei verschiedenen Sachen, z. E. in der Instrumentalmusik, mehrere Verbindung zugleich machen.

„Die Geschicklichkeit der Hände, sagt Andreas „du Laurens, dienet dem Menschen mehr als die „Stärke der Zähne, die Nägel und andere Waffen, „die den Thieren zur Vertheidigung gegeben sind: „denn

*) Die Natur verbirgt ihre Wunder gerne in wenig glänzende Schleier, und damit gibt sie uns eine Lehre der Klugheit: sie will, daß wir uns nicht durch den äusserlichen Schein betrügen lassen sollen. Das Gefühl hat keine eigene und von tausend kleinen Triebfedern zusammengesezte Organisation, wie das Gesicht und das Gehör. Es ist in seiner Simplicität wunderbarer, als die übrigen Sinnen in ihrer Feinheit und in ihrem mechanischen Bau.

„ denn alles, was diese Welt in sich begreift, ist sein
„ durch die Geschicklichkeit seiner Hände. Als Anaxa-
„ goras dieses sahe und bemerkte, mit welcher Weis-
„ heit und Kunst die Natur diesen Theil gebauet habe,
„ so sagte er: es wäre unmöglich ein Organum aus-
„ zudenken, das alle Sachen, wie die auch beschaffen
„ seyn mögen, so verrichten könnte, und das mit so
„ vielem Fleiß zusammen gesezt wäre; er trug auch
„ kein Bedenken, wie uns Plutarch berichtet, zu sa-
„ gen, daß der Mensch das weiseste unter den Thieren
„ wäre, weil er Hände hätte.„

Wenn wir noch besser wissen wollen, welches die grossen und nüzlichen Würkungen des Gefühls seyen, so wollen wir es nicht in den leeren Abhandlungen der Beredsamkeit zu lernen suchen, wir wollen den ganzen Weltbau darum befragen; den Himmel, welchen die Hände mit Hülfe des Linials und des Zirkels, welche sie gemacht haben, ausmessen können; die Erde, welche sie gebauet, ausgeschmücket und zu einem Aufenthalt der Freude und des Glücks gemacht haben; die Künste, welche ihnen ihren Ursprung und ihre Vollkommenheit zu danken haben; vor allen aber wollen wir die Liebe fragen, wie angenehm und reizend dieser Sinn sey, der unsere Vergnügen vollkommen macht, und sie uns alle zugleich geniessen lässet. Herr von Buffon hat die physische Liebe, wovon das Gefühl ein Vehiculum ist, nach seinem gewöhnlich starken Ausdruck den sechsten Sinn genennet.

Von

Von der thierischen Oeconomie.

Wenn ein Künstler dem Scheine nach eine sehr einfache Maschine machte, die alle Vortheile vieler andern, vermöge der innern Triebfedern in sich vereinigte, so würde man diesen Künstler mit Recht für einen Menschen von Genie halten, denn er hätte die Natur nachgeahmet, welche mit einem Guß und nach einem sehr einfachen Model die Thiere und selbst die Pflanzen formiret, und sie so organisirt hat, daß die einen wachsen, sich durch die Vermischung vervielfältigen und ihre Bewegungen in das unendliche abwechseln können, und daß die andern, die keine Bewegung und keine eigentliche Vermischung nöthig haben, wachsen, sich ausbreiten, und wie die übrigen Thiere von dem Ueberfluß ihrer organischen Theilchen, von einem Saamen, der in den Schoos der Erde fället, *) wo er durch die Wärme der Sonne befruchtet wird, fortpflanzen können.

Wenn die Pflanzen und die Thiere, und absonderlich die leztern nichts wunderbares, als ihren, so wol äussern als innern mechanischen Bau hätten, so könnte man diesen Mechanismus bis auf einen gewissen Punct, so wunderbar er ist, einer Art von Ohngefähr, einem ohngefähren Zusammenfluß blinder und nothwendiger Ursachen zuschreiben. Aber die Gabe sich fortzupflanzen, die allen Thieren gegeben ist, die Gabe zu urtheilen,

*) Der Saame der Vegetabilien durfte nicht aus den Schalen oder Behältnißen fallen, damit er den Eindrücken der Luft und andern Zufällen widerstehen könnte; er muste so lange darinnen bleiben, bis der Embrio einer neuen und wolgezeichneten Pflanze, die bereit ist, sich zu entwickeln, mit einer andern festen Hülle umgeben ist.

len, welche der Mensch allein besizet. — — Dieses sind Züge, wobei man einen Gott, einen Schöpfer nicht verkennen kann. Machen, daß sich Millionen Welten in einem unermeßlichen Raum in ihren Kreisen drehen, ist nur die Würkung einer grossen Macht, einer tiefen Weisheit; das heist die Steine von dem Steinbruch nehmen und einen schönen Palast daraus bauen. — — Wesen bilden, organisiren, sie lebendig machen und ihnen diesen Palast einräumen, das ist ein Meisterstück einer unendlichen Weisheit und Macht. — — Es ist unmöglich, sagt man, daß ein Mathematicus ein Atheiste sey, weil ihn die unveränderlichen Wahrheiten, welche der Grund der Wissenschaft von den Abstractionen und Verhältnissen sind, von dem Daseyn eines Gottes überzeugen. Noch unmöglicher ist es bei einem Zergliederer, daß er dieses höchste Wesen nicht erkennen und anbeten sollte, wenn er das Innere eines belebten Körpers durchsuchet, denn alsdann kann man von ihm sagen, daß er in das Heiligthum der Natur gehe.

Man hat die thierische Maschine mit Recht mit einem Cirkel verglichen, der weder Anfang noch Ende hat; eine Triebfeder theilet die Bewegung einer andern mit; ihre Vereinigung formiret wieder andere Maschinen, die sie auch wieder in Bewegung sezen; alle Triebfedern vereinigen ihre Bewegung wieder in einer ieden ins besondere, und eine iede theilt ihre Bewegung den andern mit, und zwar durch die Kraft, die sie von ihnen erhalten hat. Das Gehirn bewegt sich z. B. durch den Schlag des Herzens, welches ohne das Gehirn auch unbeweglich seyn würde; und von der wechselsweisen Bewegung dieser zwo Maschinen entspringet das Athmen, ein Vermögen, welches der

Embrio



Embrio nicht hat, weil es ihm nicht nothwendig ist; aber ohne welches das Thier, so bald es gebohren ist, keinen Augenblik leben könnte. Die flüssigen Theile, welche die kleinen Röhren in unserm Körper durchkreuzen, werden durch diese drei bewegenden Kräfte bereitet, und die auf solche Weise zubereiteten flüssigen Theile beleben das Gehirn, geben dem Herzen ihre Bewegungen, und machen, daß der Athem aus- und eingehet. Aus dieser bewunderenswürdigen mechanischen Einrichtung siehet man, daß alle freiwilligen und nicht freiwilligen Verrichtungen in der thierischen Oeconomie durch die Würkung der flüssigen auf die festen Theile, und durch die Gegenwürkung der leztern auf die Säfte, entstehen.

Von den festen und flüssigen Theilen würken eine in die andern, um die Verrichtungen zu vollziehen, an denen der Wille des Thieres keinen Theil hat, als die Würkung des Gehirns, das Klopfen des Herzens; und um die Bewegungen zu machen, die von uns abhängen, ob wir sie machen wollen oder nicht, als die Bewegungen der Hände, der Beine rc.

Die Seele mag nun ihren Siz in dem Gehirn haben, wie die meisten Anatomiker behaupten, oder in dem Herzen, wie einige andere versichert haben, so würket sie auf die materielle Substanz des Körpers, und macht durch sie die Bewegungen, welche aus der genauen Vereinigung des Leibes und der Seele entspringen. Die Sinne, auf welche die äussern Gegenstände würken, bringen ihre Empfindungen in die Seele, und diese würket auf die Nerven, und läßt die Verrichtungen, die eine Folge von diesem Eindrucke sind, vollziehen. Wir wollen diesen Beweiß sinnlich machen.

Wir sehen einen Gegenstand, das Gesicht überliefert das Bild der Seele, und diese Empfindung erfolgt durch die Nerven, vermittelst der Lebensgeister, die sie enthalten. Hier sind die festen Theile, (der Sehnerve) und die flüssigen, (die Lebensgeister) in Bewegung. Wenn uns nach der Vergleichung, *) die wir angestellt haben, das Bild in dem Gehirn angenehm und freudig vorkömmt, so verbreitet sich über unsere ganze Physionomie ein Vergnügen, welches man in den Augen sehen kann, und dieses ist die Würkung der Geister auf die Muskeln. Wenn uns hingegen das Obiect eine unangenehme Empfindung verursachet, so zeigen wir ein Mißvergnügen, und unsere Augen und Gesichtszüge drücken unser Leiden aus. Wenn man die Triebfedern untersucht, welche diese Theile in Bewegung setzen, so wird man gewiß versichert, daß diese Würkung nur durch die vereinigte Kraft des wechselsweisen Einflußes, den die festen und flüssigen Theile in einander haben, hervor gebracht werden kann. Wenn der Gegenstand schrecklich ist, wenn er uns zu drohen scheinet, so befiehlt uns die Liebe, welche uns die Natur zur Erhaltung eingepflanzet hat, die Flucht, und dann zeiget sich die wechselsweise Bewegung der festen und flüssigen Theile noch deutlicher. Die Nerven setzen sich in Bewegung, die Lebensgeister durchlaufen mit unglaublicher Geschwindigkeit den Raum, der sie von den Theilen, die sie in Bewegung setzen sollen,

*) Wir urtheilen von den äussern Gegenständen nur nach der Vergleichung; nichts würde dem Gesichte eines Menschen unangenehm seyn, der nicht das Vermögen zu vergleichen hätte. Nur weil wir weiß sind, halten wir die Schwarzen für ungestalt, dieß kann aber auch von der Eigenliebe herkommen.



sollen, absondert; sie durchdringen das fäserigte Gewebe der Muskeln mit lebhafter Stärke; diese schwellen auf, ihre Extremitäten nähern sich einander, ziehen die Beine und das Fleisch an sich, und setzen die Füsse und die Schenkel in Bewegung. Wenn diese Bewegungen oft wiederholt werden, so wird die Circulation schneller, weil die festen Theile stärker auf die Säfte würken, diese geben neue Lebensgeister und also auch neue Stärke, und dieses Gleichgewicht erhält sich eine kürzere oder eine längere Zeit, nachdem das Thier schwach oder stark, und die Passion, die es erhitzt hat, mehr oder weniger lebhaft ist.

Ich habe diese Vorstellung der thierischen Bewegung nur deswegen angegeben, um die Action begreiflich zu machen, die durch die vereinigten Kräfte der Fibern in den Muskeln, und der Säfte in den Röhren entstehet. So kann man auch die Kette begreifen, welche die Sinnen, die Verrichtungen des Gehirns und die Bewegungen des Körpers miteinander vereiniget. Die Schranken, die ich mir vorschreiben muß, erlauben mir nicht, diese Verhältnisse weitläufiger auseinander zu setzen, so bewundernswürdig sie auch an sich selbst und in ihren Würkungen sind.

Man hat den menschlichen Körper wegen seiner wunderbaren Abänderung in der Zusammensetzung Microcosmus (die kleine Welt) genennet. Welche unendliche Weisheit muß die Structur der Theile zusammen, und eines jeden ins besondere geordnet haben! Wenn wir die Gebeine *) betrachten, die man als die Balken

*) Man zehlet bei 250 Beine in einem Skelette, und sie musten auch in einer so grossen Anzahl seyn, um alle Theile des Körpers biegsam und zu den Bewegungen geschickt zu machen.

Backen am menschlichen Körper anzusehen hat, welche Kunst verräth nicht ihre Zusammenfügung! Man siehet eben so viel Stärke, als Leichtigkeit in den Beinen vereiniget. Man bemerket daran Löcher, zahllose und fast unmerkbare Oefnungen, damit die Röhren durchlaufen können, welche die Nahrung überall hinbringen, und die Nerven, welche die Empfindung durch den ganzen Körper verbreiten. Die Hirnschale *) ist sehr genau in einander gefügt, damit sie das Gehirn vor den äussern Zufällen in Sicherheit seze. Die Canäle und die Nerven in dem innern Theil des Kopfes haben eine Gemeinschaft mit seiner Hülle, und zwar durch unendliche Wege, wovon die meisten unmerkbar sind. Der Kopf ist auf ein Wirbelbein **) gesezt, welches wir Atlas ***) nennen, und welches sich mit ihm zugleich drehet. Auf dem andern Wirbelbein, nemlich der Axe, bewegt sich der Kopf, vermittelst eines erhabenen Beins, welches Odontoides genennet wird, weil es die Gestalt eines Zahns hat; auf diesem drehet sich das erste Wirbelbein, nebst dem Kopfe, wie in einer Angel.

Die Haut ist über den ganzen Körper ausgespannt, und sie gibt ihm seine ganze Schönheit. Sie ist das Organum des Gefühls. Man kann sie als ein

*) Die Hirnschale ist aus acht Beinen zusammen gesezt, welche das Gehirn, das kleine Gehirn (Cerebellum) und die andern innern Theile des Kopfes wie in einer Schachtel einschliessen.

**) Die Wirbelbeine machen zusamm das Rückgrad aus, und haben ihren Namen daher, weil sich der Körper durch sie, wie in einer Wirbel beweget.

***) Dieß ist das erste Wirbelbein am Halse, und wird also genennet, weil es die Last des Hauptes träget.



Emunctorium *) betrachten, durch dessen Oefnungen die empfindbare und unempfindbare Transpiration ihren Weg nimmt, und durch welche beständig eine Feuchtigkeit ausdünstet, die sich von den kleinen Canälen losreisset. Diese Ausdünstung ist weit beträchtlicher, als man insgemein glaubet. Nach den Versuchen des Sanctorius verlieret ein Mensch, der acht Pfund isset und trinket, fünf davon durch die unempfindbare Transpiration.

Sanctorius ist nicht der einzige Arzt, der in der Transpiration Entdeckungen gemacht; Herr Dodart, von der Academie der Wissenschaften, hat diesen Theil der Arztneikunst vollkommener gemacht, und die Erfahrungen, die er hierüber angestellet, sind um so viel genauer, da er sie an sich selbst gemacht hat. Dieser geschickte Beobachter versichert aus beständigen Erfahrungen von dreissig Jahren, daß man in der Jugend mehr ausdünste, und daß die stärkste Ausdünstung einige Stunden nach der Malzeit von statten gehe. „Er „machte über diesen nemlichen Gegenstand, sagt Herr „von Fontenelle, eine andere Erfahrung, wozu die „einförmige Lebensart allein nicht hinreichend war; **)

„es

*) Dieses Wort kömmt von dem Lateinischen emungere, auLreinigen. Man braucht es in einem weitläuftigern Verstand von dem, was zu einer wenig empfindbaren Ausführung, als des Schweisses, dienet.

**) Herr Dodart war besonders zu dieser Art von Erfahrungen geschickt, weil man sie an sich selbst machen, und ein beständig gleiches und einförmiges Leben führen muß, so wol einen Tag, wie den andern, als auch in den verschiedenen Altern, ausserdem könnte man die Ausdünstungen von verschiedenen Zeiten nicht mit Gewißheit miteinander vergleichen. Eine unordentliche Abwechslung von Unmässigkeit und Nüchternheit würde alles verderben.

„ es war, welches vielleicht manchem wunderbar vor„kommen möchte, eine grosse Frömmigkeit darzu nö„thig. In dem ersten Tage der Fasten 1667 hat er „116 Pfund, eine Unze gewogen. Er hielte nach„gehends die Fasten, wie sie in der Kirche bis in „das zwölfte Jahrhundert gehalten wurde; er aß und „trank nichts bis um 6 Uhr des Abends; er lebte die „meiste Zeit von Hülsenfrüchten, und gegen das En„de der Fasten von Brod und Wasser: am Oster„abend wog er nicht mehr als 107 Pfund, 12 Un„zen, er hatte also in 46 Tagen durch eine strenge „Lebensart 8 Pfund, 6 Unzen verlohren, welche den „vierzehnten Theil seiner Substanz ausmachten. Er „fieng sein ordentliches Leben wieder an, und in 4 Tagen „ist er wieder 4 Pfund schwehrer geworden. Dieß „gibt zu erkennen, daß er in 8 oder 9 Tagen seine „erste Schwehre wieder bekommen haben würde, und „daß man leicht wieder ersetzet, was durch das Fasten „abgehet. Als er diese Erfahrung der Academie „übergab, gebrauchte er alle mögliche Vorsicht, um „verborgen zu bleiben, aber er wurde entdeckt. Es „ist selten, nicht daß ein Philosoph ein guter Christ „sey, sondern daß eine und eben dieselbige Handlung „eine besondere philosophische Bemerkung und eine „christliche Strenge sey, und daß sie zugleich für die „Academie und für den Himmel geschehe.„

Die berühmten Männer haben nicht ihre Beobachtungen über die Transpiration angestellet um die Neugierde zu befriedigen, sie haben die Erhaltung der Gesundheit zum Endzweck, und iedermann weiß, daß eine verringerte, gehemmte und überflüssige Ausdünstung viele Krankheiten verursachen könne. Ein ieder aufmerksamer Mensch wird leicht gewahr, daß man



sich, wenigstens in unserm verderbten und weichlichen Zustande, vielen Gefahren aussetzet, wenn man plözlich aus einer warmen Atmospähre in eine sehr kalte Luft gehet. Wenn man hievon überzeugt ist, so kann man leicht den Mißbrauch einsehen, den wir zu einer Jahrszeit vom gefrornen Wasser machen, wo es auch dem stärksten natürlichen Menschen schädlich seyn würde. Den Aerzten kömmt es zu, uns die Ordnung vorzuschreiben, die wir befolgen, und die Arztneien, die wir in Krankheiten, welche von dem Zurückhalten der auszudünstenden Materie entstehen, gebrauchen sollen; aber einem ieden unter uns kömmt es zu, diesen Zufällen vorzubeugen, und zwar durch den Gebrauch der Dinge, welche man nicht natürliche *) nennet, wenn wir das Glück nicht gehabt haben, durch eine etwas harte Erziehung den Körper gegen die äussern Eindrücke der Luft bei nahe unempfindlich zu machen.

Die Oefnungen der Transpiration sind unzehlich, und wenn man den microscopischen Bemerkungen des Leuwenhöck hierüber glaubet, so sind sie in so grosser Menge und so klein, daß hundert und fünf und zwanzig tausend auf einer Grösse, wie ein Sandkorn, seyn können. Dieß ist nicht das einzige Wunder, welches man durch die optischen Instrumente in den Thieren

*) Die nicht natürlichen Dinge sind der Gegenstand desienigen Theils in der Arzneikunst, welcher Hygiene genennet wird, von einem griechischen Wort, welches Gesundheit bedeutet, sie schreibet die Regeln vor, die man beobachten muß, um einen gesunden Körper und ein langes Leben zu erhalten. Man zehlet sieben nicht natürliche Dinge, die Luft, die Nahrungsmittel, die Arbeit und die Ruhe, den Schlaf und das Wachen, die zurückgehaltenen oder ausgestossenen Excremente, und die Leidenschaften der Seele.

Thieren entdeckt hat. Da die Theile ihres Körpers durch unendliche Theilungen und Unterabtheilungen der Fasern zusammen gesetzet sind, so hat Ruisch bemerket, daß die kleinsten davon so zart sind, daß in einem Theilchen von der Grösse eines Senfkorns Millionen sich befinden. Diese Fäserchen, die so klein und so schwach sind, formiren die Fibern, diese erlangen durch die ungeheure Menge ihre Stärke, und aus ihnen entstehen die Muskeln, welches die Organen der Bewegung so wol der festen als der flüssigen Theile sind. *)

Die Kraft der Muskeln ist so erstaunend, daß nach der Berechnung des berühmten Borelli, die Muskeln eines Menschen von 150 Pfunden, wenn er zween Schuh in die Höhe springet, in dem Augenblick zweitausendmal mehr Kraft anwenden müssen, nemlich eine Kraft, die ohngefähr einer Last von dreimal hundert tausend Pfunden gleich ist. Das Herz ist ein hohler Muskel, der bei einem ieden Schlag oder Zusammziehen, wodurch er das Blut in die Pulsadern, und von den Pulsadern in die andern Adern treibet, mit einer Kraft würket, die einem Gewichte von mehr als hundert tausend Pfunden gleich ist.

Alle Anatomiker sind über die Verrichtungen des Gehirns einig, **) und geben zu, daß es der Ursprung

 aller

*) Die Zahl der Muskeln belauft sich auf 425, und diese Menge ist nöthig, damit die thierischen Verrichtungen mit einer Leichtigkeit vollzogen werden können. Die Circulation geschiehet vermittelst der Würkung der Muskeln auf die Säfte, das Athmen, das Kauen ꝛc. wäre ohne diese bewegende Kräfte unmöglich. Durch die Muskeln gibt sich die Freude, die Traurigkeit, der Zorn und die übrigen Leidenschaften äusserlich zu erkennen.

**) Die ganze Masse des Gehirns ist in den Beinen der Hirnschale eingeschlossen. Man theilet es in das eigentliche Gehirn, in



aller Arten von Nerven, die Quelle des Lebens, der Kraft, des Vergnügens, des Schmerzens ist, und daß die Lebensgeister darinnen zubereitet werden. *) Aber welcher Theil in dem Gehirn bringt diese grosse Würkungen hervor? Seine bewundernswürdige Natur hat sich allezeit vor den Untersuchungen der geschicktesten Beobachter verborgen und wird ihnen vielleicht niemals bekannt werden.

In dem Gehirn und in dem Rückenmark entspringen vierzig Paar Nerven, die sich in alle Theile des Körpers vertheilen. Die, welche ihren Ursprung in dem kleinen Gehirn haben, bewegen sich beständig ohne unsern Willen; sie sind die Organen, von welchen das Leben abhänget, sie bringen die beständige Bewegung in das Herz und unterhalten sie; es stehet nicht in unserer Gewalt, sie aufzuheben, und das Herz kann keinen Augenblick stille stehen, daß es uns nicht das Leben kosten sollte. Die Nerven, welche aus dem Gehirn und dem Rückenmark kommen, dienen zu den freiwilligen Bewegungen, und verbreiten sich in die Muskeln des Angesichts, der Arme, der Beine rc. Man beweißt diese Vertheilung der Nerven durch eine Erfahrung, welche über diesen Gegenstand keinen Zweifel übrig läßt. Wenn man das Gehirn eines lebenden Thieres zusammen drücket, so hören die Muskeln, welche zu freiwilligen Bewegungen dienen, auf zu würken, aber das Athemholen, die Bewegung des Herzens,

in das kleine Gehirn, und in das verlängerte Mark, wozu man noch das Rückenmark setzen muß, welches in dem Canal der Wirbelbeine enthalten ist.

*) Die Lebensgeister sind die kleinsten Theile des Bluts, die zu seiner Bewegung und zu seiner Gährung dienen, und es also geschickt machen, den Leib zu nähren.

Herzens, welche zum Leben unumgänglich nöthig sind, dauern fort. Wenn man eben diese Erfahrung mit dem kleinen Gehirn anstellet, so höret das Athmen und der Umlauf der Säfte auf, und das Thier stirbt. Die Erscheinungen, welche aus dieser Erfahrung entspringen, und die Geschwindigkeit, womit sie sich unsern Sinnen offenbaren, machen, daß man die Nerven als Austheiler des subtilen Saftes betrachten muß, welchen man den Lebensgeist nennet. Seine Bewegung ist so schnell, daß er so geschwind, als der Wille befiehlt, von dem Gehirn in die äussern Theile des Körpers fähret, und mit eben der Behendigkeit zurück gehet, wenn ein äusserlicher Gegenstand auf unsere Sinnen würket.

Alle Eindrücke auf die Sinnen, alle natürliche Verrichtungen, die zur Erhaltung unsers Wesens nothwendig sind, würden also aufhören, wenn die Nerven nicht die Lebensgeister in alle Theile des Körpers ausbreiteten.

Aus den Werken der weisen Physiologen muß man die kostbare Kenntniß von der thierischen Oeconomie schöpfen; an den Cadavern, (die niemand schrecklich seyn sollen, wenn man nüzliche Kenntniße erlangen will,) soll sich der Mensch kennen lernen; da er das Vermögen hat zuweilen Thiere seinen Untersuchungen aufzuopfern, so kann er vielleicht die Geheimniße noch ergründen, die er bisher, vieler Versuche und Erfahrungen ohngeachtet, noch nicht hat entdecken können. Wir wissen z. E. daß die Lunge und das Zwerchfell *) die Organen des Athemholens sind, daß ein Thier ohne Luft nicht leben kann, daß also dieses Element noth-

*) Das Zwerchfell ist eine Scheidewand von Muskeln und Sennen, welche die Brust und den Bauch von einander absondert.



wendige Eigenschaften hat, welche einen mächtigen Einfluß auf den ganzen mechanischen Bau des Körpers haben; aber wer weiß, wie sich diese Luft in die Brust ziehet, wie sie auf das Blut würket, um es zur Nahrung aller Theile und zu ihrem Wachsthum geschickt zu machen? — — Die Rede ist eine Articulation der Stimme, wozu die Zunge, die Lefzen und die Zähne das ihrige beitragen, kann man aber mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden seyn? Verlangt man sonst nichts mehr? Möchte man nicht auch gerne wissen, ob die grosse Luftröhre *) ein Instrument mit Saiten, oder eine Röhre ist, welche Thöne, wie eine Hoboe von sich gibt? **)

Wenn man diese Geheimniße nicht völlig ergründen kann, so wird man doch wenigstens von Bewunderung durchdrungen seyn, wenn man die schönen Entdeckungen

*) Die Luftröhre ist der Canal zum Athemholen, und ist von Knorpeln, die einen halben Cirkel formiren, zusammengesetzt. Der obere Theil, welcher die Kehle genennet wird, ist das Organum der Stimme.

**) Vom Herrn Dodart haben wir ein System der Stimme, wo er behauptet, daß man die Luftröhre als eine Pfeife ansehen müsse, daß die Luft, welche aus der Lunge kömmt durch verschiedene Knorpeln und absonderlich durch die Epiglottis (Kehldeckelchen) modificirt werde, welche die Oefnung der Kehle genau bedecket, und absonderlich zu den Cadenzen dienet.

Herr Ferrein hat an der Mündung der Kehle Saiten oder Bänder von Sennen entdecket, die dieses geschickte Mitglied der Academie Stimmsaiten nennt, und die er als zwo klingende Saiten betrachtet, die mehr oder weniger gespannt sind, und auf welche die Luft ohngefähr würket, wie der Fiedelbogen auf die Saiten eines Violons. Dieses System ist sehr wohl erläutert in einem Aufsatz, welchen Herr Ferrein der Academie der Wissenschaften überreicht hat, und der sich in den Memoiren vom Jahr 1744 befindet.

deckungen selbst untersuchet, die über die thierische Oeconomie angestellet worden sind, über die Verrichtungen und Organisation ihrer Theile, über die Mittel, welche die Natur anwendet unser Leben vor schrecklichen Zufällen und vor dem Tod selbst in Sicherheit zu sezen, die uns, so oft wir etwas verschlucken, drohen, sollte es auch nur ein Krümichen Brod, oder ein Tropfen Wasser seyn. *)

Man wird sehen, durch welchen wunderbaren Mechanismus das Herz seinen gleichen Schlag erhält, so lange das Thier lebet; dieser ist nothwendig, um das Blut und die stärkenden Geister, womit dieses Fluidum angefüllt ist, in die geringsten Theile des Körpers zu verbreiten. **) Wird man diese kleinen Ventile

*) Durch den Schlund gehen die Speisen in den Magen, er liegt hinter der Luftröhre so, daß Speise und Trank, die wir hinab schlucken, über die Oefnung der Kehle gehen müssen, wo nichts hinein kommen darf, ausser die Luft, daß man nicht auf der Stelle einen erstickenden Husten empfinden müste, der zuweilen die betrübtesten Folgen haben kann. Ohngeachtet der Gefahr, welche damit verknüpft ist, wenn etwas in die Luftröhre kömmt, hat doch der Schöpfer über die Mündung dieses Canals einen Weg in den Magen bereitet, der um nicht gefährlich zu seyn, um so viel künstlicher seyn muste. Durch ein bewundernswürdiges Kunststück schliesset die Epiglottis, die man als eine kleine Zugbrücke ansehen kann, welche sich aufziehet, um der Luft bei dem Ein- und Ausathmen Bahn zu machen, den Eingang des Canals genau, wenn nur ein kleines festes oder flüssiges Theilchen in den Magenschlund gehen will.

**) Das Herz ist ein hohler Muskel, welcher aus Querfibern und etwas länglichten von ausserordentlicher Stärke zusammen gesetzet ist. Dieser Theil der Eingeweide hat eine beständige und beträchtliche Wärme nöthig, und würde durch seine unaufhörlich starke Bewegung bald austrocknen, wenn ihn der Urheber der Natur nicht von allen Seiten mit einer Hülle umgeben hätte



Ventile *) ohne Enthusiasmus, ohne von der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen zu seyn, sehen können, welche in den kleinen Gefässen auf eine solche Art angebracht sind, daß zwar das Blut seinen ordentlichen Lauf haben kann, welche aber demselbigen, wenn es wieder zurück tretten will, eine unüberwindliche Hinderniß in dem Wege legen! Wird man ohne Erstaunen die ungeheure Menge von Drüsen **) sehen können, die alle auf einerlei Art organisirt zu seyn scheinen, und wovon doch eine iede so verschiedene Verrichtungen hat! Sie sind bestimmt, das Blut, welches eine Feuchtigkeit ist, die fast gar keinen Geschmack hat, von andern salzigten Säften abzusondern, deren Geschmack und Gebrauch von ienem sehr verschieden sind. Unter diesen Drüsen sind einige, als die Nieren, ***) bestimmt,

hätte, die ihn beständig anfeuchtete. Der beständige Zufluß dieser Feuchtigkeit erfrischet diesen Theil der Eingeweide, machet ihn glat, seine Fibern schlüpfrig, und erleichtert ihre Würkungen.

*) Diese Valvuln sind eine Art von Klappen, die sich in den subtilen Röhren und in den Eingeweiden befinden, dieienigen, welche die Herzkammer auf- und zuschliessen heissen Tricuspides oder Dreigespitzten, weil sie den Epheublättern ähnlich sind, deren Figur ohngefähr einem Triangel gleichkömmt.

**) Die Drüsen sind überhaupt aus verschiedenen Arten und Nerven zusammen gesetzt; eine iede Drüse ins besondere hat ein Gefässe zur Absonderung und zur Reinigung, die bestimmt sind, einen besondern Saft von dem Blute abzusondern und auszuführen, oder in ein gewisses Behältniß zu bringen. Die Leber, das Milz, die Nieren rc. müssen als eine grosse Anzahl kleiner Drüsen betrachtet werden, da immer eine auf die andere gesetzt ist.

***) Die Nieren sind zur Absonderung des Urins bestimmet; sie scheiden diese Feuchtigkeit von dem Blute; darnach kömmt sie durch die Harngänge in die Blase und von da in die Harnröhre, wo sie nur durchlauft.

bestimmt, den Urin zu filtriren, der gesalzen ist; andere den Speichel von dem Blute abzusondern, der gar keinen Geschmack hat; *) einige sondern die Galle von andern Feuchtigkeiten, andere verstatten den Threnen ihren Ausfluß, **) andere dem Schweis ꝛc. Wenn diese Feuchtigkeiten also vom Geblüte abgesondert sind, so kommen einige in ihre bestimmte Behältniße, als die Galle, der Succus pancreaticus, die Lebensgeister, um sich mit der Masse der flüssigen Theile zu vereinigen, wo sie schlechterdings nothwendig sind; ***) andere, als der Urin, der Schweis ꝛc. werden ausgeführet; noch andere endlich, als der Speichel, die Milch, der Saame können aus den Gängen der Circulation ausgeworfen werden, oder wieder in die flüssige Masse kommen.

Damit ich nichts vorbei lasse, was die Thierische Oeconomie überhaupt angehet, (denn eine genaue Erklärung würde mich zu weit führen,) so will ich diesen Artikel beschliessen, wenn ich noch kurz von der Art werde geredet haben, wie das Leben durch die wunderbare Veränderung der Lebensmittel in unserer ganzen Substanz erhalten und erneuert werde.

Wenn

*) Die Speicheldrüsen sind in dem Munde und in den nahe daran liegenden Theilen. Viele davon sind auch an der Zunge. Der Zufluß des Speichels wird grösser, wenn die Muskeln, die den untern Kiefer bewegen, die Zunge ꝛc. zusammen gezogen sind, welches bei dem Kauen merklich ist.

**) Ein iedes Aug hat eine Threnendrüse. Die Feuchtigkeit, welche sich aus denselbigen dränget, muß die Bewegung des Augapfels befördern, und die so nöthige Biegsamkeit der Augenlieder erhalten.

***) Die Galle und der Succus pancreaticus sind zwei flüssige Materien, welche den Chylus zur Vollkommenheit bringen und zubereiten, daß er sich in Blut verwandeln kann.



Wenn die Speisen zerschnitten, in dem Munde zermalmet und mit Speichel angefeuchtet sind, der die Verdauung und die Gährung befördern soll, so kommen sie durch den Schlund in den Magen. Da bleiben sie einige Zeit, und wenn sie von den Verdauungssäften aufgelöset sind, so verwandeln sie sich in einen Brei von graulichter Farbe und von einem herben Geruch. Diese Veränderung, wozu die Luft, die Bewegung des Zwergfells und die natürliche Wärme das ihrige beitragen, machet, daß die Speisen aus dem Magen in die Gedärme gehen können. Die Länge dieser leztern beträgt sechsmal die Höhe des Menschen, und ist deswegen so eingerichtet, damit sich der Chylus auf diesem langen Wege von den unnüzen Materien absondern könne. Wenn der Chylus die Gedärme durchlauft, und sich die Galle und der Succus pancreaticus mit demselbigen vermischet, so lößt die erste die fetten Theile, welche noch von einigen Speisen übrig geblieben sind, vollends auf, und der Succus panceraticus zertheilet diese Materien noch weiter. Das Gedärm ist an dem Gekröse *) befestiget. Indem sich die Nahrungssäfte und was man den nahrhaften Theil des Chylus nennet, von den gröbsten Theilen absondern, und durch die Oefnungen der Milchadern gehen, **) die durch verschiedene Mündungen an den Gedärmen hängen; so befeuchten die Drüsen an den Gedär-

*) Dieß ist eine platte und in Falten gelegte Membrane, ohne welche die Gedärme, die daran befestiget sind, in dem Raum des Unterleibes untereinander laufen würden.

**) Die Milchadern sind besondere sehr feine und durchsichtige Gefässe. Man nennet sie überhaupt lymphatische Gefässe, und die Gefässe des Chylus, weil sie denselbigen aus den Gedärmen pumpen, um ihn in das Behältniß des Pecquet zu bringen, wie wir sogleich zeigen wollen.

Gedärmen die ausgetrockneten Aliments, und setzen sie in den Stand, weiter fort zu gehen, bis aller Chylus ausgepumpet ist, und diese Nahrungsmittel in die äussern Theile der Gedärme kommen, wo sie durch die ordentlichen Gänge ausgeworfen werden.

Durch das Zusammenziehen der Gedärme und durch die Würkung der Muskeln in dem Unterleibe wird der nahrhafteste Theil des Chylus in die Milchgefässe getrieben, und diese bringen den Saft in das Behältniß des Pecquet. *) Dieses Behältniß in dem Menschen ist aus drei grossen Höhlungen zusammen gesetzet, die durch eine sehr zarte Haut formiret werden. Der Chylus steigt durch den thoracischen Canal längst des Rückgrads hinauf; ehe aber dieß geschiehet, vermischet er sich mit der Lympha aus den lymphatischen Gefässen, die sich an diesem Behältniße endigen. Diese Säfte miteinander vereinigt gehen also an dem Rückgrad hinauf und ergiessen sich in die linke Ader unter dem Schlüsselbein, vereinigen sich mit dem darin fliessenden Blute und kommen durch die grosse Hohlader in die linke Herzkammer. **) Alles miteinander gehet wieder aus dem Herzen heraus, lauft in dem ganzen Körper herum und dienet ihm zur Nahrung. Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß der Chylus wider

*) Joh. Pecquet von Dieppe, hat seinen Namen durch die Entdeckung dieses Behältnißes unsterblich gemacht. Er machte im J. 1651 neue Erfahrungen in der Anatomie bekannt und starb zu Paris 1674.

**) Die zwo Herzkammern sind zwo ziemlich tiefe Höhlungen. Aus der rechten Herzkammer entspringt die Pulsader, welche das Blut in die Lunge bringt, wo es sich vermittelst des Athemholens erfrischet; die linke Herzkammer treibt das Blut durch die grosse Pulsader (Aorta), daß es sich in alle Theile des Körpers verbreitet.



wider die Gesetze der Schwehre in dem Gang am Rückgrad aufwärts steiget, dessen Membrane zu schwach ist, als daß sie sich zusammen ziehen könnte: es wird aber dieser Saft durch das Schlagen einer Pulsader in die Höhe getrieben, welche auf den thoracischen Gang drücket, daß der Saft aufwärts steigen muß. Wann er einmal in die Höhe getrieben ist, kann er nicht mehr herab fallen, weil er durch viele Valvuln, die sehr nahe aneinander sind, aufgehalten wird, diese Ventile öfnen sich, daß der Saft hinauf steigen kann, welcher hernach durch seine Schwehre eben diese Ventile wieder zudrücket, und sich also den Ruckweg selbst verschliesset.

Es ist aber nicht genug zur Erhaltung der thierischen Oeconomie, daß die Nahrungsmittel in den Chylus und dieser in Blut verwandelt, in das Herz geleitet werden, wie ich eben gezeiget habe. Es ist auch nöthig, daß das Blut durch das Zusammenziehen des Herzens bis in die äussersten Theile getrieben, und ein Theil desselbigen wieder dahin zuruckgetrieben werde, um neue Lebensgeister einzunehmen, und die Circulation wieder von neuem anzufangen.

Ohne mich in eine genaue Untersuchung über die Geseze des Kreislaufs einzulassen, will ich nur mit wenigem sagen, wie diese Verrichtung von statten gehe, deren Daseyn niemand mehr läugnen kann, *) welches so

*) Man will behaupten, daß die Alten von dem Kreislauf des Bluts nichts gewust hätten; er ist erst im J. 1628 durch Herrn Harvey, den Leibarzt Carls des isten, Königs von England, entdecket worden. Demohngeachtet sagen einige Gelehrte, daß Hippocrates, der Vater der Arzneikunst, welcher 500 Jahre vor C. G. lebte, von der Circulation geredet habe; man führet unterschiedliche Stellen dieses grossen Mannes an, welche zu beweisen

so merkbar ist, wenn man seine Hand an das Herz leget, und wenn man mit der Hand die Schlagader befühlet, welche Schläge den Puls ausmachen, diesen wunderbaren Compaß, der den Arzt in der Behandlung der Krankheiten leitet. *)

Um den bewundernswürdigen Mechanismus des Kreislaufes zu begreifen, muß man wissen, daß sich alle Augenblicke des Lebens das Herz und die Arterien zusammen ziehen und wechselsweise eines um das andere erweitern. Wenn sich das Herz zusammen ziehet, so nähern sich die Wände der Herzkammern, und drücken das Blut gegen den untern Theil des Herzens. Das Blut, welches auf diese Weise fortgestossen wird, öfnet die Valvuln und nimmt seinen Lauf durch zween verschiedene Gänge. Ein Theil gehet in die Pulsader der Lunge, welche alsdann ausgedehnet ist, und von da aus sehr schnell in die verschiedenen Aeste dieser Arterie, und endlich in die ganz subtilen Arterien (arteriae capillares) hier vereiniget sich das Blut mit der Luft, die in den kleinen Luftröhren enthalten ist. Aus den Extremitäten dieser Arterien entspringen sehr feine

Blut-

weisen scheinen, daß er sie gekennet habe, Herr Fagon war der erste, der diese Lehre in Frankreich behauptet hat. Herr von Fontenelle sagt, daß die alten Aerzte derselbigen Zeit, welche an den Vorurtheilen der Schule hielten, zu des jungen Fagons Lob zu sagen pflegten, daß er viel versprochen, und wenn er keine so paradoxe Meinung, wie die Circulation behauptet hätte, so hätte er sich empor schwingen können.

*) Die Kenntniß des Pulses ist seit einiger Zeit weit vollkommener gemacht worden; man kann hoffen, daß wir in dieser Wissenschaft den Chinesischen Aerzten bald gleich kommen, wo nicht sie gar übertreffen werden, welche, wie man sagt, die ausgebreitesten Kenntniße in Ansehung des Pulses besitzen.



Blutadern, (venae capillares) diese vereinigen ihre Aeste miteinander und formiren ein beträchtliches Gefäß, welches die Blutader der Lunge genennet wird, und welche das Blut in das linke Ohr des Herzens und von da in die Kammer auf eben derselbigen Seite treibet. Der andere Theil des Bluts gehet aus der linken Kammer heraus, nimmt seinen Lauf durch die grosse Pulsader, die alsdann ausgedehnet ist. Diese Arterie theilet sich in zween Aeste, und macht eine aufsteigende Aorta, welche das Blut in die obern Theile bringet, und eine absteigende Aorta, welche die Nahrung in den untern Theilen ausbreitet. Wo die Aeste der ganz feinen Arterien aufhören, da formiren sie bei ihrer Vereinigung eine dicke Röhre, welche man die Hohlader nennet, und welche das Blut in das rechte Ohr des Herzens bringet, welches nicht zur Nahrung verwendet worden ist.

Wenn sich die zwei Ohren zusammen ziehen, so treiben sie das Blut in die Herzkammern, wovon das Zusammenziehen durch das Nachlassen der Fleischfiebern einen Augenblick aufhöret. Darnach erweitern sich jene wieder, um neues Blut aufzufangen und das Herz ziehet sich zusammen um das aufgefangene auszustossen. Wenn sich die Ohren zusammen ziehen, so erweitern sich die Kammern, und so geschiehet es auch umgekehret.

Durch diesen, in Ansehung seiner so grossen Würkungen, so einfachen Mechanismus erhält sich die Circulation bei dem Thiere. Aber welches ist die erste Ursache dieser fortdaurenden Bewegung des Blutes? Durch welche Mittel hat die Natur dem Herzen den nöthigen Trieb und die erforderliche Kraft eingepflanzet,

zet, um diese erstaunlichen Bewegungen durch ein ganzes Leben zu verrichten? Warum ermüden die andern Muskeln, die nicht zu so verschiedenen Bewegungen bestimmt sind, als die Muskeln des Herzens, so bald und so leichte, da sich die Fibern dieses Eingeweides in einer langen Reihe von Jahren, wenigstens nicht merklich, schwächen? — — Der Urheber der Natur scheinet sich einige Geheimniße vorbehalten zu haben, damit wir nicht noch eitler, und noch stolzer würden, als wir schon sind, wenn wir sie hätten entdecken können; oder diese Geheimniße sind vielmehr in der Ordnung der Dinge so hoch gesetzet worden, daß sie unser Geist nicht erreichen kann. Es sey nun, wie es wolle, so haben doch geschickte Naturkundiger die Circulation berechnet, und gefunden, daß ein Mensch selten über vier und zwanzig Pfund Blut hat; daß das Herz in einer Stunde ohngefähr zweitausendmal schlägt; daß das Herz bei einem jeden Schlag zwei Unzen Bluts in die Aorta treibe, daß also nach dieser Berechnung die ganze Maße des Bluts alle Stunden vier und zwanzig mal durch das Herz gehe, nemlich 576 mal in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden. Vor etlichen Jahren hat Herr Bernard, Doctor der Arztnei zu Douay über diesen schönen Theil der thierischen Oeconomie ein Problem aufgelöset.

Von dem Stande der Krankheit.

Dieser so traurige und betrübte Zustand war nicht für den Menschen gemacht. Die Natur hatte uns nicht bestimmt, schwach und voll Dünste zu seyn, contracte Glieder, geschwundene Lenden, das Podagra ꝛc. zu haben: dieß ist alles unser eigen Werk, un-



sere Ausschweifungen haben uns alle diese Krankheiten zugezogen. Wir haben bald auf einmal, bald nach und nach das Blut, welches in unsern Adern fliesset, verderbet und angesteckt: der Scharbock, die Blattern, die schreckliche Venusseuche und andere Krankheiten von dieser Art sind die Entwicklung eines Keimes der Fäulniß, den wir in uns tragen, *) welchen aber die Natur nicht in uns gelegt hat, ja sie wendet alle Kräfte an, ihn zu zerstören, sie schwächet in einem jeden neuen Individuo die inwendigen Verderbniße, die ihm zur Nahrung dienen. Aber die geringste verderbte Materie, die wir von unsern Vätern erhalten, diese befördert diesen Keim durch die ungesunden Nahrungsmittel und durch eine Lebensart, die noch ungesunder ist. Die Ausschweifung mit dem Weine, der Gebrauch der geistigen Getränke, selbst der mässige nicht ausgenommen, eine beständige und tödtende Ruhe, sind die schleichenden Ursachen von unsern meisten Uebeln. Die Ausschweifungen in der Liebe werfen uns sehr frühzeitig in die Arme des Todes, absonderlich wenn

*) Diese Keime des Schmerzens und des Todes, und absonderlich der Stof des venerischen Uebels sind durch eine natürliche Folge immer stärker von unsern Vätern auf ihre Nachkommen gebracht worden. Viele von ihnen haben sich der Unmässigkeit und allen Arten von Ausschweifungen ergeben, welche ihr Geblüt verringert und verderbt haben. Eben diese Ausschweifungen, der Gebrauch der Gewürze rc. pflanzen bei ihren Nachkommen absonderlich bei denen, die ein ungesundes und müssiges Leben führen, von einer Generation auf die andere die Uebel fort, welche sich ausserdem verringert und endlich völlig verlohren haben würden: so ist es auch mit dem Gifte der Blattern, welches man vielleicht in einem Jahrhundert bei einer Nation ausrotten könnte, wenn ein jeder für sich den Weg einschlagen wollte, den ihm die Natur angewiesen hat, nemlich mässig und arbeitsam zu seyn, sich von allen Ausschweifungen zu enthalten.

wenn wir keine ermüdende Leibesübungen verrichten, welche uns, als physische und moralische Mittel betrachtet, diese Vergnügen nicht so nothwendig machen; wir können sie auf diese Art länger geniessen, und die Unordnungen, die sie in unsern Körpern anrichten, wieder herstellen, wenn wir uns denselbigen zuweilen unmässig überlassen haben.

Ich will mit wenigen Worten einige Mittel anzeigen, die meisten Uebel, die uns umgeben, nicht zu heilen, sondern (welches viel vorzüglicher ist) ihnen zuvor zu kommen.

Man sollte nur bei Verwundungen und schmerzlichen Krankheiten seine Zuflucht zur Medicin und zur Chirurgie nehmen. Ich sondere die Medicin und die Chirurgie nicht von einander ab, zwo göttliche Künste,*) die wir nicht mehr von einander trennen, und die einerlei Menschen miteinander ausüben werden,

 wenn

*) Ich nenne hier die Medicin eine göttliche Kunst, da ich an einem andern Ort ganz anderst von ihr geredet habe. Deswegen bin ich doch nicht im Widerspruch mit mir selbst. Ich denke, man soll die Medicin verachten, wenn sie, an statt uns zu sagen, lebet nach der Natur, oder ich werde euch nicht von einem Uebel, als durch ein anders heilen können, uns hingegen in unserer Weichlichkeit, in unsern ungesunden Gewohnheiten unterhält, um uns ihre tödtende Hülfe, die grausamer ist, als der Tod selbst, und uns tausendmal ehe wir sterben umbringet, nothwendig zu machen. Die Medicin, auf die wir unser Vertrauen setzen dürfen, und welche Altäre verdienet, verwahret die Bemerkungen von allen Jahrhunderten über die würksamsten Mittel, die Gesundheit wieder herzustellen, wenn sie durch Zufälle angegriffen wird, die keine nothwendige Folgen von Ausschweifungen, von einer unordentlichen Lebensart ꝛc. sind. Diese Bemerkungen laufen nicht in das Unendliche, ein Arzt soll sie ordentlich in seinem Kopfe haben, und das kann er leicht.



wenn wir einmal anfangen, richtig zu urtheilen. *) Die Fieber und andere langwierige Krankheiten können insgemein ohne viele Arztneimittel geheilet werden.

Wenn es wahr wäre, wie man gemeiniglich glaubet, daß das Alter diejenige Lebenszeit ist, wo man allen Arten von Krankheiten mehr ausgesetzt ist, so hätte ich diesen Artikel von dem kranken Menschen an das Capitel von dem Alter setzen können; aber ein wenig Ueberlegung wird uns leicht begreiflich machen, daß dieses ein Irrthum sey. Die Vernunft stimmt auch hier, wie in allen andern Sachen, mit der That überein. Ein Mensch wird gemeiniglich nicht alt, als wenn er sich so aufgeführet hat, daß er es werden kann; als wenn er, absonderlich in seiner Jugend, kein gar zu unordentliches und ungesundes, oder gar zu regelmässiges und einförmiges Leben geführet hat; als wenn er von allen seinen Kräften Gebrauch gemacht, wenn er mit einem Worte alle Absichten der Natur erfüllet hat. Dieses vorausgesetzt muß der Mensch in seinem Alter nur einige leichte Schwachheiten und keine Krankheiten empfinden; und dieß geschiehet auch ordentlicher Weise. Umsonst wird man durch das vorgebliche Ansehen des Cicero das Gegentheil behaupten wollen, daß man das Alter als eine Krankheit ansehen müsse, (De Senect. Cap. 11.) er erkläret sich unmittelbar darauf, und räth statt aller Arztneimittel eine genauere Ordnung, als in der übrigen Lebenszeit, zu beobachten. Wenn er es nun als eine wahre Krankheit betrachtete, so würde er nicht glau-

*) S. den Discurs des Herrn Louis, in den Memoiren der Academie der Chirurgie: und den Brief des Hr. Lecat an Mr Magister der freien Künste und der Chirurgie zu Paris, Amsterdam, 1766.

glauben, daß man sie durch die Ordnung allein heilen könnte.

Ich werde keine Untersuchung über alle Zufälle anstellen, die auf unsere Gesundheit zielen, sie sind unzählich, seit dem wir uns einigermassen von der Natur entfernet haben.

Vielleicht versuchet man einmal, die Menschen, wo nicht auf die einfachsten Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, zuruck zu führen, ihnen wenigstens zu zeigen, daß diese Mittel da sind; und dann, wenn die Vernunft in der That eine Wolthat der Natur ist, hoffe ich, daß sie sich ein wenig dem Instincte nähern werden. — — Sich dem Instincte nähern, räth, wie ich glaube, die Vernunft, dieß ist auch mein Geheimniß, mein allgemeines Verwahrungsmittel, ich sage es noch einmal und wünsche, daß man mich verstehe.

Es ist kein Theil an unserm Körper, dem wir nicht alle Gattungen von Uebeln zugezogen haben; sie werden aber alle verschwinden, so bald wir anfangen ein gesundes und vernünftiges Leben zu führen.

Sich, und absonderlich den Kopf zu sehr bedecken, enge und dicke Kleider tragen, in weichen und warmen Betten liegen, sich in Alkoven hinter die Fürhänge verschliessen, später als um fünf oder sechs Uhr, wenn es auch im Winter wäre, aufstehen, alle Tage herrliche Malzeiten halten, nicht laufen, oder sich nicht mit ermüdenden Arbeiten beschäftigen, in der Stadt und unter den Aerzten leben, *) durch alles dieß wird man öfters krank, oder verdienet es wenigstens zu werden.

*) Die nöthigen Einschränkungen hab ich bereits im Anfang dieses Artikels und an einem andern Ort beigebracht, da ich von den Aerzten geredet habe.

Man kann in den Städten, ohne die dicke und unreine Luft, oder die gar zu mühsamen und ungesunden Handthierungen zu rechnen, noch viele andere Ursachen zu Krankheiten finden, als da sind die Wissenschaften, die Geschäfte, die Intriguen, die äusserliche Pracht, die Schauspiele, die gar zu zärtliche Liebe, diese geistige und romanenhafte Liebe, und selbst alle die Dinge, die man unter die Zahl der gar zu mühsamen oder ungesunden Arbeiten rechnet. — — Man hat vielleicht die Pracht, die Schauspiele und die Liebe nicht auf dieser Liste erwartet, weil sie nichts als Vergnügen zu seyn scheinen. — — Es wäre leicht zu beweisen, daß absonderlich die Trauerspiele, der Luxus und die metaphysische Liebe viel Unglück anrichten. Die es empfunden haben und wieder auf den rechten Weg zurück gekommen sind, die haben keines Beweises nöthig. Und die andern haben eine Decke vor den Augen, daß das stärkste Licht nicht durchdringen kann.

Willst du glücklich und gesund leben, so lebe auf dem Lande, ohne Unruhe, ohne Ehrbegierde; schaffe daselbst so viel gutes, als dir möglich ist; formire eine zahlreiche und wolgesittete Gesellschaft, dessen Glieder sich alle unter einem Dache vereinigen; (denn in diesen Gesellschaften, die in der Stadt fast unmöglich sind, vermehret sich das Gute, so wol das physische, als das moralische, und das Böse verlieret sich dadurch, daß es sich zertheilet) athme die gute Morgenluft ein, meide den Müssiggang, ruhe von einer Arbeit durch eine andere aus, 2c.

Was ich von den allgemeinen Mitteln, seine Gesundheit zu erhalten, gesagt habe, ist bereits fast eben so an einem andern Ort dieses Buches gesagt worden,

aber

aber so nothwendige Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden, und dieß soll so oft geschehen, bis man sie besser fühlet, als bisher geschehen ist.

Diesen Artikel will ich mit dem traurigen Gemählde eines kranken Menschen schliessen. Was die einfachsten und würksamsten Mittel, ihn zu heilen, betrift, wenn er von der Natur verlassen zu seyn scheinet, so muß ich ihm auf die Bücher verweisen, die davon geschrieben worden sind, und auf die Aerzte, welche diesen Vorschriften folgen.

Eine Gährung in den Säften oder sonst eine Veränderung in dem mechanischen Bau des Körpers ist eine Unordnung, und darzu wird die Natur mit vieler Mühe gebracht, sie bemühet sich allezeit, die Ordnung wieder herzustellen. Daher kömmt es, daß ein gefährlich verwundeter oder kranker Mensch in eine allgemeine Entkräftung in eine tödliche Schwachheit fällt, oder er bekommt schreckliche Convulsionen, welches oft noch mehr zu fürchten, aber nicht von so langer Dauer ist. In diesem letztern Falle will uns die Natur mit Gewalt aus einem kritischen Zustande reissen, *) daher erfolgt entweder die Genesung, oder der Tod. In dem ersten Falle scheinet sie uns zu verlassen, und rettet uns, wenn es möglich ist, durch unsere Schwachheit selbst. Man weiß, daß ein Fieber, eine ausserordentliche Ausdünstung, etc. die uns bis an den Stand des Grabes bringen, uns öfters das Leben wieder geben.

*) Dieser allgemeine Stoß ist ein Widerstand, den die Kräfte des Thiers miteinander gegen einen Zufall thun, der ihm eine völlige Auflösung drohet; es ist gleichsam ein Ausfall, den sie auf den Tod machen; und in diesem heftigen aber nothwendigen Streit ist kein Mittel zwischen siegen oder sterben.



Wenn wir eine gesunde und natürliche Lebensart führeten, so würden keine solche Veränderungen, keine so gefährliche Revolutionen in uns vorgehen, die die Natur verabscheuet, und die sie nicht stillen kann, daß es uns nicht einen Theil unserer Gesundheit und öfters, aller Anstrengung und Sorgfalt ohngeachtet, das Leben kosten sollte.

Ein Kind, welches in seinem ersten oder zweiten Jahre stirbt, ist eine Blume, die verwelket, an statt aufzublühen. Ein achtzigjähriger Mann, welcher stirbt, oder vielmehr ohne Krankheit, ohne Schmerzen auslöschet, ist eine reife Frucht, welche von sich selbst abfällt. Dieses Kind oder diesen Greisen sterben zu sehen, ist ein rührendes Schauspiel. Es ist also nur ein einziger Fall, wo die Annäherung des Todes schrecklich ist. Wenn nemlich ein Jüngling, der die Annehmlichkeiten und die Reize des Lebens noch lange geniessen sollte, aus demselbigen grausam hinweg gerissen wird. Seine Lippen, worauf die Wollust schwebte, sind nicht mehr roth und glänzend, sie entfärben sich und werden grün und blau; die Bleiche seines Gesichts ist ein dicker Schleier, der die Rosen verdecket, welche man noch kurz vorher darauf sehen konnte; seine in Thränen schwimmenden und fast verlöschten Augen werfen auf alles, was um ihn ist, einen zärtlichen Blick, und wollen gleichsam sagen: wir öfnen uns zum letztenmal; wir werden keine Liebe, keine Freundschaft mehr einflössen, und werden auch die süssen Eindrücke davon nicht mehr empfinden, wir werden das ergözende Gemählde nicht mehr sehen, welches uns die Morgenröthe, die Blumen, die ganze Natur noch so oft verschaffen könnte!

Ob

Ob man schon das Leben mit Recht ungerne verläßt, wenn man jung, und zwar an einer Krankheit stirbt, weil wir nach der Absicht der Natur entweder vor Alter, oder eines schleunigen und gewaltsamen Todes sterben sollten; so kann man sich doch auch selbst in der Jugend, und noch mehr, wenn der Tod zur bestimmten Zeit kommet, in diesem traurigen und kritischen Augenblicke trösten. Die Versprechungen der Religion sind so schön, so wünschenswerth, und kommen mit der Hofnung, welche die Natur selbst in unser Herz gepflanzt hat, so vollkommen überein! *) Also soll ein Greis seine lezten Jahre ruhig zubringen, wie ein Fremder, der an dem Ufer des Meers ist, und sich daselbst an allem ergözet, indem er ein Schif erwartet, woräuf er wieder in sein Vaterland zuruck kehren kann. Ein Jüngling ist ein anderer Fremder, der noch nicht Zeit gehabt hat, das Land, welches er bewohnet, kennen zu lernen, er weiß kaum noch, daß er nur auf eine Zeit lang da ist, er betrachtet es, als sein Vaterland, machet sich einen Entwurf zu seiner Glückseligkeit und will ihn ausführen. Aber wenn ihn eine Krankheit, oder sonst ein Zufall in die Arme des Todes wirft, denn sollen sich seine Augen auf einmal öfnen; in diesem Augenblicke soll er lernen, daß für ihn ein weit glücklichers Vaterland bestimmt sey, und wenn er sich mit Mühe von seinen unschuldigen Neigungen los gemacht hat, so soll er zu sich selbst sagen: meine Geliebte und meine Freunde werden sich wol über meinen Verlust oder vielmehr über meine Abwesenheit trösten können, sie werden mir bald in die glücklichen Wohnungen folgen, wo ich sie erwarte; weder sie, noch ich haben also Ursache, uns zu beklagen.

Die

*) Die wildesten Völker haben einen Begrif von der Unsterblichkeit, und ein Verlangen darnach.



Die Verschiedenheit der menschlichen Gattung.

Es gibt keine Gattung, wo mehr Verschiedenheit anzutreffen wäre, als bei der unsrigen, und dieß konnte nicht anderst seyn, nicht nur weil sie die zahlreichste ist, und sich so allgemein auf der Erde ausgebreitet hat, sondern weil der Mensch allein das Vermögen hat, welches öfters sein Unglück ist, seine äusserliche Form, und wol auch die innere, zu verändern.

Die Menschen sind voneinander unterschieden, entweder durch die Farbe und durch die Gestalt, durch einige Züge des Gesichts, durch den Character, oder durch platt gedruckte Köpfe, durch ausserordentlich lange Ohren, durch völlig breit gedruckte Nasen, durch herabhangende Brüste ꝛc. und absonderlich durch lächerliche und grausame Sitten. Die ersten Verschiedenheiten, nemlich die Farbe, ꝛc. sind nothwendige Würkungen des Himmelsstriches, die andern sind ein Werk des menschlichen Eigensinnes und seines Hanges, alles dasjenige zu verderben, was die Natur noch so schön gemacht hat, wie wir sehen werden, wenn wir die vornehmsten Länder auf den beeden Halbkugeln nur mit einem Blicke durchlaufen.

Zu den Verschiedenheiten der Farbe, der Gesichtszüge, der Gestalt und des Characters könnte man noch andere setzen, die auch natürlich zu seyn scheinen, die nur von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, aber bald wieder verschwinden, weil sie gemeiniglich nur die Würkung von einer vorübergehenden Ursache sind, oder von einer Ursache, die auch fort dauern könnte, welche man aber in ihrem Laufe hemmet. So hätte sich vielleicht

leicht eine Art Menschen in England fortpflanzen können, die eine Haut, wie ein Stachelschwein, hatten, wenn die ersten von dieser ungeheuern Art nicht fast alle zu jung gestorben wären, als daß sie ihres gleichen hätten hervorbringen können. Hr. Ascanius, der Arztnei Doctor und Mitglied der Königl. Gesellschaft zu London, erzehlet die Geschichte eines Menschen, der in England insgemein nur *the porcupine man*, oder Stachelschweinmensch genennet wurde. Dieser Mensch der von gesunden und wolgestalten Eltern gebohren worden, war es auch, wie sie, als er auf die Welt kam. Erst nach fünf oder sechs Wochen entdeckte man an seinem Leibe eine grosse Anzahl kleiner Auswüchse, die man anfangs für eine Krankheit in der Haut hielt; nach und nach sahe man, daß es Borsten waren, so hart wie ein Horn, deren Wachsthum nichts verhindern konnte. Den Kopf, die flache Hand und die Fußsole ausgenommen, war sein ganzer Leib mit dieser Art von Borsten bedecket; wenn sie durch die Haut hervor kamen, waren sie, wie die kleinen Kiele bei dem Federvieh, wenn es nackend ist; sie waren sechs Linien lang und zwei Linien dick, und standen senkrecht auf der Haut, wie bei einem Igel. Ihre Farbe war bleich und schienen durchsichtig, wenn man sie gegen das Licht hielt; wenn man die Haut faltete, und die Borsten horizontal lagen, so schien die Haut an diesem Theil weiß zu seyn, da sie sonst an den übrigen Theilen des Körpers schwärzlich war. Wenn dieser Mensch bekleidet war und Handschuh an hatte, so war er in allen Stücken andern Menschen gleich; er hatte einen schwarzen Bart und schwarze Haare; er war wol gebauet und hatte eine einnehmende Gestalt. Aber dieß war eine ganz besondere Erscheinung: alle Herbste fielen ihm diese Borsten aus,

wel-



welches überhaupt die Mauszeit ist, und darnach wachsen sie wieder. Einsmals verlohr er ein Stück Fleisch von einem Bein, und die Stelle blieb ohne Borsten. In seinem zwanzigsten Jahre bekam er kleine zusammgeflossene Blattern: in sehr kurzer Zeit verlohren sich alle Haare an seinem Leibe; aber nach seiner Genesung kamen die Borsten wieder, wie vorher; übrigens genoß er fast einer beständigen Gesundheit. Man hat die gewaltsamen Mittel, die man gegen die venerische Krankheit zu brauchen pfleget, angewendet, um ihn von diesen unbequemen Felle völlig frei zu machen; er hat die Speichelcur ohne die geringste Besserung ausgestanden, und deswegen hat man keine Mittel mehr versucht. Dieser Satyr wurde verliebt; das ist eben nicht zu wundern: er wuste ein Mädchen an sich zu ziehen, die ihn heurathen wollte, und dieß ist eben auch nichts ausserordentliches. Aber dieß möchte manchen besonder scheinen, daß er in dieser Ehe sechs Kinder gezeugt hat, so wol Söhne als Töchter, und daß sie alle, wie er beschaffen, und mit harten Haaren bedeckt waren: itzt lebt nur noch ein Knabe, der seinem Vater vollkommen gleich ist, und ist zu wünschen, daß er der lezte seines Stammes seyn möge. *)

In einer Familie zu Berlin werden seit vielen Zeugungen alle Kinder mit sechs Fingern gebohren. In einer Familie zu Verneuil an der Oise, bei Senlis, hat der Vater und seine Söhne kein Haar.

Man findet in unterschiedlichen Memoiren der Academien besondere Bemerkungen, welche dergleichen Abweichungen der Natur bestättigen, indem sie bei einzeln Menschen geringe Verschiedenheiten hervorbringt.

Ich

*) Vermischte natürliche Historien, von Allem Dulac, 2ter Theil.

Ich will itzt die beständigen Verschiedenheiten in der Gattung überhaupt betrachten, und zwar in Ansehung der verschiedenen Himmelsstriche und des Einflusses, den sie auf die Menschen in der alten und in der neuen Welt haben.

Die alte Welt.

Die nordischen Völker.

In Lappland und an den mitternächtigen Küsten der Tartarei findet man ein Geschlecht Menschen von kleiner Statur und von wunderlicher Gestalt, deren Physionomie so wild ist, als ihre Sitten. Ihre Weiber sind eben so häßlich und den Männern so ähnlich, daß man sie nicht gleich voneinander unterscheiden kann. Die Weiber in Grönland haben eine sehr kleine Gestalt, und ihr Körper hat ein gutes Ebenmaas, aber ihre Brüste sind so weich und lang, daß sie ihre Kinder auf die Schulter nehmen, wenn sie dieselbigen säugen; an dem äussersten Ende sind diese Brüste so schwarz, wie eine Kohle, und die übrige Haut hat eine sehr dunkle Olivenfarbe. Diese Völker, die von aussen alle einander gleich sind, sind auch alle gleich dumm und ungeschickt. Sie halten sich unter der Erden auf, oder in Hütten, die bei nahe völlig unter der Erde und mit Baumrinden oder Fischbeinen bedeckt sind. Eine Nacht, die etliche Monate dauert, machet, daß sie in dieser Wohnung beständig Licht haben müssen. Im Sommer müssen sie in einem dicken Rauche leben, um sich vor den Mückenstichen zu verwahren. Bei dieser so harten und traurigen Lebensart sind sie fast niemals krank, und erreichen alle ein hohes und munters Alter. Die einzi-



ge Unbequemlichkeit, der die Alten unterworfen sind, ist die Blindheit; diese verursachet ihnen der beständige Glanz des Schnees im Winter, Herbst und Frühling, und der verderbliche Rauch im Sommer.

Die nordischen Nationen sind allezeit so fruchtbar gewesen, daß sehr grosse Völkerschaften von ihnen ausgegangen sind, die ganz Europa überschwemmet haben: dieß hat einige Geschichtschreiber veranlasset, daß sie Norden eine officinam gentium (Werkstatt der Völker) genennet haben.

Die Tartarn haben sich auf der einen Seite mit den Chinesern und auf der andern mit den Russen vermischet; und diese Vermischung hat die Züge dieses Geschlechts nicht völlig ausgelöschet, denn unter den Moscowitern gibt es noch viele Tartarische Gesichter. Ob schon die Moscowiten mit den übrigen Europäern von einem Geblüthe sind, so findet man doch unter ihnen einzelne Menschen, die eine unförmliche Gestalt haben, dicke Schenkel und kurze Beine, wie die Tartarn.

Die Kalmucken, welche an dem Caspischen Meere, zwischen Moscau und der grossen Tartarei, und viel weiter gegen Mittag als die Lappländer wohnen, sind starke Leute, aber die häßlichsten und ungestaltesten unter der Sonne. Sie haben ein so flaches und breites Gesicht, daß die Augen fünf bis sechs Finger breit von einander stehen; ihre Augen sind ausserordentlich klein, und ihre kleine Nase ist so platt, daß man an statt der Nasenlöcher nur zwo Oefnungen siehet; ihre Knie sind auswärts und die Füsse einwärts gebogen, und diese leztere Unförmlichkeit ist eine Frucht der Erziehung.

Die

Die Völker des Orients.

Die Chineser haben überhaupt ein breites Gesicht, kleine Augen, stumpfe Nasen und fast gar keinen Bart. Die Japaner sind den Chinesern ziemlich gleich, nur etwas gelber und brauner, weil ihr Land schon weiter gegen Mittag liegt: diese Völker haben beinahe eben die natürlichen Eigenschaften, eben die Sitten und eben die Gewohnheiten, wie die Chineser. Dieß ist eine von den sonderbarsten und beeden Nationen gemeinen Gewohnheit, daß sie den Mädchen in ihrer Kindheit die Füsse mit solcher Gewalt zusamm pressen, daß sie nicht wachsen können. Eine schöne Weibsperson muß in diesem Lande einen so kleinen Fuß haben, daß ihr ein Schuh von einem sechsjährigen Kinde, wie angemessen ist. *)

Alle morgenländische Völker haben ein Vergnügen an langen Ohren; einige ziehen die Ohren, um sie lang zu machen, aber sie durchstechen sie nicht; andere, als zu Laos, ziehen die Ohren so ungeheuer groß, daß man bei nahe eine Faust durchbringen kann, so daß sie ihnen bis auf die Schultern herab hangen.

Die Siamer schwärzen sich die Zähne, weil sie sich vorstellen, die Menschen müsten keine weissen Zähne haben, wie die Thiere; und dieses thun sie mit einer Art von Firnis, welches man von Zeit zu Zeit wiederholen muß. Wenn sie diesen Firnis gebrauchen, so müssen sie sich einige Tage des Essens enthalten, damit diese Materie fest werden kann.

Die

*) Man hat einen bösen und mühsamen Gang, wenn man so schmale Füsse hat. Wenn man aber nicht viel gehen kann, so ist man eines sehr nützlichen und angenehmen Vermögens beraubet.



Die Einwohner in den Manillischen und andern Philippinischen Inseln sind vielleicht unter allen Völkern des Erdbodens am meisten vermischt, und zwar durch die Verbindungen, welche die Spanier, Indianer, Chineser, Malabaren und Schwarzen mit einander gemacht haben. Die Schwarzen, welche in den Felsen und Bergen auf dieser Insel wohnen, sind von den andern Einwohnern völlig unterschieden; man will einige unter ihnen gesehen haben, welche an dem Steiß vier oder fünf Zoll lange Schwänze gehabt haben.

Auf der Insel Formosa ist es keiner Weibsperson erlaubt, vor dem fünf und dreissigsten Jahr ein Kind zu gebähren, ob es ihnen gleich frei stehet, lange vorher zu heurathen. Wenn sie schwanger sind, so tretten ihnen die Priesterinnen mit den Füssen auf den Bauch, damit sie vor der Zeit gebähren; es wäre bei ihnen nicht nur eine Schande, sondern auch ein schwehres Verbrechen, wenn man vor der bestimmten Zeit ein Kind zur Welt kommen liesse. — — Von wie vielen Uebeln, von wie vielen abscheulichen Handlungen sind nicht diese barbarische Religionen die Quellen! Quid non Relligio potuit suadere malorum! (Was böses ist geschehn, das nicht ein Priester that!)

Die Völker gegen den Mittag.

Die Einwohner von neu Holland, an der orientalischen Küste von Indien, sind groß, gerade, schlank; ihre Augenlieder sind immer halb geschlossen, um die Augen vor den Mücken zu bewahren, die sie sehr beunruhigen; sie sind vielleicht die elendesten Leute auf der Welt, und diejenigen Menschen, welche am

nechsten

nächsten an die unvernünftigen Thiere grenzen; sie wohnen Haufenweise beisammen, Manns- und Weibspersonen untereinander; sie haben keine eigentliche Wohnung und kein anders Bett, als die Erde; sie haben kein anders Kleid, als ein Stück Baumrinden, die sie wie einen Gürtel mitten um den Leib gebunden haben; sie haben weder Brod, noch Getraid, noch Hülsenfrüchte; ihre einzige Nahrung ist Fische, welche sie fangen, indem sie Behältniße von Steinen in kleinen Meerbusen machen.

Die Indostaner und die andern Völker auf der Halbinsel von Indien haben mit den Europäern in Ansehung der Gestalt und der Züge viel ähnliches, aber sie sind von ihnen durch die Farbe unterschieden; die Indostaner, Männer und Weiber, haben eine Olivenfarbe.

In dem Königreich Decan heurathen die Kinder sehr jung, die Knaben mit zehn und die Mädchen mit acht Jahren; man findet auch einige, die in diesem Alter Kinder zeugen, aber diese Weiber hören auch schon vor dem dreissigsten Jahr auf zu gebähren. In dem südlichen Indostan gibt es Weibspersonen, die sich Blumen in die Haut schneiden lassen, und sie mit verschiedenen Farben von Wurzelsaft bemahlen, so daß ihre Haut einem Blumenstoffe gleichet.

Die Bengaler sind gelber als die Indostaner, vielleicht deswegen, weil sie näher an der Linie sind. Man behauptet, daß ihre Weiber die geilsten in ganz Indien sind. Man treibt in Bengalen einen grossen Sclavenhandel mit Manns und Weibspersonen: man macht auch viele Eunuchen daselbst.



Die Einwohner auf der Küste von Coromandel und auf der Küste von Malabar sind sehr schwarz. Die Gewohnheiten der verschiedenen Völker in Indien sind alle besonders wunderlich. Die Banianer, auch Indianische Völker, essen nichts, was ein Leben hat: sie fürchten sich, das geringste Insect zu tödten, auch selbst diejenigen, die ihnen schädlich sind. *)

Unter den Einwohnern von Calicut in Asien gibt es Familien, deren Beine bei nahe so dick sind, als bei andern Menschen der Körper: die Haut ist hart und rauh, und ohngeachtet der ungeheuern Dicke dieser Theile sind sie doch sehr hurtig.

Der Schweis bei den meisten Indianischen Völkern, so wol Manns- als Weibspersonen hat keinen übeln Geruch; aber die Negern in Africa haben einen sehr unangenehmen, und wenn sie erhizt sind, sollen sie einen Geruch wie frischer Knoblauch haben. Die Indianischen Weibspersonen lieben die weissen Europäer sehr und ziehen sie allen Weissen in Indien und allen übrigen Indianern vor.

Die Völker in Persien, in der Türkei, in Arabien, in Aegypten und in der ganzen Barbarei, können als eine Nation angesehen werden, die sich zu den

Zeiten

*) So sind auch die Peruvianer in America. — — Diese so sanftmüthigen und menschenfreundlichen Leute, denen wir ein wenig nachahmen sollten, haben die Spanier mit unerhörter Grausamkeit ausgerottet. Sie jagten dieselbigen, wie wir die Hirschen und die wilden Schweine jagen. Oft sagte ein Spanier zu einem seiner Freund: leihe mir ein Viertheil von einem Indianer, daß ich Abends meine Hunde füttern kann, morgen werde ich auf die Jagd gehen, dann will dir einen halben dafür geben. S. die Anmerkungen des Herrn von Voltaire über das Trauerspiel, Octavius und der junge Pompeius, oder das Triumvirat.

Zeiten des Mohomets und seiner Nachfolger sehr weit ausgebreitet, sich sehr grosser Länder bemächtiget, und sich mit den Völkern dieser Länder auf eine ausserordentliche weise vermischt haben. Die Arabischen Princessinnen und vornehmen Frauen, die sich nicht viel in der Sonne aufhalten, sind sehr weiß, schön und wol gewachsen: die gemeinen Weiber sind braun und von der Sonne verbrannt, sie mahlen sich auch die Haut.

Die Völker des Occidents.

Obgleich die Aegypter an die Araber grenzen, und wie diese unter Türkischer Herrschaft stehen, so sind doch ihre Gewohnheiten sehr von den Arabischen unterschieden. In allen Städten und Flecken an dem Nil findet man Mädchen, die dem Vergnügen der Reisenden gewidmet sind, ohne daß sie selbige dafür bezahlen dürfen: reiche Leute halten es bei ihrem Sterben für eine Pflicht der Frömmigkeit, Hospitäler zu stiften, und sie mit Mädchen zu versehen, die sie in dieser frommen Absicht kaufen lassen. Die Aegypterinnen sind sehr braun; sie haben sehr lebhafte Augen; die Mannspersonen haben eine Olivenfarbe.

Wenn man die Geschichte der Africanischen Völker liest, so erfährt man nicht ohne Erstaunen, daß die Einwohner auf den Gebürgen in der Barbarei weiß, und hingegen die Einwohner an den Küsten des Meers sehr braun sind. Diese kleine Erhebung über die Fläche der Erde hat eben die Würkung, als viele Grade der Breite auf ihrer Oberfläche. *)

*) An diesen und noch vielen andern Zügen in diesem Artikel erkennet man den Adlerblick. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie von dem Herrn von Buffon zu entlehnen.



Die Einwohner auf der Küste von Coromandel und auf der Küste von Malabar sind sehr schwarz. Die Gewohnheiten der verschiedenen Völker in Indien sind alle besonders wunderlich. Die Banianer, auch Indianische Völker, essen nichts, was ein Leben hat: sie fürchten sich, das geringste Insect zu tödten, auch selbst diejenigen, die ihnen schädlich sind. *)

Unter den Einwohnern von Calicut in Asien gibt es Familien, deren Beine bei nahe so dick sind, als bei andern Menschen der Körper: die Haut ist hart und rauh, und ohngeachtet der ungeheuern Dicke dieser Theile sind sie doch sehr hurtig.

Der Schweis bei den meisten Indianischen Völkern, so wol Manns- als Weibspersonen hat keinen übeln Geruch; aber die Negern in Africa haben einen sehr unangenehmen, und wenn sie erhizt sind, sollen sie einen Geruch wie frischer Knoblauch haben. Die Indianischen Weibspersonen lieben die weissen Europäer sehr und ziehen sie allen Weissen in Indien und allen übrigen Indianern vor.

Die Völker in Persien, in der Türkei, in Arabien, in Aegypten und in der ganzen Barbarei, können als eine Nation angesehen werden, die sich zu den

Zeiten

*) So sind auch die Peruvianer in America. — — Diese so sanftmüthigen und menschenfreundlichen Leute, denen wir ein wenig nachahmen sollten, haben die Spanier mit unerhörter Grausamkeit ausgerottet. Sie jagten dieselbigen, wie wir die Hirschen und die wilden Schweine jagen. Oft sagte ein Spanier zu einem seiner Freund: leihe mir ein Viertheil von einem Indianer, daß ich Abends meine Hunde füttern kann, morgen werde ich auf die Jagd gehen, dann will dir einen halben dafür geben. S. die Anmerkungen des Herrn von Voltaire über das Trauerspiel, Octavius und der junge Pompeius, oder das Triumvirat.

Zeiten des Mohomets und seiner Nachfolger sehr weit ausgebreitet, sich sehr grosser Länder bemächtiget, und sich mit den Völkern dieser Länder auf eine ausserordentliche weise vermischt haben. Die Arabischen Princessinnen und vornehmen Frauen, die sich nicht viel in der Sonne aufhalten, sind sehr weiß, schön und wol gewachsen: die gemeinen Weiber sind braun und von der Sonne verbrannt, sie mahlen sich auch die Haut.

Die Völker des Occidents.

Obgleich die Aegypter an die Araber grenzen, und wie diese unter Türkischer Herrschaft stehen, so sind doch ihre Gewohnheiten sehr von den Arabischen unterschieden. In allen Städten und Flecken an dem Nil findet man Mädchen, die dem Vergnügen der Reisenden gewidmet sind, ohne daß sie selbige dafür bezahlen dürfen: reiche Leute halten es bei ihrem Sterben für eine Pflicht der Frömmigkeit, Hospitäler zu stiften, und sie mit Mädchen zu versehen, die sie in dieser frommen Absicht kaufen lassen. Die Aegypterinnen sind sehr braun; sie haben sehr lebhafte Augen; die Mannspersonen haben eine Olivenfarbe.

Wenn man die Geschichte der Africanischen Völker liest, so erfährt man nicht ohne Erstaunen, daß die Einwohner auf den Gebürgen in der Barbarei weiß, und hingegen die Einwohner an den Küsten des Meers sehr braun sind. Diese kleine Erhebung über die Fläche der Erde hat eben die Würkung, als viele Grade der Breite auf ihrer Oberfläche. *)

*) An diesen und noch vielen andern Zügen in diesem Artikel erkennet man den Adlerblick. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie von dem Herrn von Buffon zu entlehnen.

personen sind etwas brauner: sie haben auch feuerigere Augen. Die Spanier sind mager, und ziemlich klein: sie haben eine feine Gestalt und einen schönen Kopf.

Von dem rothen Meer an bis in den Ocean findet man so braune Leute, daß sie fast schwarz aussehen: man findet auch Negern. Wenn man die Zeugnisse der Reisenden mit einander vergleichet, so scheinet es, daß die Verschiedenheit in dem Geschlechte der Schwarzen eben so groß sey, als bei den Weissen.

Die Negern an dem Fluß Senegal *) haben so schöne Frauen und von so schöner Farbe, als irgend in einem andern Land auf der Welt: sie haben eine grosse Neigung gegen die Weissen. Uebrigens haben diese Weiber beständig die Tabackspfeife in dem Munde, und ihre Haut hat einen etwas unangenehmen Geruch, wenn sie erhizt sind.

Die Negern auf der Insel Gorea, an der Küste von Africa, sind dem Brandwein ausserordentlich ergeben, und betrinken sich öfters darin: sie verkaufen ihre Kinder, ihre Anverwandten, und öfters verkauffen sie sich selbst, um Brandwein zu bekommen.

Ob gleich die Negern von Guinea einer sehr guten und dauerhaften Gesundheit geniessen, so erreichen sie doch selten ein gewisses Alter: in einem Alter von vierzig Jahren haben sie schon das Ansehen eines Alten. Der frühzeitige Umgang mit den Weibspersonen ist vielleicht die Ursache ihres kurzen Lebens. Unter diesem Volke ist nichts so selten, als ein Mädchen, die

sich

*) Die nemlich längst des Senegals oder Senega's wohnen. Dieser Fluß, welcher von Morgen gegen Abend einen Strich Lands von 400 Meilen durchströmet, tritt zu bestimmten Zeiten aus seinen Ufern, wie der Nil.

sich der Zeit erinnern könnte, da sie eine Jungfrau gewesen ist.

Die Negern haben überhaupt wenig Verstand, aber sie haben destomehr Empfindung; sie sind munter oder melancholisch, arbeitsam oder Faullenzer, Freunde oder Feinde, nachdem man mit ihnen umgehet. Wenn man sie wol füttert und ihnen nicht übel begegnet, so sind sie vergnügt, frölich, bereit alles zu thun, und die Zufriedenheit mahlet sich auf ihrem Gesichte; aber wenn man hart mit ihnen verfähret, so werden sie niedergeschlagen, und sterben zu weilen vor Schwermuth. Sie haben einen tödtlichen Haß gegen diejenigen, die ihnen schlecht begegnet sind; hingegen sind sie sehr für ihren Herrn eingenommen, und unternehmen alles, um ihm ihren Eifer und ihre Ergebenheit zu bezeugen. Sie sind von Natur mitleidig, und auch zärtlich gegen ihre Kinder, gegen ihre Freunde und gegen ihre Landsleute; sie theilen das wenige, was sie haben, gerne mit denen, die es bedürftig sind, wenn sie dieselbigen auch nur durch ihre Dürftigkeit kennen. Sie haben also, wie man siehet, ein vortrefliches Herz, sie haben die Anlage zu allen Tugenden. „Ich kann ihre Historie nicht schreiben, sagt Herr von Buffon, „ohne mich über ihren Zustand äusserst zu betrüben: „sind sie nicht sehr unglücklich, da sie zur Sclaverei „verdammt sind, da sie beständig arbeiten müssen, „ohne etwas erwerben zu können? Muß man sie noch „übernehmen, sie schlagen, und sie wie Thiere tractiren? Die Menschheit empöret sich wider ein so verhaßtes Verfahren, welches die Gewinnsucht eingeführt hat. Man zwingt sie zu arbeiten, und man „gibt ihnen auch die gemeinsten Nahrungsmittel sehr „sparsam. Sie können, wie man sagt, den Hunger

„ leicht ertragen; von dem, was ein Europäer bei ei-
„ ner Mahlzeit verzehret, können sie drei Tage leben;
„ so wenig sie auch essen und schlafen, so sind sie doch
„ stark und dauerhaft zur Arbeit. Wie können Leute,
„ die nur noch eine geringe Empfindung von Mensch-
„ lichkeit haben, diese Maximen annehmen, ein Vor-
„ urtheil daraus machen, und aus diesen Gründen die
„ Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen, die sie aus
„ Durst nach Golde begehen! „

Wir verabscheuen die barbarische Gewohnheit der Cannibalen, welche die Gefangenen verzehren, die ihnen das Glück der Waffen in die Hände liefert, und wir lassen die Unglücklichen einen tausendfachen Tod erdulten, über die wir kein anders Recht haben, als die Stärke und die Gewalt.

Es wäre viel besser für sie, wenn wir sie auf einmal tödteten, wenn wir sie eben so schändlich und barbarisch hinrichteten, wie es einige Engländer vor vier Jahren *) gethan haben: hier ist die schreckliche Geschichte

*) Unser Jahrhundert ist gleichwol das Säculum der Menschlichkeit und der Philosophie, aber das eine und das andere gehet schwehr über das Meer. Es scheinet, daß die Europäer völlig aufhören, Menschen zu seyn, wenn sie den grossen Zwischenraum, der sie von andern Völkern absondert, zurück gelegt haben. Dieß kömmt auch daher, daß wir oft Colonien von ungesitteten und wol gar lasterhaften Leuten in die Inseln schicken, die wir fest sezen und bei uns verbessern sollten. Man könnte sagen, daß wir die neue Welt als ein Cloac ansehen, wo man alle Unreinigkeit von der alten hinwerfen müsse; und dieß ist die gröste Ungerechtigkeit. Ich will die schrecklichen Auftritte, wovon Canada der Schauplaz war, nicht zu dem Gemählde sezen, das ich izt entwerfen will: die gerechte Strenge, womit die Schuldigen bestraft werden, beweiset, wie sehr wir Philosophen und Menschen sind.

schichte davon mit kurzen Worten; *) ich werde die Sache nicht weitläufig erzehlen: man muß das Laster, so viel möglich mit abgewandtem Gesichte mahlen; man muß es nur mit einem Zuge voll Abscheu, nur mit einem halb gezeichneten Zuge mahlen.

Einige Familien, die unglücklichen Ueberbleibsel von sechs wilden Nationen, bewohnten die Ebene Connestoga in Pensilvanien, einer Provinz in Nordamerica, man nennete sie nach dem Namen dieser Ebene Connestoger.

Als die Engländer im Jahr 1701 dahin kamen,
„ brachten die Häupter der Familien den vornehmsten der
„ Colonie Wildpret, Getraid und Thierhäute, dieß war
„ ihr ganzer Reichthum, sie würden eben so wol Gold
„ gebracht haben, wenn sie Bergwerke gehabt hätten.
„ Wilhelm Penn machte so gleich mit dieser Völker-
„ schaft einen Freundschaftstractat, der nach den Aus-
„ drücken der Connestoger so lange dauern sollte, als
„ die Sonne scheinen und das Wasser in dem Meer
„ und in den Flüssen laufen würde. Dieser Tractat
„ ist seit dem öfters erneuert worden, und die Kette
„ wurde, wie sie sagten von Zeit zu Zeit poliret; die
„ Ebene, welche die Wilden bewohnten, ist nach und
„ nach von den Weissen eingenommen worden, und
„ sie haben da Wohnungen aufgerichtet. Die Conne-
„ stoger haben sich zusamm gezogen, und sich in einen
„ sehr kleinen Theil ihrer alten Besizung eingeschrän-
„ ket. Man hat schon oft bemerket, daß die India-
„ ner allezeit abnehmen, wenn sie sich nahe bei den

„ Weissen

*) Ich will sie aus dem Journal encyclopédique ausziehen (den 15 Jun. 1764.) wo sie nach einer öffentlichen Englischen Schrift erzehlet wird, die den Titel führet *Gentlemans Magazine*, wo sie Herr Franklin hat einrücken lassen.



„ Weissen aufhalten: es wäre zu wünschen, daß ein „ Gelehrter versuchte, die physischen oder moralischen „ Ursachen dieser Erscheinung zu entdecken.„

Die unglücklichen Indianischen Familien, die bis auf zwanzig Personen geschmolzen waren, (sieben Männer, fünf Weiber und acht Kinder) wurden von Schehacs, einem rechtschaffenen und ehrwürdigen achtzigjährigen Greissen regieret, er war noch einer von denen, welche den Verbindungs- und Freundschaftstractat mit Wilhelm Penn 1701 geschlossen hatten. Man redete in seinem Hause von nichts, als den guten Freunden, den Engländern. Man würde es für ein Verbrechen gehalten haben, wenn nur einer vermuthet hätte, daß die Völkerschaft durch sie auf eine so geringe Anzahl gebracht worden wäre; die würdige Tochter des Schehacs hatte den Namen Peggi angenommen; man segnete den Himmel, man lebte auf die Treue der Tractaten sicher; man betrachtete so wol die Weissen und die Schwarz und Weissen wie auch die Schwarzen als Brüder; man suchte sich einen wie den andern verbindlich zu machen. —— Mittwochs den 14 December, 1763, mit Anfgang der Sonne überfielen 57 Mann, die in der selbigen Nacht von der Englischen Grenzstadt ausgezogen waren, das Dorf Connestoga: drei Viertheile der Einwohner waren schon auf dem Wege, um den Engländern einige Waaren zu verkauffen, und absonderlich um sich mit ihnen zu unterreden. Der erste Gegenstand, welcher ihnen, als sie gegen neun Uhr des Morgens nach Hause kamen, in die Augen fiel, waren die blutigen und zerstreuten Glieder des ehrwürdigen Alten, Schehacs, und noch fünf anderer von den ihrigen, die in dem Dorfe zurück geblieben waren. Sie verlangten Rache von dem Gouverneur, der in diesem

Augen-

Augenblick alle Empfindungen der Rechtschaffenheit und der Ehre, die man sonst an seiner Nation nicht verkennet, verlohren zu haben schien, und den unglücklichen Connestogern in der Veſtung von Lancastre ohne Rührung einen sichern Aufenthalt verstattete, wo sie einige Tage darnach durch die nemlichen Meuchelmörder umgebracht worden sind, die ihre Brüder erwürget hatten; und niemand widersezte sich ihnen.

Es scheinet, als ob die Europäer beleidiget worden wären, als sie die Rechtschaffenheit und andere Tugenden bei diesen Barbaren angetroffen haben und als ob sie untereinander gesagt hätten: „sollen die Wilden allein glücklich seyn, Menschen, die ohne Wissenschaft und fast ohne Geseze sind; da wir noch so weit von der Glückseligkeit entfernet sind, wir, die wir die Gestalt der Erde verändert haben und den Himmel kennen? — — Sie bewundern uns, ohne daß sie uns deswegen weniger lieben, (ein Beweiß ihrer Dummheit *) aber sie werden uns ohne Zweifel noch hassen und mit uns Krieg führen, denn der Friede kann unter Menschen, die einander so zuwider laufende Gesinnungen haben, von keiner langen Dauer seyn. Eines von beiden muß also geschehen, entweder wir müssen unsern Grundsäzen und unsern Kenntnißen entsagen, und ohngefähr

„ihre

*) Es ist nur allzu wahr, daß die Leute in Europa insgemein nur mit Eifersucht bewundern, und daß man nicht begreift, wie man dasienige lieben könne, was man bewundert. In dieser elenden Denkungsart steckt viel Verderbniß und Niederträchtigkeit; zwei Fehler, die sich nur an einem Menschen befinden können, der schon lange civilisirt ist, und der sich seit geraumer Zeit durch Sclaverei erniedriget hat.

„ ihre Sitten annehmen; *) und deswegen haben
„ wir uns nicht so viele Mühe in den Künsten und
„ Wissenschaften gegeben, um wieder rückwerts zu
„ gehen; oder wir müssen sie auf die nemliche Stuffe
„ erhöhen, die wir erreicht haben, und das ist un-
„ möglich, denn sie haben nicht Verstand genug. Es
„ bleibt also nur ein Mittel übrig, nemlich sie auszu-
„ rotten. Dieß ist leicht, sie sehen uns als ihre Brü-
„ der an, wir wollen uns dieses Vertrauen zu Nuze
„ machen, um sie zu betrügen, um sie in unsere Neze
„ zu locken, daß sie darinnen umkommen.„

Es ist also wahr, was Rousseau von Genf behauptet, daß die Wissenschaften und Künste unsere Sitten verderbet, und uns grausam gemacht haben! Es ist also wahr, daß man, um gut und glücklich zu seyn, so unwissend und einfältig als ein Connestoger, und so dumm als ein Hurone seyn müsse! —— Es gibt ein anderes weit sicherers Mittel alle Tugenden, deren ein Mensch fähig ist, in sich zu vereinigen; wenn man nemlich so sehr Philosophisch ist, als Socrates, oder so weise, als Archimedes, oder wie Klyiogg, wie die Pignons, rc. **) auf dem Lande ein unschuldiges und beschäftigtes Leben führet.

Nachdem Hr. Francklin, vielleicht etwas zu umständlich, die Ermordung der Connestoger erzehlet hat, so will er, wie es einem jeden rechtschaffenen Schrift-
steller

*) Wir könnten diese einfachen und sanften Sitten annehmen, ohne daß wir deswegen dem Guten in unsern Grundsäzen und in unsern Kenntnissen entsagen dörften.

**) In der neuen Ausgabe des Socrate rustique, (welches die Geschichte des Klyiogg ist) findet man weitläuftige und sehr wichtige Erzehlungen von der alten und ehrwürdigen Familie der Pignons bei Thiers in Auvergne.

stellet gebühret, diesen Eindruck durch einen weit sanftern lindern; er beschreibet, wie die Mauren und andere Völker das Gastrecht und die Freistätte so heilig und unverlezt halten.

Ein Spanier, welcher einen jungen Mauern erstochen hatte, sprang über die Mauer in einen Garten. Der Eigenthümer, welcher ihn sahe, muthmaßte, daß er eine böse That begangen haben müste. Er gieng auf ihn zu und sagte ihm, indem er ihm die Hälfte von einem Pfersich reichte: „ Iß diese Frucht, du weist, „ daß ich dir die Rechte der Gastfreundschaft, so bald „ du sie in deinem Munde hast, nicht versagen kann, „ wenn ich auch wollte. „ Da er so mit ihm redete, verbarg er ihn in einem Gartenhause, und nahm den Schlüssel mit sich weg. Er gieng wieder in sein Haus zurück, und freute sich über das, was er gethan hatte; wie er in den Hof kam, brachte man seinen sterbenden Sohn in einer Sänfte. Er fragte nach dem Mörder; und aus der Beschreibung erkannte er den Spanier, den er gerettet hatte; er gieng wieder in das Gartenhaus zurück, und sagte zu dem jungen Cavalier: „ Kommt „ heraus, der, welchen ihr erstochen habt, ist mein „ Sohn, ich liebte ihn zärtlich, sein Verlust sezet mich „ in Verzweiflung: meine betrübten Nachbarn haben „ meinen unglücklichen Sohn in mein Hauß getragen; „ sie haben euch so gut beschrieben, daß ich euch nicht „ verkennen konnte; ich könnte euch strafen, und ich „ sollte es thun, wenn ich nur die Stimme der Rache, „ oder vielmehr des gerechtesten Unwillens hören wollte: aber ich hab euch zu essen angebotten, ich hab „ euch mein Wort gegeben, ich will es halten, kommet, und folget mir. „ Er führte darauf den Spanier in seinen Pferdstall, gab ihm das beste von seinen

Pfer-



Pferden, und nahm mit diesen Worten von ihm Abschied. „Fliehet vor denen, die euch verfolgen, ma„chet euch die Schatten der Nacht zu Nuze: morgen „mit Anbruch des Tages werdet ihr in Sicherheit „seyn: ihr habt das Blut meines Sohnes vergossen, „dieser schreckliche Streich hat mein Herz zerrissen, „aber Gott ist gerecht und gut; ich danke ihm, daß „er mir Stärke genug gibt, meinen Zorn zu unter„drücken, und Kraft, meine Versprechungen zu er„füllen.„

Man darf die Geschichte der Connestoger und des Mauren nicht so ansehen, als ob sie sich nicht zu den Gegenstand, den ich abhandle, schicken. Sie geben die moralischen Verschiedenheiten zweier Völker in Europa und eines Volkes in der neuen Welt zu erkennen.

Niemals soll die Liebe zum Vaterland über die Liebe zur Wahrheit in meinem Herzen siegen. Ich habe hier Gelegenheit, den Franzosen meinen Landsleuten zu beweisen, wie ich eben den Engländern bewiesen habe, daß weder sie, noch wir schon so menschlich sind, als wir es zu seyn glauben. Die Franzosen werden für die ersten gehalten, die den Sclavenhandel angefangen haben, und es gibt noch Franzosen, die das Herz haben, ihn zu treiben. Man muß lesen, was Montesquieu in seinem Geist der Geseze davon saget, und diesen schändlichen und barbarischen Handel in einen erlaubtern und menschlichern verwandeln.

Die Negern haben einen solchen Abscheu vor der Sclaverei, daß sie sich, wenn man sie aus ihrem Lande wegführet, die Zunge abbeissen, um sich, wenn sie solche verschlucken, zu ersticken. Diese Unglücklichen zu trösten, und ihrer Verzweiflung zuvor zu kommen,

muß

muß man vor ihnen auf verschiedenen musicalischen Instrumenten spielen.

Die kleinen Negers heißt man Negrillons, und die Negersschiffe könnte man mit besserm Rechte Ställe für die Negern nennen.

Ein Edict von 1685 über die Regierung, Policei und den Handel der Negern auf den Französischen Inseln in America, wird der schwarze Codex genennt.

Zuweilen wird unter den Negern von einem schwarzen Vater und einer schwarzen Mutter, ein Weisser gebohren; und bei den kupferfarbnen Indianern ein Schneeweisser; aber bei den Weissen werden niemals schwarze Kinder gebohren. Die Weisse scheint also die ursprüngliche Farbe der Natur zu seyn, welche das Clima, die Nahrung und die Sitten verändern, die aber unter gewissen Umständen wieder zum Vorschein kömmt, wiewol so sehr verändert, daß sie der ursprünglichen Weisse nicht mehr gleichet.

Es scheinet, sagt auch Herr von Buffon, daß man drei Ursachen annehmen könne, welche zusammen die Verschiedenheiten hervor bringen, die man bei verschiedenen Völkern bemerket. Die erste ist der Einfluß des Clima; die andere, welche genau mit der ersten verbunden ist, die Nahrung; und die dritte, welche vielleicht noch näher an die erste grenzet, als die zweite, sind die Sitten.

Die neue Welt.

Es gibt, so zu sagen, auf dieser andern Halbkugel nur ein einziges Geschlecht von Menschen, welche alle mehr oder weniger braun sind. Ausgenommen in dem nordischen America, wo man Leute findet, die den



Lappländern ähnlich sind, und auch einige mit blonden Haaren, wie die nordischen Europäer. Uebrigens bemerket man an allen Menschen in diesem ungeheuer grossen Welttheil fast gar keine Verschiedenheit, welches vielleicht eine Würkung ihrer einförmigen Sitten und Lebensart ist.

Der wilde Mensch
und
der Seemensch.

Alle Völker, von denen wir geredet haben, und alle, die wir noch darzu setzen könnten, sind entweder Wilde, wenigstens bei nahe, oder Civilisirte; und dieß könnte mir noch Gelegenheit geben, von dem natürlichen Menschen und von dem Menschen in der Gesellschaft zu reden. Aber ich werde genug gesagt haben, wenn ich bemerke, daß der erste zu dumm, zu faul, zu unempfindlich sey; und daß der andere zu viel, nemlich zu viel eingebildete Bedürfnisse habe, daß er unendlich glückseliger seyn würde, als der natürliche Mensch, wenn er in zahlreichen Gesellschaften lebete, welche durch weise, einfache und ohngefähr in allen Ländern einförmige Gesetze regieret würden.

Man behauptet, daß der wilde Mensch und absonderlich der Seemensch ordentliche Thiere sind, und führet, diese Meinung zu unterstüzen, folgenden Grund an: sie sind in zwei wesentlichen Stücken von dem Menschen unterschieden, nemlich in der Gabe zu reden, *) und in dem Vermögen sich vollkommener zu machen, das ist, Tugenden und Talente zu erwerben.

Wenn

*) Dictionnaire der Naturgeschichte, zu Ende des Artickels von dem wilden Menschen.

Wenn diese zwo Gattungen von Menschen auch nicht reden, so haben sie doch die Organen, welche geschickt sind, artikulirte Töne zu formiren, *) und die geringe Verbindung, die sie untereinander haben, die wenigen Sachen, die sie sich einander zu sagen haben, sind ohne Zweifel die Ursache ihres Schweigens. Wenn sie sich nicht vervollkommnen, wenn sie dem Anscheine nach keinen Begrif von Tugenden und Talenten haben, so geschiehet es deswegen, weil sie noch nicht, wie wir, durch verschiedene Begebenheiten die Mittel, gefunden haben, Gesellschaften zu formiren. Man kann aber allein in der Gesellschaft Tugenden und Talente erlangen, und sich einen genauen und vollständigen Begrif davon erwerben, wenn wir anderst diese Namen nicht solchen Sachen beilegen, welche die Thiere durch einen maschinenmässigen und keineswegs vernünftigen Instinct verrichten, und wenn wir nicht die Sanftmuth und das gütige Wesen einiger Thiere zu Tugenden, und die Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit einiger andern, die beständig einförmig sind, zu Talenten erheben, und wenn wir nicht aus eben diesem Grunde bei einigen aus ihrer List, aus ihren Betrügereien, aus ihrer Wildheit ein Verbrechen machen; bei allen diesen Sachen scheint sich in der That die Moral ein wenig mit der Physik zu vereinigen. Einige Philosophen, einige Beobachter der Natur läugnen schlechterdings, daß die Seemenschen und die Wilden eine viel geringere Gattung von Thieren wären, als wir; sie sind überzeugt, daß die Natur allezeit die einfach-

*) Es ist bei nahe kein Thier, welches nicht Organen der Stimme hätte, die den unsrigen ähnlich sind, und wenn sie sich keine Sprache formiren, so kömmt es daher, weil sie einander wenig Begriffe mitzutheilen haben, weil wir ihnen Zwang anthun, sie verfolgen und aus ihrem Fortgang widersetzen.

sten Wege gehet, und glauben, daß der Seemensch, und der wilde oder Waldmensch *) mit uns nur eine Gattung ausmachen; und es fehlt wenig, daß sie nicht auch den Affen zu dieser Gattung rechnen.

Sie sagen, daß unsere Erdkugel wahrscheinlich einige Jahrhunderte mit Wasser überschwemmt gewesen sey; **) die ersten Menschen sind also Fische oder Seemenschen gewesen, nachgehends ist ein Theil der Erdkugel nach und nach trocken geworden, und viele Gattungen von Fischen und unter andern die Menschen wurden Amphibien, ***) daraus entstunden Thiere auf dem Lande, oder Vögel: die Menschen haben sich nach dem Maas zerstreuet, nachdem die Erde bewohnbar geworden ist, einige haben sich in Gesellschaften zusammen gethan, und daraus sind diese entstanden, die wir heut zu Tag formiren; die andern sind in den Wäldern geblieben und diese nennen wir wilde Menschen.

Diese Muthmassungen mögen nun beschaffen seyn, wie sie wollen, so ist doch wenigstens gewiß, daß wir ein jedes Thier, das uns nur im geringsten gleichet, mit einer Art von Ehrerbiethung behandeln, und uns

bemühen

*) Ich verstehe unter dem Waldmenschen den natürlichen Menschen: man eignet diesen Namen öfters einer Gattung Menschen zu, die man unter die Affen zehlet und welche Ourang-Outang genennet worden.

**) Inductionen und auf bekannte Facta gegründete Vernunftschlüsse scheinen dieses System zu rechtfertigen, aber man muß es demohngeachtet nur als eine sinnreiche Hypothese ansehen.

***) Einige befanden sich in den Meeren, die sich von dem Lande getrennet hatten, und blieben darinnen, und haben ihr Geschlecht darinn fortgepflanzet, daher findet man noch heut zu Tag in der offenbaren See Gattungen von Menschen, Hunden, Ochsen rc.

bemühen sollen, es zahm zu machen, sein Glück zu erweitern, alle Eigenschaften, die es besitzet, zu entwickeln, und ihm neue erwerben zu helfen, wenn es deren fähig ist. Welche Eroberungen, welch ein wahrer Ruhm, wenn es uns gelingen sollte, Thiere, die bisher nur dumm und böse gewesen sind, so geschickt und vielleicht noch besser, als wir sind, zu machen!

Ehedessen waren die Seemenschen ohne Zweifel besser bekannt, als itzo, denn die Alten haben oft davon geredet; nach ihnen haben die Mahler und die Poeten die Tritonen, die Nereiden und die Syrenen *) gebildet, wie sie hüpfend einher schwammen, und um den schäumenden Wagen des Neptuns auf einer Muschel bliesen.

Heut zu Tag bezeichnen wir die Meermenschen durch das Wort Syrene, und zum Unterschied nennen wir das Weibchen Meerfrau, oder welches noch besser ist, wir nennen das Männchen Triton und das Weibchen Syrene. Syrenen trift man in den Africanischen Meeren an; dieß sind Ungeheuer oder Thiere, welche zu zwo verschiedenen Classen zu gehören scheinen, denn sie sind Menschen und Fische, sie gleichen einem Menschen vollkommen vom Kopfe bis an den Gürtel, aber ihre Schenkel und ihre Beine sind, an statt daß sie ge-

 theilt

*) Die Tritonen waren nach den Poeten Söhne des Neptuns und der Amphitrite; sie vereinigten sich mit den Nereiden, deren an der Zahl funfzig, alle Töchter des Neptuns und der Doris waren. Die Syrenen waren, nach eben diesen, Töchter des Flusses Achilous und einer von den neun Musen; sie wohnten an der Küste von Sicilien, wo sie so harmonisch sangen, daß sie die Reisenden in die Klippen lockten, wo sie fast allezeit umkamen.



theilt seyn sollten, zusamm gewachsen, mit einer schuppigten Haut überzogen, und endigen sich in einen breiten und gabelförmigen Schwanz, wie bei dem Fische Delphin. Sie haben eine ordentliche Menschengestalt, einen runden Kopf, etwas grosse Augen, platte Wangen, stumpfe Nasen, sehr weisse Zähne, etwas graue, zuweilen blaue und über die Schultern herabhangende Haare, eine weisse und sehr feine Haut. Die Männchen und die Weibchen sind auch zugleich männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Weibchen haben einen festen und runden Busen, wie die iungen Mädchen, die nicht durch allzu häufige und lebhafte Liebkosungen vor der Zeit welk werden.

Das Männchen oder der Triton hat schon in seiner Jugend einen langen und grauen Bart; er hat, wie das Weibchen, kurze und breite Arme, ohne daß man einen Elenbogen bemerken kann: *) die Finger sind halb durch eine Membrane zusamm gewachsen, und dieses dienet ihnen statt der Floßfedern.

Das Fleisch der Meermenschen hat, wie man sagt, einen Geschmack wie Schweinfleisch; ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß man dieses Fleisch niemals, ausser in dem dringendsten Nothfall, kosten möge. Man sollte weder Seemenschen, noch wilde Menschen, noch Affen, noch Trettes-Trettes, **) noch

*) Nicht als ob ihre Arme nicht auch aus zwei Beinen, wie die unsrigen zusamm gesetzt wären; sondern die Fertigkeit, sie beständig zum Schwimmen ausgestreckt zu halten, machet, daß sie an der Junctur dieser zwei Beine die Buge nicht haben, welche den Elenbogen formiret, und die wir selbst an unsern Armen erst durch das öftere Biegen machen.

**) So wird dieses Thier in dem Dictionn. der Thiere und in dem Dictionn. der Naturgeschichte genennet, aber in dem Handlexicon heißt es Tretratetre.

noch andere Thiere, die ohngefähr ein menschliches Gesicht haben, tödten; auch diejenigen, welche eine ganz verschiedene Natur von der unsrigen haben, sollte man mit Widerwillen umbringen, und ihnen so wenig Schmerzen machen, als möglich ist.

In Norwegen, *) wo noch viel Unwissenheit und Aberglaube herrschet, und wo man folglich lächerliche Gesichte hat, soll man Seemenschen gesehen haben, wovon einige den Bischöfen, andere den Mönchen gleichen. Rondelet und nach ihm Jouston haben ihre Naturgeschichte der Fische mit diesen lächerlichen Figuren gezieret.

Larrey **) erzehlet in seiner Geschichte von England (1ter Th. S. 403) daß man 1187 zu Orford ***) in dem Herzogthum Suffolck einen Seemenschen gefangen habe, den der Gouverneur ein halb Jahr verwahrte, der aber einsmals entwischte und wieder in das Meer kam, auch nachgehends nicht mehr gesehen wurde.

Man lißt in den Deliciis von Holland, daß im Jahr 1430 nach einem erschrecklichen Sturm, welcher die Dämme durchriß, Mädchen von Westfrißland

*) Die drei nordischen Reiche in Europa, Norwegen, Dänemark, Schweden, werden unter den Namen Scandinavien begriffen.

**) Isaac Larrey war gebohren zu Lintor bei Walbec. Seine vornehmsten Werke sind, 1) die Geschichte des Augustus. 2) Die Geschichte der Königin in Frankreich, Eleonora. 3) Die Geschichte von England, welche sehr geschäzet wird. 4) Die Geschichte der sieben Weisen. 5) Die Geschichte Ludwigs des 14ten. Diese lezte ist etwas weitläufig, es sind 3 B. in 4to. Larrey starb 1719 in einem Alter von 80 Jahren.

***) Dieß ist nicht die berühmte Universität, welches die Hauptstadt der Provinz Oxford ist.



zu Wasser nach Surmeraud giengen, um die Kühe zu melken; und als das Wasser verlaufen war, sahen sie ein Meerweibchen in einem Schlamme, wo sehr wenig Wasser war. Sie führten es nach Edam, wo man ihr Kleider anzog, und genoß die ordentlichen Speisen. Es lernete nehen, und darauf führte man es nach Harlem. Daselbst lebte es einige Jahre, ohne das Reden zu lernen, *) und es hatte beständig eine natürliche Neigung zu dem Wasser. **)

In der allgemeinen Geschichte der Reisen wird erzehlt, daß Fischer auf der Insel Ceylon ***) mit einem Netze auf einen Zug sieben Tritonen und neun Syrenen gefangen haben. Ein Spanischer Medicus anatomirte sie in Gegenwart verschiedener Jesuiten, die als Missionairs auf der Insel waren, ****) und befand alle ihre innern Theile wie bei dem Menschen.

Dieser

*) Man hat ohne Zweifel entweder die gute Methode nicht angewendet, wie Herr Rodrigue Pereire, ein berühmter Portugiese, wovon ich in dem Artikel von dem Gehöre geredet habe, oder es fehlte dieser Frau (ich weiß nicht wie) ein Organum, welches zur Hervorbringung articulirter Töne erfordert wird.

**) Dieser Erzehlung fügt das Dictionn. der Naturgeschichte noch bei, daß sie Töne wie eine sterbende Person von sich gab; wenn die Stimme der Syrenen so beschaffen gewesen wäre, die durch die Poeten so berühmt geworden sind, so hätten sie keine Zauberinnen seyn sollen.

***) Diese Insel ist eine der schönsten in Indien, wo ein ausserordentlicher Baum wächst, der Tallipot genennet wird, dessen Blätter so breit sind, daß ein einziges funfzehn bis zwanzig Menschen bedecket; wenn sie trocken sind, macht man feste und bequeme Zelten daraus.

****) Wenn sie der Medicus und die Missionairs umbrachten, um sie zu anatomiren, ohne wenigstens vorher versucht zu haben, sie zahm zu machen und sie zu füttern, so bringt es ihrem Herzen keine Ehre: in dieser Art von Neugierde ist Barbarei.

Dieser weitläufigen und umständlichen Erzehlungen ohngeachtet, kann man doch noch mit gutem Grunde an der Würklichkeit der Seemenschen zweifeln. Wenn man alle Zweifel heben wollte, so müste man noch Tritonen in den Meeren finden, oder einen Naturkündiger anführen können, der, wo nicht ein ganzes Skelette, doch wenigstens ein Stück davon hätte. Der gelehrte Schwede, Peter Artedi, *) redet von einer Syrene, die bei neu Marseille in America gefunden wurde, er führet viele Schriftsteller an, die auch davon geschrieben haben, beschreibt sie und setzt noch hinzu, er wünsche, daß sich ein geschickter Naturforscher von der Würcklichkeit dieses Thieres versichere, er aber, der es nicht gesehen hätte, wolle lieber gar nichts in diesem Puncte entscheiden, als zu verwegen urtheilen.

Von der Würcklichkeit der wilden Menschen ist man besser überzeugt, als von dem Daseyn der Seemenschen, und man hält sie überhaupt eben so wol für Thiere, als die letztern.

Der P. le Comte, ein Jesuite, der aber zu seinem Unglück nicht in unserm Jahrhundert gelebet hat, nennet den Wilden eine Art von Thieren. **) Aus sei-

 ner

*) S. seine Ichthyologische Bibliothek, (oder die Naturgeschichte der Fische, 3ten Th.)

**) Wenn er zu unsern Zeiten gelebt hätte, so würde er ohne Zweifel die Abhandlung des Herrn Rouseau über die Ungleichheit unter den Menschen gelesen haben, und diese Worte in der Anmerk. 8 würden sein verwegenes Urtheil zurückgehalten haben. Gesetzt, sagt Rousseau, da er von den Herren Montesquieu, Buffon &c. redet. „Gesetzt diese neuen Hercules kämen von ihren merkwürdigen Reisen zurück, und wollten alsdann bei Gelegenheit eine moralisch politische Geschichte von dem, was sie gesehen haben, herausgeben; alsdann würden wir eine neue



ner Beschreibung, die er von den Wilden auf der Insel Borneo, und auf der Küste von Coromandel machet, und aus seinen Schilderungen kann man urtheilen, wenn man ihm auf sein Wort glauben muß. „Der „ Wilde oder Waldmensch hat eine ausserordentliche „ Stärke, und ob er gleich nur auf zwei Füssen geht, „ so ist doch dieses Thier so schnell im Laufen, daß man „ Mühe hat es zu fangen. Die vornehmen Leute ja„ gen es, wie wir die Hirschen. *) Es hat eine sehr „ zottichte Haut, tiefe Augen, ein wildes Ansehen, „ ein verbranntes Gesicht, aber alle seine Züge sind „ ziemlich regelmässig, ob gleich rauh, und von der „ Sonne aufgeschwollen. Sein Körper ist mit einer „ Art von weisser, grauer oder schwarzer Wolle be„ deckt.„

„ Als ich von China auf die Küste von Coroman„ del gieng, sagt eben derselbe Schriftsteller, sahe ich „ auf der Erdenge von Malaca eine Art Affen, wel„ che mir dasienige bestättigten, was ich eben von den „ wilden Menschen erzehlet habe. Dieser Affe gehet von

neue Welt unter ihrer Feder hervor kommen sehen, dadurch wir die unsrige besser kennen lernten. Wenn dergleichen Beobachter sagen werden, dieses Geschöpf ist ein Mensch, und jenes ein Thier, alsdann kann man es glauben. Man müste aber sehr einfältig seyn, wenn man sich hierin auf ungeschickte Beobachter verlassen wollte, von welchen man öfters eben das fragen möchte, was sie bei andern Geschöpfen so leicht entscheiden wollen.„

*) Was sollen diese Unglücklichen von uns denken, was sollen sie sagen, wenn sie so verfolgt und aufgeopfert werden, absonderlich wenn sie ohngefähr aus eben der Classe wie wir sind? — Ich wünschte, daß einer von ihnen auf einmal den Gebrauch der Sprache bekäme und daß er uns sagen könnte, was wir ihm für Empfindungen verursachen. Ich glaube ihn zu hören, und zittere vor Entsetzen.

„ von Natur auf seinen zween hintern Füssen, die er
„ sehr wenig bieget, wie ein Hund, der das Tanzen
„ gelernet hat. Er bedienet sich, wie wir, seiner bee-
„ den Arme: sein Gesicht ist wolgebildet: er schreiet
„ vollkommen, wie ein Kind. Alle äusserlichen Hand-
„ lungen dieses Thieres sind so menschlich, und seine
„ Leidenschaften so lebhaft, und so unterscheidend, daß
„ ein Stummer seine Empfindungen und seinen Wil-
„ len nicht besser ausdrücken kann, als er. Diese Art
„ von Thieren scheinet absonderlich von Natur sehr
„ zärtlich zu seyn; und um den Personen, die sie ken-
„ nen und lieben, ihre Neigung zu bezeugen, umarmen
„ sie solche, und küssen sie mit einem Feuer, welches
„ in Erstaunen sezet. *) Ob sie schon sehr groß sind,
„ (denn die welche ich gesehen habe, sezt er hinzu, wa-
„ ren wenigstens vier Schuh hoch,) so ist doch ihre
„ Leichtigkeit und Geschicklichkeit unglaublich, es ist ein
„ Vergnügen, welches bis zur Verwunderung steiget,
„ wenn man sie an den Schiffseilen herum laufen sie-
„ het, wo sie zu weilen spielen, als wenn sie sich selbst
„ eine Kunst, auf dem Seile zu tanzen, erfunden
„ hätten. „

Diese Art Affen ist der Waldmensch, der Ourang-outang der Indianer; man nennet diesen Affen auch den wahren Satyr, weil er sehr verliebt gegen unsere

Weibs-

*) Man könnte den P. le Comte fragen, was er für eine, ich will nicht sagen Religion, sondern Philosophie gehabt habe, als er diese Erzehlungen niederschrieb, warum ist ihm bei dieser Stelle die Feder nicht aus den Händen gefallen? Man kann so guten Creaturen nicht so leicht die Seele absprechen: was für Gedult, was für Sanftmuth muß man nicht gebraucht haben, was für Erfahrungen muß man nicht angestellet haben, wenn man das Gegentheil behaupten will?

Weibspersonen ist, ein neuer Beweiß, daß diese Gattung wenig von der unsrigen verschieden ist.

Herr de la Martiniere erzehlet in seinem Geographischen Lexicon, daß man zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Handövrischen Wäldern einen wilden Menschen gefangen habe, der nach England hinüber geführet worden sey. Georg der 1ste der damals in England regierte, ließ ausserordentliche Sorgfalt für ihn tragen, da er aber dem ohngeachtet unflätig fortlebte, und nicht zahm gemacht werden konnte, *) so gab man ihm einem Mann zur Aufsicht. Dieser wilde Mensch starb einige Zeit darnach. **)

Man lißt in den Memoiren von Trevoux (Jan. und Febr. 1701) einen Brief, dessen Verfasser auf der Englischen Fregatte, London, ein wildes Kind gesehen haben will, welches erst drei Monate alt war: es war zwei Schuh hoch, und völlig mit ganz kurzen Haaren bewachsen; es hatte eine sehr stumpfe Nase, und war so stark, wie ein Kind von sieben Jahren. Der Verfasser des Briefs schloß dieses aus dem ungewöhnlichen Widerstand, den er empfand, wenn er es bei der Hand zog. Er bemerkte einen Verdruß, wenn er es aus

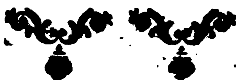
seinem

*) Er lebte ohne Zweifel nur so unflätig und der Natur so zuwider, und blieb so wild, weil er durch das Einschliessen in Verzweiflung gebracht war, und die Orte nicht verlassen konnte, wo er nichts natürliches sahe, und wo er sich für das einzige Thier seiner Art hielte.

**) Der Mann, dessen Aufsicht er übergeben war, brauchte vielleicht gerade die nöthige Sorgfalt nicht, daß er ihn nemlich in einem Parc eingesperret hätte, wo er hätte herum laufen können; daß er ihm seine Speise beständig an einem Ort gestellet, und ihn dadurch gewöhnet hätte, dahin zu kommen; daß er öfters mit ihm gespeiset, und ihm wenigstens im Anfang, nicht mehr als eine oder zwo Persönen auf einmal hätte sehen lassen.

seinem Behältnisse zog, seine Handlungen schienen alle menschlich zu seyn; es legte sich auf die Seite, wenn es schlafen wollte, und stüzte sich auf eine von seinen Händen, der Puls an den Armen schlug, wie bei uns.

Der Mercure de France vom Monat December 1731 gedenket eines iungen wilden Mädchens, welches in dem Walde zu Songi, bei Chalons in Champagne, gefunden wurde. Es ließ sich, wie ich gehöret habe, Mlle. le Blanc nennen, und es schien ihr sehr vernünftig, in der Gesellschaft einen Namen zu führen; aber sonst fand sie wenig Sachen, woran sie ein Vergnügen hatte. Im Anfang ihres Aufenthalts in Frankreich, ehe sie nemlich an unsere Weichlichkeit gewöhnet war, konnte sie im Lauf einen Haasen einhohlen. Es wurden ganze Jahre erfordert, bis sie sich vom rohen Fleisch enthalten konnte, ihr Magen konnte den elenden Geschmack von gesottenen Speisen nicht vertragen. — — Hat sie niemals ein Verlangen nach den Wäldern gehabt, woraus man sie gezogen hat? — — Wenn man aus den Händen der Natur kömmt, und unsere Sitten, Ungerechtigkeiten, ꝛc. siehet, so muß man, wenn man nicht wieder in die Wälder zurück kehret, wenigstens keinen andern Platz in der Gesellschaft einnehmen, als die Stelle eines guten und rechtschaffenen Landmanns.



Von



Von den Thieren überhaupt.

Nach dem Menschen, der ohnstreitig das Meisterstück der Natur ist, *) wollen wir auch die andern Gattungen von Thieren durchgehen, und sehen, in welchen Stücken sie dem Menschen gleich kommen, und wie sie von ihm unterschieden sind.

Man kann sich das Sinnbild wieder vorstellen, welches ich zu Anfang dieses Werks gebraucht habe, und die ganze Natur als eine Pyramide ansehen, wovon der Mensch die Spitze ausmacht. Er erhebt sich auf der einen Seite zu Gott, dem einzigen Wesen, das über der Pyramide existirt, und auf der andern Seite hat er Gemeinschaft mit allen niedrigern Creaturen, und genießt sie alle.

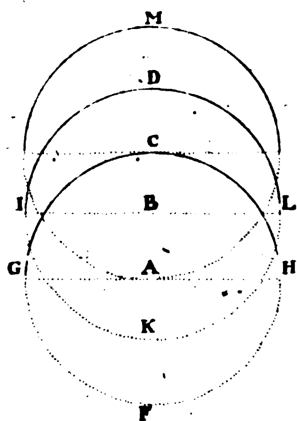
Wir wollen sehen, wie ferne der Mensch an den Eigenschaften anderer Wesen Theil nimmt, **) und dann, wie er sich über sie erhebet.

Ein iedes Thier hat zwei Dinge zu seinem Wesen nöthig, die Bewegung und die Ruhe, Wachen und Schlafen, zween beständig aufeinander folgende Stände, die ununterbrochen fortgehen; von ihrem Gleichgewichte hängt die Gesundheit und das Leben ab; sie müssen also nicht nur abwechselnd, sondern auch ohngefähr gleich seyn. Beständig in Unthätigkeit seyn, beständig

*) Nemlich das vollkommenste Wesen, das Gott auf die Erde gesezt hat, denn es können auf andern Weltkörpern noch vollkommnere seyn.

**) Nicht nur die Thiere, sondern auch die Pflanzen und die Mineralien stehen mit ihm in einem genauen Verhältniße; denn er ist aus eben denselben Elementen zusamm gesezt, wie sie; er ist eben den natürlichen Gesetzen der Anziehung, des Widerstandes, der Bewegung und der Ruhe 2c. unterworfen.

Veraenderungen des scheinbaren Horizonts.



beständig schlafen, ist ein Stand der Krankheit; beständig in Bewegung seyn, beständig wachen, ist ein noch schrecklicherer Stand, und kann leicht den Tod befördern. *)

Bei einem schlafenden Thiere, findet nur die Bewegung der Lunge, des Herzens und des Gehirns statt. Diese Bewegung geschiehet ohne unsern Willen und Vorbedacht, und das Thier befindet sich in einem leidenden Zustand. Die Auster, die Muschel rc. und absonderlich die Thierpflanzen kann man also als beständig schlafend ansehen. Die beständige Würksamkeit des Gehirns, die der Schlaf selbst nicht hindern kann, ist die Ursache der Träume. Dann würket es von unserm Willen unabhängig, durch die Gewalt, durch den Stoß, welchen ihm Gott gegeben hat, um seine Bewegungen fortdauernd zu machen.

Wachen und schlafen sind zwo Modificationen, die allen Thieren wesentlich sind; in diesem Stück ist kein Unterschied zwischen ihnen und den Menschen: das Herz und alles, was damit in Verbindung stehet, nemlich die Lunge, die Luftröhren und alles, was zur Circulation und zum Athemholen dienet, ist bei allen diesen Gattungen ohngefähr einerlei, ohne selbst die unsrige davon auszunehmen.

Wenn man die Sache nur obenhin ansiehet, so scheinen die Thiere und die Pflanzen nichts miteinander gemein zu haben. In der Einleitung zu diesem

Werke

*) Ich habe gelesen, daß man in dem alten Aegypten einem grossen Verbrecher in seinem Gefängniße eine grössere Marter, als den Tod selbst anthun wollte, und man ließ ihn vierzehn Tage keinen Augenblick schlaffen; dieses allein würde ihm den Tod zugezogen haben, wenn man noch länger gezaudert hätte, ihn hinrichten zu lassen.



Werke hab ich versucht, das Gegentheil zu erweisen; und es will uns würklich alles überzeugen, daß die Ordnung in den Werken der Natur so beschaffen sey, daß sie durch allgemeine Aehnlichkeiten an einander hängen, und mit einander verbunden sind. Die Seele oder der Geist hat ein allgemeines Verhältniß mit der Materie, daß sie nemlich existiren und eine Modification annehmen können.*) Die Materie hat mit dem Geiste das allgemeine Verhältniß, wovon ich eben geredet habe; sie hat aber ausserdem noch zwo besondere und wesentliche Eigenschaften, die Ausdehnung und die Undurchdringlichkeit,**) sie theilet sich von Natur in drei Classen, in die Mineralien, Pflanzen und Thiere: ***) und

*) Die Seele hat nur eine, aber bewundernswürdige Modification, nemlich das Denken; die Materie hat mehrere, welche in allen sichtbaren Wesen eine vortrefliche Abwechslung verbreiten, nemlich die Gestalten, die Farben, die verschiedenen Arten des Geschmacks, alles dasienige, was man zufällig nennet.

**) Die Ruhe, worin sie bleibet, wenn sie niemand stöhret, die Bewegung, die sie empfindet, wenn sie durch eine äusserliche Kraft gestossen wird, sind Würkungen von ihrer Ausdehnung und von ihrer Undurchdringlichkeit; vermöge der Ausdehnung sind die Theile, woraus die Materie zusammgesezt ist, aneinander gebunden, und haben von sich selbst kein Mittel aus diesem Zustand zu kommen; dieß ist die Ruhe: vermög ihrer Undurchdringlichlichkeit widerstehen sie den Kräften, die sie zusamm drücken wollen, dieß ist die Ursache der Bewegung. Denn wenn die Materie durchdringlich wäre, wenn nemlich ein harter Körper, der an einen andern weniger harten stösset, diesen zusammdrucken und vernichten könnte, so würden die weniger harten Körper, anstatt zu widerstehen und nachzugeben, durch die härtern Körper verschlungen werden, und keine Bewegung statt finden.

***) Man könnte diese drei Classen auf zwei bringen: die todte und organisirte Materie, aber man müste die andere wieder in die lebende und in die nicht lebende organisirte Materie eintheilen; es ist aber auch vielleicht die todte Materie nicht aller Organen beraubet.

und ein iedes Individuum von diesen drei Classen hat die Existenz und die Modification mit der Materie und dem Geiste gemein; ein iedes ist noch überdieß ausgedehnt und undurchdringlich und in diesem Stücke gehört es allein zur Materie: ausser diesen allgemeinen Eigenschaften haben die Mineralien noch ihre besondern, und so ist es auch mit den Pflanzen und Thieren.

Die vornehmsten Verschiedenheiten unter diesen drei Classen oder Reichen der Natur sind sehr fühlbar; aber die Verschiedenheit von einer ieden Gattung, die vorher gehet, oder nachfolget, ist viel weniger merkbar; doch es gibt eine, denn die Natur thut alles mit Ordnung, mit fast unmerkbaren Abänderungen, und durch gewisse Stuffen.

Nach dem System des Herrn von Buffon ist ein grosser Abstand zwischen den dummsten Menschen, und zwischen dem Thiere, das am besten organisirt und am vollkommensten ist, als z. B. der Affe, der Elephant rc. Der Urheber der Natur scheinet zum Vortheil des Menschen, von dem allgemeinen Geseze, das er sich vorgeschrieben hat, abgewichen zu seyn. Dieses allgemeine Gesez bestehet darin, daß alle Wesen nur durch unmerkliche Nuancen von einander unterschieden werden, daß also in der ganzen Schöpfung alles untereinander verbunden ist und zusammen hänget, daß alles angefüllt und lebendig ist.

Die vollkommensten Thiere sind dieienigen, welche nicht nur das Wachen und das Schlafen, den Kreislauf des Bluts und das Athmen der Luft *) mit dem

*) Die Luft circuliret auch in unserm Körper, und ist zum Leben nothwendig, sie gehet durch die Lunge und durch die Luftröhren, wie das Blut durch das Herz und durch die Arterien. (S. in der Geschichte des Menschen, die thierische Oekonomie.)



dem Menschen gemein haben, sondern deren Rumpf auch dem seinigen ähnlich ist, und nur die Extremitäten von ihm unterschieden sind, z. B. der Elephant, das Pferd, der Affe, der Bär, der Hund, die Kaze rc.

Hier muß ich bemerken, daß alle Thiere, deren Herzen einander gleichen, auch in ihrer übrigen Bildung der Theile vieles miteinander ähnlich haben, *) nun haben aber alle Thiere, die ich genennet habe, ohngefähr ein Herz wie der Mensch.

Sie haben auch eben die Sinnen, wie der Mensch, sie haben auch einen allgemeinen innern Sinn, wo alle übrige zusammen treffen. Dieser Sinn, welcher die Einbildungskraft genennet wird, und in dem kleinen Gehirn seinen Siz hat, hat vor den übrigen den Vortheil, daß er nicht nur die Eindrücke aller Sinnen in sich vereiniget, sondern auch eben diese Eindrücke fest behalten, und sie lange Zeit als gegenwärtig aufbewahren kann. Die Augen sehen nur die Gegenstände, die würklich vor ihnen sind, und so ist es auch mit dem Gefühle beschaffen, rc. **) aber das Gehirn siehet und fühlet

*) „Die Schildkröte, deren Herz ganz besonders formirt ist, sagt „ Buffon, ist auch ein besonders Thier, welches keinem andern „ Thiere gleichet. „ — — Hier ist also in der Natur ein Fehler? Sie hat also keine Nuance in der Ordnung der Schöpfung zwischen der Schildkröte und den Thieren, die vor ihr hergehen und ihr nachfolgen? Hierauf kann man antworten, daß die uns unbekannten Thiere ohne Zweifel diesen Zwischenraum ausfüllen.

**) Man muß aber doch gestehen, daß der Schall, der Geruch und der Geschmack nur leichte und folglich wenig dauerhafte Eindrücke auf das Gehirn machen; aber was wir gesehen oder befühlet haben, drücket sich stark ein, weil diese zween Sinne [illegible] samer und ausgebreiteter sind, als die andern, und uns mehr mit allem, was uns umgibt, verbinden.

let alles, was wir jemals gesehen und gefühlet haben, wenn es will; und durch das Vermögen sich die Bilder wieder vorzuzeichnen, verbindet es alles, was die Augen gesehen und die Hände berühret haben, mit einander, und macht sich eine Reihe von Gemählden, die bald reizend, bald abscheulich ausfallen, nachdem wir traurig oder munter sind, nachdem wir gut oder schlecht verdauet haben, 2c.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen den Menschen und den Thieren ist nach dem Herrn Buffon dieser, daß das Gehirn des Menschen sich Bilder schaffet, und auf tausendfache Arten abändert, weil es von der Seele, einer denkenden und freien Substanz beherrschet wird, da dieß alles bei den Thieren maschinenmäßig geschiehet; da ihr Gehirn nur ein Magazin ist, wo sie im Nothfall die Eindrücke wieder finden können, welche die Sinnen dahin gebracht haben, aber mehr finden sie nicht darin, (und das ist, eigentlich zu reden, keine Erinnerung.) Sie haben also nach eben diesen vortreflichen Schriftsteller weder eine Einbildungskraft, noch eine Beurtheilungskraft; daher kömmt es, daß sie allezeit einerlei Dinge und auf einerlei Art verrichten.

An statt dieser Vortheile, deren sie beraubet sind, führen sie aber gemeiniglich ein sicheres und klügers Leben, als wir; sie können die Vernunft nicht zu Hülfe ruffen, aber sie machen sich ihre Organen, so viel möglich zu Nuze; mit einem Worte, wenn sie in Ansehung der Einsichten weit unter uns sind, wenn sie nicht wie wir, die Kraft zu denken und zu überlegen haben, so sind sie hingegen fast allezeit glücklicher, als wir, so kennen sie auch nur das physische Gute und Böse, und



das erste überwiegt allezeit das leztere. *) „Aber in dem
„ Menschen, sagt Herr von Buffon, ist das physische
„ Vergnügen der geringste Theil seiner Vergnügun-
„ gen, und der physische Schmerz der geringste Theil
„ seiner Plagen; seine Einbildungskraft, welche un-
„ aufhörlich beschäftiget ist, thut alles, oder arbeitet
„ vielmehr beständig zu seinem Unglück, denn sie stel-
„ let dem Menschen nur leere Fantomen oder übertrie-
„ bene Bilder vor, und gibt ihm Stärke, sich damit
„ zu beschäftigen. Die Seele wird mehr durch diese
„ leeren Vorstellungen gequälet, als durch würkliche
„ Gegenstände, und sie verlieret ihre Kraft zu urthei-
„ len, und selbst ihre Herrschaft: sie vergleicht nur
„ Erdichtungen, sie will nur, was andere wollen, und
„ öfters will sie Unmöglichkeiten.„

Dieses erinnert mich an eine Unterredung zweier Freunde, welche beede einsam auf dem Lande lebeten.
„ Nur hier ist man glücklich, sagte der eine, aber um
„ glücklich zu seyn, muß man sich viel zu schaffen,
„ und von allen seinen Sinnen Gebrauch machen,
„ (doch muß man grosse Malzeiten, und müssige Per-
„ sonen, die ein Vergnügen daran haben, vermeiden,)
„ ein rechtschaffener Mann und ein Wolthäter seyn,
„ seinen Garten bauen, und übrigens, wenn ich so
„ sagen darf, nach Art der Thiere leben.„

„Es

*) Wenigstens bei den Thieren, die wir der Natur überlassen, oder die wir mit Menschlichkeit behandeln. Denn wenn ich von einem Kettenhunde, oder von einem Esel redete, den man täglich durch überhäufte Arbeiten ermüdet, so würde ich von ihm sagen, was la Fontaine, von einem unglücklichen Holzhauer saget: „Was hat er für Vergnügen gehabt, so lang er auf der „ Welt ist?

„Es ist wahr, antwortete der andere Freund, „daß diese unvernünftigen Creaturen überhaupt glück„licher sind, als wir, denn ihre Glückseligkeit ist „gleichförmiger und beständiger, aber sie ist auch „weit mehr eingeschränkt, und nicht so eindringend, „wie die unsrige.„

Der Ausdruck, **nach Art der Thiere leben**, welcher zarte Ohren beleidigen könnte, will so viel sagen, als ohne viele Sorgen und Ehrbegierde leben; aber wenn wir so lebten, möchte mir iemand einwenden, was würde alsdann aus den Wissenschaften, aus den Künsten, aus den obrigkeitlichen Aemtern ꝛc. werden? Viele von diesen Sachen vertragen sich besser mit der ländlichen Einfalt, als man insgemein glaubet, und denienigen, welche sich nicht damit vereinigen lassen, könnte man entsagen, und dieß wäre sehr gut. — — Was die Gerechtigkeit, die Kriegsübungen und die Wissenschaften betrift, so könnte man zu gleicher Zeit ein Landmann und ein Richter, oder ein Soldat, oder ein Gelehrter seyn. So muß man ohne Zweifel die weise Antwort des Kliyogg's verstehen, die er einem Officier gab, der einen von seinen Söhnen verlangte, und ihm Beförderung in Kriegsdiensten versprach. — — „Nach euern Begriffen, „sagte der Officier, würde also nur eine Profession „in der Welt seyn, wenn die Kinder allezeit die Le„bensart ihrer Väter erwählten. Und was wäre „denn für ein Unglück dabei, erwiederte Kliyogg lä„chelnd? Wenn alle Menschen das Land baueten, und „sich von ihrer Hände Arbeit nährten, so würde man „nichts mehr von Treulosigkeit und von Gewalthä„tigkeit hören; Friede, Vergnügen und Ruhe wür„den auf den ganzen Erdboden herrschen; denn ich



„ habe noch niemand gefunden, mit dem ich meine
„ Umstände hätte vertauschen wollen; bisher hat es
„ mir noch an nichts gemangelt, und ich habe noch
„ nicht das geringste Verlangen gehabt, etwas zu be-
„ sizen, das einem andern gehöret.„ — — Dieß nenne ich Glück, das einige wahre Glück, welches die zween Freunde geniessen, die ich eben angeführet habe.

Nachdem Herr von Buffon bewiesen hat, daß die Thiere gegen Vergnügen und Schmerzen nur eine kurze Zeit empfindlich sind, und daß sie sich niemals eingebildete machen, so will er auch beweisen, daß sie sich eben so wenig des Vergangenen erinnern, als sie das Zukünftige vorher sehen: er beantwortet die meisten Einwürfe, die man ihm über die Erkenntlichkeit und Rache der Thiere, die sie öfters länger behalten, als wir, machen kann; aber seine Beweise überzeugen mich nicht völlig, ob sie gleich sehr hinreissend sind.

Die Vertheidiger der Thiere behaupten, daß sie ein Gedächtniß haben und sich ihres vergangenen Zustands erinnern, daß ihr innerer Sinn, ihr Gehirn keine Maschine sey, die erst durch seine würkliche Erschütterung von äussern Gegenständen in Bewegung gesezt werden müste: zum Beweise ihres Sazes führen sie an, daß ein Hund träumet, daß er glaubet, er sey auf der Jagd, oder schmeichele seinem Herrn ꝛc. und doch sezet in dem Augenblick, da er träumet, kein äusserer Gegenstand seine Sinnen in Bewegung, welcher ihn maschinenmässig an das eine oder das andere erinnern könnte.

Den allgemeinen innern Sinn, der eine Materie und eine Maschine ist, haben wir mit den Thieren gemein, und so weit hängen wir noch an der Erde;

aber wir besizen noch etwas, das über die Thiere erhaben ist, neimlich ein geistiges Wesen, die Seele, welche uns in die himmlischen Gegenden und zu Gott selbst erhebet. Also ist das Ich, der innere Mensch zwiefach, im Traume scheinet das Gehirn ohne Beihülfe der Seele zu würken, (wenigstens meisten Theils,) wenn wir sehr beschäftiget sind, so würket es bei nahe auch alleine, und das nennen wir zerstreuet. Dieß ist der eine Theil von dem innern Menschen, und izt folgt der zweite; die Seele scheinet fast nichts von dem Gehirn, von dem materielen Sinn nöthig zu haben, wenn sie über moralische und metaphysische Speculationen nachdenket, die unter keinem Bilde vorgestellet werden können.

Wenn wir eines lebhaften und dauerhaften Vergnügens geniessen wollen, so müssen die zween Theile des innern Menschen, die Seele und das Gehirn das ihrige darzu beitragen. Erhabene Begriffe machen den schönsten Theil von unserm Selbst glücklich, aber sie machen nur einen Theil glücklich, und der es selbst nur einige Zeit und durch etwas heftige Erschütterungen ist; denn Menschen, die sich oft in den Himmel erheben, sind um niederer aber nothwendiger Bedürfniße willen öfters gezwungen, sich wieder herab zu lassen; der Weg vom Himmel auf die Erde ist sehr merklich, ia wol rauh und ermüdend; es ist besser, wenn man in der mittlern Gegend bleibet.

Wenn du ein wahres Glück geniessen willst, so vegetire ruhig, denke wenig, und beschäftige deine Einbildungskraft, aber mit lachenden, einfachen und



leichten Sachen. *) Allezeit tief denken, oder sich allezeit grosse Sachen vorstellen wollen, das wäre einem Fürsten gleich seyn wollen, der nicht einige Augenblicke dem Privatleben widmen wollte; oder einigen lächerlichen Schauspielern, die allezeit in einem declamatorischen Tone reden, und die ihre Theaterkleider niemals gerne ablegen.

Die Seele, diese reiche und unerschöpfliche Quelle des moralischen Guten und Bösen, könnte über alle Augenblicke unsers Lebens Glück verbreiten, und sie macht uns öfters das Leben nur verhaßt; durch die Seele allein sind wir von den Thieren unterschieden, durch sie allein könnten wir unendlich glücklicher seyn, als sie, aber sie sind es in vielen Stücken mehr, als wir. Denn an statt daß wir die Vergnügen der Natur wie sie geniessen, und sie nur durch einige kleine Züge lebhafter machen sollten, (dieß können wir, aber sie nicht) so entstellen wir diese Vergnügen und verändern sie in Schmerzen. Daher kommt es, daß die dummsten Menschen, die sich mehr dem Stande der Thiere nähern, und nur die Vergnügen der Natur kennen, wie diese, gemeiniglich munterer und gesunder, als Leute von vielen Verstand sind, **) und iene haben

*) Wir könnten unsere Einbildungskraft dahin bringen, daß sie uns bei nahe allezeit Vergnügen vorstellete; aber dieß ist nur bei dem eigentlichen Landleben möglich: nur bei dieser Lebensart kann man die Glückseligkeit auf so einfache Grundsätze zurückführen, daß sie unveränderlich bleibet. — — Dann fängt man erst an eine beständige und angenehme Munterkeit zu empfinden, diese Munterkeit, welche verursachet, daß man im Herzen und fast niemals boshaft lachet; und dieß ist weit vorzüglicher, als eine lärmende und glänzende Freude.

**) Es gibt noch etwas anders, welches einen Menschen vor dem andern munterer, stärker und gesunder machet, wenn man auch annimmt,

haben bei nahe allezeit eine frölichе Mine, welche diese nicht haben.

Herr von Buffon hat also den Thieren alle Beurtheilungskraft abgesprochen, und um diese Art der Beschimpfung einigermassen wieder gut zu machen, so glaubt er doch, er müsse gestehen, daß wenigstens die grösten Thiere dem Menschen nahe kommen; er sagt, daß die Gesellschaften, welche einige, ia wol die meisten unter ihnen formiren, „von der Wahl derer abzuhängen scheinen, welche die Gesellschaft ausmachen. Die Elephanten, die Biber, die Affen„ rc. suchen einander auf, versammlen sich, gehen haufenweis, helfen und vertheidigen einander, und machen gleiche Schritte. Wenn wir diese Gesellschaften nicht so oft in Unordnung brächten, und wenn wir sie so leicht beobachten könnten, wie die Mücken, so würden wir vielleicht noch andere Merkwürdigkeiten an ihnen wahrnehmen; dieß würden aber doch noch immer physische Verhältnisse seyn.

Die beste und vollkommenste Gesellschaft, und auch die glücklichste wäre die Gesellschaft der Menschen,

annimmt, daß sie ohngefähr von gleichem Verstande sind; dieß ist ein nüchternes und arbeitsames Leben, und die gute Landluft; dieser Unterschied machet, daß Kliyogg beständig gesund ist und ein vergnügtes Leben führet, da hingegen Herr Hirzel Ausfälle von Melancholie hat: man kann darüber diesen klugen Arzt in dem ländlichen Socrates nachlesen. Es könnte mir eingewendet werden, daß es in der Stadt beschäftigte Leute gebe, die eben so munter sind, als man es immer auf dem Lande seyn kann. Ich habe also unrecht, daß ich die Luft und andere Vortheile des Landes unter die Ursachen der Munterkeit rechne; aber man vergleiche einmal die Munterkeit eines Landmannes mit einem aus der Stadt, und man wird sehen, daß die Munterkeit des ersten allezeit angenehmer, aufrichtiger, und wenn ich so sagen darf, feiner und liebenswürdiger ist.



wenn die Vernunft, welche sie verschönern und vervollkommnen sollte, ihr bisher nicht mehr schädlich als nüzlich gewesen wäre.

Es wäre eine Verwegenheit, wenn man in einem Buche für Anfänger in dieser Wissenschaft alle Thiere durchgehen und sie beschreiben wollte. Ich werde aber doch versuchen, die vornehmsten Gattungen kennen zu lernen, ihre Sitten und ihre Eigenschaften zu mahlen. Zu den Thieren, welche mit uns einerlei Halbkugel bewohnen, werde ich auch die Thiere der neuen Welt sezen.

Diese neue Welt ist America, welches deswegen so genennet wird, weil die Reisenden erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts dahin gekommen sind, da sie Christoph Columbus, ein Genueser, entdecket hatte. Einige Jahre darnach ist Americus Vesputius auf das feste Land gekommen, und hat dieser Hälfte von unserer Erdkugel den Namen gegeben.

Es wird aber das ganze Land in das mitternächtige und mittägige America eingetheilet.*) Der Erste Theil hat mit Europa und Asien einerlei Lage, er begreift nemlich den untern Theil der temperirten Zone gegen den Nord- oder Mitternachtpol, und Europa und Asien nehmen den Obern Theil eben dieser Zone ein. Das mittägige America ist mehr in der Mitte der Kugel

*) Das mitternächtige America begreift Luisiana, Canada, Florida, Mexico, oder neu Spanien, neu Mexico, neu England, Acadia, Pensilvanien, Virginien, neu Georgien, das Land Labrador; und in dem Meere, die Inseln Terre-Neuve, und die Antillen. Der mittägige Theil begreift Terrafirma, Peru, Chili, das Magellanische Land, das Land der Patagonen, Paraguai, Brasilien, und das Land der Amazonen, welches durch einen Fluß von Brasilien abgesondert wird.

gel, wie Africa; der eine und der andere Welttheil nähern sich also dem Süd- oder Mittagpol.

Europa, Asien *) und Africa hängen zusammen, und machen die alte Welt aus; America ist so groß, als diese drei miteinander und heißt die neue Welt. Ein Theil von Asien heißt Indien, Ostindien, und der diesem entgegen stehende Theil in America wird Westindien genennet.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, meinen Lesern diesen allgemeinen Begrif von der Geographie zu geben, oder sie vielmehr daran zu erinnern, ehe ich sage, wie ich in diesem Theil thun werde, was für Thiere sich auf einem ieden Theil der Kugel befinden.

Die meisten Europäischen Thiere findet man auch in Asien und in Africa, nur mit den Abwechslungen und Veränderungen, die das Clima hervorbringen muste. Einige, welche nur ein gemässigtes Clima vertragen können, findet man allein in Europa; andere, welche ein wärmers Clima nöthig haben, halten sich in Asien auf; noch andere endlich, welche die Natur so gebauet hat, daß sie die gröste Hize ertragen können, findet man allein in Africa und unter der Linie, nemlich in dem Theile, der am nächsten gegen Mittag liegt.

Einige Thiere scheinen aus Europa durch die unermeßlichen Wälder nach America hinüber gegangen zu seyn, da beede Welten längst dem Eismeere an dem Nordpol durch diese Wälder zusammen hängen. **)

Herr

*) Dieser Theil ist wahrscheinlich das Vaterland der ersten Menschen gewesen.

**) Man könnte sagen, es wäre auch wahrscheinlich, daß diese Thiere aus America nach Europa gekommen sind; hierauf kann man zweierley



Herr von Buffon bemerket, daß von ohngefähr zwei hundert Gattungen vierfüssiger Thiere, die man kennet, bei nahe hundert und dreissig ursprünglich aus der alten Welt sind; und daß sich unter den übrigen siebenzigen vierzig befinden, die man allein in der neuen Welt antrift, und dreissig davon beeden Welten gemein sind.

Damit man die Thiere von ähnlichen Gattungen desto leichter miteinander vergleichen könne, so werden wir zuweilen in einem Artikel ein Thier aus der alten Welt, und eines aus der neuen Welt, daß ienem gleich kömmt, erklären.

Man kann die Thiere auf dreierlei Art betrachten, um sie zu classificiren und methodisch zu ordnen. Die erste Art ist, wenn man den unmerkbaren Nuancen folget, wodurch sie die Natur von einandert abgesondert hat; aber dieses ist nur dem Höchsten Wesen möglich, welches sie erschaffen hat, und in dem sich das erste und lezte Glied von der Kette der Wesen vereiniget. Die andere Art ist, wenn man das Thierreich in verschiedene Haufen theilet, und in einen ieden von denselbigen die Thiere sezet, die eine in die Augen fallende Aehnlichkeit miteinander haben, ob sie gleich auch in vielen Stücken von einander verschieden sind. Dieß ist die Methode der Gelehrten, welche die Thiere nach ihren Haupteigenschaften unterscheiden, und uns behülflich

zweierlei Antworten geben, aber gegen die erste können noch Einwendungen gemacht werden. In Europa sind sie viel grösser und stärker; es ist also wahrscheinlich, daß sie aus Europa nach America übergegangen und dort ausgeartet sind. 2) Seit dem unsere Colonien America bewohnen, so wissen wir, daß durch die nordischen Länder Thiere aus Europa dahin kommen, man hat aber noch niemals, weder in Norwegen, noch in Lappland bemerket, daß fremde Thiere angekommen sind.

behülflich sind, daß wir sie erkennen und dem Gedächtniße einprägen. Die dritte Art, die Thiere zu classificiren, welche vielleicht nicht die nüzlichste ist, wenn man aus der Naturgeschichte ein methodisches Studium machen will, die man aber den übrigen vorziehen muß, wenn man die Thiere nur kurz durchgehen will, bestehet darin, daß man sie in der Ordnung auftretten läßt, wie sie um uns her sind: dieser Methode werde ich folgen.

Die erste von diesen drei Methoden läßt sich nicht anwenden, und wer ihr folgen wollte, das wäre eben so viel, als wenn iemand die Ilias des Homers lesen wollte, ohne das Griechische zu verstehen. Bei der andern machen wir es wie ein Kind, welches, ohne die Worte, die ein Buchdrucker zusammen gesezet hat, lesen zu können, sie wieder auseinander legt, und einen ieden Buchstaben in sein gehöriges Fach wirft; es weiß alsó sehr wenig von der Arbeit, die durch seine Hände gegangen ist. Diese Methode ist wenigstens in diesem Stücke gut, daß sie die Elemente, welche neue Verbindungen hervor bringen können, an ihren rechten Ort sezet. Die dritte ist ohngefähr dieienige, die ein Mensch befolgen würde, dem man die schönsten Stellen in der Iliade des Homers bezeichnet hätte, und der einen Versuch machte, wenigstens diese Stellen zu verstehen, da er sich nicht schmeicheln kann, daß er das Uebrige auch verstehen werde.

Ein-



Herr von Buffon bemerket, daß von ohngefähr zwei hundert Gattungen vierfüssiger Thiere, die man kennet, bei nahe hundert und dreissig ursprünglich aus der alten Welt sind; und daß sich unter den übrigen siebenzigen vierzig befinden, die man allein in der neuen Welt antrift, und dreissig davon beeden Welten gemein sind.

Damit man die Thiere von ähnlichen Gattungen desto leichter miteinander vergleichen könne, so werden wir zuweilen in einem Artikel ein Thier aus der alten Welt, und eines aus der neuen Welt, daß ienem gleich kömmt, erklären.

Man kann die Thiere auf dreierlei Art betrachten, um sie zu classificiren und methodisch zu ordnen. Die erste Art ist, wenn man den unmerkbaren Nuancen folget, wodurch sie die Natur von einandert abgesondert hat; aber dieses ist nur dem Höchsten Wesen möglich, welches sie erschaffen hat, und in dem sich das erste und lezte Glied von der Kette der Wesen vereiniget. Die andere Art ist, wenn man das Thierreich in verschiedene Haufen theilet, und in einen ieden von denselbigen die Thiere sezet, die eine in die Augen fallende Aehnlichkeit miteinander haben, ob sie gleich auch in vielen Stücken von einander verschieden sind. Dieß ist die Methode der Gelehrten, welche die Thiere nach ihren Haupteigenschaften unterscheiden, und uns behülflich

zweierlei Antworten geben, aber gegen die erste können noch Einwendungen gemacht werden. In Europa sind sie viel grösser und stärker; es ist also wahrscheinlich, daß sie aus Europa nach America übergegangen und dort ausgeartet sind. 2) Seit dem unsere Colonien America bewohnen, so wissen wir, daß durch die nordischen Länder Thiere aus Europa dahin kommen, man hat aber noch niemals, weder in Norwegen, noch in Lappland bemerket, daß fremde Thiere angekommen sind.

behülflich sind, daß wir sie erkennen und dem Gedächtniße einprägen. Die dritte Art, die Thiere zu classificiren, welche vielleicht nicht die nüzlichste ist, wenn man aus der Naturgeschichte ein methodisches Studium machen will, die man aber den übrigen vorziehen muß, wenn man die Thiere nur kurz durchgehen will, bestehet darin, daß man sie in der Ordnung auftretten läßt, wie sie um uns her sind: dieser Methode werde ich folgen.

Die erste von diesen drei Methoden läßt sich nicht anwenden, und wer ihr folgen wollte, das wäre eben so viel, als wenn iemand die Ilias des Homers lesen wollte, ohne das Griechische zu verstehen. Bei der andern machen wir es wie ein Kind, welches, ohne die Worte, die ein Buchdrucker zusammen gesezet hat, lesen zu können, sie wieder auseinander legt, und einen ieden Buchstaben in sein gehöriges Fach wirft; es weiß also sehr wenig von der Arbeit, die durch seine Hände gegangen ist. Diese Methode ist wenigstens in diesem Stücke gut, daß sie die Elemente, welche neue Verbindungen hervor bringen können, an ihren rechten Ort sezet. Die dritte ist ohngefähr dieienige, die ein Mensch befolgen würde, dem man die schönsten Stellen in der Iliade des Homers bezeichnet hätte, und der einen Versuch machte, wenigstens diese Stellen zu verstehen, da er sich nicht schmeicheln kann, daß er das Uebrige auch verstehen werde.



Eintheilung der vierfüssigen Thiere.

Um die andere von den drei Methoden *) in der Naturgeschichte zu erklären, will ich hier die allgemeinen Eintheilungen der Thiere, wenigstens der vierfüssigen anzeigen, und zwar in Ansehung ihrer Füsse: darnach will ich die genauern Eintheilungen anführen, die von andern Aehnlichkeiten unter ihnen hergenommen werden.

„Man theilet sie aber ein in Solipeda, Bisulca und Digitata. 1) Die Solipeda, oder Soliungula sind dieienigen, welche nur eine Klaue an den Füssen haben, als z. E. das Pferd, der Esel, und der Zeber. 2) Die Bisulca haben zwei gespaltene Klauen, als der Ochs, das Schaf, die Ziege, der Hirsch ꝛc. 3) Digitata werden dieienigen genennet, welche an den Füssen viele Zehen haben, als der Hund, der Haas, der Löw, der Fuchs ꝛc.

„Zu diesen Eintheilungen sezen die Naturforscher noch die vierfüssigen Thiere mit drei gespaltenen Klauen, Trisulca, als das Rhinoceros; oder mit vier gespaltenen Klauen, Quadrisulca, als der Hippopotamus, oder mit fünf gespaltenen Klauen, als der Elephant: aber wenn man diese Thiere genau betrachtet, so sind sie entweder Bisulca oder Quadrisulca; man hält z. E. das Schwein für ein Thier, das vier Klauen hat, und es gehet doch nur auf zweien.

„Die

*) Da die erste unmöglich ist, so ist es auch ohne Nuzen, etwas davon zu reden; die dritte ist leicht, sie ist einfach, wir werden ihr folgen, und sie bedarf keiner Erklärung; also darf ich nur noch einen Begrif von der andern geben.

„ Diejenigen vierfüssigen Thiere nennet man Un-
„ gulata, welche Zehen haben und deren äusserste En-
„ de an den Füssen mit harten Klauen oder Huf bede-
„ cket sind; diese Substanz ist fest, wie ein Horn und
„ ausgehohlt, sie bedeckt und hält die Extremitäten
„ der Zehen zusamm; und auf diesen gehen die Thiere
„ zum Theil, als die mit einer Klaue, mit zwei gespal-
„ tenen und vier gespaltenen Klauen. „

„ Unguiculata heissen diejenigen, deren Zehen
„ nicht bedecket, und nur an der vordern Spize mit
„ hervorragenden Klauen bewafnet sind; diese sind öf-
„ ters schmal, spizig, gekrümmt und absonderlich un-
„ ten mit Haaren umgeben, zu weilen sind sie auch
„ breit, wie bei den Affen, sie werden auch Thiere mit
„ vier Händen genennet.

„ Man kann auch die vierfüssigen Thiere noch ein-
„ theilen in Wiederkauende, wie z. E. das Geschlecht
„ der Ochsen, der Ziegen, der Hirschen, und in nicht
„ Wiederkauende, als die Schweine rc.

„ Der Ritter Linnaeus gibt in sechs Classen vier
„ und dreissig Geschlechter von vierfüssigen Thieren an.

„ Die erste Classe enthält die Menschenähnlichen,
„ die nemlich eine menschliche Gestalt haben; als die
„ Affen, die Bradype, oder die Faulthiere in Ceylon
„ und in America, diese haben alle vier Hände.

„ In die andere sezt er die grimmigen Thiere,
„ (Ferae) als der Löw, der Leopard, der Luchs, das
„ Geschlecht der Marder, die Fischotter, die Hunde,
„ die Wölfe, der Fuchs, das Meerkalb, der Dachs,
„ die Zibetkaze, der Igel, die Armadille, der Maul-
„ wurf, die Fledermaus.

„ In

„ In die dritte Classe die wilden Thiere, (Agriae) als die Tamandua's, ein Fuchsen ähnliches „ Geschlecht in America.

„ In der vierten Classe sind alle Arten von Ratten, als die Stachelschweine, die Eichhörnchen, die „ Haasen, der Castor, die Spitzmäuse, die Ratten, „ die Murmelthiere, die Philanders.

„ In der fünften sind die Lastthiere, (Jumenta) „ als der Elephant, das Naßhorn, (Rhinoceros) das „ Wasserpferd, (Hippopotamus) das Pferd, der Esel, „ der Zeber, der Maulesel, die zahmen und wilden „ Schweine.

„ In der sechsten das Vieh (Pecora;) als das „ Trampelthier, (Dromedarius) das Peruanische „ Schaf, (Pacos) das Kameel, die Aegyptische Ziege, „ (Gazelle) die Hirschen, die Ziegen, die Rehe, der „ Steinbock, das Elendthier, die Gemse, das Rennthier, der Damhirsch, das Schaf, der Ochs, der „ Auerochs, der Büffelochs.

„ Herr Klein bringt die vierfüssigen Thiere, welche Junge werfen, auf zwo Gattungen: die erste „ enthält die mit Klauen, (Ungulata die nemlich Hornfüße haben, und theilt sie in fünf Familien ein; die „ andere begreift die Digitata oder Unguiculata, auch „ in fünf Familien. (S. das Werk dieses Schriftstellers unter dem Titul: Quadrupedum dispositio, „ brevisque Historia Naturalis.)

„ Eben dieser Verfasser hat auch eine Classe von „ eierlegenden vierfüssigen Thieren gemacht, worunter er die Frösche, die Crocodille ꝛc. begreift. Ueberhaupt alle Thiere, welche man bei dem Linnaeus in „ der Classe der Amphibien findet, und welche bei Brisson

„ sen kriechende Thiere genennet werden, und die vierte
„ Classe ausmachen.

„ Herr Brisson hat das ganze Thierreich in neun
„ Classen eingetheilt, und noch achtzehen Unterabthei-
„ lungen gemacht, die Charactere hat er von ihren
„ Zähnen hergenommen; so wol Stock- als Hunds-
„ und Schneidzähnen, oder von ihrer Stellung und
„ von ihrer Gestalt. Dieser Naturforscher macht
„ auch Vergleichungen, oder charakteristische Merk-
„ male, die er von den Füssen hernimmt, sie mögen
„ nun Klauen, oder Zehen, gespaltene, oder unge-
„ spaltene Klauen haben rc. er ziehet auch die Anzahl
„ der Zehen an den Hinter- und Vörderfüssen, die An-
„ zahl der Zizen und die verschiedene Länge der Beine
„ in Betrachtung.„

„ Andere Zoologen *) haben die Thiere nach ihrer
„ Decke, nach ihrer Wohnung, nach ihrer Lebensart,
„ nach ihren Waffen rc. betrachtet.„

Von den Haußthieren.

Die grösten Philosophen haben geglaubt, daß es keinen Stand gäbe, wo man nicht, mehr oder weniger, glücklich seyn könne, wenn man nur nicht ganz elend, oder ein Sclave ist, (das leztere kann man auch im Ueberfluße seyn,) aber sie haben auch geglaubt, daß das Landleben alle Arten des Glücks unendlich übertreffe; wenn man nemlich auf dem Lande in Gesellschaft lebet,

*) Man nennet diejenigen Schriftsteller Zoologen, welche von der lebenden Natur, nemlich von den Thieren handeln. Ich habe dieses Wort bereits in der Vorrede zu diesem ersten Band erkläret.

lebet, und sich ernstlich mit dem Feldbau beschäftiget. Alle Menschen sollten also auf dem Lande leben und da eine Gesellschaft formiren, denn man muß nicht halb glücklich seyn wollen. Durch die Tugend kann man zwar auch glücklich seyn, wenn man alleine lebet, (es mag nun in der Stadt, oder auf dem Lande seyn;) aber man ist es noch mehr, wenn man sein Glück andern mittheilet. Das wahre Glück ist den künstlichen Reichthümern gerade entgegen gesezt; man kann sie nicht vertheilen, ohne sie zu verringern, aber ie mehr man das Glück theilet, ie mehr nimmt es zu: *) alles Gute, das man thut, genießt man auch wieder. Mache deinen Nechsten, deine Mitbürger, die Fremden glücklich; und nicht nur, was den erhabenen Character der Menschheit an sich trägt, sondern auch die Thiere, ia selbst die unempfindlichen Wesen. — — Der Schäfer Amyntas siehet einen Baum, dessen Wurzeln die Bäche von der Erd entblößet haben, er machet von den Stäben, die er zu einen andern Gebrauch bestimmt hatte, einen Damm; er arbeitet mit wahrem Vergnügen, so wol für dieienigen, die den Schatten dieses Baums geniessen können, als für den Baum selbst. (Geßner, Idylle Amyntas.) — — Wie viel kann ein rechtschaffener Mann, der ruhige Besizer eines Maierhofs, glückliche von ieder Gattung machen! Er macht ihrer eben so viel, und vielleicht noch mehr, als

sein

*) Wenn ein Mann hundert Pistolen hat, und gibt von funfzig Armen einem ieden eine, so wird sein Vermögen bis auf die Hälfte verringert; aber wenn er Ländereien oder eine Manufactur besizet, und wenn er Kinder hat und noch mehr Personen zu sich nimmt, die er arbeiten und mit sich im Ueberfluße leben lässet, so ist er durch sein Glück, durch ihr Glück, und durch das Glück neuer Arbeiter, die er durch die Vermehrung seines Vermögens wird annehmen können, glückselig.

sein Nachbar, ein grosser Herr, öfters nicht unglückliche machet.

Du weist es und lernest es noch täglich durch eine angenehme Erfahrung, du ehrwürdiger Hausvater, der du für dich keine wahre Glückseligkeit kennest, als die du deinem Weibe, deinen Kindern, deinen Bauern, deinem Viehe und allem, was um dich athmet und vegetiret, verschaffest. Deine reinen Hände, deine wolthätigen und erschaffenden Hände verbreiten überall Leben und Freude; du bist der Mitarbeiter der Natur. Von deinen Kindern bis auf die Heerden in deinen Ställen, bis auf die Pflanzen in deinen Gärten wächset alles, wird alles durch deine Gegenwart belebt und verschönert. Die Liebe scheinet dich mit dem göttlichen Feuer erfüllet zu haben, welches die Jugend der ganzen Welt beständig erhält; und sie scheinet alle Reize, womit sie die Natur zieret, auf deinem glücklichen Felde vereinigt zu haben. — — *) laß den reichen Stolzen seine Schätze bewundern, und sie verschwenden, oder vergraben; laß den müssigen Edelmann und den gelehrten Fantasten über alte Namen und eitle Träume in Entzücken gerathen. Du, der du einen ganz andern Lauf zu vollenden hast, beschäftige dich mit nichts, als mit der angenehmen Sorgfalt, deine Seele mit allen Tugenden zu bereichern, und so wol in, als ausser deinem Hauße Ueberfluß und Friede herrschen zu lassen.

 Diesen

*) Man wird leicht merken, daß ich nicht von unsern gewöhnlichen Bauern rede, von den Bauern, über welche wir uns so oft mit Recht wegen ihrer Grobheit beklagen ꝛc. Da doch so wol diese, als auch ihre übrigen Fehler unsern Luxus, unsere Weichlichkeit und unser ungerechtes Verfahren zur ersten Ursache haben.



Diesen Ueberfluß, den fast allezeit der Friede begleitet, haben wir absonderlich den Haußthieren zu danken, den kostbaren Thieren, die wir nie zu gut behandeln und nie zu sehr schonen können; ich werde bei der natürlichen Geschichte eines ieden Thiers von der Art, es zu erziehen und zu regieren, handeln. Diese Gegenstände könnte man als zu meinem Werke unzwekmässig ansehen, aber ich werde in Ansehung der Wichtigkeit Verzeihung erhalten. Ich wünschte absonderlich nach den gelehrtesten Naturforschern die besten Mittel vorschreiben zu können, die Haußthiere von den Krankheiten zu bewahren, denen sie unterworfen sind, und wovon sie ohne Zweifel befreit seyn würden, wenn wir sie nicht eben so schlecht regierten, als wir uns oft selbst regieren.

Zur Vervollkommung der Viehärztneikunst sind heut zu Tag viele Schulen in Frankreich angelegt worden. Diese Einrichtung und die Königlichen Baumschulen *) versichern Ludwig dem Vielgeliebten das dankbare Andenken seiner Unterthanen und ihrer spätesten Nachkommen.

Herr Clerc hat zwo Maximen festgesezet, nach welchen man das Vieh vieler Uebel überheben könnte, die

*) Diese Baumschulen sind in vielen Provinzen des Reichs vertheilet, sie werden dem allgemeinen Holzmangel, der vielen Ländern drohet, Einhalt thun; man ziehet aber vorzüglich Italiänische Pappelbäume, (diese Bäume brauchen nur funfzehn oder achtzehn Jahre zu ihrem Wachsthume) und um einen doppelten Nuzen zu gleicher Zeit zu stiften, so sollen diese Baumschulen durch Findelkinder ausgehauen werden, die dabei ein gutes Schicksal geniessen sollen, welches man ihnen als Waisen zu verschaffen schuldig ist, die von dem Staate vor andern geschüzt werden müssen.

die dasselbige zu Grunde richten. Vor diesen Maximen gehet ein gründlich und schön geschriebener Eingang her.

„ Ein Schriftsteller (M. le M. de **,) dessen „ Name nach Jahrhunderten noch nicht vergessen seyn „ wird, sagt in dem Eingange zu seinen Elemens de „ la Philosophie Rurale, S. 70. ein Rockenkorn ist „ der Keim von Scepter und Kronen; das Pflugeisen, „ welches die Monarchien gründete, besoldet die Po- „ tentaten; und das Getraid, welches ich säe, muß „ zu Kriegs-Artillerie- und Schifsmunition aufwach- „ sen, ꝛc. Nichts ist wahrer; die Erde ist das Horn des „ Ueberflusses, woraus die nüzlichen Producte, die „ wahren Reichthümer und ihr beständiger Umlauf „ hervor kommen. „

„ Aber eben diese Erde, welche den Regen in „ Nahrungsmittel verwandelt, will durch arbeitsame „ Hände lebendig gemacht werden; was sie verlanget, „ ist gerecht, die Fortpflanzung vermehret sich nach „ dem Maase der Arbeit. Um den Cirkel der allge- „ meinen Glückseligkeit fortdauernd zu machen und „ immer weiter auszubreiten, werden unumgänglich „ viererlei Sachen erfordert. 1.) Der ununterbro- „ chene Schuz der Regierung, 2.) die Klugheit des „ Eigenthümers, 3.) die Arme des Pachters, *) „ 4.) die Schonung und Erhaltung der Thiere, ohne „ welche der Feldbau nicht bestehen kann. „

„ Ein tiefes Nachdenken über die Krankheiten der „ Thiere, (sezt Herr Clerc hinzu) überzeuget mich,

 „ daß

*) Die Arme des Pachters müssen auch mit vieler Klugheit geleitet werden, so will Herr Clerc verstanden seyn; und wenn er will, daß der Eigenthumsherr die Klugheit eines Mirabeau, eines Neuve-Eglise, eines Turbilly besizen soll, so verlangt er von dem Pachter die Klugheit eines Kliyogg, eines Pignon ꝛc.



„ daß die Ursachen derselbigen weniger von den Feh-
„ lern der Luft und den Ausdünstungen, womit dieses
„ Fluidum angefüllt ist, abhänge, als von der Art
„ und Weise, wie man diese Thiere wartet und fut-
„ tert. Wenn meine Zweifel gegründet sind, so er-
„ fordert die Menschenliebe und der allgemeine Nuzen,
„ den Landleuten die Mittel anzuzeigen, wie man die
„ Sache besser machen soll. „

„ 1.) So bald man wegen der Kälte nicht mehr
„ auf dem Felde arbeiten kann, so versammlet man
„ eine grosse Anzahl Thiere in enge Ställe, wo die
„ Thüren und Fenster verschlossen sind; es ist aber
„ ohnstreitig, daß eine grosse Menge Thiere, die an
„ einem Orte eingesperret sind, wo eine erstickende Luft
„ ist, bald erkranken müssen, und die Gefahr vermeh-
„ ret sich nach der Anzahl der Thiere, und nach dem
„ Maase der Wärme in dem Stalle. „

„ 2.) Zu viel, oder zu wenig ist allezeit ein Fehler;
„ es ist aber übertrieben, wenn man von der Bewegung
„ auf einmal in die Ruhe, von einer beständigen Arbeit
„ in eine vier oder fünf Monat lange Ruhe kömmt. In
„ dieser Unthätigkeit häufen sich bei den Thieren die Säf-
„ te, die sie ausdünsten sollten. Die Ausdünstung ge-
„ het weniger von statten, besonders im Winter, wenn
„ man zu wenig Leibesübung hat; (Naturgeschichte des
„ Menschen, in dem Stande der Krankheit, 5ter Th.
„ 1ter Art.) „

Ich möchte hier gerne von der Glückseligkeit re-
den, die wir den Hausthieren verschaffen können, wel-
ches unsere eigene um vieles vermehren würde: aber
dieses Gemählde wird bei der Vergleichung, die ich
an einem andern Orte zwischen den wilden- und Haus-

thieren anstellen will, besser an seinem Plaze stehen. (S. den Discours zu Anfang der Geschichte der wilden Thiere.)

Die Hausthiere kann man in zwo Classen eintheilen. Die einen helfen uns zu unsern Arbeiten, daher kömmt die lateinische Benennung, Jumenta. Im teutschen nennet man sie Last- oder Zugthiere. Diese sind, das Pferd, der Ochs, der Esel, der Maulesel und der Bastart von einem Ochsen und einer Eselin (Jumart.) Die andern dienen uns zur Nahrung, und werden Mastvieh, (lateinisch Altilia) genennet. Diese Thiere sind, das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Ochs. Also kömmt der Ochs in die beeden Classen: und man kann behaupten, daß er das nüzlichste Thier ist. Das Mastvieh ist fast auf den ganzen Erdboden, wie in Europa. Aber mit den Lastthieren hat es eine andere Beschaffenheit; das Kameel, das Trampelthier und der Büffelochs werden in Asien, Africa und der leztere in Italien gebraucht: das Rennthier in Lappland. Die Americaner brauchen den Lama, den Pacos ꝛc. zu verschiedenen Arbeiten.

Nach dem Artikel vom Schweine wird man einen Grundriß zu einem Viehhofe finden, wo man die Hausthiere bequem vertheilen könnte.

Das Pferd.

So wol wegen seiner Schönheit, als auch wegen seiner Stärke verdienet das Pferd den ersten Rang unter den Thieren, die wir unter uns zu leben gewöhnet haben.

Man findet bei dem Horaz und la Fontaine eine vortresliche Fabel über die Art und Weise, wie wir das



Pferd in unsere Gewalt bekommen haben. Der Hirsch, sagt man, der ihm eine Weide strittig machte, hatte es beschimpfet, das Pferd wollte sich rächen, „nahm „seine Zuflucht zu dem Menschen, und flehte um sei„ne Hülfe; der Mensch legte ihm einen Zaum an, „schwung sich auf seinen Rücken, und ließ ihm keine „Ruhe, bis der Hirsch gefangen und getödtet war. „Da dieß geschehen war, dankte das Pferd dem Men„schen seinem Wolthäter, mit diesen Worten: ich „bin dein Diener, lebe wol; ich kehre wieder in mei„nen wilden Aufenthalt zurück. Nicht so, sagte der „Mensch, bei uns ist es besser, ich sehe zu gut, wor„zu man dich brauchen kann. — — Das Pferd sahe, „aber zu spat, daß es eine Thorheit begangen habe: „sein Stall war schon bereitet und ausgebauet, es starb „darin an seine Kette gebunden.„ (la Fontaine, 4tes B. F. 13.) Glücklich, wenn es eine geringe Beleidigung übersehen hätte. Glücklich, sagt Horaz, wenn er von einem unersättlichen Geizigen redet, von welchem das Pferd ein Sinnbild ist, „glücklich, wenn es „weniger geizig, weniger ehrbegierig gewesen wäre; „so würde es nicht in einer ewigen Knechtschaft schmach„ten.„

Serviet aeternum, quia parvo nesciat uti.

Das Pferd ist uns sehr ergeben, und diese Freundschaft ist nicht allein die Frucht der Erziehung: schon durch seinen Character hat es eine Sympatie mit uns; es ist lebhaft, feurig, muthig, kann die Ruhe nicht vertragen; es kann bestürzt und zornig werden, es kann schwehr abgerichtet werden, wenn man es nicht in der Jugend zahm gemacht hat. Wir sollten es, wenn es auch nur in Betrachtung der Eigenschaften, durch welche es uns gleichet, geschehen sollte, etwas besser trac-

ctiren,

tiren, als es gemeiniglich geschiehet. Aber wir müssen deswegen nicht in den entgegen gesezten Fehler verfallen, und eine so schädliche Gefälligkeit gegen dasselbige haben, daß wir es nach seiner Art eben so weichlich leben lassen, als wir nach unserer Art leben.

Ich könnte durch viele Beispiele erweisen, daß wir die Pferde sehr schlecht behandeln. Gibt es nicht in allen grossen Städten eine Menge solcher Pferde, die wahrhaftig des Mitleids würdig sind, die kaum so viel Kräfte haben, sich selbst fortzuschleppen, und doch schwehre Lasten ziehen müssen? *) Gibt es nicht bei nahe in ganz Europa von zwo zu zwo Meilen Postpferde?

„Wenn die Pferde entweder mit Pflügen, oder „mit der Erndte sehr beschäftiget sind, so soll man sie, „sagte der gute Kaiser Trajan, auch meinen eigenen „Couriers versagen.„ — — Ein Gesez von dieser Art könnte zu unsern Zeiten nicht wohl mehr statt finden; aber es sollte wenigstens den Couriers verbotten seyn so reissende Sporn zu tragen, die den Pferden bis in die Eingeweide dringen; oder daß die müssigen Leute, welche, wenn sie an Ort und Stelle gekommen sind, wissen, was sie da machen sollen, nicht zu sehr eileten, und die Pferde nicht so sehr ermüdeten. — — Die Posten sind nicht so gut versehen, als sie es seyn könnten, **) weil sie diejenigen, welche die Pferde brauchen nicht so gut tractiren, wie sie doch billig thun sollten.

*) Der traurige Zustand der unglücklichen, welche diese Pferde leiden, muß empfindsamen Seelen am betrübtesten seyn.

**) Da zu unsern Zeiten ein würdiger König den Feldbau in Frankreich beschüzet, so haben die Posten in diesem Königreiche, wenigstens auf dem Lande, sehr muntere Pferde. — — Ich habe auf den Landgütern des Duc de Chaulnes einen Postmeister gesehen, der ein reicher Bauer ist, und viele starke Pferde zu seinen Feldbau und zum Fahren hält, die alle Apfelschimmel sind.



Die natürliche Geschichte des Pferdes soll nur die Beschreibung desselbigen und seine Sitten enthalten; ich werde aber doch einigen Unterricht von seiner Erziehung, von den Stutereien rc. beifügen. Ich werde auch nicht so genau in den Schranken der natürlichen Geschichte bleiben, wenn ich von andern zahmen Thieren rede. Diese Gegenstände sind zu nüzlich, zu angenehm, als daß man sie nicht aus allen möglichen Gesichtspuncten betrachten sollte.

Beschreibung des Pferdes.

Das majestätische Ansehen, die zierliche und flüchtige Gestalt dieses stolzen Thieres, wenn es auf den Wiesen springet, oder wenn von seinem schnellen Fuß auf dem freien Felde sich eine Wolke von Staub erhebet, *) ist ein Sinnbild des Glücks und der Freiheit. Wenn aber eben dieses Thier mit einem schimpflichen Geschirre bedecket ist, den Kopf hänget, und kaum einen Fuß nach dem andern von der Erde aufheben kann, welche unter seiner Last seufzet, so ist es ein Sinnbild der Sclaverei und des Schmerzens. Eine mehr oder weniger gemässigte Sclaverei ist das Loos aller zahmen Pferde, sie tragen überall die traurigen Merkmale davon an sich, auch so gar auf der Weide, wo man sie nur deswegen zu weilen ihrer Freiheit überlässet, um ihnen darnach die Last der drükenden Arbeit, oder den Verdruß eines mehr oder weniger geraumigen und von ein

*) Ich ahme hier das reizende Bild des Virgils nur schwach und in der Ferne nach:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Aen. 8. v. 597.

einer verderbten Luft angesteckten Gefängnisses besser fühlen zu lassen. Ich habe Pferde auf der Weide gesehen, die durch beständige Arbeiten abgetrieben waren, sie können die wenige Erholung, die man ihnen vergönnet, nicht mehr geniessen, sie sind gegen die Annehmlichkeiten der Ruhe unempfindlich, ihr Stand ist beständige Unruhe, tiefe Traurigkeit, welche nichts auch nur auf einige Augenblicke erheitern kann. Ihr Hals ist durch ein übermässiges Joch gekrümmet, welches sie auch alsdann noch zu fühlen glauben, wenn man es ihnen abgenommen hat; ihre Seiten sind durch die Sporn zerrissen, ihre Füsse sind von Nägeln durchlöchert, und mit Eisen beschlagen, das eben so erniedrigend und beschwerlich ist, als eine Kette; sie sind mit einem Wort in den Augen der ganzen Natur mitleidenswürdige Geschöpfe. Der Mensch allein, der sie unglücklich machet, ist so barbarisch, daß er sie ohne Rührung ansehen kann. Diese Thiere haben nur einen glücklichen Tag, wenn sie nemlich ihren grausamen Herren nicht mehr nüzlich seyn können, und auf ein Feld geführet werden, welches sie wol tausendmal umgepflüget, und wieder leer gemacht haben; und das sie endlich zum leztenmal durch die Auflösung ihrer Körper fruchtbar machen. Sie fühlen es mit Vergnügen, wenn ihr Blut fliesset und ihre Kräfte verlöschen; man könnte sagen, daß ein sterbendes Pferd ohngefähr folgende Reflexion zu seinem Troste mache, die wir vielleicht an seiner Stelle nicht machen würden. „Meine Uebel
„ haben ein Ende, ich werde bald wieder zu der Masse
„ der Wesen kommen, ich werde in einen Erdenwurm,
„ in ein fliegendes Insect verwandelt werden, zween
„ Stände die einander entgegen gesezt, aber doch frei
„ und folglich glücklich sind.“

Es

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubet, daß das Loos der Parade- und Kutschenpferde besser sey, als der Last- oder Zugpferde. Beständig von dem Eigensinne eines Herrn abhängen, der sein beschwehrliches Daseyn nicht zu nüzen weiß, ihn Tag und Nacht in den unreinen und verpesteten Gassen einer grossen Stadt herum ziehen, drei Stunden bei einem Schauspiel oder Spaziergang vor dem Thore warten, ist dieß der so angenehme Zustand. — — Nein, nein, der Kutscher eines Grossen ist in keinem Stücke besser, als bei einem gemeinen Bauern, und seine Pferde sind noch weniger glücklich, als diejenigen, welche auf dem Lande arbeiten, leiden und ruhig sterben.

„Die Natur, sagt Herr von Buffon, ist viel „schöner, als die Kunst, in einem lebenden Geschö„pfe macht die freie Bewegung die schöne Natur aus; „man betrachte die Pferde, die sich in dem Spani„schen America vermehret haben, und daselbst als „freie Pferde leben; ohne bestimmten Aufenthalt, „ohne Bedeckung, als unter dem heitern Himmel, „athmen sie eine reinere Luft, als in den gewölbten „Palästen, wo wir sie einschliessen, und wo sie ganz „enge Pläze einnehmen müssen; *) diese wilden „Pferde sind auch stärker, flüchtiger und nervichter, „als unsere meisten Hauspferde; sie haben, was die „Natur geben kann, Stärke und ein edles Ansehen;

„die

*) Wir könnten unsern zahmen Pferden die grösten Vortheile der freien Pferde geniessen lassen, darzu käme noch, daß sie mit uns lebeten, daß sie unsere beschwehrlichen und nüzlichen Arbeiten, wie auch unsere Ergözlichkeiten mit uns theilten; lauter Sachen, gegen welche sie nichts weniger als gleichgültig sind.

„ die andern haben nur, was die Kunst geben kann,
„ Geschicklichkeit und Anmuth.„

„Diese Thiere sind von Natur nicht grimmig, sondern nur trozig und wild. Ob sie gleich in der Stärke den meisten übrigen Thieren überlegen sind, so greiffen sie dieselbigen doch niemals an, und wenn sie von ihnen angegriffen werden, so verachten, zerstreuen, und zertretten sie dieselbigen. Sie gehen in Haufen miteinander, nur wegen des Vergnügens beisamm zu seyn, denn sie haben keine Furcht, sondern halten sich nur aus Neigung zusammen.„

Diese angenehme Vereinigung wird niemals durch Kriege wegen des Futters gestöhret. Sie leben von Kräutern, und haben mehr, als sie verzehren können; der Friede wird bei ihnen niemals, als in der Zeit der Liebe, unterbrochen, und diese ist bald vorbei.

Der Verfasser der Geschichte der Americanischen Freibeuter, (Oexmelin) sagt, „daß man auf der Insel St. Dominique Haufen Pferde zu fünfhundert mit einander laufen sehe, und wenn sie einen Menschen erblicken, so bleiben sie alle stehen; eines von ihnen kömmt etwas näher, bläßt mit der Nase, nimmt die Flucht, und die übrigen folgen ihm alle nach. *) Der Verfasser weiß nicht, ob diese Pferde ausgeartet sind, da sie wild wurden, er hat sie aber nicht so schön gefunden, wie in Spanien, ob sie gleich von einerlei Geschlechte sind. Sie haben einen sehr dicken Kopf und dicke Beine, die noch über dieß höckerigt sind; sie haben auch lange Ohren und einen langen Hals; die Einwohner des Landes machen sie leicht zahm, und lassen sie darnach

„ihre

*) Die Hirschen, die Rehe und die Damhirschen machen es ohngefähr eben so.



„ ihre Arbeit verrichten; sie müssen den Jägern die
„ Häute tragen; man fängt sie mit Schlingen, die
„ man an solche Orte leget, wo sie häufig hinkom-
„ men; sie verwirren sich leicht darinnen, und wenn
„ sie sich am Halse fangen, so erwürgen sie sich selbst,
„ wenn man ihnen nicht zu rechter Zeit zu Hülfe kömmt.
„ Man wirft ihnen die Seile um den Leib und um
„ die Beine, und machet sie an Bäumen feste, wo
„ man sie zween Tage ohne Fressen und Saufen läßt.
„ Nach dieser Probe fangen sie an, folgsam zu wer-
„ den; *) und mit der Zeit werden sie es so sehr, als
„ wenn sie niemals wild gewesen wären; und wenn
„ sie ohngefähr wieder in Freiheit kommen, so wer-
„ den sie doch nicht zum zweitenmal wild, sie erken-
„ nen ihre Herren und lassen sich wieder fangen.„

So wol die wilden, als die zahmen Pferde sind sanftmüthig und gesellig; denn die Füllen, welche mit einander aufwachsen, und die man Herdenweis treibet, haben ein Vergnügen an dieser Lebensart, muntern einander auf, fordern einander heraus, und laufen um die Wette; diejenigen, welche die gröste Hize blicken lassen, und welche in natürlichen Uebungen am besten zunehmen, sind die edelsten, die besten und oft auch die gelehrigsten, wenn sie einmal zahm gemacht sind.

Man hat angemerket, daß bei einer jeden Gattung von wilden Thieren alle Individua bei nahe einerlei Farbe, oder einerlei Haare haben, einige Gattungen ausgenommen, wo die Weisse mit der Schwärze con-

*) Herr von Garsault gibt über eben diesen Gegenstand eine ähnliche Methode an; aber ausserdem, daß man ihnen Futter und Getränke versaget, soll man sie auch nicht schlafen lassen.

contrastiret. So gibt es weisse Bären, weisse und schwarze Wölfe, weisse Raben, weisse Amseln ꝛc. *) Die Decke der zahmen Thiere ist vielen Veränderungen unterworfen, wovon die Sorgfalt der Menschen, die oft zu dicke Luft in den Ställen und Behältnißen, die Fütterung, nachdem sie gesund oder im Ueberfluß ist, und die Vermischung der ausländischen Arten die Ursachen sind; wenn man die Farbe des Männchens und des Weibchens nicht sorgfältig wählet, so kommen oft die sonderbarsten Sachen zum Vorschein, wie man unter den Pferden an den Schimmeln sehen kann.

Die Farbe der wilden Pferde ist dunkelbraun, sie verändern sich ein wenig nach den Himmelsgegenden nicht nur in Ansehung der Farbe, sondern auch in Ansehung der Gestalt und der Bildung.

Wenn man ein Pferd wählet, soll man nicht sonderlich auf die Farbe sehen, (wenn es anderst nicht zu einen schönen Postzug gehöret) sondern man muß sehen, ob es die wesentlich guten Eigenschaften besize, nemlich Munterkeit und Schönheit. Man verlangt, daß es einen kleinen Kopf habe, schwarze Augen, grosse Nasenlöcher, kurze und steife Ohren, einen breiten und angenehmen Hals, dichte und auf die linke Seite hangende Haare, eine breite, freie und starke Brust, ein grosses und gerades Bug, runde Seiten, ein doppeltes Rückgrad, einen zusammengezogenen Bauch, gleiche und kleine Testikeln, breite und niedrige Lenden, einen langen und krausen Schweif, gleiche, hohe und gerade Beine, ein rundes, kleines und nicht eingebogenes

genes

*) Also ist das Sprichwort falsch, wie viele andere: Si vous faites cela, je vous donnerai un *merle blanc*, ich glaube nicht, daß ihr dieß thun könnet.

genes Knie, runde Hinterbacken, dicke und starke Schenkel, ein hartes, hohes, hohles und rundes Huf, eine kleine Krone, und endlich soll es munter und sanft seyn.

Wenn wir den Kennern glauben dürfen, so ist es an einem Pferde, das weder weiß noch grau ist, ein Fehler, wenn es keine Blasse auf der Stirn hat; aber dieser Fehler zeigt von keinem innern Gebrechen, und man kann ihn leicht verbessern; denn man kann auf verschiedene Arten weisse Haare wachsen machen. Ich will nur eine von denen anführen, die Herr de la Gueriniere in seinen Elemens de la Cavalerie angibt. Ich habe die leichteste Art erwählet, und die am wenigsten Kunst erfordert; man muß nemlich einen gebratenen Apfel ganz heiß auf die Stirn eines jungen Pferdes legen. Davon entstehet ein Grind, und das erste Haar, das hervor kömmt ist weiß: es mag aber übrigens die künstliche Blasse auf eine Art gemacht seyn, wie sie will, so kann man sie allezeit erkennen, wenn man sie genau ansiehet, denn die nachgewachsenen weissen Haare sind länger, als die andern, und in der Mitte der Blasse ist gemeiniglich gar kein Haar.

Die Pferde haben von Natur dreierlei Gang den Schritt, den Trab und den Galop. Darzu kann man noch den Paß sezen, aber dieser Gang ist etwas gezwungen, und den Gesezen der Mechanik zuwider. Ein Pferd gehet nur den Paß, wenn es schwach ist und weder traben, noch galopiren kann. Wenn man ein Füllen oder Fohlen reitet, dessen hintere Schenkel noch nicht die gehörige Festigkeit haben, oder wenn ein Pferd durch lange Reisen verderbt worden ist, so wird es diesen Gang gehen und sich sehr ermüden. Der Beweis, daß ein

Pferd

Pferd, wenn es den Paß gehet, sehr müde werde, ligt darin; seine zwei rechten Füsse stehen auf der Erde, wenn sich die linken erheben, und so gehet es wechselsweise fort: *) also daß die ganze Schwehre allezeit nur auf einer Seite ist, folglich muß sich der Ruhepunct bei einem ieden halben Schritt verändern, und das Pferd öfters fallen. Dieses Wanken ist sehr ermüdend und unbequem für das Pferd, und sehr angenehm für den Reuter; er wird gleichsam gewiegt, und sizet wie in einer Sänfte. Aber dieser Gang schickt sich höchstens nur für Frauenzimmer, und auch diese sollten ihn nicht zu sehr lieben, er ist zu einförmig und noch über dieß gefährlich.

„ Es gibt noch zween andere Gänge, nemlich den „ halben Paß und den Mittelgalop, in welche schwa„ che und übertriebene Pferde von sich selbst fallen, die„ se Gänge sind noch unnatürlicher als der Paß oder „ Zeltergang: man nennet sie auch unterbrochene un„ ordentliche oder zusammengesezte Gänge: der hal„ be Paß hat etwas vom Schritte und vom Zelter„ gang, der Mittelgalop hat etwas vom Trabe und „ vom Galope; so wol der eine als der andere Gang „ entstehet von einer übertrieben langen Strapaze, „ oder von einer grossen Schwachheit der Lenden. Die „ Botenpferde, welche man überladet, gehen den hal„ ben Paß statt des Trabes, nachdem ihre Kräfte ab„ nehmen, und die verderbten Postpferde, welche man „ zu galopiren zwingen will, gehen an statt des Galops „ den Mittelgalop.

Ein

*) S. l'Ecole de la Cavalerie des Herrn Guerinière. Paris, 1751. in fol. und die Naturgeschichte des Herrn von Buffon.



Ein neuerer Dichter, welcher den Virgil glücklich nachahmet, mahlet die verschiedenen natürlichen Gänge des Pferdes auf eine edle und kühne Art; „wenn „ ein Mann von Ehre oder von Liebe angetrieben wird, „ eine Reise zu unternehmen, oder dem Tod in den „ Schlachten zu trozen, so muß er ein geschicktes und „ berittenes Pferd haben, das einen kühnen Gang „ und einen leichten Fuß hat, und er muß es zu dem „ Gebrauch abrichten, worzu es bestimmt ist; er muß „ ihm ein eisernes Gebiß anlegen, welches in seinem „ schäumenden Munde ein neuer Sinn ist: bald läst „ er ihn den Sporn fühlen, daß er wie ein Pfeil „ über ungeheuere Ebenen wegfähret; bald zieht er „ den Zügel an, daß er wol hundertmal in einem gros- „ sen Cirkel herum laufen muß; bald läßt er ihn ganz „ langsam gehen, daß er ihn zu einen schnellern Lauf „ frisch erhält.„ *)

Die vornehmsten Theile des Pferdes sind:

A Die Stirn.
B Die Augenlieder.
C Die Kinnbacken.
D Die Nase.
E Das Untermaul.
F Das Kinn.
G Der Hals.
H Der Schopf.
I Der Schlund.
K Der Widerrist.
L Die Brust.
M Der Ellenbogen.

N Der

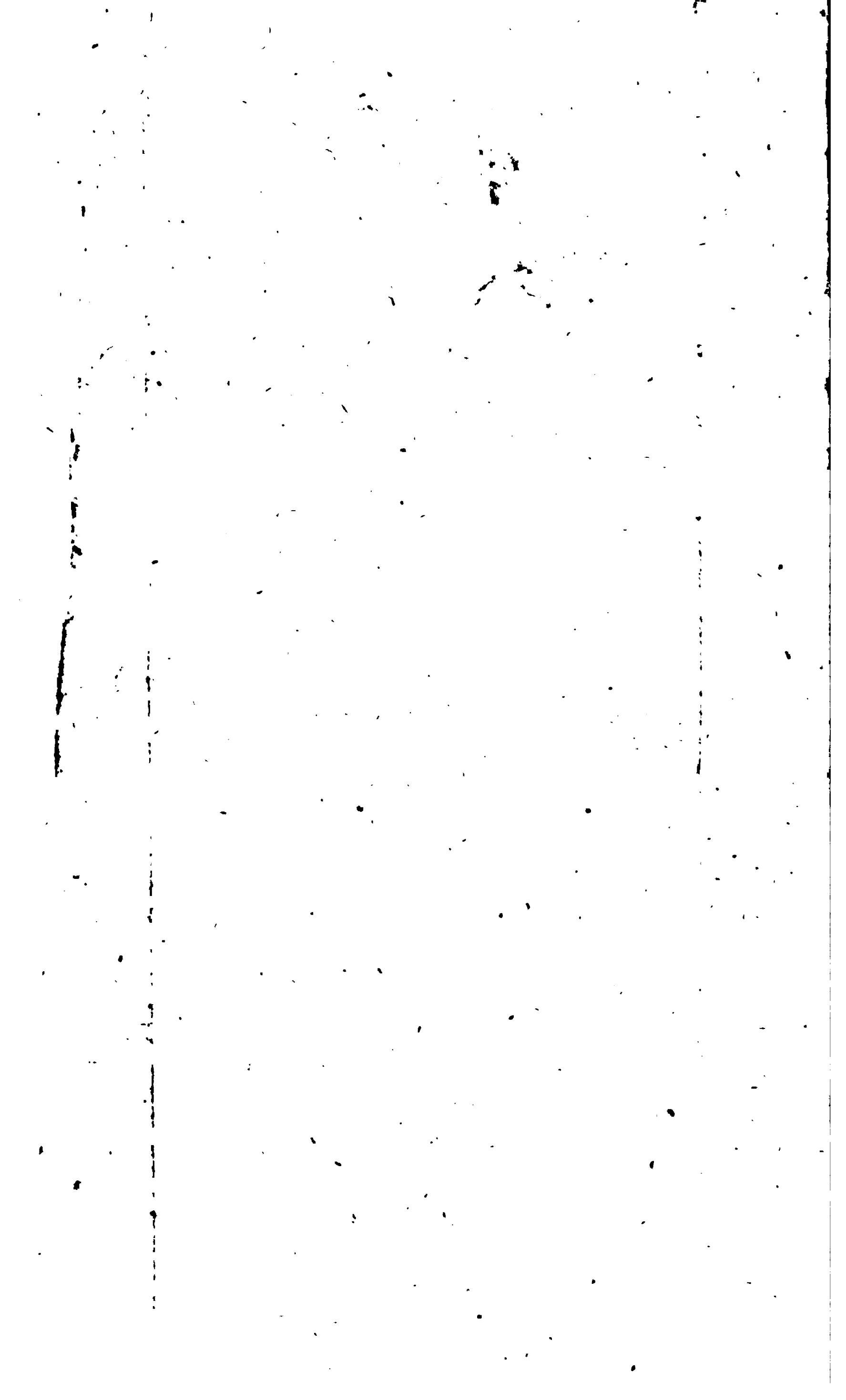
*) Von dieser Paraphrase will ich hier die lateinischen Verse hersezen:

Qui longas amat ire vias, aut horrida Martis
Castra sequi, tenera facilem cervice domari
Fingat equum, doceatque pedes & mollia crura
Composito, glomerare gradu, spumosaque fraenis
Ora regens, plano vel in aequore cursibus acrem
Calce citet, pressis vel in orbem flectat habenis;
Aut molli placidum iubeat procedere gressu.

Praed. Rust. L. III.



Das Profil oder der



N Der vordern Oberschenkel.
O Die Kote.
P Die Krone.
Q Das Huf.
R Die Schärfe des Hufs.
S Der Rucken.
T Die Seiten.
U Das Creuz.
V Die Arsbacken.
X Die hintern Oberschenkel.
Y Das dicke Fleisch.
Z Die Unterschenkel.

Ich könnte hier noch von den Mitteln reden, wie man sich eine schöne Art Pferde verschaffen soll, aber ich werde es schicklicher in dem Artikel von den Stutereien thun können.

Erziehung des Pferdes.

Die Erziehung des Pferdes muß so vollkommen seyn, als möglich ist. Und wie soll sie beschaffen seyn? Unsere eigene ist noch so weit von diesem Puncte entfernet, und doch ist er so schwehr nicht zu erreichen, wenn man den Weg einschlägt, den uns die Natur selbst zeiget! Die Erziehung, die wir den Thieren geben, wird allezeit eine Nachahmung von der unsrigen seyn: diese fängt nun an gut zu werden, und jene wird nachfolgen.

Wie muß man die Pferde stellen, füttern, zähmen, zur Arbeit gewöhnen, Stutereien anlegen, daß man schöne Arten bekömmt? Ueber einen jeden von diesen Artikeln werde ich einige Erklärungen geben.

Das wilde Pferd genießt nur die Erziehung der Natur; es ist so stark, so schön, *) so glücklich, als

 nur

*) Die Vermischung der verschiedenen Arten, wovon wir bald reden werden, und die zur Schönheit der Pferde so nöthig ist, würde in den Wäldern nicht so gut von statten gehen, als es in unsern Stutereien geschehen kann; doch würden die Pferde auch da von einen Clima in das andere gehen, und das würde hinlänglich seyn, die Ausartung des Geschlechts zu verhindern.



nur immer möglich ist; wenn wir dem Pferde eine Wolthat erzeigen wollten, so sollten wir es besser der Natur überlassen, nemlich zahm machen, ihm die Vortheile unserer Gesellschaft verschaffen, absonderlich Unterhalt und Sicherheit, und es übrigens vollkommen frei lassen; aber wegen der Dienste, die es uns erweisen soll, müssen wir es von Jugend auf an das Joch gewöhnen. Es unterwirft sich demselbigen, und scheinet mit einem Theil der Freiheit das Vergnügen zu bezahlen, mit uns zu leben und uns zu dienen. — — Wie grausam mißbrauchen wir öfters sein biegsames Wesen und seine Unterwürfigkeit! Es arbeitet beständig und will uns auch die Mühe, es zu leiten, ersparen. Dem ohngeachtet ermüden wir es nicht nur bis zur Ausschweiffung, sondern wir zwingen es auch in einem dumpfigen Stalle mit vernagelten Füssen und in seinem eigenen faulenden Miste zu leben, an statt daß wir ihm die freie Luft geniessen lassen und die Mittel verschaffen sollten reinlich zu seyn; ein Vortheil, welchen die Natur keinem Thiere versaget. Alle die Ungerechtigkeiten, deren wir uns gegen das este und nüzlichste Thier schuldig machen, sind Würkungen der Barbarei, worein die schlechten und groben Sitten die meisten Menschen stürzen, da die übrigen durch einen andern Weg auch hinein fallen; und das ist der Weg des Luxus und der Weichlichkeit.

Die Zeit der Liebe dauert bei den Pferden von dem Ende des Monats März bis zu Ende des Junius. Der Bescheler ist diese drei Monate rossig, aber die Stute nur vierzehn Tage oder drei Wochen. Die Stute trägt gemeiniglich eilf Monate und etwas drüber. Also ist die Zeit der Fohlen zwischen den Anfang des Monats März und des Junius. Die Stuten werfen stehend,

da

da sich fast alle andere vierfüssige Thiere legen. Das Fohlen, wie fast alle übrigen Thiere, kommt mit dem Kopfe zu erst; es zerreisset seine Hüllen, wenn es aus der Mutterleibe gehet, daher kommen auch zu gleicher Zeit viele feste Theile mit, die man Hippomanes (Fohlenmilze *) nennet. Wenn das Fohlen in einer schlimmen Lage kömmt, so hilft man ihm, man wendet es ein wenig um, dieß erleichtert ihm den Ausgang, und verkürzet die Schmerzen der Stute. — — Es würde selten, oder vielleicht niemals geschehen, daß ein Fohlen verkehrt käme, wenn die Mutter nicht durch Strapazen, oder durch Ruhe und Weichlichkeit verderbt worden wäre; zwo Ausschweiffungen, welche bei nahe alle unsere Uebel verursachen, und die auch die Thiere unglücklich machen, die wir an uns gewöhnet haben.

Man läst die Fohlen nur fünf, sechs oder sieben Monate saugen, und es würde nicht übel gethan seyn, wenn man ihnen acht oder neun Monate gestattete.

 Nach

*) Man nennet es Hippomanes des Fohlen, zum Unterschied des Hippomanes der Stute; dieses leztere ist eine dicke Feuchtigkeit, welche in der Zeit, da sie rossig ist, aus der Vulva rinnet. Es findet sich eine ähnliche Feuchtigkeit, aber in weit geringerer Menge, bei allen Weibchen, wenn sie eine heftige Brunst nach dem Männchen haben. Diese Feuchtigkeit hat in gewisser Betrachtung eben die Würkung, wie bei der feuchten und nüzlichen Membrane, welche das Herz bei einem ieden Schlag erfrischet; ohne dieses Hülfemittel würde dieser Theil durch seine eigene Hize zu trocken werden. — — An dieser Erklärung von dem Hippomanes könnten einige zärtliche Personen ein Mißfallen haben; es ist mir leid, aber die Natur verdienet auch in ihren geheimsten Operationen beobachtet zu werden, und man gewinnet allezeit vieles, wenn man ihr darinnen folget. Das Fohlenmilze brauchte man ehedessen auch bei den Liebestränken, und man hielt es für sehr würksam, die Liebe einzuflösen, aber es diente weiter zu nichts, wie alle andere Liebestränke, als daß es gefährliche Krankheiten verursachte.



Nach den Saugmonaten gibt man ihnen täglich zweimal Kleien und ein wenig Heu; man hält sie eine Zeit lang in dem Stalle, bis sie die Mutter vergessen haben; noch besser würde es seyn, wenn man sie in einen etwas geräumigen Bezirke herum lauffen liesse. Von der ersten Lebenszeit hängt die böse oder gute Beschaffenheit der Thiere ab; man kann sich wenig von einem Kinde versprechen, das man bei nahe gar nicht aus seinem Zimmer gehen lässet, und so auch von einem Fohlen, das man im Stalle erziehet.

Die Stuten werfen also, wie ich schon gesagt habe, in dem Monat März, April, Mai und Junius; das folgende Jahr muß man sie im Monat Mai auf die Weide führen, wo man sie bis in den Monat October Tag und Nacht läßt.

Wenn man viele Fohlen zusammen thut und sie in Freiheit läßt, so werden sie gesellschaftlich, ihre Sitten verfeinern sich, sie werden stärker und lebhafter, sie muntern einander auf: etwas zahlreiche Gesellschaften sind für alle Gattungen von Thieren nützlich.

Junge Pferde, die an geräumigen Orten beisammen sind, wetteifern miteinander, sie suchen einander im Laufen zuvor zu kommen, sie ermuntern sich zu Gefahren, wenn sie über einen Fluß schwimmen, oder über Gräben springen, und diejenigen, welche bei diesen natürlichen Uebungen zum Beispiele dienen, welche freywillig voran gehen, sind die edelsten, die besten, und öfters die gelehrigsten, die biegsamsten, wenn man sie einmal bezähmet hat.

Man läßt die Fohlen im Winter bei Tag und im Sommer bei Nacht weiden; aber mit dem vierten Jahr kommen sie von der Weide weg, und werden

alsdann

alsdann mit getrockneten Grase gefüttert. Diese Veränderung der Nahrungsmittel erfordert viele Vorsicht; man muß sie auch, um sie anzugewöhnen, im Maimonat bei Nacht unter freiem Himmel lassen, da sie den ganzen Winter in den Ställen zugebracht haben, wo aber auch nur eine gemässigte Wärme seyn soll. Ueberhaupt soll man sich in allen möglichen Fällen an den Grundsaz des Herrn von Buffon, Herrn Clerc und aller weisen Männer erinnern, welche die Natur wol kennen, es soll nemlich ordentlicher Weise kein Thier oder Pflanze zu schnell in einen Stand gebracht werden, der dem vorhergehenden gerade entgegen gesezt ist.

Einige glauben, man müsse den iungen Pferden bei Veränderung des Futters auch einen Trank wider die Würmer geben, aber dieß ist vielleicht nicht nothwendig, denn bei Pferden und Eseln von verschiedenem Alter ist der Magen mit einer Menge Würmer angefüllt, die ihnen nicht schädlich zu seyn scheinen.

In einigen Ländern wallachet oder verschneidet man die Fohlen mit einem Jahr oder mit anderthalb Jahren, oder auch mit zwei bis drei Jahren. Die Zeit dieser grausamen Operation ist der Frühling oder der Herbst; sie findet weder in Persien, noch in Arabien, noch in andern Provinzen des Orients statt: man hat in diesen Ländern Achtung gegen die Thiere, und castriret nur die Menschen. — — Wie wenig stimmet doch unsere Gattung zusammen, so wol in Orient, als in Occident, so wol dießseits, als ienseits der Linie.

Wenn die Castration, sagt man, die Pferde etwas schwächer macht, so macht sie dieselbigen auch sanftmüthiger und gelehriger. Weiter unten werde



ich aber von der Art und Weise reden, wie man die Hengste zahm, und zu allen Arten von Diensten geschickt machen soll. Nun wollen wir sehen, wie ihre Wohnung und ihr Futter beschaffen seyn müsse.

Von dem Aufenthalt der Pferde.

Unter freiem Himmel, unter freiem Himmel! da sollten sich die Pferde ordentlich aufhalten; der Himmel ist ein schöner Schwiebbogen, und fast der einzige, welcher Menschen und Thiere, wenigstens bei Tag, bedecken sollte. Eine Bedeckung gegen die schlimme Witterung ist zwar, so wol für die einen als die andern eine vortrefliche Sache, ich gestehe es gerne zu; denn ich bin keiner von den menschenfeindlichen Schriftstellern, welche wollen, daß die Menschen wie Bären leben, und die Thiere auch so mit sich leben lassen sollen, mit denen sie doch glücklich seyn können; aber ich wünschte, daß unsere Häuser keine Freistadt der Weichlichkeit, des Luxus und folglich aller Uebel seyn möchten; und ich wünschte auch, daß die Orte, wo wir die zahmen Thiere verwahren, aufhören möchten, schädlicher für sie zu seyn, nicht nur als die Widerwärtigkeiten der Luft, sondern auch selbst als die Grausamkeit der grimmigen Thiere.

Die Ställe sind bei nahe alle so klein, so wenig erhöhet, und haben eine so schlimme Lage, daß es besser wäre, die Thiere blieben der freien Luft, den Anfällen ihrer Feinde und den rauhen Witterungen der Jahrszeiten ausgesezt, als daß sie in so dumpfigen und stinkenden Löchern schmachten müssen.

Da nunmehr der Feldbau durch die freie Ausfuhr aufgemuntert wird, da die Pachter (nemlich in

Frank-

Frankreich) versichert sind, daß sie die Producte der Erde in ihren wahrem Werthe verkaufen können, daß sich die Kosten des Feldbaus vermehren dürfen, weil sich die Einkünfte nothwendig auch vermehren müssen, so darf man auch hoffen, daß sie endlich die Thiere, welche ihren Reichthum ausmachen, gesunder und bequemer stellen werden. Ihr eigenes Interesse verbindet sie darzu. Die Thiere sind, so zu sagen, eine lebendige Erde: ie mehr man sie besorget, ie mehr man sie bauet, desto mehr trägt sie.

Aber es gibt eine schädliche Sorgfalt, dieß wollen wir nicht vergessen; (man könnte die Sorge, die wir für unsere zarten Kinder tragen, zum Beispiel anführen.) Man kann mit den Thieren nicht besser umgehen, als wenn man sie so leben lässet, wie sie ohngefähr in dem Stande der Natur leben würden; und wenn man ihnen dabei Sicherheit, hinlängliche Nahrung und Arbeit verschaffet.

Was ich von den Pferdställen sagen werde, kann man auch mit einigen Abänderungen auf die Schaf- und andere Ställe anwenden; ich werde also nicht mehr von dem Plan, welchen ich hier vorzeichne, reden, wenn ich auf die Schafe, Ochsen, Schweine ꝛc. komme.

Der Boden des Pferdstalles soll etwas höher seyn, als der Hof. Wenn man viele Pferde beisamm stehend hat, (dieß ist allezeit gut, denn viele Thiere von einerlei Gattung an einem Orte sind allezeit vortheilhaft, wenn es keine grimmigen Thiere sind,) so muß man einen doppelten Pferdstall bauen, wo man nemlich auf beeden Seiten eine Reihe Pferde nach der Länge stellen kann; und ein iedes muß von dem neben stehenden durch einen hölzernen Riegel abgesondert werden. Der Pferd-



stall soll gut gepflastert seyn, und einen gemächlichen Abhang haben, damit der Urin von allen Seiten leicht ablauffen könne, und zwar in eine Rinne, die mitten durch den Stall gehen soll.

Die Decke des Pferdstalls kann fast niemals zu hoch seyn; die Ausdünstungen müssen sich ungehindert erheben können. *) Die Mauern müssen dick seyn, damit die Kälte und die Hize nicht leicht durchdringen könne. Ueber der Raufe macht man auf ieder Seite einige Fenster, in deren Oefnung hölzerne Gitter angebracht werden, die inwendig mit klaren Kanfaß überzogen sind, um die Mücken abzuhalten, und doch den Eingang der Luft nicht zu verhindern. Zwo Thüren, eine gegen Morgen, die andere gegen Abend, sollen dem Pferdstalle zum Eingange dienen, und von den beeden Mauern soll eine gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht sehen. **) Bei grosser Hize kann man die Fenster gegen die Mittagseite mit Stroh zustopfen, und bei grosser Kälte gegen die Mitternachtseite.

Man würde gegen ein wesentliches Gesez der Oekonomie und der Reinlichkeit fehlen, wenn man den Pferdstall nicht sorgfältig reinigte, wenn man den Urin und den Mist nicht in eine tiefe Grube brächte.

Die Thüren des Pferdstalls sollen, und zwar im Sommer mehr, als im Winter, verschlossen seyn, ausgenommen früh eine Stunde vor Aufgang der Sonne, und

*) S. das Ende von dem Discours über die zahmen Thiere.

**) Der Marstall zu Chantilly, ein würdiges Denkmaal von dem grossen Prinzen, der ihn erbauet hat, hat eine solche Lage. So sind auch die Ställe, wie wol nicht so prächtig, aber noch nüzlicher, in der Abtei Meroële in Hennegau, und in einigen andern grossen ökonomischen Häusern.

und Abends eine Stunde nach dem Untergang, denn wenn man sie den ganzen Abend offen liese, so würden nur grosse Mücken, Fledermäuse rc. hinein kommen.

Wenn man die Pferde gewöhnt beisammen zu leben, so stiften sie zu weilen Freundschaften unter sich, wovon man unter uns wenige Beispiele antrift. „Unter einem Cavalerieregiment soll einsmals ein altes „Pferd gewesen seyn, welches sein Stroh und seinen „Haber nicht mehr zermalmen konnte, die zwei Pferde, welche allezeit darneben stunden, kaueten das „Stroh und den Haber mit ihren Zähnen, und warfen es vor den Alten hin, der nur noch durch ihre „gemeinschäftliche Sorgfalt sein Leben erhielt.„ Diese Erzählung wird durch eine andere ähnliche wahrscheinlich, die ich in der Geschichte der Ratten anführen will.

Wenn man Pferde von Jugend auf miteinander erzöge, wenn man sie ohne einige Absonderung in den Stall frei liesse, und ihnen an dem Kopfe nur kurze Halftern befestigte, so würden sie vielleicht ganz ruhig leben, und sich ein iedes einen oder zween Freunde erwählen, mit denen es gerne fressen und arbeiten würde. — — Uebrigens gebe ich diese Muthmassung für nichts anders aus, als was sie ist: es werden aber zwo wesentliche Bedingnisse voraus gesezet, daß erstlich, ein starker Mensch, mit einer Peitsche bewafnet, beständig bereit sey, die Ordnung, wenn sie ein Aufrührer stören wollte, wieder herzustellen, und zweitens, müsten die Pferde ohngefähr nach der Art, die ich bald anzeigen werde, regieret und bezähmet seyn.

Gleich an dem Pferdstall sollte ein grosser Plaz seyn, der mit doppelten Schranken, oder einer hohen

Hecke



Hecke umgeben wäre, darin liesse man die Pferde lauffen und ihren Muthwillen treiben; Diese Uebung, welches bei den Lateinern spatiari genennet wurde, (als wenn man sagte, des Raums geniessen) ist vortreflich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Vermehrung der Kräfte. Da könnte man sie die ganze Zeit lassen, die nicht zur Arbeit bestimmt wäre, ausgenommen in der grossen Hize, da müste man sie von neun oder zehn Uhr des Morgens bis ohngefähr um vier Uhr des Abends in den Stall thun, um sie vor den Mücken zu verwahren, welche um den Mittag viel heftiger sind als des Morgens und des Abends.

Bei den Vieh- und Schafställen sollte man auch zween Parcs haben. Der Parc für die Ochsen dürfte nur mit Schranken oder mit einer Hecke umgeben seyn, wie bei den Pferden; und den für die Schafe könnte man mit Palisaden oder auch nur mit einem Weidenzaun einschliessen; auf diese Weise würde man den Dünger des Viehes nicht verlieren, und sie würden weder die Wege noch die Wiesen verderben, wo sie die Erde zertretten, wenn sie vom Regen weich ist, wodurch die Wurzeln an dem Grase faul werden; man könnte sie auch auf diese Weise alle Augenblicke in ihre Wohnung bringen, wenn ein heftiger Regen oder Hagel entstünde, und sie gleich wieder heraus lassen, so bald der Himmel heiter würde. Man könnte vieles dabei gewinnen, wenn man einige Hufen Lands zu diesem Gebrauch bestimmte, absonderlich wenn man, an statt das Vieh auf grossen Wiesen, die man viel nüzlicher anwenden könnte, weiden zu lassen, bei ihrer Fütterung der Methode folgte, die ich so gleich anzeigen werde, und die bei den Ochsen und Pferden vollkommen einer-

lei

lei ist; aber bei den Schaafen muß man einige Abänderung machen, wie ich in dem Artikel von diesen leztern Thieren sagen will.

Von dem Futter der Pferde.

Ich werde nicht lange bei diesem Gegenstande verweilen, der schon hinlänglich bekannt ist, und den man in allen Büchern findet, die von der Landwirthschaft handeln. Ich will nur nach den geschiktesten Landwirthen unserer Zeiten sagen, daß man an statt des gemeinen Heues, welches so vieles Land wegnimmt, und welches meistens nur ein flachsartiges Gras ist, das wenig nahrhafte Bestandtheile hat, und die Pferde oft aufstössig macht, gesundes Heu bauen sollte, nemlich verschiedene Arten von Klee, und anders künstliches Heu, welches man ihnen so wol in dem Stalle, als in dem Parc, wovon ich geredet habe, in Ueberfluß geben könnte. Diese Methode macht weniger Kosten und Ungelegenheiten, als wenn man sie auf grosse Wiesen führet, oder auf gemeine Weiden, wo sie nur mittelmässiges und oft schlechtes Gras finden, wo auch ihre Excrementa verlohren gehen, weil man keinen Dünger daraus machen kann.

Die Ställe und absonderlich die Krippen sollen sehr reinlich seyn; man soll keine Hühner hinein lassen, denn sie besudeln das Stroh und den Haber, lassen ihre Federn fallen, und dieß alles ist den Pferden sehr schädlich. Eine Art von Spizmäusen (Mus araneus) ist auch ein furchtbarer Feind für die Pferde, sie werden von ihnen gebissen, und ihr Biß ist giftig.



In den Ländern, wo es wenig Fütterung giebt, welches entweder eine Faulheit der Bauern, oder schlechte Glücksumstände anzeiget, mischet man ein Viertheil oder ein Drittheil geschnittenes Stroh unter den Haber, welches man Häckerling nennet; eine Erfindung, womit man die Pferd betrüget, womit man sie nemlich ausfüllet, ohne ihnen Nahrung zu geben: der Herr verlieret auch vieles dabei; denn man treibt die Mühlen nicht mit Staub; es wird Wasser darzu erfordert; und ein Müller, der sich dasselbige nicht in Ueberfluß verschaffen will, oder kann, der wird bald selbst vertrocknen.

Wie man die Pferde zahm machen soll.

Die Menschen sind zur Gesellschaft erschaffen, die wechselsweise Hülfe und Dienste, deren sie benöthiget sind, und die sie beständig einander erweisen können, das Glück, welches ihnen die Gesellschaft verschaffet, wenn alles in seiner gehörigen Ordnung ist, kann zum Beweise dieses Sazes dienen.

Aus ihrer Vereinigung und absonderlich aus den Verbindungen ihrer Begriffe, und aus ihren vereinigten Kräften sollte ein durchdringender Verstand und eine Art von Allmacht entstehen, welche die geistigen Wesen untersuchen, und die Körper in alle Gestalten verwandeln könnte, die ihnen der Verstand und der unermüdete Fleiß geben wollten.

Ein glücklicher Versuch reizte die Lust: man kann den Begierden nicht leicht Einhalt thun, wenn sie nicht auf unmögliche Dinge verfallen, und was sie verlan-

gen, wissen sie fast allezeit auf der möglichen Seite vorzustellen. Man war auf sehr einfache Maschinen verfallen, welche die Kräfte vervielfältigten, aber man sahe bald, daß einige grosse Thiere organisirte Maschinen wären, welche auf eine mehr anhaltende und würksamere Weise die Stelle der ersten Maschinen vertretten könnten, und der Mensch würde viel weniger Mühe damit haben. Man zähmte also das Pferd, den Ochsen, den Esel, das Kameel, und selbst den Elephanten. Die ersten, welche man zahm machte, fieng man in der Jugend, dieß ist das Alter der Gelehrigkeit. Nach einigen Zeugungen waren sie so verändert, daß sich die Veränderung auch auf die äusserliche Gestalt ihrer Körper erstreckte.

Ich werde mich nicht mit der Untersuchung aufhalten, wie wir die Pferde gewöhnet haben, unter uns zu leben, und uns bei unsern Arbeiten zu helfen, ich werde auch die wahren Kennzeichen der natürlichen und der sclavischen Pferde nicht anzugeben suchen. Es ist schon genug, wenn wir nur wissen, wie der Mensch seine Herrschaft über dieses stolze Thier ausübet, wie er von seiner Gelehrigkeit Vortheil ziehet, um es unter das Joch zu bringen.

Da die Freiheit das kostbarste unter allen Gütern ist, so kann man sich nicht mehr entschliessen, dieselbige zu verlieren, wenn man sie eine lange Zeit genossen hat: und wenu man einen geringen Theil derselben aufopfert, so will man durch wahre Vortheile schadlos gehalten seyn. Die Liebe zur Freiheit ist eine von den angebohrnen Empfindungen, die sich schon in der ersten Kindheit zu erkennen geben; und diesen muß man alsdann nicht zuwider seyn, weil die ganz jungen Thie-

re



re zart und delicat sind, und ein jeder unangenehmer Eindruck, und hauptsächlich der Eindruck der Sclaverei schadet ihrer Gesundheit, ihrem Wachsthum, ihrem Character ꝛc. mehr, als man insgemein glaubet.

Man muß also die Kinder nicht in Windeln zusamm pressen und ihnen überhaupt bis in das sechste oder siebente Jahr keinen Zwang anthun, und von den Fohlen muß man bis in das dritte oder vierte Jahr nicht den geringsten Dienst verlangen. Alles, was man so wol für die einen als für die andern thun kann, bestehet darin, daß man sie von Gefahren zurück hält, sie ein wenig gehorchen lehret, aber ohne Strenge und hauptsächlich ohne Hize; man muß mit einem Worte, beständig ein wachsames Auge auf sie haben, und verhindern, daß sie keine Fehler, keine böse Gewohnheiten annehmen; in diesem Puncte muß man ihnen schlechterdings nichts übersehen, sie aber übrigens vollkommen frei lassen.

Wenn das Fohlen sein zweites Jahr erreicht hat, so gewöhnt man es in dem Stalle an das Geräusch der Geschirre, die es einstens tragen soll, und zeigt es ihm; so macht man sich nach und nach Meister von zween Sinnen, von dem Gesicht und dem Gehöre.

Ein Jahr darnach richtet man es stuffenweis ab; erstlich gewöhnt man es, den Sattel zu tragen und die Trense zu leiden; aber man soll es vor vier oder wol sechs Jahren nicht reiten, denn vor dieser Zeit ist es für die Last des Reiters noch zu schwach. In eben diesem Alter fängt man auch an, die Zugpferde zahm zu machen, indem man solche neben ein schon bezähmtes Pferd spannet; dieß muß aber alles geschehen, ehe man die Pferde an Haber und Stroh gewöhnet hat, denn alsdann sind sie schwehrer zu dressiren.

Vor dieser Zeit muß man sie auch an die Mühlen und andere Orte führen, die sie furchtsam machen können; man muß sie an das Feuer, an den Knall einer Flinte ꝛc. gewöhnen. In allen diesen Sachen könnte man sie in dem Parc üben, wo man sie völlig frei lassen sollte, wenn sie aus dem Stalle kommen.

Ich glaube nicht, daß es ein Thier gebe, welches von einer guten Erziehung in seinen ersten Jahren keinen Nuzen haben sollte. Aber man muß nicht wieder vernachlässigen, was man durch eine gute Erziehung angefangen hat. Man mag die gelehrigsten junge Pferde in seinem Stalle haben, die ohne Fehler sind, weil man sie sorgfältig abgerichtet hat, so werden sie doch eigensinnig, stätig, unbändig, wenn man sie nicht täglich reitet und arbeiten lässet. Es ist bei den Pferden, wie bei den Menschen, der Müssiggang verderbet sie. Ein Reitpferd, ein Kutschenpferd trage oder ziehe täglich einige Lasten, daß es eine Bewegung habe, und so gar ermüdet werde, dieß wird ein Mittel seyn, seine Stärke und seine Gesundheit zu vermehren, seinen sanften und biegsamen Character zu erhalten, ohne ihm etwas von seiner Gestalt und von seinen Schönheiten zu benehmen.

Wenn ein Pferd nicht wol erzogen ist, oder wenn man mit der guten Erziehung nicht fortfähret, so wird es zu weilen böse, es beißt, es schlägt aus ꝛc. man kann es nicht anderst, als durch ein strenges Fasten und durch das Abhalten vom Schlafe verbessern, wie ich bereits oben gesagt habe.

„ Mit dem Gebiß und dem Sporn regieren wir
„ die Pferde, das Gebiß macht ihre Bewegungen gewisser, und der Sporn schneller. Aber die Numidier ritten ohne diese künstlichen Hülfsmittel nackend

„ auf ihren Pferden, und sie folgten ihnen, wie uns
„ unsere Hunde. Wir steigen mit Hülfe der Bügel
„ auf unsere Pferde, aber die Perser hatten die ihri-
„ gen gewöhnet, sich auf die hinter Füsse niederzu-
„ lassen, wenn der Reiter aufsizen wollte.

„Die Kunst Pferde abzurichten und sie zu rei-
„ ten lernet man auf der Reitbahn; diese Kunst ist
„ sehr weitläuffig. Das Reiten erhält die Munter-
„ keit der Jugend, wenn es nur zum Vergnügen ge-
„ schiehet, und ist für gewisse Personen, bei gewissen
„ Krankheiten, absonderlich bei denen, welche die
„ Lunge angreifen, das beste Hülfsmittel.„

So bald man ein Pferd bezähmt und an das Joch gewöhnt hat, so ist es nicht mehr schwehr, dasselbige auch an die Arbeit zu gewöhnen. Aber das erste Jahr muß man es ausserordentlich schonen, und nicht durch allzugrosse Strapazen abschrecken. Zu was für einen Gebrauch man auch ein Pferd bestimmt hat, so muß man es nachgehends die so nüzliche und gesunde Fertigkeit in der Arbeit niemals verlieren lassen.

Die Morgenluft ist zur Glückseligkeit und Gesundheit des Pferdes eben so unumgänglich nothwendig, als sie es zum Wolseyn des Menschen ist. Wenn deine Pferde nicht täglich bei Aufgang der Sonne im freien Felde sind, *) und wenn auch du dich nicht daselbst einfindest, so ist das eben so viel, als wenn du dich selbst verurtheilt hättest, in einer grossen Stadt zu leben, und dich alle Tage zwei oder dreimal in einer traurigen und prächtigen Büchse herum ziehen zu lassen.

Man-

*) Ich nehme auch die Zeit im Winter, wenn es sehr neblicht ist, nicht aus. Auch unter dem dichten Schleier der Nebel und Reife ist die Natur schön, und man kann sie nicht besser sehen, als wenn man mit Anbruch des Tages auf dem freien Felde ist.

Man könnte das, was ich erst gesagt habe, als eine lächerliche Declamation ansehen, aber ich hoffe, daß man mir ein Jahrhundert später, (wenn mich mein Werk überlebet) Dank wissen soll, daß ich die Wahrheit gesagt, wovon man alsdann die ganze Stärke einsehen wird, die man izt noch nicht begreiffet.

Von den Stutereien.

Die Errichtung einer Stuterei erfordert viele Mühe und Aufwand, und vor allen einen geräumigen Plaz. Die Stutereien sind der Grund der zukünftigen Geschlechter, zu deren Vervollkommnung man nichts vernachlässigen und nichts spahren soll. Wenn die Pferde nur im Kriege brauchbar wären, so würde ich sagen: wir wollen zu Fusse Krieg führen, ohne Artillerie, ohne Reiterei, oder welches noch besser wäre, wir wollen gar keinen führen, und nur einige Pferde zur Befriedigung unserer Neugierde haben. Aber der Feldbau, die Handlung, die Künste würden bald ohne die Hülfe der Pferde darnieder liegen; wir wollen also diese kostbare Gattung vervielfältigen, wir wollen sie gut tractiren, und allem demienigen zuvorkommen, was ihr schädlich seyn, oder zur Ausartung Gelegenheit geben könnte.

In den Französischen Provinzen gibt es Stutereien, wo man die besten Pferde ziehen kann. Man wählet darzu ein gutes Land, und einen bequemen Plaz; man macht verschiedene Eintheilungen, die man mit Gräben und Hecken einschliesset. Es müssen wenigstens drei Eintheilungen gemacht werden, und die dritte, ob sie gleich nur für die Fohlen bestimmt ist, muß eine sehr grosse Ausdehnung haben. In die Mitte von diesen Abtheilungen kann man Getraid säen, oder

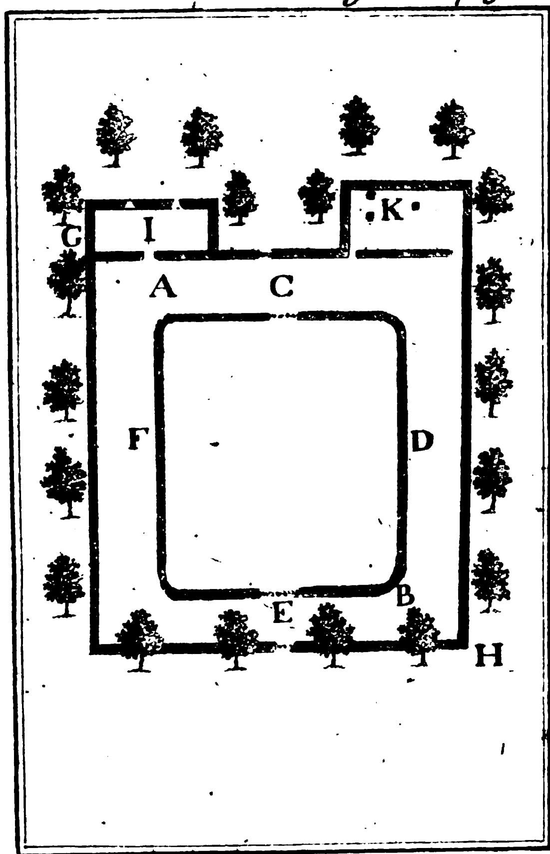


künstliches Heu, als z. E. den Plaz A B, welcher mit doppelten Schranken, oder mit einer Hecke umgeben seyn soll. Der Raum C D E F, den ich wenigstens zwanzig Schuh breit annehme, wäre hinlänglich, daß die Pferde daselbst laufen, weiden und sich vergnügen könnten. Das lange Viereck G I ist eine Schoppe, oder ein sehr luftiger Pferdstall, wohin sich die Pferde bei der Nacht, oder bei sehr schlimmen Wetter begeben können. Der rechte Winkel K ist eine offene Reitbahn. Da man überhaupt auf dem Lande Herr von seiner Zeit ist, so übet man die Pferde nur bei schönem Wetter, man hat also keine bedeckte Reitbahn nöthig, wovon das Dach wegen seiner Grösse sehr theuer zu stehen kömmt. Die Einfassung G H dreimal genommen würde den ganzen Plaz einer Stuterei ausmachen.

Die erste Abtheilung sollen die trächtigen und säugenden Stuten einnehmen. In die zweite kommen diejenigen, welche rossig sind, oder es bald werden, und in die dritte die abgesezten Fohlen. Das Land muß absonderlich in dieser leztern Abtheilung bergigt, uneben, ermüdend und trocken seyn. Diese lezte Eigenschaft ist wesentlich nothwendig; junge Pferde, die auf fetten Weiden erzogen werden, sind schlapp, schwach und sammlen viele schädliche Feuchtigkeiten; wo das Land zu eben ist, da bekommen sie wenig Stärke und Geschwindigkeit.

In der Zeit des Beschälens muß man den Hengsten vieles und gutes Futter geben, wann die Stuten trächtig sind, oder die Fohlen säugen, muß man sie auch reichlich füttern. Ehe man sie bedecken läßt, muß man sie sparsam füttern, damit sie den Saamen desto begieriger einnehmen und besser behalten, wenn

die



Grundriß einer Stüterei.

die Zeugungsglieder nicht mit Fett und Feuchtigkeiten verstopfet sind; aus eben dieser Ursache muß man sie alsdann ein wenig mit laufen und Arbeit ermüden. (Virg. Georgic. L. III.)

Wann man die Fohlen wegen des schlimmen Wetters in dem Stalle läßt, so bleiben sie ohne Halfter und in völliger Freiheit.

Nach zwei Jahren ist ein Zugpferd zum Zeugen tüchtig; ein Handpferd wird es etwas später, weil es sich nicht so schnell entwickelt, und weil wenige Thiere im Stande sind zu zeugen, ehe sie ihr völliges Wachsthum erreicht haben. Aber man muß sie viel später zur Stute lassen, nemlich das Zugpferd mit fünfthalb Jahren, und das Handpferd mit sechs oder sieben Jahren; denn die Pferde werden eben so wie die Menschen schwach, krank und sterben jung, wenn sie sich zu bald der Liebe ergeben: die Mutterpferde sind, wie die übrigen Weibchen unter den Thieren, frühzeitiger tüchtig, als die Männchen. An den folgenden Zeichen kann man erkennen, ob ein Fohlen mit der Zeit ein guter Beschäler werde, „ob es die Hofnung und der Wie„derhersteller der Stuterei werde. Es hat einen „kühnen Gang, es hebet seine schlanken und wolge„wachsenen Beine mit Anstand und Leichtigkeit, es „ist allezeit an der Spitze seiner Cameraden, es schwim„met zu erst über einen reissenden Fluß, und sprin„get über eine unbekannte Brücke, es fürchtet sich „vor keinem Geräusche; es ist wol gebaut, sein Hals „ist schlank und gerade, sein Kopf klein, und sein „Bauch eingezogen, es hat ein gewölbtes Creuz und „eine volle Brust, man siehet das heftige Schlagen „seines Herzens. Wenn dieses Fohlen dunkelgraum „oder apfelgrau ist, so hat man einen Grund mehr

„ es zum Beschäler zu erwählen, wenn es aber ein
„ Schimmel oder Rothfuchs ist, so wird es schwach. *)
„ Wenn es das Geräusch der Waffen höret, so stam-
„ pfet es, es kömmt in starke Bewegung, es spizet
„ die Ohren und schäumet vor Ungedult! Das
„ Schnauben seiner Nasen ist Feuer, seine wellenför-
„ mige Mähne fliegt über seine gerade Schulter, sei-
„ ne Brust schwillt auf, durch das heftige Schlagen
„ heben sich seine Seiten und fallen; von dem Stam-
„ pfen seiner Füsse erbebet die Erde. So war der
„ Cyllarus, welchen Castor zu bändigen wuste. So
„ waren die Pferde des Mars und des Achilles, die
„ durch die griechischen Poeten so berühmt worden
„ sind. So war auch der verliebte Saturnus, als
„ er von der Cybele überfallen wurde, und unter der
„ Gestalt eines Pferdes entflohe; und von seinem
„ Wiehern wiederschallten die tiefen Hölen des Berges
„ Pelion. „ **)

Man muß einen schönen, wolgebauten und am ganzen Leib gesunden Hengst zum Beschälen wählen, er muß auch alle innerlichen guten Eigenschaften besizen, Muth, Gelehrigkeit, und Feuer; denn man hat bemerket, daß ein Pferd durch die Zeugung seine guten und bösen, natürlichen und erworbenen Eigenschaften fortpflanzet. In unsern Gegenden trägt der Beschäler mehr zur Schönheit des Fohlen bei, als die Stute, sie trägt aber vielleicht mehr zu seinem Temperamente

bei;

*) Diese Vorbedeutung, die von der Farbe hergenommen ist, hat keinen Grund, es ist ein Irrthum, den man zu unsern Zeiten abgelegt hat.

**) Dieß ist eine Paraphrase von der prächtigen Beschreibung de Virgils in seinem 3ten Buche von dem Ackerbau, v. 75.

bei; man muß also Stuten erwählen, welche gut säugen, und sonst gute Eigenschaften des Körpers haben. *)

Wenn man einen Beschäler erwählet hat, der alle erforderliche Eigenschaften besizet, und wenn die Stuten, die man von ihm bedecken lassen will, versammlet sind, so muß man noch einen andern Hengst haben, mit dem man die Stuten, welche roßig sind bekannt machet; man läßt alle Stuten, eine nach der andern vor dem Hengst vorbei gehen, er will auf alle losgehen: diejenigen, welche noch nicht roßig sind, sträuben sich, und nur die hizigen lassen ihn zu; aber man läßt sie nicht völlig von ihm bedecken, sondern ziehet ihn wieder zurück, und läßt den würklichen Beschäler an seine Stelle; „ man muß der Stute die Eisen abnehmen, denn es „ gibt einige, welche bei Annäherung des Beschälers „ ausschlagen; ein Mann hält die Stute bei der Half„ ter, und zween andere führen den Beschäler an Sei„ len; bei der Vermischung hilft man ein wenig, indem „ man den Schweif der Stute auf die Seite wendet, „ denn ein einziges Haar könnte den Beschäler gefähr„ lich verwunden. **) In den lezten Augenblicken der „ Vermischung bemerkt man oben an der Schwanz-

 „rib-

*) Die Regierung in Frankreich wendet heut zu Tage alle Sorgfalt auf die würdigsten Gegenstände; sie befiehlt, daß man alle Stuten in einem jeden Generalamte besehen, und nur diejenigen bedecken lassen soll, welche noch stark und jung genug sind, eine gute Art hervor zu bringen: könnte doch eine so weise Verordnung pünctlich befolgt werden!

**) Wäre es nicht besser, wenn man den Schweif der Stute flechtete oder einwickelte, damit man ihn nicht halten dörfte. Es ist gar nicht gut, wenn so viele Leute um zwei Thiere herum sind, die sich paaren; dieses schadet der Ruhe und der Freiheit, die der Zeugungsactus erfordert. — — Die Lacher werden hier nicht auf meiner Seite seyn; aber ihnen suche ich auch nicht zu gefallen, sondern nur denen, welche nüzliche Wahrheiten lieben.

„ ribbe des Beschälers eine gleiche Bewegung, und „ daran erkennet man, daß der Zeugungsactus vorbei „ ist; denn diese Bewegung ist allezeit mit der Ergies„ sung des Saamens verbunden.„

„ Obschon ein Beschäler im Stande ist drei Mo„ nate alle Tag eine Stute zu decken, so ist es doch „ besser, wenn man ihm allezeit über den andern Tag „ eine zuläßt, damit er desto besser geschonet werde.

„ Einige lassen den Beschäler frei an dem Orte, „ wo die Stuten versammlet sind; und auf diese Art „ bekommen sie leichter, als auf die andere; aber der „ Beschäler verderbt sich in sechs Wochen mehr, als „ in vielen Jahren nicht geschehen seyn würde, wenn „ er mit Maaße zugelassen worden wäre.„

Es wäre etwas leichtes zwischen diesen zwo Methoden ein Mittel zu treffen, nach welcher sich der Beschäler nicht auf einmal erschöpfte; und man müßte ihn und die Stute nicht mehr durch die Gegenwart dreier oder vier Menschen beunruhigen; welches vielleicht die Ursache ist, daß einige unter ihnen nicht bekommen; denn von 15 bis 18 Stuten, die auf die vorige Art sind bedeckt worden, bekommen gemeiniglich nur 10 oder 12; aber wenn das Männchen frei zugelassen wird, so werden sie fast alle Mütter.

Die Vermischung der Geschlechter ist eine Sache, auf die man vorzüglich bei Errichtung einer Stuterei bedacht seyn muß; eine Vermischung, die man bei einer ieden Gattung nicht oft genug anwenden kann, absonderlich bei denen, welche der Erhaltung und Vervollkommnung am würdigsten sind.

Der

Der Esel.

Der Esel kann als eine Art von Pferden angesehen werden, er ist ohngefähr auf eben diese Art gebauet. In den Namenregistern von Thieren stehen diese zwei in einer Familie. Der Ritter Linnäus unterscheidet das Pferd von dem Esel dadurch, daß er das erste equus cauda undique setosa nennet, (ein Pferd mit einem ganz harigten Schwanze,) und das andere, equus cauda extremo setosa, (ein Pferd, das nur an dem äussersten Ende des Schwanzes Haare hat.)

Es gibt Esel von verschiedenen Farben; gemeiniglich sind sie mäusfärbig: es gibt auch weisse, braune, rothe, und silberfarbige. Sie haben zween schwarze Striche, der eine gehet von dem Kopfe bis an den Schwanz, der andere aber längst den Schultern hinab. Diese zween Striche creuzen sich auf dem Widerrist.

Der Esel hat keine gespaltene Klaue und dieß hat er mit dem Pferde und dem Maulesel gemein. Die Grösse seiner Ohren verschaft ihm ein feines Gehör. In warmen Ländern kommt er besonders gut fort. Die Esel in Arcadien waren ehedessen berühmt, ihr Geschlecht muste daselbst sehr schön und stark geworden seyn, weil es durch Schäfer regiert wurde, welche weder faul noch dumm, noch grausam seyn konnten, denn sie lebten bequem und vergnügt, sie verbesserten ihren Verstand und die Erde, und hatten keine Herren.

Die schönsten Esel, (wenn man den gestreiften oder bunten Esel auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, den Zeber, davon ausnimmt,) sind izt in Arabien. *) Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, einen leichten Fuß; man gebraucht sie nur zum

*) Ich weis nicht, warum man ein so schönes Thier in Europa nicht zu naturalisiren suchet.

Reiten: nach meiner Meinung sollte man sie auch zu andern Sachen anwenden, wenn man sie nur nicht zu sehr ermüdete, wie wir gemeiniglich zu thun pflegen. Die Araber tragen eben so viele Sorge für ihre Esel als für ihre Pferde; sie müssen (welches sehr viel ist) den Paß gehen: sie schneiden ihnen die Nasen ein wenig auf, damit sie mehr Athem holen können; diese Esel gehen so schnell, daß man galopiren muß, wenn man ihnen nachkommen will.

Die Indianer in Madura, einer benachbarten Insel von Java, verehren dieses Thier besonders, weil sie glauben, daß alle Edlen in die Leiber der Esel fahren. Glücklich ist ein Volck, bei dem dergleichen Meinungen als ungegründet erwiesen sind!

Wenn sich der Esel mit einer Stute, oder das Pferd mit einer Eselin paaret, so wird ein Maulesel geworfen. In gewissen Ländern paaret man den Esel mit einer Kuh, oder die Eselin mit einem Stier, und dann kömmt eine Art von Mauleseln zum Vorschein, die man Jumart oder Jemart nennet.

In Persien schäzet man das Fleisch der wilden Esel sehr hoch, und absonderlich das von iungen Eseln. Die Römer assen es, nach der Erzehlung des Plinius, auch sehr gerne. Das Fleisch von unsern zahmen Eseln ist sehr hart, und hat einen unangenehmen Geschmack; wenn wir besser mit ihm verführen und ihn besser fütterten, so hätte es vielleicht einen bessern Geschmack. So kam es einsmals einem Französischen Herrn vor, der für seine Tafel eine Heerde Eselinnen mit aller Sorgfalt füttern ließ.

Die Esel so wol, als die Maulesel zu Rieti in Umbrien wurden ehedessen für eine sehr gute Gattung gehalten. In Phrygien und Lycaonien gab es grosse Heerden

den wilden Esel. Diese Esel konnten leicht zahm gemacht werden, sagt Varro, und nahmen niemals ihre wilde Art wieder an sich. Ueber die Pferde haben wir oben eben diese Bemerkung gemacht. Sollte denn das bürgerliche Leben, ohngeachtet seiner Verderbnisse, so viele Annehmlichkeiten für die Thiere haben, daß sie sich nicht entschliessen können es zu verlassen? — — Aber wir gehen ordentlicher Weise so schlecht mit ihnen um! — — Sollte es also nicht vielmehr deswegen geschehen, weil sie niedergeschlagen, und durch die Knechtschaft muthlos geworden sind? Sie haben nicht Herz genug sich aufzurichten, und ihre Bande zu zerreissen.

Ehedessen glaubte man, der Esel stünde nach seinem Tode bei den Göttern eben so sehr in Achtung, als er von den groben Menschen in seinem Leben verachtet wird, die ihn ohne Mitleid tractiren. Man steckte längst der Felder einige abgestreifte Eselsköpfe auf, und glaubte dadurch die Ungewitter und absonderlich den Brand des Getraides abzuwenden. (Columella B. X.)

Der Esel ist verhältnisweise viel stärker, als das Pferd, er trägt alle Arten von Lasten, wenn sie nur auf jeder Seite einerlei Schwehre haben; denn wenn man dieses nicht beobachtet, so ermüdet man ihn zu sehr, und kann ihn nur eine kurze Zeit gebrauchen. Man kann ihn reiten, wie das Pferd *) und dieses Reiten ist sehr angenehm; so viele weise und glückliche Leute haben sich dessen bedienet, daß wir es in grössern Ehren halten sollten, als in der That geschiehet.

Die

*) In der Normandie muß er Post laufen. Dieß ist das größte Unglück, das einem Esel begegnen kann, so wie einem Pferde; und es ist vielleicht eben ein so grosses Unglück für uns, daß wir eine so grosse Geschwindigkeit nöthig haben.

Die Brust und die Schultern des Esels sind nicht so stark, als sein Rucken, man muß ihn also viel weniger ziehen als tragen lassen; doch kann man ihn auch zuweilen zum Ziehen gebrauchen, aber es muß selten geschehen, und die Last nicht zu schwehr seyn. Wenn man ihn zum Pflügen gebrauchen will, so muß es nur in leichten und sandigten Boden geschehen. Nichts beweist übrigens deutlicher die Armuth eines Landes, und nichts kann dieselbige mehr vermehren, als ein so elendes und schwaches Pflügen.

Der Esel hat einen sehr bekannten Fehler, welchen Baniere vortreflich schildert; „dieses Thier, sagt „er, ob es gleich eine sehr gute Creatur ist, vergißt „sich zuweilen, wird auf einmal muthwillig, bewegt „die Ohren und den Schwanz, schlägt mit seinen „hintern Füssen in die Luft, steckt seinen Kopf zwi„schen die Füsse und wirft seinen Reiter in den Koth, „(denn dieser Muthwille ergreift ihn allezeit in den „schlechtesten Wegen) er fängt darauf in einem Tone „an zu schreien, den man spöttisch nennen könnte; es „scheinet, als ob er das Volk zu einem lächerlichen „Schauspiel zusamm ruffen wollte, das er angefan„gen hat. Wenn man ihn in der Stadt vor einer „Gärtnerin, oder vor einem Korbmacher vorbei füh„ret, so bekömmt er ein Verlangen, einen Kohl zu „kosten, oder eine Weide zu benagen; man mag ihm „mit Worten drohen, oder mit einem knotigten „Stock schlagen, er scheinet weder zu hören noch zu „fühlen, bis er seine Einbildung befriediget hat.„

„Wenn eine Haußmutter auf dem Lande noch den „guten, glücklichen und einfältigen Sitten ihrer Vor„eltern ergeben ist, so läßt sie nicht allein ihre Knech„te auf dem Esel reiten, sondern sie bedienet sich des-

„ sen selbst; sein Kopf wird zu dieser ehrwürdigen
„ Verrichtung mit einer schönen Halfter, und der Ru-
„ cken mit einer Decke gezieret, dann gehet er stolz
„ und mit gespizten Ohren, und scheinet sich mit die-
„ ser Last etwas zu gute zu thun. „

Man kann den Esel nicht länger zu seinen Diensten anwenden, als von seinem dritten Jahr bis in das zehnte oder zwölfte: er könnte ohngefähr dreissig Jahre leben, wenn man ihn leben liesse und nicht zu sehr abmattete; da es aber ungerecht ist, einem Thiere, das unbrauchbar geworden ist, das Futter zu geben, welches ein anders, das arbeitet, oder sonst zu etwas nüzlich ist, verzehren kann, so bringt man den Esel um, wenn er sich ausser Stande befindet, mehr zu dienen. Er könnte vielleicht bis in sein funfzehntes oder achtzehntes Jahr dienen, wenn man ihn in seiner Jugend geschonet, und auf diese Weise vor den Schwachheiten bewahret hätte, die ihm eine übermässige Arbeit verursachet. So wird man auch gemeiniglich für seine Menschenliebe und Gerechtigkeit belohnet.

Der Esel genießt einer dauerhaften Gesundheit, welche durch die Arbeit immer mehr befestiget wird; dieß hat er mit den Menschen und allen Thieren gemein. An statt des Habers darf man ihm nur zuweilen ein wenig Stroh und die übrige Zeit Gras geben, und absonderlich Disteln: zu dem Stroh thut man ein wenig Kleien oder Heu; man muß ihn sehr selten striegeln oder reinigen, ja wol gar nicht; denn er wälzet sich nicht in im Koth, wie das Pferd zuweilen thut, sondern nur im Staube. Er vermeidet so viel, als möglich, die schlimmen Wege, und trinket niemals gern trübes Wasser.

Der



Der Urin des Esels soll, äusserlich gebraucht, für die Kräze, für das Podagra und die Nierenkrankheiten gut seyn; dieß ist mir von dem Podagra unglaublich, welches seinen Grund in dem Geblüte hat, und auch von den Nierenkrankheitrn, die durch eine starke Ausdünstung geheilet werden können, auf welche aber äusserliche Mittel einen sehr geringen Einfluß haben können: ich glaube nicht, daß der Urin des Esels, man mag ihm noch so seltene Eigenschaften zuschreiben, würksamer wider die Kräze, als wider das Podagra und die Nierenschmerzen sey; denn es ist fast allgemein bekannt, daß die Kräze ein schmerzhaftes Jucken ist, welches durch das Stechen unzehliger Thierchen, die sich in der Haut aufhalten, verursachet wird; man muß also diese Thierchen durch beissende Mittel tödten; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der Urin des Esels diese Eigenschaft habe, welche eine ausserordentliche Schärfe voraus sezet.

Wann man eine Eselin will decken lassen, so muß der Esel, welcher darzu gebraucht wird, wenigstens drei und höchstens zehn Jahr alt seyn, er muß hoch und stark seyn, einen muntern Kopf, frische Augen und schöne Ohren haben.

Von dem Pferde kann man nach seinem Tode nichts gebrauchen, als die Haut, so ist es auch mit dem Esel; aber seine Haut kann zu mehrern Sachen angewendet werden, als die Haut des Pferdes, man macht Siebe, Trommeln ꝛc. daraus.

Die Gierigkeit, die Ungerechtigkeit und die Stärke erhalten alles, was sie verlangen, und nichts kann in einer Gesellschaft, deren ursprüngliche Geseze schon fehlerhaft sind, ihren verwegensten Unternehmungen Einhalt thun; so waren bis izt die Geseze der menschlichen

Ge-

Gesellschaft beschaffen, man arbeitet an ihrer Verbesserung: wenn dieses zu Stande gebracht seyn wird, dann werden die Sanftmuth, die Mässigkeit und die Gedult nach ihrem wahren Werth geschäzet, und so, wie sie es verdienen, belohnet werden: nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren, die mit ihnen leben. Man wird alsdann besser mit dem Esel umgehen, als heut zu Tage, und indem man ihn glücklicher machet, wird man auch mehr Nuzen von ihm ziehen können. Alsdann wird man empfinden, wie wahr folgende Reflexion des Herrn von Buffon sey, „der „Esel würde für sich und für uns das erste, das schönste, „das wol gebauteste und vorzüglichste unter den Thie- „ren seyn, wenn kein Pferd in der Welt wäre. An „statt des ersten ist er das andere, und deswegen „alleine scheinet er nichts mehr zu seyn.„

Der Maulesel und der Jumart.

Unser Fleiß scheinet eben so fruchtbar an Mitteln und listigen Erfindungen von allen Gattungen zu seyn, als es die Natur in den Zeugungen und in den Verbindungen ist. Wir können nicht, wie sie, eine vollkommene Simplicität mit unendlichen Abänderungen verbinden, und daher alleine entstehet eine sehr grosse Verschiedenheit zwischen ihren und unsern Werken. Wir scheinen uns an ihr rächen zu wollen, daß wir sie unserm Eigensinne unterwerfen, daß wir sie hintergehen, z. E. durch neue Gattungen von Thieren, aber sie rächet sich auch wegen dieses unerlaubten Verfahrens dadurch, daß sie diese Thiere nicht ohne wesentliche Fehler gebohren werden lässet.



Der Maulesel und alle andere Ungeheuer*) sind Beweise davon: sie haben zwar beinahe alle Eigenschaften ihres Vaters und ihrer Mutter, aber die Natur versagt ihnen das schönste, das kostbarste Geschenck, das sie allen Thieren gegeben hat; sie sind unfähig zur Zeugung.

Unter den zahmen Thieren gibt es keine Ungeheuer, als den Maulesel und den Jumart. Der Maulesel wird gemeiniglich von einem Esel und einer Stute, und zu weilen von einem Pferd und einer Eselin gezeuget. Der Jumart fällt entweder von einem Stier mit einer Stute oder mit einer Eselin, oder von einem Esel mit einer Kuh.

„Dieses Lastthier hat das Maul und den Schwanz „ einer Kuh, die breiten Lenden und den Fuß eines „ Pferdes, und eine Art von hervor wachsenden Hör„ nern: es ist ausserordentlich stark und kann sieben bis „ achthundert Pfund tragen.„ Herr v. Bomare bringt diese Beschreibung in sein Dictionnaire der Naturgeschichte, wie sie in dem Dictionnaire der Thiere befindlich ist, aber es scheinet, als ob er nicht glaube, daß dieses Thiere existire; am Ende dieses Artikels sagt er, daß sich dieses Thier nach einigen Schriftstellern in Auvergne und in Spanien befinde. „Ich bin nicht im „ Stande diese Sache auszumachen, aber wenn der „ Jumart ein erdichtetes Thier wäre, so hätte ein „ Schriftsteller von Auvergne oder von Spanien die„ ses eingebildete Thier, welches schon seit langer Zeit „ unter den Naturforschern bekannt ist, lange verworfen.

„Nach

*) Man nennet eigentlich das Thier ein Ungeheuer, welches entweder zu zwo Gattungen gehöret, wie der Maulesel, oder welches nicht alle Vollkommenheit seiner Gattung hat, als ein Kind mit zween Köpfen oder vier Armen, oder ohne Ohren, oder ohne Füsse rc. Man nennet auch ein iedes Thier Ungeheuer, das ausserordentlich groß oder abscheulich ist.

„Nach dem neuen Landhause (nouvelle maison
„ rustique) sind die Maulesel sehr zur Liebe geneigt, aber
„ sie zeugen hier nicht (in Frankreich.) Dieß soll aber
„ daher kommen, weil sie, wie die Ungeheuer, ihren
„ Ursprung von zwo verschiedenen Gattungen der Thie-
„ re haben; sie zeugen aber doch in warmen Ländern.*)
„ Wir lassen sie nicht paaren, denn dieses würde sie
„ fehlerhaft und bösartig machen.„ **)

Die Maulesel leben ohngefähr dreissig Jahre, wie die Esel, weil sie auch, wie diese vier Jahre zu ihrem Wachsthum nöthig haben; es ist aber eine Regel der Natur, daß ein iedes Thier siebenmal so lange lebe, als es Zeit zum wachsen nöthig hat.

In den bergigten Ländern bedienet man sich der Maulesel sehr stark, weil sie einen sichern Gang haben; man hat aber noch einen andern Grund, sich derselben überall zu bedienen; sie können beträchtliche Lasten tragen, wenigstens die von der grossen Art, die auch aus dieser Ursache der kleinern Gattung weit vorzuziehen sind.

Man könnte vielleicht durch die Vermischung der Gattungen einige neue Ungeheuer hervor bringen, wie man die Jumarts und die Maulesel erhalten hat; ***) aber diese würden allezeit unvollkommene und zur Fort-

pflan-

*) Der Verfasser des Dictionnaire portatif du Cultivateur versichert auch, daß die Maulesel in warmen Ländern zeugen; er folgt in allen Stücken dem Landhause. Die Sache ist aber nichts weniger, als gewiß.

**) Warum sollten die Thiere, welche man paaren lässet, schlimmer und fehlerhafter seyn, als andere? Dieß stimmt nicht mit den Gesezen überein, welche die Natur ordentlicher Weise beobachtet.

***) Herr von Reaumur hat eine Henne und ein Kaninichen gepaaret, aber dieser Versuch war ohne Nuzen. Die Liebe will frei seyn, und läßt sich nicht zu so ausserordentlichen Vermischungen zwingen, es sey denn in einer Wüste, oder in einem Walde, oder wenigstens in einem Parc.



pflanzung untüchtige Thiere seyn. Man könnte einige Versuche machen, welche viel vortheilhafter werden könnten, als diese; wenn man z. B. etwas in der Lebensart eines Pferdes oder eines Esels veränderte, und ihn mit schwarzen Brod und Haber fütterte, ihn beständig in freier Luft liesse, wenn er absonderlich hart arbeiten müste, aber auch sehr gut gefüttert würde; denn es ist ein gutes Sprichwort, daß man nur nach dem Maase erndtet, als man säet; ich gebe zu, daß die Bewegung und eine beständige Anstrengung der Kräfte, diese auch bei geringem Futter sehr vermehre; und daß sie überflüssiges Futter ohne harte Arbeit nur schwächer mache, (weil sich zu viel Feuchtigkeiten sammlen, welche durch eine starke Bewegung ausgestossen werden sollten.) Aber man muß mir auch zugestehen, daß von zween Menschen, und folglich auch von zwei Thieren, wovon der eine viel isset und viel arbeitet, und der andere wenig isset, und doch viel arbeitet, der erste sich länger erhalten und einer bessern Gesundheit geniessen werde, als der andere.

Der gröste Fehler der Maulesel, ausserdem daß sie zur Zeugung untüchtig sind, bestehet darinnen, daß sie ungelehrig und widerspenstig sind: man muß, wenn man sie zähmen will, eine starke Stimme haben, Scheltworte und tüchtige Peitschenschläge anwenden; der Treiber muß sie von ihrer zartesten Jugend an so unterthänig machen, daß sie in ihrem ganzen Leben bei seiner Annäherung zittern, ja, so bald er nur seine Stimme hören läßt; es ist mir erzählt worden, daß ein Fürst (wenn ich nicht irre, so war es ein Grosherzog v. Toscana) die schönsten Maulesel von der Welt hatte, die man aber nicht bezähmen konnte, weil sich niemand an sie wagen wollte. Endlich fand er einen Menschen, der sie zahm machen wollte, wenn er ihm erlauben würde, nach seinem Gefallen mit ihnen umzugehen, der

Fürst

Fürst erlaubte es ihm. Er tractirte sie Anfangs mit der äussersten Strenge, und nach der Zeit durfte er nur eine Bewegung machen, oder ein Wort sagen, so thaten sie seinen Willen.

Da der Maulesel von zwei Thieren verschiedener Gattung gezeugt wird, so hat er Eigenschaften von seinem Vatter und von seiner Mutter. Er ist geduldig, arbeitsam und mässig, wie der Esel; er ist schnell im Laufe, und kann Lasten tragen und ziehen, wie die Stute, und kann sich wie sie, unter das Joch begeben.

Ein Paar Maulesel pflügen, wenn die Felder nicht gar zu stark sind, ohne daß sie ihren edlen und leichten Gang verlassen, mehr, als drei Paar Ochsen mit niederhangendem Kopfe. Aber die Erde, daß ich es noch einmal sage, muß nicht feste und zu leimigt seyn; denn der muthige Maulesel, der keiner Arbeit weichet, entkräftet sich, und kömmt eher um, als daß er die Furche verlassen sollte, die er nicht durchbrechen kann.

Er trägt seinen Reuter geschickt durch die beschwehrlichsten und rauhesten Wege, und sehr selten thut er einen Fehltritt. Daher erziehet man in Spanien, wo man noch das nüzliche dem glänzenden vorziehet, die Pferde nur zum Kriege, und wenn man reisen will, so sezet man sich ohne Stolz auf Maulesel; denn wenn sie gleich einen schlecht gebauten Kopf und lange Ohren haben, so wird man doch durch ihre Mässigkeit, durch ihren leichten und sichern Gang für diese geringen Fehler schadlos gehalten.

Ach, wo ist die ehrwürdige Bescheidenheit der alten Französischen Rathsherren! Sie liessen sich, (und zwar nur in ihrem Alter) von einem Maulesel tragen, der oft selbst schon alt war. So kamen sie in den erhabenen Tempel der Gerechtigkeit, nachdem sie öfters auf dem Wege stille gestanden, um ihre Clienten anzuhören; sie demü-

thigten

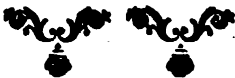


ehigten dieselbigen nicht durch ein ungeduldiges und verächtliches Ansehen. Ein einiger Mensch konnte in ihren Häusern die Dienste, (welche zu derselbigen Zeit leicht waren) eines Thorhüters, eines Laquais, eines Reitknechtes und eines Koches versehen, der Maulesel trug nacheinander Holz, Getraid und andern Vorrath, und auch seinen Herrn. Er trug absonderlich ihn und seine würdige Frau, wenn sie mit einander spazieren gehen wollten.

Wir haben vor unsern Vättern, anstatt des Vortheils der wahren Reichthümer den Vortheil des prächtigen Luxus, des Luxus der die Reichthümer zu Grunde richtet, voraus. Nicht aus Bedürfniß, sondern aus Eitelkeit will man einen Haufen unnüzer Bedienten um sich haben. Der Feldbau, und die Bevölkerung verlangen sie wieder zurück; sie bringen ihre traurigen Tage in den tödtenden Armen des Müssiggangs hin, und vermehren nur die Unruhe ihrer Herren.

Wenn der Pferdstall eines Hauses mehr Aufwand erfordert, als der Tisch, wenn der Herr dieses Hauses nachlässig in einer prächtigen Carosse lieget, und von einem Haufen Bedienten umgeben ist, die besser gekleidet sind, als seine eigenen Kinder, so ist dieß schon eine sehr schlimme und verdrüßliche Sache; aber die folgende ist es noch weit mehr. Ein mit einem Geschirre und einem Gurte versehener Mensch trägt oder ziehet einen andern Menschen; (der nicht krank ist,) kann man die menschliche Gattung, das Ebenbild der Götter, so sehr entehren?

Ende der ersten Abtheilung.



Handbuch
der
Naturhistorie.

Erster Band, zweyte Abtheilung.



Der Ochs. *)



Der Ochs ist gleichfals eines derjenigen Thiere die dem Joch unserer Sclaverey unterworfen sind, und dem wir um desto schlimmer begegnen, je williger er sich unserer Herrschaft unterwirft, und je grössern Nuzen er uns zu verschaffen pfleget. Wie viele Erkenntlichkeit sind wir diesem Thier nicht schuldig? So lang es lebet, arbeitet es für uns, und nach seinem Tod dienet es uns zur Nahrung, und gleichwohl pressen wir ihm durch unsere Begegnung die so bitterst-als billigsten Klagen wider uns aus.

Il parcourt, ſans ceſſer, ce long cercle de peines,
Qui revenant ſur ſoi, ramêne dans nos plaines
Ce que Céres nous donne & vend aux animaux. **)

*) Der Ochs und der Stier gehören zu einerley Gattung der Thiere.

**) Diese Fabel des Fontaine so die zweite im zehenden Buch ist, wird weiter unten in dem Abschnitt von der Kuh noch einmal angeführet werden.

Er durchwandert unaufhörlich einen weiten Kreis von Beschwernißen und Bemühungen, dessen Umlauf die Geschenke der Ceres unseren Gefilden unentgeltlich zuführet, den Thieren aber theuer verkaufet.

Und was ist der Lohn für alle diese Bemühungen? Wenig guter Wille, unaufhörliche Streiche, und am Ende das Beil des Fleischers. Wiewohl wir uns des leztern Umstandes wegen keinen Vorwurf zu machen haben, weil uns die nöthige Unterhaltung unsers Lebens ein Recht giebet, die Thiere unsern erfoderlichen Bedürfnißen aufzuopfern.

Ich will gegenwärtig weder den Ochsen beschreiben, noch etwas von seinen gewöhnlichen Eigenschaften, und natürlichem Trieb erwähnen, weil diese Gegenstände, ungeachtet sie zwar eigentlich mit zur Naturgeschichte gehören, einem jeden Leser ohnehin schon bekannt seyn müssen; vielleicht wird es aber mehr Vergnügen verursachen, wenn ich die Art und Weise, wie man den Ochsen füttern, zur Arbeit angewöhnen, und mästen solle, etwas ausführlich beschreibe; ich werde die mehresten hieher erfoderlichen Züge aus dem Virgil und Vaniere nehmen, welche diese Materie anmuthig, und nach den besten Regeln der Dichtkunst abgehandelt haben. Ich werde auch einige wenige Anmerkungen von dem Stier mit beyfügen, den man beinahe eben so nüzlich wie den Ochsen gebrauchen kann, ohne ferner mehr nöthig zu haben, ihn, wie es bishero geschehen, zu verschneiden.

Von

Von der Fütterung des Ochsen.

Herr Patullo berichtet uns, *) daß ein Morgen von künstlichem Futter welcher dem Werth nach ohngefähr auf zehen Thaler berechnet wird, überflüßig genug und hinlänglich seye, einen Ochsen ein ganzes Jahr lang damit zu füttern. Der kluge Kliyoge, dem die guten physicalischen Eigenschaften des künstlichen Heues, und die oekonomischen Gründe warum selbiges dem gemeinen Heu vorgezogen zu werden verdienet, noch unbekannt zu seyn scheinen, füttert seine Ochsen alle Jahre mit gemeinem Heu, ein ieder Ochs verzehret drey Wägen voll Heu, wovon der Wagen zu zwanzig Livres berechnet wird; wenn man also die Rechnung des Herrn Patullo als richtig zum Grund leget, so kostet ein Ochs den man mit künstlichem Heu füttert, um die Helfte weniger, als wenn man ihm gemeines Heu giebet, und über dieses muß er auch davon noch stärker werden, weil die erstere Art der Fütterung viel mehr Saft in sich enthält.

Ein Ochs frist nicht gar so viel wie ein Pferd, allein das was der Ochs frißt, bekömmt ihm besser, weil er wiederkauet, und sein Futter ganz gemächlich zermalmet, wenn er arbeitet, so muß man ihm zwey Stunden Zeit zum freßen lassen, ehe man ihm das Joch wiederum aufleget, eine zum freßen, und die andere zum Wiederkauen.

Man kann ihn zwar mit bloßem Heu füttern, es ist aber besser wenn man ihm auch ein wenig Getraidhalm mit untermenget, die Gerstenhalme geben nicht

*) S. seine vortrefliche Abhandlung von der Verbesserung der Felder, welche er der Frau Marquisin von Pompadour zugeeignet hat.

Saft genug, daß er das Arbeiten davon ausdauren könnte; man giebt ihm einen Futtermezen trockene Kleye, oder zwey gute Seuspen Haber. Im Frühling muß man anfangen, ihm alle Arten von grüner Fütterung vorzulegen, worunter man auch einige Schößlinge von Weinreben, und Blätter von Ulmen, Eschen, Ahorn, Eichen, Weiden, und Pappeln mengen kann. Man darf ihm aber niemals zu viel Futter auf einmal vorlegen, weil er durch sein Hauchen bey dem Freßen, das Futter erhizet, und übel riechens machet, wodurch er nachhero einen Eckel davor bekömmt, und es liegen lässet, wenn er auch noch hungrig seyn sollte.

Man kann einen ieden Ochsen mit einem Scheffel (boisseau) in Wasser eingeweichter Feigbohnen, oder mit einem halben Scheffel gleichfals eingeweichter Kichern, mit Mohnrüben, Steckrüben, Meerbinsen mit Erbsen- oder Bohnenschaalen, und mit trockenen oder eingeweichten Weintrauben füttern, worunter man jedesmal eine ziemliche Menge Holme menget; gekochte Gersten, gestossene Erbsen und Bohnen, und Waizen- oder Rockengarben sind diesem Vieh ebenfals sehr nüzlich. Die Rüben machen diese Thiere fett, aber nicht sonderlich leibig, und ihr Fleisch bekömmt auch keine Festigkeit davon; die mit dem Ausgesiebe vermengte Kleye treibet sie mehr auf, als sie Stärke davon erlangen, und von zu vielen Eicheln werden sie rozig; da hingegen gesottener Kohl mit Kleye vermengt ihnen eine vortrefliche Nahrung giebet.

Wir werden bald sehen, wie man die Ochsen zur Weyde auf die natürlichen und künstlichen Wiesen führen solle, gegenwärtig will ich nur blos den Um-

stand

stand bemerken, daß man selbige in der Mitte des Maymonats auf die Weyde, und im October oder auch noch später, wenn noch keine schlimme Witterung einfällt, zuruck in die Ställe führen solle. Man muß auch die Vorsicht gebrauchen, sie nicht plözlich sondern nach und nach und gleichsam stuffenweiß, von der grünen zur trocknen Fütterung, so wie auch umgewandt, zu gewöhnen.

Ochsen die auf Bergen, oder andern etwas trockenen Orten weiden, wo nur kleine und geringe Kräuter wachsen, werden stärker, munterer und können stärkere Arbeit ausdauern; wenn man sie aber mästen will, so muß man sie auf fruchtbare Weiden führen, wie dergleichen in Flandern, Holland, Deutschland, und überhaupts in Thälern und Hügeln, die mit Flüßen umgeben sind, angetroffen werden.

Wie man die iungen Ochsen zahm machen soll.

Man muß den Ochsen höchstens mit drey Jahren zum Joch gewöhnen; und es ist ein grosses Glück für uns, daß er in diesem Alter es sich noch gefallen lässet, seinen Kopf unter das Joch zu beugen; denn nach dieser Zeit wäre er vermögend uns zu widerstehen, und alle angewandte Bemühungen ihn zu unsern Diensten zu zwingen, zu vereiteln. Wie wir dann auch bey dem Ochsen so wohl als bei dem Pferde kein anderes Mittel haben, sie zu zähmen, als wenn wir diesen Thieren schmeicheln, und sie die Fesseln so wir ihnen zubereiten, nur nach und nach tragen zu lernen angewöhnen.

Man muß den Ochsen streicheln, den Kopf, die Brust und die Weichen reiben, und mit der Hand zwischen die Schenkel und hauptsächlich unter den Nasenlöchern herunter fahren, damit er den Menschen an den Theilchen die er von seinem Körper ausdünstet, kennen lerne; man bindet ihm darauf die Hörner ganz leicht, und leget ihm ein leichtes Joch auf, ein andersmal lässet man ihn entweder ein kleines Rad oder eine Kette ziehen, um ihn so wohl zum ziehen selbst als auch zum Geräusche zu gewöhnen. Man giebt ihm zur Belohnung für diese ersten Bemühungen ein wenig Salz in Wein.

Mit Wein pfleget man die Ochsen wie die Menschen zur Sclaverey zu gewöhnen.

Der Ochs muß *) vor dem bloßen Anblick der Peitsche erzittern, und nur allein die Stimme seines Herrns fürchten, allein diese beiden Gegenstände müssen auch nur das einige seyn, so ihm Furcht erregen; es darf ihn ausser diesem das heftigste Gelärm nicht erschrecken; man muß ihn schon bei Zeiten angewöhnen, auf allen Arten der Weege fortzugehen, er darf weder den Anblick eines Baums, einer Mühle, eines Flußes oder Felßens scheuen, noch vor einem grossen Haufen Volk, oder vor einem Trupp Soldaten erschrecken; er muß ohne Furcht so wohl durch die Straßen einer lärmenden Stadt, als über eine rauschende hohe Brücke **) über einen reißenden Fluß gehen.

Vor

*) Praed. Rust. Lib. III.

**) Ich führe diese ganze Stelle nach meiner gewöhnlichen Freyheit an, und ahme bisweilen dem Vaniere nach, so wie ich selbigen manchmal umschreibe. Er sezet hier zu seiner Brücke das Beiwort tremulus, welches so wohl eine Sache die zittert, als auch eine solche die zittern erreget, bedeutet. Und vermuthlich nimmt er dieses Wort alhier in der leztern Bedeutung.

Vor diesem giengen die Ochsen in ihrer Freyheit auf den Bergen herum und kannten weder Herren noch das Joch. Zu selbiger Zeit rieße die Noth und der Fleiß die Thiere noch nicht aus ihren Höhlen, wohin sie sich verborgen hatten; (und wenn wir die Herrschaft deren wir uns über sie angemasset haben, nicht gemißbrauchet hätten, so würden wir, dadurch daß wir sie um und bei uns gelitten hätten, auch ihr Glück zugleich befördert haben.) Jedermann war dazumal ein Ackersmann, iedermann arbeitete nur für sich, und grub sein Feld mit eigenen Händen um. Es war zu selbiger Zeit nicht nöthig weite Ebenen mit Ochsen zu pflügen, deren Erde heut zu Tag gefräßigen Thieren von mehr als einerley Art zur Weide dienet; man hatte nicht Ursache mit Hülfe der Pferde weitläufige Reißen zu unternehmen, die öfters auf so zweifelhafte als betrübte Endzwecke abzielen, noch Hunde zu den verschiedenen Diensten abzurichten, wozu wir sie gegenwärtig zu gebrauchen pflegen. Man tödtete dazumal einen Stier auf der Jagd, wie wir gegenwärtig einen Haasen, Hirschen, oder ein wildes Schwein erlegen.

Diese so einfache als verehrungswürdige Lebensart, welche die ersten Menschen von der Natur, aus deren Schooß sie entstanden waren, erlanget hatten, fand man noch bei einem wilden Volk zu der Zeit da die Spanier dieienigen Länder entdeckten, welche wir die neue Welt nennen.

Unter allen Thieren die wir zu zähmen gewust haben, ist der Ochs das einige, welches noch in unsern Ställen einen schwachen übrigen Theil seiner ehemali-

gen Neigung zur Unabhängigkeit erhält *) und wenn man ihn nicht nach und nach von seiner iüngsten Jugend an zum Gehorsam gewöhnete, so würde er vor dem Geräusch eines Wagens den er ziehen soll, erschrecken, sich in die Höhe baumen, widersezen, und ihn zerbrechen, oder in einen Abgrund stürzen.

Wann der iunge Ochs **) den Frühling seines dritten Jahres erreichet hat, so muß man ihn, ehe er noch auf die Wiesen geführet wird, zahm zu machen suchen; denn wenn er einmal die Reize der Freyheit, der Kühle und des Schattens empfunden hat, so wird er sich der Sclaverey, und der Arbeit widersezen, und ie mehr er an Jahren zunimmt, desto ungestümmer und ungelehriger wird er werden, bis er endlich im hohen Alter sowohl aus Unvermögen als Halsstarrigkeit dieienige Arbeit nicht mehr dauren kann, der er sich vorhero nur aus Liebe zur Freyheit widersezet hatte.

Ein wenig Schweinsfett und Wein beruhigen die Hize dieses trozigen Thieres, und machen, daß er sich zähmen lässet; daraus erhellet, daß dieser Saft welcher uns öfters zur Gesellschaft ganz untüchtig und rasend machet, bei gewissen Thieren eine ganz entgegen stehende Wirkung hervor bringe. ***)

Wenn

*) Das Wort feritas welches Vaniere bei dieser Gelegenheit gebrauchet, zeiget nicht so wohl das unbändige wilde Wesen eines grausamen und nicht zu bezähmenden Thieres, sondern vielmehr nur die rohe Art eines wilden Thieres so man lateinisch fera nennet, an.

**) Vanier saget, man muß den Ochsen wann er noch ein Kalb ist, gewöhnen 2c. allein dieser Ausdruck iam vitulus, ist zwar in der lateinischen Sprache ganz wohl gewählt, lässet sich aber nicht in andern Sprachen von Wort zu Wort anwenden.

***) Ich habe schon oben gesagt, daß der Wein uns die Sclaverey erträglich mache, allein wir müssen ihn nur mässig trinken,

wenn

Wenn man dem Ochsen Futter und Wein genug gegeben, wenn man ihm geschmeichelt und freundlich zugesprochen hat, und er dem ungeachtet noch nicht gehorchen will, so muß ihn an seine Krippe anhängen und ohne alles Mitleiden so lang Hunger leiden lassen, bis er seine ganze wilde Art abgeleget hat.

Wenn er den Strick womit seine Hörner umwickelt sind, anziehet, um ihn zu zerreißen, wenn er den Kopf drehet, und in die Luft stößet, wenn er das Weiße im Aug zeiget, die Augen stark im Kopf herum drehet, und einen schiefen und drohenden Blick gen Himmel richtet, alsdann ist es Zeit sich ihm mit vieler Vorsicht zu nähern, wenn man nicht von ihm über den Haufen geworfen werden will; und ist ihm dieser erste Versuch einmal gelungen, so wird er noch halsstarriger wider das Joch, und beharret in der Gewohnheit zu dräuen, und mit dem Fuß und Horn um sich zu stoßen. Wenn er aber das Geschirr das erstemal da man es ihm aufleget, leidet, wie solches allezeit möglich ist, wenn man ihn von seiner zarten Jugend an nach und nach darzu gewöhnet, so kann man sich gewiße Hofnung machen, daß dieses fürchterliche Thier, wenn es einmal gelehrig geworden, weil es seine Stärke nicht kennet, sich niemals ferner widersezen sondern so folgsam werden wird, daß es ein Kind mit einem kleinen Stab wird leiten und führen können.

Wenn man zwei junge Ochsen gewöhnen will, miteinander zu ziehen, so muß man sie erstlich unter

ein

wenn er diese Würkung hervor bringen soll; wie ich dann auch dabei zugleich zu verstehen habe geben wollen, daß er den Geist träge mache, weil er selbigen wegen des Verlusts der Freyheit zu beruhigen vermögend ist.



Unter ein Joch muß man zwei Ochsen von gleichem Alter, von einerlei Stärke, und ohngefähr von gleicher Höhe stecken. Denn widrigenfals würde der jüngste und munterste, ungeachtet ihm die mehreste Bemühung und Anstrengung zu Theil werden würde, den andern der nicht so hizig und weniger munter ist, erstaunlich abmatten. Der erstere würde entweder seinen Gefährten nachziehen, der ihm nothwendig folgen muß, oder der stärkste würde endlich müde werden dem schwächern vorzugehen und ihn aufzumuntern, und am Ende eben so träg wie der leztere arbeiten, denn es scheinen die Thiere eben so wie die Menschen einander mit ihren Fehlern anzustecken.

Nach der Billigkeit sollten die Ochsen eben so wie die Pferde beim Arbeiten den Kopf frei haben, dieser Theil des Körpers ist so kostbar, und ich darf wohl sagen, so Verehrungswürdig bei einem ieden Thier, daß er niemals die Feßeln der Sclaverei tragen sollte; und überdieses kann ein Ochs, dessen Brust mit einem breiten Gurt umgeben ist, woran unterschiedliche Riemen und Zugseile befestiget und an dem Pflug angehänget sind, viel besser ziehen, und tiefer arbeiten, als ein solcher der sich auf das beschwerlichste niederbeugen muß, und keine andere Stärke als die von seinen Hörnern gebrauchen kann.

Wenn die Ochsen auf die erst beschriebene Art angespannet sind, und mit der Brust ziehen, so muß der Ackerknecht ihnen von Zeit zu Zeit den Brustriemen in die Höhe heben, und die Lage desselben ein wenig verändern, damit sie keine Wunden bekommen.

Wenn sie von der Arbeit zurück kommen, so muß man, ehe man sie saufen lässet, ihnen mit einer Hand

voll



voll Heu den Schweiß am Hals abtrocknen, und den übrigen Theil des Leibes mit der Hand gelinde reiben, diese Reinlichkeit bekömmt ihnen ausserordentlich wohl.

Wenn sie gar zu warm geworden sind, wovor man sie iederzeit zu verwahren suchen muß, so soll man ihnen ein grobes Tuch auf den Rucken werfen, und solches darauf so lang bis der Schweiß wohl abgetrocknet ist, welches ohngefähr in einer Stunde geschehen seyn wird, liegen lassen. Will man sie nachhero auf die Weide führen, und daselbst die Nacht durch grasen lassen, so giebt man ihnen vorhero zwei Geuspen Haber oder Kleye, weil diese Fütterung ihrem Magen mehr Saft und Stärke giebet, als die Kräuter, und daselbst ein solches Blut zubereitet, welches mit mehrern thierischen Geistern oder organischen kleinen Klümpchen angefüllet ist, als es von dem Gras allein seyn würde.

Sind die Ochsen einmal auf solche Art gezähmet und wohl abgerichtet, so kann man sie zur Arbeit gebrauchen, iedoch ist es nöthig sie so viel als möglich dabei zu schonen, so wohl des Nuzens ihrer Herren als des Bestens dieser Thiere selbsten wegen. Wenigstens hoffe ich, daß der erste Beweggrund die Eigenthümer solcher Thiere zu dieser Vorsicht veranlassen werde.

Der Verfasser des neuen Bauerhofes (de la Nouvelle Maison Rustique) sezet dieser Warnung noch eine zweyte hinzu; leihet eure Ochsen, sagt er, keinem Menschen. Er hätte aber vielmehr sagen sollen, leihet sie so oft als euch möglich ist weg, denn dieses erfodert unsere Schuldigkeit, aber führet sie selbsten, weil sie euch kennen, eure Stimme gewohnt sind, und weil ihr, wenn ihr sie liebet, sicher seyd,

daß



daß ihnen kein Leid wiederfähret, wenn sie von niemand anders als von euch selbst geführet werden.

In der stärksten Hize muß man die Ochsen mit Anbruch des Tages zur Arbeit, und um neun Uhr des Morgens zurück führen. Wenn man eine Wiese hat, die mit hinlänglichem Schatten versehen ist, so kann man sie darauf bis zur nemlichen Stunde des andern Morgens stehen lassen, und zur Nachmittagsarbeit andere Ochsen nehmen, welche die Nacht und den Vormittag über auf der Wiese zugebracht haben.

Man thut wohl, wenn man sie während der Arbeit mit einem Tuch oder Stalldecke bedecket, welches man auch auf der Weide thun kann, weil sie dadurch vor den Fliegenstichen verwahret werden.

Die mehresten Krankheiten der Ochsen und anderer Thiere die man zur Arbeit gebrauchet, rühren davon her, daß man selbige entweder gar zu stark abgemattet, oder sie unvorsichtiger Weise in einem kalten Regen stehen gelassen hat, ohne ihnen eine Bewegung zu verschaffen welche die Ausdünstung befördert, und das Eindringen der Kälte und Näße verhindert hätte.

Man kann die Ochsen vor den mehresten Krankheiten verwahren, wenn man sie bei den vier Abwechslungen der Jahreszeiten, hauptsächlich aber im Frühling, Sommer, und Herbst zu folgender Lebensart anhält. Man lässet sie nämlich zwei bis drei Tage lang ruhen, giebt ihnen, wenn es im Sommer ist, Kleye so mit ihrem Gras angenezet ist, im Winter aber vermenget man solche mit Heu; darauf purgieret man sie mit einer Unze Aloe, eben so viel Senetblättern, einer halben Unze Lerchenschwamm, und zwei Dragmen versüßtem Mercurio, stößet solches alles zu Pulver,

und

und vermenget es in eine Kanne weißen Wein, oder in eine Abkochung von wilden Cichorienblättern in gleicher Dosi, man giebt dieses Arznenmittel dem Ochsen warm, ohne den Mercurium mit hinein zu gießen.

Die Alten suchten das Hornvieh dadurch vor den gemeinsten Krankheiten zu verwahren, daß sie selbiges zu Ende einer jeden Abwechslung der vier Jahreszeiten auf folgende Art purgirten: sie nahmen Feigbohnen *) und Cypreßenkörner, vermengten solche zu gleichen Theilen miteinander, und weichten sie eine Nacht durch in freier Luft in einer Kanne oder drei Schoppen Wasser, oder auch in andern Arznenmitteln, so wie sie in einem jeden Land gewöhnlich waren, ein.

Von der Mästung der Ochsen.

Man sollte dem ersten Anschein nach sich keinen sonderlichen Nuzen davon versprechen, wenn man Ochsen kaufet, und solche in die Maste stellet, um sie hernach fett und gemästet wiederum zu verkaufen, und man sollte sich aus diesem Grund beinahe entschließen, höchstens nur solche Ochsen in die Mastung zu stellen, die man, nachdem sie lang genug alle mögliche Dienste gethan, schlachten will; allein wenn man siehet, wie der Landsocrates (Socrate Rustique) diesen Zweig der Landwirthschaft berechnet, und beurtheilet hat, so wird man einen ganz andern Begrif davon bekommen.

Er kaufet alle Jahre zwei oder drei Ochsen, um sie zu mästen, (so viel kann er nemlich Verhältnißweiß nach seinem Feld- und Landstücken nuzen) und zahlt das Stuck

*) Von den Feigbohnen wird gleich in der Folge eine Anmerkung vorkommen.



daß ihnen kein Leid wiederfähret, wenn sie von niemand anders als von euch selbst geführet werden.

In der stärksten Hize muß man die Ochsen mit Anbruch des Tages zur Arbeit, und um neun Uhr des Morgens zurück führen. Wenn man eine Wiese hat, die mit hinlänglichem Schatten versehen ist, so kann man sie darauf bis zur nemlichen Stunde des andern Morgens stehen lassen, und zur Nachmittagsarbeit andere Ochsen nehmen, welche die Nacht und den Vormittag über auf der Wiese zugebracht haben.

Man thut wohl, wenn man sie während der Arbeit mit einem Tuch oder Stallbecke bedecket, welches man auch auf der Weide thun kann, weil sie dadurch vor den Fliegenstichen verwahret werden.

Die mehresten Krankheiten her Ochsen und anderer Thiere die man zur Arbeit gebrauchet, rühren davon her, daß man selbige entweder gar zu stark abgemattet, oder sie unvorsichtiger Weise in einem kalten Regen stehen gelassen hat, ohne ihnen eine Bewegung zu verschaffen welche die Ausdünstung befördert, und das Eindringen der Kälte und Näße verhindert hätte.

Man kann die Ochsen vor den mehresten Krankheiten verwahren, wenn man sie bei den vier Abwechslungen der Jahreszeiten, hauptsächlich aber im Frühling, Sommer, und Herbst zu folgender Lebensart anhält. Man lässet sie nämlich zwei bis drei Tage lang ruhen, giebt ihnen, wenn es im Sommer ist, Kleye so mit ihrem Gras angenezet ist, im Winter aber vermenget man solche mit Heu; darauf purgieret man sie mit einer Unze Aloe, eben so viel Senetblättern, einer halben Unze Lerchenschwamm, und zwei Dragmen versüßtem Mercurio, stößet solches alles zu Pulver,

und

und vermenget es in eine Kanne weißen Wein, oder in eine Abkochung von wilden Cichorienblättern in gleicher Dosi, man giebt dieses Arzneymittel dem Ochsen warm, ohne den Mercurium mit hinein zu gießen.

Die Alten suchten das Hornvieh dadurch vor den gemeinsten Krankheiten zu verwahren, daß sie selbiges zu Ende einer jeden Abwechslung der vier Jahreszeiten auf folgende Art purgirten: sie nahmen Feigbohnen *) und Cypreßenkörner, vermengten solche zu gleichen Theilen miteinander, und weichten sie eine Nacht durch in freier Luft in einer Kanne oder drei Schoppen Wasser, oder auch in andern Arzneymitteln, so wie sie in einem jeden Land gewöhnlich waren, ein.

Von der Mästung der Ochsen.

Man sollte dem ersten Anschein nach sich keinen sonderlichen Nuzen davon versprechen, wenn man Ochsen kaufet, und solche in die Maste stellet, um sie hernach fett und gemästet wiederum zu verkaufen, und man sollte sich aus diesem Grund beinahe entschließen, höchstens nur solche Ochsen in die Mastung zu stellen, die man, nachdem sie lang genug alle mögliche Dienste gethan, schlachten will; allein wenn man siehet, wie der Landsocrates (Socrate Rustique) diesen Zweig der Landwirthschaft berechnet, und beurtheilet hat, so wird man einen ganz andern Begrif davon bekommen.

Er kaufet alle Jahre zwei oder drei Ochsen, um sie zu mästen, (so viel kann er nemlich Verhältnißweiß nach seinem Feld- und Landstücken nuzen) und zahlt das Stuck

*) Von den Feigbohnen wird gleich in der Folge eine Anmerkung vorkommen.



Stuck insgemein um 100 Livres. Er hält selbige zwei und ein halb Monat in der Mastung und diese Zeit über kostet ihm ein ieder Ochs anderthalb Fuder Heu, das Futter zu 20 Livres gerechnet, wenn er nun einen ieden fetten Ochsen um 140 Livres wiederum verkaufet, so hat er an iedem Stuck freilich nicht mehr als eine Pistole Nuzen, und er kann auf diesen Vortheil so gering als er ist, nicht sichere Rechnung machen; indem manches Thier in der Mastung nicht wohl anschlägt, oder bisweilen auch der Preiß des Viehes fällt. Allein diesen Nuzen hat Herr Kliyogg keineswegs zu seinem hauptsächlichsten Augenmerk, sondern er findet einen ungleich grössern Nuzen in der Vermehrung seines Mistes zur Düngung seiner Felder.

Die Vermehrung des Mists, zumal eines so guten Mists wie der von Ochsen, ist ein sehr grosser Vortheil. Man darf aber deswegen keineswegs mit dem Verfasser der Kunst sich in kurzer Zeit zu bereichern, dafür halten, daß man sein Glück sicherlich baue, wenn man nur viel Felder zu Wiesen anleget; ein verständiger Landwirth muß ein genaues und richtiges Verhältniß zwischen der Menge und Güte seiner Felder, und der Anzahl seines Viehes das er unterhalten will, beobachten, und darinnen bestehet eigentlich das große Geheimnüß derienigen welche sich bereichern.

Die Ochsen kann man zu ieder Jahreszeit, nur in der grösten Hize nicht, in die Mastung stellen; doch schlagen sie im Herbst und Winter vorzüglich besser an, weil alsdann die Nächte länger sind, und diese Thiere folglich auch mehr schlafen; und gleich wie es um diese Zeit am kältesten zu sein pfleget, so frist der Ochs auch während derselben am mehresten, wie man solches

auch

auch bei allen andern Thieren bemerket, nun ist ja bekannt, daß gut essen und gut schlafen, die zwei allerbesten Mittel sind, geschwind fett zu werden.

Die alten Schriftsteller welche von der Landwirthschaft geschrieben haben, sind der Meinung, daß man den Ochsen zur Mastung oder auch nur zur bloßen Fütterung wann sie arbeiten, Weinreben oder Eicheln und Feigbohnen *) die man einige Stunden lang in Wasser einweichen muß, damit sie etwas zärter werden und ihre Bitterkeit verliehren, geben solle, wie ich schon oben, da ich von der Fütterung gehandelt, erinnert habe. Sie geben auch den Rath, die Fütterung, wenn man sie in die Scheuer thut, zu salzen **) diese Vorschrift ist unstreitig sehr gut, um das Futter zu erhalten, und zu verhindern, daß es sich nicht erhizet, den Appetit der Thiere die es freßen, zu reizen, und die Verdauung leichter zu befördern; allein heut zu Tage läst sich dieses Mittel nicht mehr ins Werk sezen, zumal an solchen Orten, wo die Salzsteuer ihm entgegen stehet.

Eine jede Jahrszeit bringt solche Producte hervor, womit man die Ochsen ohne viele Kosten mästen kann; die Weinreben, Eicheln und Feigbohnen bringt der Herbst hervor; im Frühling und Sommer hat man Kräuter im Ueberfluß, wiewohl diese Nahrung

*) Zur Zeit des Galenus speißte man Feigbohnenkörner bei allen Mahlzeiten. Der berühmte Maler Protogenes aß nichts als Feigbohnen wenn er Herr über seine Vorstellungskraft werden, und seinen Werken einen rechten Nachdruck geben wollte. Heut zu Täg hält man sie für ungesund und unverdaulich, und dieses ohne Zweifel aus der Ursache weil unsere Mägen schwächer geworden sind.

**) Cato de Re rustica. C. LV.



am wenigsten mästet; und im Winter giebt es unterschiedliche Wurzeln, und hauptsächlich Rüben, und Steckrieben; man kann hieher auch die gebauete Meerbinse zählen, so man auch Lande, jonc oder das Spanische Sainfoi oder heilige Heu nennet. Die Rüben und Steckrüben geben eine sehr gute Nahrung. Damit die Ochsen die Steckrüben desto lieber freßen, so schneidet man sie mit Messern, oder um noch geschwinder damit fertig zu werden, so stößet man sie mit zwei Stampfen die im Gleichgewicht über einen sehr weiten Mörser, stehen und unten mit etlichen schneidenden Klingen versehen sind, wodurch die Steckrüben so man in den Mörser gethan, klein gehacket werden.

Der adeliche Feldbauer (le Gentilhomme cultivateur) saget, daß man einen Ochsen in sechs Wochen mästen kann; Kliyogg gebrauchet zwei und ein halbes Monat Zeit dazu. Diese Verschiedenheit kann entweder von der Beschafenheit des Futters oder des Erdbodens herrühren; ich glaube aber, daß ein Ochs der ein wenig länger gemästet wird, mehr Fleisch und ein bessers Fett bekommen wird.

Dem seye inzwischen wie ihm wolle, diese wenige Ruhe und glückliche Begegnung so man ihm zugestehet, und die er für eine billige Würkung der Erkenntlichkeit seines Herrn betrachtet, pfleget insgemein nichts wenigers zu seyn. — — Wir wollen hievon die zärtlichen Klagen des Vanier hören. Beinahe befürchte ich einen Vorwurf von meinen Lesern, daß ich diesen anmuthigen Poeten gar zu oft anführe; allein ich schreibe für Liebhaber der Natur, und dergleichen Personen lieben auch den Vanier, mithin hoffe ich ihren Beifall zu erhalten, wenn ich ihn vielfältig anführe, er drücket sich aber folgendermassen von dieser Materie aus.

Solve

Solve senescentem Taurum, qui liber aratri
Pascua laeta petens, postquam te juvit arandis
Vivus agris, ipsa prosit quoque morte, macello
Venditus, & vitae finem sortitus iniquum:
Namque gravi consors operum qui vomere tecum
Exercebat agros robustus & integer aevi,
Debuerat fatis, senior, melioribus uti.

Emeritus Bos prata terit, permissaque senum
Otia miratus, laetis pinguescit in herbis,
Nescius heu! letho quam tristi debita cervix,
Cui gravis impendet frangendo clava ceredro.

Schenket dem alten Ochsen seine Freyheit, der euch seine Jugend aufgeopfert hat; lasset ihn ohne Feßeln auf einer schönen Wiesen herum wandern, er wird euch auch so gar noch diese Wohlthat belohnen, ungeachtet ihr ihm selbige zu erzeigen schuldig seyd; er wird in kürzer Zeit feist werden, so daß ihr ihn entweder dem Fleischer theuer verkaufen, oder euer ganzes Haus damit ernähren könnet. Verdiente er, aber wohl dieses traurige Schicksal nachdem er euch so wohl gedienet hatte?

Er genießet nunmehro die Frucht seiner Arbeit in Frieden *) und betritt das frische und dicke Gras mit einem langsamen und vergnügten Schritt, ohne weiter noch zu wissen daß ihn dieser blühende Weeg zu den unglücklichen Zeitpunct führet, wo das mörderische Beul auf ihn wartet.

*) Damit ich niemand keinen Anstoß gebe, so habe ich das Emeritus bos auf eine etwas umschriebene Art ausgedrucket.



Obschon diese Poetische Ausruffung des Vaniere mehr eine allzuzärtliche Empfindung als einen richtigen Gedanken ausdrücket, so muß ich selbiger doch noch eine Stelle aus dem Plutarch beifügen, welche die erstere zu bestätigen scheinet; ich glaube mich dadurch nicht zu weit von meiner Hauptmaterie zu entfernen, wenn ich die Menschen durch die Natur auf die Natur zurück zu führen, und ihnen gegen die Thiere die ich gegenwärtig beschreibe, solche Empfindungen des Mitleidens die selbige allerdings verdienen, einzuflößen suche.

„Mensch, sagt Plutarch, iß Fleisch, aber iß „solches nur um dein Leben zu erhalten, aber nicht „um deine Wollust und Ueppigkeit zu vergnügen, „wenn wir auch ein Thier töden, so müssen wir sol„ches doch wenigstens mit Mitleiden und Bedauern „thun. — — Nähe den Kranichen und Schwanen „die Augen nicht zu, und sperre sie keineswegs in ei„nen finstern Ort ein, um sie feist, und ihr Fleisch „zärtlicher und niedlicher zu machen — — dieses „thun nur Tyrannen — — und diejenigen — — „welche zuerst das Schwerd, ein Werkzeug des Uebels „geschmiedet, und den armen Ochsen welche die Fel„der pflügen, die Hälse abgeschnitten haben. — — „So fiengen sie das Morden wie vor diesem zu Athen „an, woselbst sie anfänglich den Lästerer Epitedius, „darauf einen zweiten, und endlich einen dritten ums „Leben brachten. Nachdem sie einmal gewohnt wa„ren, Leute ums Leben bringen zu sehen, so sahen sie „den Niceratus, den Befehlshaber Theramenes, „und den Philosophen Polemarchus umbringen. „Man fieng erstlich nur an einige schädliche wilde „Thiere, einige Vögel, und einige in das Nez gelock„te Fische zu essen, durch dergleichen Mordthaten

„wurde

„ wurde die Grausamkeit stärker gereizet, so daß
„ sie immer weiter gienge, bis es endlich dem pflü-
„ genden Ochsen, dem Schaaf das uns bekleidet,
„ und dem Haushahn das Leben kostete, und end-
„ lich nahm sie in so hohen Grad überhand, daß sie
„ selbst Menschen tödeten und Schlachten lie-
„ ferten.„

Der Stier ist von dem Ochsen blos dadurch unterschieden, daß man dem leztern die Zeugungskraft benommen hat, um ihn, wie man vorgiebt, dadurch gelehriger und beugsamer zu machen.

In Auvergne und Limosin ziehet man sehr große Stiere und Kühe, weil es in diesen beiden Provinzen vortrefliche Weiden giebet; wenn man selbige aber von da aus in solche Länder führet, wo die Wiesen nicht so gar gut sind, so verändern sie sich in zwei bis drei Zeugungen vollkommen. Wenn aber schon diejenigen Thiere welche von diesen leztern fallen, weder so groß noch so stark wie iene sind, so erfordern sie hingegen weniger Futter und werden viel leichter feist, so daß beides gegen einander gerechnet, ohngefähr auf eines hinaus läuft.

Man muß bei allen Gattungen der Thiere, so wie bei den Pflanzen, die Arten derselben von Zeit zu Zeit neuern, wenn man anderst verhindern will, daß keine Gattung derselben nicht aus der Art schlage; es ist aber hiebei höchst nöthig, daß man auf die besondere Leibesstärke des Männchens und des Weibchens sein Augenmerk solchergestalt richte, daß eine Verhältnißgemäße Gleichheit dabei beobachtet werde; denn wenn man z. E. eine sehr kleine Kuh mit einem ausserordentlich grossen Stier belegen wollte, so würde das davon ent-



stehende Kalb zwar grosse und starke Glieder bekommen im übrigen aber schwach und von schlechtem Fortkommen sein.

Der Stier ist hizig und ungelehrig und bequemet sich nicht leicht zur Arbeit noch zur Folgsamkeit. Dem ungeachtet haben Personen die keine Gefahr scheuen, und von allen Dingen so vielen Nuzen als nur möglich ist, zu ziehen suchen, es gewaget, Stiere zu zähmen, und haben hiebei auch ihren Endzweck glücklich erreichet.

Die Vernunft und Erfahrung lehren, daß man die Stiere nicht besser nach und nach zähmen, noch ihnen ihre angebohrne Unbändigkeit abgewöhnen kann, als wenn man sie entweder einzeln, oder zugleich miteinander schwer arbeiten lässet, oder sie wenigstens mit gehen und laufen tüchtig abmattet. Ich will aber noch ein anders Mittel anzeigen, womit man gleichfals diesen Endzweck erreichen kann.

Wenn man die Stiere in einem Stall, oder noch besser in einer grossen Verzäunung eingeschlossen hielte, und sie nur bloß zum Arbeiten heraus führete, wobei man ihnen aber keine Kühe vor das Gesicht lassen dürfte, ausser nur allenfals dieienigen welche ein ieder derselben von Zeit zu Zeit bespringen dürfte, so würden sie vieleicht eben so geruhig und friedlich wie die Ochsen werden, ohne daß man sie zu verschneiden nöthig hätte. — — Vielleicht lässet sich solches aber leichter denken als in Ausübung bringen. Mit der Feder in der Hand kann man ohne sonderliche Mühe vorschreiben wie man einen Viehhof verwalten solle. — — Und aufrichtig zu reden, so ist ein Mensch der weiter nichts als schreiben kann, nur halb nüzlich.

Die



Die Kuh.

Die Wohlthaten so wir der Kuh einem der willigsten und nüzlichsten Thiere unter allen denen die wir unserer Bothmässigkeit unterworfen, zu danken haben, lassen sich beinahe unmöglich alle ausführlich anzeigen und beschreiben. Es verdienet dieses Thier unter dem Rind und Schaafvieh den vorzüglichsten Rang, und zur glücklichen Zeit des goldenen Alters da man nur von Milch und Honig lebte, beruhete die Helfte des menschlichen Wohls auf selbigem. — — Allein so wie sich die Zeiten ausserordentlich verändert haben, so hat auch das Schicksal dieses Thieres gleichfals eine starke Veränderung erlitten. Fontaine träget uns die Klagen der Kuh auf eine sehr eindringende und rührende Art vor.

Je nourris celuici (l'homme) depuis longues années;
Il n'a sans mes bienfaits, passé nulles journées;
Tout n'est que pour lui seul; mon lait & mes enfans,
Le font à la maison revenir les mains pleines:
Même j'ai rétabli sa santé que les ans
Avoient altérée; & mes peines
On pour but son plaisir ainsi que son besoin
Enfin, me voila vieille; il me laisse en un coin
Sans herbe; s'il vouloit encore me laisser paitre!
Mais je suis attachée: & si j'eusse eu pour maitre
Un serpent, eut-il sçu jamais pousser si loin
L'ingratitude? - - -



Ich ernähre ihn (den Menschen) seit langen Jahren, kein Tag vergehet, ohne daß er nicht Wohlthaten von mir genießet, alles ist einig und allein für ihn bestimmt, meine Milch und meine Jungen lassen ihn mit vollen Händen nach Hause ziehen, so gar seine Gesundheit habe ich, wenn selbige durch das Alter Schaden gelitten, wiederum hergestellet, und alle meine Beschwerniße zielen einzig auf sein Vergnügen und zur Befriedigung seiner Bedürfniße ab. Wenn ich nun endlich veraltet bin, so läst er mich in einem Winkel ohne Gras stehen, wollte er mir doch nur wenigstens erlauben zu weiden, allein so bin ich angehänget; Könnte wohl eine Schlange, wenn sie mein Herr wäre, die Undankbarkeit weiter treiben?

Wie glücklich würden die Menschen nicht seyn, wenn sie bei allen ihren Wünschen und bei ihrem Geschmack mäßig und klug wären, und dem durch die Vernunft und Ueberlegung verbesserten Naturtrieb nachlebeten! Sie würden alsdann Zweifelsohne mehr von Gewächsen als von Thieren leben, und wenn sie auch dieser leztern Nahrung nicht ganz auf einmal, nach dem Beispiel der Guebren *) der Schüler des Zoroasters entsageten, welches nicht einmal zu wünschen wäre, so würden sie sich derselben doch mit mehrerer Mäßigung bedienen, und die Gewächse dem Fleisch jederzeit vorziehen. Wenn man mit dieser Lebensart diejenigen gelinden Geseze vereinigte, welche uns den Ackerbau und die Einfalt des Landlebens zur heiligsten Pflicht machen, so würden wir in kurzem die unschul-

digen

*) Die Guebren oder Gauri waren vor diesem ein berühmtes Volk weil es frei war, heut zu Tage aber stehen sie unter dem türkischen Joch, und sind so unglücklich als unbekannt.

digen und reinen Sitten wiederum unter uns aufleben sehen. Man würde alsdann die nüzlichen Bäume und Pflanzen allenthalben vermehren, die Erde würde einen angenehmen Garten vorstellen, weil sie ohne Kunst abgetheilet und mit Reichthümern überhäufet seyn würde, und das Glück und Wohl würde man allenthalben darauf herrschen sehen, zumal wenn die Menschen welche selbige bewohnen, die aus der Gleichheit *) entspringende Vortheile geniessen möchten. Jedermann würde bei so bewandten Umständen so wohl ohne Eifersucht als ohne Schwachheit und Gebrechen, von seiner Hände Arbeit, von den Hülsenfrüchten aus seinem Garten, von dem Honig seiner Bienen, und von der Milch seiner Kuh leben; und dieses arme Thier, welches so gut und nüzlich ist, und ein viel besseres Schicksaal verdienet, als es insgemein von uns zu bekommen pfleget, würde sich gegen die Erde um die Wette beeifern, und die zweite Erhalterin der Menschen abgeben.

Solche Länder die zur Weide nicht tüchtig sind, müssen entweder unbewohnt gelassen, oder so lang und viel bearbeitet und angebauet werden, bis sie gutes künstliches Heu hervorbringen; dann ausser diesem würde man nur höchstens einige wenige Ochsen zur Arbeit daselbst unterhalten können, und dem Vortheil Kühe zu halten, mithin einer der grösten Wolthat der Natur entsagen müssen.

Die

*) Aus der allzugrossen Ungleichheit der Menschen, da die einen sich alle Mühe geben durch Ueppigkeit glücklich zu werden, oder wenigstens glücklich zu scheinen, entstehet nothwendig die betrübte Folge, daß die andern, welche ienen nicht gleich kommen können, in Verzweiflung gerathen, und kein Mensch wahrhaftig glücklich seyn kann.



Die Kuh ist das Weib von dem Stier, und weil ich diesen leztern schon in dem Abschnitt von dem Ochsen beiläufig beschrieben habe, so will ich meine Leser dieses Umstandes wegen dahin verweisen.

Ich will aber demungeachtet ein und andere besondere Umstände anführen, die sich unmittelbar auf die Kuh beziehen, und bei dem Artikul von dem Stier nicht haben abgehandelt werden können, dergleichen besondere Züge von dem Landleben, auf welche ich mich öfters beziehen werde, sind der Naturgeschichte ganz und gar nicht unwürdig; denn wozu sollte die Untersuchung und Erforschung einer Wissenschaft wohl dienen, welche uns nur zu unnüzen Betrachtungen Gelegenheit gäbe, ohne uns weißer, wirthschaftlicher und folglich auch glücklicher zu machen?

Man muß zuvörderst bei den Kühen sein Augenmerk auf eine gute Wahl richten; hiebei ist nöthig daß man die Kennzeichen wisse, aus welchen man ersehen kann, welche Kühe fruchtbar sind, und viel Milch versprechen.

Wenn eine Kuh einen schmalen Kopf, dünnen Hals, breite Schultern, kurze Schenkel, eine zarte und rothe Haut, wenn sie von der grossen Gattung ist, denn unter den kleinen Kühen sind die schwarzen die besten, kleine Hörner, und kein allzugrosses Euter hat, so zeiget solches an, daß man sich viele und gute Milch von ihr versprechen kann. Man muß darauf die Milchader befühlen, und sehen, ob sie nicht zu breit ist; der Bauch darf nicht zu tief seyn; eine Kuh die einen gar zu grossen und leibigen Körper hat, verzehret zu ihrer Unterhaltung den grösten Theil der Säfte die sie aus ihrem Futter ziehet, und also bleibet wenig

davon

davon zur Milch übrig, daher die magern Kühe mehr Milch zu geben pflegen, man muß auch bey der Landwirthschaft den Umstand wohl bemerken, daß das Walzen-Stroh die Milch vermindert.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß sehr vieles darauf anzukommen pfleget, daß eine Kuh zu einer Zeit vorzüglich vor der andern zukomme; man hat deswegen einige Mittel entdecket, um den Zeitpunct wenn sie am hizigsten sind, zu bestimmen; man darf einer Kuh nur sehr starkes Bier zu saufen geben, und sie eine Stunde nachher dem Stier zuführen, man kann ihr auch an statt des Bieres eine Kanne Brandwein auf einem einigen Zug geben; im leztern Fall aber, muß man erst vier und zwanzig Stunden abwarten, ehe man sie dem Stier zuführet. Diese Mittel gelingen aber nicht iederzeit zum besten, und müssen mit vieler Vorsicht gebrauchet werden, denn die Natur pfleget sich bisweilen zu rächen, wenn man sie zu hintergehen suchet, und wenn schon ein Pachter von dergleichen vorzeitig bewirkten Begattungen viele Kälber bekommet, so haben selbige hingegen mehrestentheils in der Bildung einigen Fehler. Oefters fallen die Kühe, nachdem sie gekalbet haben, und hauptsächlich pfleget ihnen dieses Unglück zuzustossen, wenn sie gar zu stark sind, und man die Vorsicht unterlassen hat, ihnen, ehe sie kalben, ein oder zweymal zu Ader zu lassen.

Man hat unterschiedliche Herzstärkende Mittel für die Kühe welche gekalbet haben, das einfacheste und welches am wenigsten kostet, ist folgendes. Man siedet eine Kanne Rahm in einer hinlänglichen Menge Bier so ohne Hopfen gebrauet worden, wenn solches ohngefähr bis auf eine Kanne eingesotten ist, so thut

man



man ein Viertelpfund frische Butter, und ein wenig Schwefelblüth darunter, dieses Mittel hat fast iederzeit gute Wirkung gethan.

Im Monat Mai stösset den Kühen eine besondere Krankheit zu; weil zu dieser Zeit das Gras in seiner grösten Stärke ist, so fressen diese Thiere begierig davon, um also denienigen Krankheiten welche aus der Rohigkeit des Futters so sie geniessen entstehen, vorzubeugen, so läst man sie, ehe man sie auf die Weide schicket, ein Stuck Theer von der Grösse eines Eyes verschlucken. Das Theer ist hizig, und befördert die Verdauung.

In Ansehung der Kälber muß man Sorge tragen, daß selbige so lang als möglich an ihren Müttern saugen; sie in einem sehr warmen Ort halten, und ihre Streue oft umwenden, damit solche nicht zu feucht werde; man muß sie auch vor der Sonnen-Hize bewahren, und verhindern, daß sie im Frühling kein Gras fressen, wovon sie unfehlbar den Durchfall bekommen würden. Um diesem Uebel vorzubeugen, füttert man sie mit Zitterpappeln- Weiden- oder Nessel- Blättern, und andern Kräutern, die man wenigstens den Tag vorhero muß gesammlet haben; man wäscht ihnen die Zähne mit Salz und Urin, und wenn sie ein Jahr alt sind, giebt man ihnen Stroh-Heckerling.

Zu iungen Kühen darf man den Stier nicht eher lassen, als bis sie vier Jahr alt sind; man muß sie alsdenn besonders verwahren, um zu sehen, ob sie Milch bekommen. — — Milch! wer kann wohl an diese so angenehme, so gesunde und natürliche Nahrung denken, ohne sich nicht zugleich der schönen Tage der Jugend, derienigen glücklichen Zeit zu erinnern, in wel-

cher dieser angenehme Saft unserem Gaumen das grösste Vergnügen erregte, den nachhero starke und geistige Getränke verbeugen und verderben. Wenn reiche Einwohner in grossen Städten sich ihrer Beschäftigungen, dem Wohlstand und Gewohnheiten ihres Ranges und Standes, ihren vorher zubereiteten und eben deswegen beschwerlichen Ergözlichkeiten, mit einem Wort, ihrer Sclaverei entziehen können, so suchen sie auf ihren Maierhöfen die Milch, diese kostbare Nahrung, als das einige Mittel auf, womit sie das Feuer welches sie durch die üppigen Gastereien in ihren Eingeweiden, und durch erdachte und angewöhnte Leidenschaften in ihren Herzen erreget haben, löschen können. Welch ein entzückendes Vergnügen ist es nicht für solche Personen, die durch die erstickende Hize in den Städten abgemattet worden, wenn die Kühle des Morgens und der heilsame Balsam der Pflanzen die sie mit Füßen tretten, in ihr fast brennendes Geblüt eindringet! sie empfangen von den reinen und freien Händen der Schäfer einen wohlthätigen Saft, welcher ihre Sinnen mit Zufriedenheit und Vergnügen erfüllet; ein reines aber eben so schlechtes und einfältiges Gefäß wie der Besizer desselben, enthält den Balsam in sich welcher ihnen das Leben giebt; ein Schaum so weiß wie Schnee steiget über das Gefäß hervor und die Milch lauft schon in ihre Adern. — — Ihr Mund kostet noch nachhero den Schaum des niedlichen Saftes welcher sich an ihren Lippen anhänget. Aus Erkenntlichkeit werfen sie begierige Blicke auf die Gegenstände die sie um sich herum antreffen, sie betrachten mit Vergnügen die glücklichen Schäfer, welche ihre von Gesundheit glänzenden Schaafe führen. Hier beissen einige Kühe mit ihren spizigen aber niemals mörderischen Zähnen,

die



die obersten Spizen der Kräuter ab, und beobachten dabei eine kleine beständig anhaltende zwar einförmige aber doch zugleich angenehme Bewegung; dort siehet man einen andern Haufen Kühe bequem und weich auf der Erde liegen und wiederkauen. — — In einem andern Winkel dieser anmuthigen Landschaft, springen einige Kälber die sich in den Schatten geflüchtet hatten, mit den muntersten Wendungen auf ihre Mütter zu, beugen sich alsdenn, und wenden sich schief unter sie hinunter, und damit sie die Eyter desto besser ausdrucken, und die Milch herausziehen können, so drücken sie selbige gelind mit ihren Nasenlöchern, oder sie beissen, wenn sie schon allgemächlich anfangen eine stärkere Nahrung vertragen zu können, mit ihren noch furchtsamen und unsichern Zähnen einige Spizen der Kräuter ab, wenden sich aber bald wiederum davon weg, und kehren zu ihrer ersten und leichten Nahrung, nämlich zu den Zizen ihrer Mutter zurück.

Man unterscheidet an der Milch drey verschiedene Theile, die man leicht von einander absondern kann; den Rahm oder die Sahne woraus man die Butter machet, die geronnene Milch oder den Käß, und den wässerigen Theil der Molken.

Die Milch so man im Frühling und Sommer bekommt ist besser und gesunder als die so in den beiden andern Jahreszeiten gemolken wird. Die Milch von einer allzu jungen Kuh giebt keine gute Nahrung, weil sie viel mehr wässerige Theile als Rahm hat. Wenn die Kuh zu alt ist, so ist die Milch trocken, und bestehet fast blos aus lauter käsigten Theilen; sechs Wochen vor, und eben so viele Zeit nach dem Kalben der Kuh ist die Milch eben so schlecht. Wenn die Kuh krank

oder

oder in der Hize ist, so ist die Milch noch schlechter; die Beschaffenheit des Erdbodens und der Kräuter hat gleichfals einen starken Einfluß auf die Milch; solche Kühe die auf etwas hohen und offenen Orten weiden, haben eine bessere und mehrere Milch, als die welche in Thälern weiden, zumal wenn dergleichen Thäler tief und kothig sind.

Das beste Mittel gute Milch zu bekommen bestehet unstreitig darinnen, daß man die Kühe gut füttert, und ihnen viele Bewegung machet, ohne sie dabei zu sehr abzumatten.

Eine gute Milch erkennet man an folgenden Kennzeichen: sie muß dunkel weiß sein, einen guten Geruch und annehmlichen Geschmack haben, wenn man einen Tropfen davon auf den Nagel schüttet, so muß sie genug feste und zähe Theile haben, daß der Tropfe rund bleibt, und nicht abläuft, wenn man ihn schon abwärts senket; wenn aber die Milch in das grünliche, gelbe, oder blaue fällt, und so flüßig wie Wasser ist, so taugt sie nichts, und man muß in diesem Fall so wohl seines eigenen Nuzens als des allgemeinen Bestens wegen, eine solche Kuh abschaffen.

Was hier von der Kuhmilch gemeldet worden, alles das ist auch von der Pferd- Esels- Schaaf- und Ziegenmilch auf gleiche Art zu verstehen.

Es giebt einige Gewächse welche den Weibchen unter den Thieren einen starken Ueberfluß von Milch verschaffen, dergleichen sind, das Körbelkraut, der Dill, der Fenchel, Holler, das Creuzblümlein 2c. so wie andere Pflanzen hingegen die Milch vermindern, als z. E. der Schierling, Petersil, Borretschen 2c.

 worun-



worunter auch wie schon oben gemeldet worden, das Walzenstroh zu zählen ist.

Die Russen so an das lappländische angränzen, besizen die Kunst, aus vergährter Milch einen Brandwein zu machen, den sie sehr häufig gebrauchen.

Ehe man die Kühe melket, muß man ihnen die Eyter wohl waschen, man lässet die Milch sodann warm in ein feines Sieb oder in eine etwas klare Leinwand laufen, und so lang als es nöthig ist, daß aller Rahm in die Höhe steigen kann, stehen, wozu im Sommer einige Stunden hinlänglich sind, im Winter aber kann man unterschiedliche Melkgelten voll zusammen schütten und solche bis zwei Tage lang in den Milchtöpfen worinnen man sie untereinander menget, stehen lassen. Bei grosser Kälte muß man die Milch ans Feuer oder in einen etwas heißen Ofen sezen, damit der Rahm in die Höhe steigen kann; es ist aber zu aller Zeit das beste Mittel den Rahm geschwind und in grosser Menge in die Höhe zu treiben, wenn man die Milch gleich nach dem Melken fleißig umrühret und öfters abschläget; worauf man sie so lang stehen lässet, bis man den Rahm zum Buttern abnimmt.

Es ist mir leid, daß ich diesen Articul schliessen muß, ohne von den artigen Handgriffen zu reden, die man zum Käß- und Buttermachen gebrauchet; allein die Beschreibung dieser Verrichtungen würden mich zu weit von meinem Endzweck abführen, und es ist hier der Ort nicht, die auf dem Land gewöhnlichen Künste abzuhandeln.



Das

Das Schaaf.

Zur glücklichen Zeit der Coridons und Galateän weideten die Heerden unter der Aufsicht der Liebe, und irreten bei dem Schall der Flöte des Gottes Pan auf den Gefielden herum. Die freien und reichen Hirten waren nicht so plumb und ungesittet wie die unsrigen, sondern sie waren zärtlich und verliebt; sie dichteten Lieder in welchen das Lob des Feldlebens iederzeit mit dem Ruhm ihrer Schäferinnen vereiniget war, und diesen leztern suchten sie nicht so wohl durch nichtige Höflichkeiten und Schmeicheleyen, als vielmehr durch die Sorge, die sie für ihre Heerden trugen, Proben von ihrer zärtlichen Liebe abzulegen. Die Schäferinnen waren hingegen auch ihrer Seits eben so sehr für das Wohl ihrer Schaafe, als für ihre eigenen Reizungen besorgt. Eine Schäferin, die ausser ihrer Schönheit keinen andern Vorzug besaß, und ein Schäfer dessen ganzes Verdienst in der Kunst schöne Hirtenlieder zu dichten bestund, wurden als solche Personen betrachtet, die der menschlichen Gesellschaft nur zur Last wären. Wie sehr ist es nicht zu bedauern, daß wir heut zu Tage von diesem glücklichen Zustand nichts mehr wissen! Warum kennen wir doch das wahre Glück und den ächten Ruhm nicht mehr, welches hauptsächlich nur darauf beruhet, daß man sich beständig zu beschäftigen und zu allen Zeiten nüzlich zu seyn weiß!

Die nemlichen Abwechslungen, wodurch unsere Sitten nach und nach ausgeartet und verdorben worden sind, haben auch zugleich die Menschen und Thiere die wir unserer Sclaverey unterworfen, im höchsten Grad unglücklich gemachet. Die Hirten sind

 arme



arme Miethlinge, welche die Dienstbarkeit und der Mangel ganz viehisch machet, aus diesem unglücklichen Zustand entstehen die unvermeidlichen Folgen, daß die Schaafe sich in einem schlechten Zustand befinden, heßlich und äusserst matt und schmachtend sind; und die Lämmer von ihrer zartesten Jugend an, welche der Zeitpunct des wahren Glückes seyn sollte, weil sich alsdann die Werkzeuge am ersten entwickeln, in die betrübte Nothwendigkeit sich versezet sehen, ihre unschuldige Freude mit vielen Beschwerlichkeiten verbittert zu befinden, so daß sie durch das beständige Geblöck so ihnen Noth und Mangel auspressen, ganz abgemattet werden, und in dem ersten Augenblick ihres Daseyns, den sie kaum zu geniessen angefangen haben, beinahe schon wiederum verlöschen zu wollen scheinen.

Das eigentlich so genannte Schaaf ist der verschnittene Widder oder Hammel, man verstehet aber überhaupts auch unter dieser Benennung, den Widder, die Schaafmutter, und das Lamm.

Man kann gewissermassen sagen, daß die Schaafe künstlich zubereitete Thiere sind, denen der menschliche Fleiß eine gewisse Gestalt und Form gegeben, um desto mehr Nuzen von ihnen zu ziehen.

Die Natur hat dem Menschen, durch die Anvertrauung dieses guten Thieres das allerkostbarste Geschenk gemachet; es überhäufet selbiges den Boden mit einer Düngung die voller Salz und Feuer ist, das Fleisch dienet uns zur Nahrung, und mit seinem Fell bekleiden wir uns; man hat das Bild eines Schaafes auf die ersten Münzen gepräget. Als die Menschen das reizende Hirtenleben verliessen, und anfiengen Eroberungen zu machen; so liessen sie gleichsam zur lezten



Ehrenbezeugung und Huldigung für diese unschuldige Lebensart, von der sie sich abgezogen hatten, auf die Münze die unter ihnen im Gang kame, das Bildnuß derjenigen friedfertigen Thiere prägen, die sie vorhero geführet und gehütet hatten. *)

Das Schaaf erfordert unter allen unsern Haus-Thieren die allermehreste Sorge; da es äusserst schwach ist, gar keine Waffen zu seiner Vertheidigung hat, und furchtsam bis zur Dummheit ist, so findet es keine andere Zuflucht, als in unserm Schuz, den es aber mit den gründlichsten und dauerhaftesten Reichthümern die es uns darbietet, überflüßig bezahlet. Der trozige Stier kehret seine dräuenden Hörner gegen seinen Feind; das Pferd tritt ihn stolz mit Füssen; hingegen das Schaaf ist so unfähig eine Gefahr vorher zu sehen, als solche abzuwenden, und hat kein einiges Mittel den Nezen des Wolfes noch seinem mörderischen Rachen zu entgehen; es ist so wenig argwöhnisch, und hingegen so vertraulich oder besser zu reden so dumm, daß es auch im grösten Sturm oder Hagel seinen langsamen Schritt nicht beschleunigen würde, wenn es der Schäfer nicht dazu antriebe.

Ungeachtet dieses zärtliche Thier mit einem dicken und warmen Rock bekleidet ist, so kann es doch gleichwohl die Unbequemlichkeiten der Witterung gar nicht wohl vertragen; die Kälte tödet das Schaaf so gar im Stall, wenn solcher nicht gegen Mittag zulieget. Man muß dieses Thier auch sauber und trocken halten. Im übri-

*) Die alten Münzen hatten das Gepräg eines zahmen Thieres, hauptsächlich und am mehresten aber von einem Schaaf, wie denn das lateinische Wort pecunia, das Geld, oder die Münze, von pecus dem Vieh, herstammet.



übrigen sind alle dergleichen Arten der Sorgfalt, die beyden leztern ausgenommen, welche höchst nöthig sind, den Schaafen mehr schädlich als nüzlich. Die Kälte ist ihnen tödlich, weil wir selbige gar zu empfindlich darzu machen; da es hingegen viel besser wäre, wenn wir die Schaafe zum Aufenthalt in freyer Luft gewöhneten, denn mit ie mehrerer Mühe wir selbige bedecken und verbergen, desto stärker vermehren wir die Ursachen, welche sie ums Leben bringen.

Die Lämmer und ihre Mütter vergessen ihre gegenseitige Zärtlichkeit, wenn die Schaaf-Mütter keine Milch mehr haben, und die Lämmer selbiger nicht mehr benöthiget sind; alsdenn trennen sie sich voneinander, und erkennen sich in kurzer Zeit schlechterdings nicht mehr. Der Schäfer sondert diese jungen Lämmer so dann ab, und übergiebt sie einem seiner Kinder, unter dessen Aufsicht sie die zartesten Kräuter abpflücken.

Wenn die Lämmer groß genug geworden sind, daß sie mit unter die grosse Heerde gestossen werden können, so leben sie eine Zeit lang ganz friedsam darunter, allein es stehet nicht lang an, so werden die so männlichen Geschlechtes sind vor Liebe hizig, und liefern einander blutige Treffen, wenn der Schaafhirt nicht ihre ungestümmen Bewegungen besänftiget, wozu kein anderes Mittel als das Verschneiden Statt findet.

Ein Schäfer muß auch die Krankheiten der Schaafe, die Ursachen derselben, und die Kunst solche zu heilen verstehen. Es müßen ihm auch die verschiedenen Eigenschaften der Weiden, diejenigen Mittel, wodurch sie ein saftigers Fleisch und schönere Wolle bekommen, zu welcher Zeit man sie scheeren, weiden, und tränken lassen muß, bekannt seyn.

Der



Der Widder gehet stolz an der Spize der Heerde voraus, und die übrigen Schaafe folgen ihm mit einem blinden Zutrauen, und scheuen weder Gräben noch Abgründe, wenn sie den Widder haben voraus gehen sehen. Diese Thiere sind von einer so blindlings nachahmenden Art, daß sie, wenn es dem Widder, welcher die Heerde anführet, beikömmt, seine hintern Pfoten in die Höhe zu werfen, und den Kopf niederzubeugen und auf die Seite zu wenden, alle miteinander in einem Augenblick diese nämliche Bewegung auf eine Maschinenmässige Art machen, und auf dem ebensten Erdreich eben solche Sprünge thun, als wenn sie über einen Graben sezen müsten.

Die Wahl welcher unter mehreren Widdern die sich bei der Heerde befinden, der Anführer seyn soll, hänget von einem Ohngefähr, von der bloßen willkührlichen Bestimmung des Schäfers ab, welche Art der Beförderung und Ertheilung des Vorranges auch vielfältig bei andern Gelegenheiten ausser den Heerden Statt findet, derienige Widder welchen die Gunst des Schäfers zum Haupt der Heerde ernennet hat, gehet iederzeit zuvörderst an der Spize, untersuchet das Erdreich, und wendet sich nach eigenem Belieben auf welche Seite er will, mit der festen Versicherung daß ihm die ganze Heerde ohne den mindesten Anstand nachfolgen werde. Dieser Widder führet seine Gefährten in die Felder, und auf die Hügel wo sie weiden sollen, und an die Bäche zum tränken.

Die Schaafe gehen gar zu gerne von einer Weide auf die andere, und sie verlassen so gar im Frühling da das frische Gras ausserordentlich viele Reizungen für sie hat, die anmuthigste Wiesen, um irgend an-



derswo einige Knöpfe und Sprossen von den Stauden abzunagen.

Der Widder träget auf seinem Kopf hohle und nüzliche Hörner welche vornen in Gestalt eines halben Kreises zusammen laufen, bisweilen sind sie aber auch Schneckenförmig gewunden. Man erkennet das Alter des Widders an seinen Hörnern, selbige kommen schon im ersten Jahr und öfters gleich bei der Geburth zum Vorschein, und vermehren sich alle Jahre so lang er lebet, mit einem Ring. Die Widder, die Schaafmütter, und die Hammel verliehren mit zwei Jahren, die beiden Vorderzähne des untern Kinnbackens, denn an dem obern Kinnbacken haben sie keine Schneidzähne, ihre übrigen ersten Zähne aber verliehren sie bis ins dritte Jahr, in welchem sie wiederum andere gleiche und weiße Zähne bekommen, die aber bei zunehmenden Alter des Thieres ausfallen, stumpf, ungleich und schwarz werden.

Es giebt Widder die keine Hörner haben; aber die mit Hörnern werden für hiziger und zum Belegen der Schaafe tauglicher gehalten; sie sind auch beschwerlicher, weil sie mit ihren Hörnern öfters stoßen. Um ihnen solches zu verwehren, bohret man bei den Ohren an der Gegend wo sie sich krümmen, mit einem Bohrer ein Loch durch.

Der Adeliche Feldbauer (le gentilhomme cultivateur) schreibet noch ein anderes kräftigeres Mittel vor, womit man den Widdern ohne Hörner gleichfals das aneinander Huzen und Stoßen verwehren kann, man bindet ihnen nämlich ein kleines Brettchen das innerhalb mit eisernen Spizen versehen ist, an die Stirne so daß sie sich, wenn sie stoßen wollen, selbst verlezen.

Die

Die Schaafe finden sogar an den dürresten und von der Sonne fast verbrannten Hügeln Futter und Weide; es ist aber so wohl für diese Thiere als für den Landmann nüzlicher, wenn dergleichen Hügel mit einigen Bäumen bedecket sind. Die Stoppeln so nach der Ernde zuruck bleiben, geben den Schaafen eine gute Nahrung, zu gleichen Endzweck dienen ihnen auch die Kräuter so auf den Brachfeldern wachsen, man verstehet darunter solche Felder die man ein Jahr lang ungebauet liegen lässet, und worauf man im folgenden Jahr wiederum Getraid säet. *) Man läst die Schaafe auf solchen Feldern pferchen, und sie hinterlassen eine so hizige und fruchtbare Düngung darauf, daß selbige in manchen Landen höher geschäzet wird, als alles das was die Schaafe den ganzen Winter durch zu ihrer Unterhaltung kosten.

Man kann bei der Wahl der Schaafe so wie bei andern Thieren womit man eine Mayerei besezen will, nicht sorgfältig genug seyn, denn wenn diese Wahl einmal getroffen ist, und man sich dabei verfehlet hat, so kann man solche nicht leicht, oder höchstens mit vielen Kosten und Verlust und nach langer Zeit, wenn man neinlich erst nach und nach solche Arten ziehet, wie die erste hätte seyn sollen, verbessern.

*) Nach der Art des Herrn Thull sollte man gar keine Felder mehr brach liegen lassen, und folglich würden die Schaafe dadurch derienigen Nahrung die sie auf selbigen finden, beraubet werden, und wir würden wenig oder gar nichts mehr von den kostbaren, und verbessernden Salzen bekommen, welche sie daselbst zurück lassen. Herr Delasalle de l'Etang suchet durch eben dieses Mittel den Vorzug der alten Art des Ackerbaues zu behaupten; sein Werk führet den Titel: Manuel d'Agriculture pour le laboureur, pour le proprietaire, & pour le gouvernement.



Man muß hauptsächlich hiebei auf das nöthige Verhältniß zwischen dem Futter welches die Thiere womit man einen Viehhof besezen will, verzehren können, und der Beschaffenheit und Menge der Lebensmittel sehen, die man ihnen verschaffen kann.

Es giebt zwei Hauptgattungen der Schaafe, kleine, und große.

Die kleinen sind am Vordertheil des Kopfes schwarz, leben von wenigem Futter, ertragen die Ungemächlichkeiten der Luft leicht, und sind sehr gesund, weil sie keinen allzustarken Ueberfluß von Feuchtigkeiten haben; sie haben eine feine Haut, und sehr schöne und gute Wolle, aber nicht allzuviel, ihr Fleisch ist saftig und nieblich.

Die Schaafe von der grossen Gattung die man insgemein die Flandrischen Schaafe nennet, kommen allenthalben, nur an gar zu morastigen oder trockenen Orten nicht, gut fort. Sie haben viele Wolle die eben so schön als bei den andern ist.

Es giebt noch ausser diesem Bergschaafe, die eine dritte Art ausmachen, sie sind sehr klein, aber wohl gewachsen, und so dauerhaft daß sie allenthalben fortkommen; ihr Fleisch ist vortreflich, aber die Wolle ist schlecht, man muß deswegen derselben wenige und nur so viele halten als sich von den Kräutern nähren können die mit Mühe auf den obersten Spizen der Berge wachsen.

Ich will hier der barbarischen Schaafe nicht gedenken, die von einem grossen Werth bei uns seyn würden, wenn wir sie im Land ziehen könnten, allein sie würden wegen der gar zu grossen Verschiedenheit des Himmelsstriches wo sie geworfen werden, und des

unsrigen.

unsrigen, ohne Zweifel ausarten; ich glaube aber doch daß man vermittelst der Vermischung mit solchen Arten die ihnen sehr nahe kämen (en croisant toujours les races de proche en proche) es endlich dahin bringen könnte, daß wir eine solche Art erhielten, die wo nicht von vollkommener gleicher Güte, doch auch nicht viel schlechter wäre, und die man durch von Zeit zu Zeit wiederum neu heraus gebrachte Schaafe unterhalten könnte. — — Wenn es zu einem glücklichen Erfolg dieses Unternehmens schlechterdings nöthig wäre, daß alle Nationen von hier bis in die Barbarei in vollkommener Einigkeit lebeten, so könnte man mich beschuldigen, daß ich eine unnüze Grille oder Einbildung zur Würklichkeit zu bringen verlangete; allein, Gott sei gedankt, daß solches nicht nöthig ist, sondern eine freiwillige oder gezwungene Verbindung der gegenseitigen Vortheile und Bedürfniße schon dazu hinlänglich ist, welche allezeit, auch so gar unter feindlichen Nationen Statt findet.

Ungeachtet man nicht laugnen kann, daß uns viele Hinderniße im Wege stehen, die schöne Art der barbarischen Schaafe nach Frankreich zu bringen, und sie solchergestalt zu unterhalten, daß sie vor dem Untergang verwahret werde, so hat es doch auch seine gute Richtigkeit, daß uns die Natur, wenn wir einige solche Versuche anstellen wollten, unterstüzen, und zur Bildung dieser neuen Art beistehen würde, wie wir dann das Beispiel haben, daß diese Schaafe in Spanien bereits schon sehr gut, und in Engeland bis zu einem gewissen Grad angeschlagen haben.

Als Don Pedro IV. König von Castillen in der Mitte des vierzehenden Jahrhunderts Nachricht erhielte,



te, daß es in der Barbarei Schaafe gäbe, die ihren Eigenthümern einen vortreflichen Nuzen brächten, so ließ er eine gewiße Anzahl Widder und Schaafe von der schönsten Gattung nach Spanien bringen; und auf diesen Umstand gründet sich die so vortreflich schöne Castilianische Wolle. Diese Art schlug zwei ganze Jahrhundert lang ausserordentlich wohl an; als der Cardinal Ximenes bemerkte, daß sie ausarten wollten, so ließ er neuerdings wiederum Widder von der schönsten Art aus der Barbarei bringen, und trug als ein Einsichtsvoller Minister Sorge, unter den Spaniern einen edlen Wetteifer für die Besorgung der Heerden zu erregen; so daß noch heut zu Tage vornehme Häupter der Familien sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Heerden selbst zu besuchen; und der Tag der Schaafschur, welcher zugleich der Tag einer neuen Quelle des Reichthums ist, wird festlich gefeiert. Die Natur verschönert sich und wird noch vollkommener unter der Hand eines reichen Eigenthümers: der Eifer eine gute Art von Schaafen durch gut gewählte Widder zu erhalten gehet in Spanien nunmehro so weit, daß manche reiche Privatpersonen für einen recht schönen Widder bei zwei hundert Ducaten bezahlet haben.

Eduard V. König von Engelland ließ im funfzehenden Jahrhundert mit Erlaubniß des Königs von Spanien drei tausend Stuck von obbemeldter schönen Art bringen; und die Klugheit der Regierung brachte es in einigen Jahren so weit, daß Engelland mit dieser kostbaren Art Schaafe häufig versehen ware; man legte Hirtenschulen an, und gab den Schäfern den nöthigen Unterricht, und man gewöhnte nach und nach die Schaafe von einer ganz verschiedenen Himmelsgegend, daß sie in freier Luft die Winterkälte in einem

Pferch

Pferch vertragen konnten, und Engelland wurde durch die Bemühungen des Königs Eduard im Stand gesezet, uns so weit zu hintergehen, daß sie französische Fabricanten in ihr Land zogen. Die Königin Elisabeth gebrauchte die Vorsicht diese Art Schaafe wiederum verneuern, und zu dem Ende frische aus Spanien bringen zu lassen, damit sie nicht ausarten konnten.

Man kann die Ausartung einer so fremden Art nicht anderst als mit vieler Mühe und durch neue Vermischungen verhindern. Es ist aber so wenig möglich, in Frankreich so gleich auf einmal barbarische Schaafe mit gutem Erfolg unterhalten und erziehen zu können, daß man nicht einmal im Stand ist, solche Schaafe die man nur zehen Meilen weit von einem solchen Boden hergenommen hat wo bessere Kräuter wachsen, in einem solchen Erdreich wo die Kräuter von schlechterer Beschaffenheit sind, erziehen zu können. Man muß also, wenn man einmal die Wahl festgesezet hat, womit man eine Mayerei vermehren will, zuvörderst darauf sehen, daß man selbige von einem schlechtern oder weniger guten Boden hernimmt, als dieienige ist, wo sie nachhero unterhalten werden sollen; widrigenfals werden sie zu Grunde gehen.

Wenn man diese allgemeinen Regeln in Ansehung der Wahl der Schaafe und der Weiden beobachtet hat, so muß man ein iedes Schaaf das man kaufet, einzeln besehen, und untersuchen, ob die Wolle lang oder kurz, fein, gelind, oder fett anzufühlen, und schön krauß ist; sie kann aber mit allem diesem auch eine üble Eigenschaft haben, wenn sie nemlich schmuzig und unsauber ist, wiewohl solches von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, weil es nur eine zufällige Eigenschaft ist, der man durch die Reinlichkeit abhelfen kann.

Da



Da das gute Fortkommen der zukünftigen Arten auf den Eigenschaften der gegenwärtigen Widder und Schaafmütter beruhet, so kommt vieles darauf an, daß man gesunde und wohlgewachsene Widder und Schaafe miteinander begattet.

Die schicklichste Zeit die Schaafe miteinander zu paaren ist in die Winter-Sonnenwende, nämlich im November, damit das Schaaf welches fünf Monate träget, beim Eintritt des Frühlings lamme.

Wenn das Schaaf geworfen hat, so muß man das Lamm die erste Milch saugen lassen, denn die Natur, welche nichts vergebens gemachet, hat den Eytern der Thiere keine solche Milch beigeleget, welche den Jungen Beschwerlichkeit verursachen könnte; da vielmehr erwiesen ist, daß diese Milch, weil sie aus vielen wässerigen Theilen bestehet, die Jungen gleich anfänglich purgieret, und die Ausleerung des im Mutterleib schon befindlich gewesenen Unflathes befördert, welcher ausser diesem nicht anders als mit heftigen Reißen weggehen würde.

Die Ziege.

Die allersteilesten und trockensten Gebürge sind der Ziege eben so nüzlich und angenehm, als den Ochsen die ebensten und fettesten Weiden. Auf solche Art hat Gott, dessen Wille war, daß alles bewohnt, und belebt seyn sollte, den innerlichen Bau der Thiere und ihre Neigungen, als eine nothwendige Folge dieses Baues, so verschiedener Massen eingerichtet, daß auf der ganzen Erde kein Theil zu finden ist, der nicht mit irgend einigen Geschöpfen bewohnet und belebet wäre. Die Ziege, das Elendthier, und andere klet-

terende

terende Thiere bekamen ihre angewiesenen Pläze auf den Gipfeln der Berge, und an den Ufern der Abgründe; wir können sie also nur von weiten sehen, wie sie dann auch nicht anderst als in einer gewissen Entfernung sich unsern Augen in ihrer Schönheit vorstellen. Wenn man sie von weitem siehet, so scheinen sie so schön zu seyn als flüchtig sie in ihrem Laufe sind.

Man muß aber auch gestehen, daß diejenigen dieser Thiere welche in Freyheit auf den Gebirgen leben, auch in der Nähe viel angenehmer aussehen, als die andern nicht einmal von weiten scheinen, welche dadurch daß man sie zahm gemachet, verunstaltet, und die ganze Beschaffenheit ihres Körpers beinahe verändert worden ist. — —

Reizender Zustand der Natur, du bist nicht mehr bei den Thieren die wir unter unser Joch gebracht haben, und noch viel weniger bei uns selbsten vorhanden! Möchte doch die Weltweisheit, die einige wahre Weltweisheit uns wiederum zu dir zurück führen, uns den Muth und die Lebhaftigkeit des Körpers die uns schon seit langer Zeit fehlen, wiederum verschaffen, und die Unschuld und Annehmlichkeit derienigen Sitten die wir niemals an uns gehabt haben, damit vereinigen.

Wenn wir der Natur ein wenig näher kämen, so würden die Thiere die wir uns dienstbar und zugleich unglücklich gemachet haben, sich mehrestentheils ihres Schadens wiederum erhohlen. Wir würden selbige zwar ohne Zweifel noch ferner fort bei uns behalten, hingegen würden wir auch nur einige ganz leichte Dienste von ihnen fodern, wogegen sie mit Erkenntlichkeit bei uns Schuz, Zuflucht und Nahrung finden würden. Wir würden nicht mehr so unbillig, und zugleich so schlechte Wirthschafter seyn, dann mit einem morali-

schen



schen Uebel pfleget immer ein physicalisches Uebel zugleich verknüpfet zu seyn, und hundert und dreißig bis hundert und funfzig Ziegen mit einem einigen Bock versehen. *) Dieses arme Thier wird ehe sechs Jahre vergehen, alt, schwach, bekommt die Gicht, und wird mit Eyterichen und garstigen Krankheiten angestecket, seine lezten Jungen werden ebenfals schwächlich und elend, und zeugen noch eine schlechtere Art, wenn man ihnen die Zeugungskraft nicht benimmt.

Es giebt Böcke ohne Hörner, welche man aber doch für eben so tüchtig zur Vermehrung hält, und sie so gar in einer Heerde den andern mit Hörnern vorziehet, weil sie nicht so muthwillig und weniger gefährlich sind.

Die Ziege hat eben so wie der Bock unter dem Kien einen kleinen Bartbusch; und noch über dieses zwei Eicheln oder Arten grosser Warzen die ihr unter dem Hals hängen. Ihr Schwanz ist wie bei dem Bock sehr kurz. Unsere, nämlich die französische Art der Ziegen ist wegen ihrer langen Eyter die ihr unter dem Bauch hängen, besonders merkwürdig. Dieses Thier hat dadurch daß man es zahm gemachet, verschiedene Farben bekommen, wie man denn Ziegen von weißer, schwarzer, rothfahler, und andern Farben siehet. Es giebt welche mit, und andere ohne Hörner.

Die Muthwilligkeit, das unruhige Wesen, und die Begierde den Plaz beständig zu wechseln sind die vorzüglichsten Unterscheidungs-Eigenschaften der Ziegen, wie man dann auch im französischen wunderliche Einfälle,

*) Man weis, oder sollte wenigstens wissen, daß die Ziege das Weibchen von dem Bock ist.

Einfälle, und alles das so ohne Vernunft oder Ueberlegung geschiehet, von dem lateinischen Wort capra, caprices nennet. Allein dieser Eigenschaften ungeachtet die sich keinesweges mit einer Art einer Zuneigung zu vertragen scheinen, liebt sie den Menschen, gehet willig zu ihm, ist empfindlich gegen seine Liebkosungen, und ist viel getreuer und erkenntlicher als das Schaaf, welches erweiset, daß sie auch viel besser organisiret seyn muß. Sie vereiniget die Stärke mit der Mäßigkeit, zwey Dinge die vielfältig miteinander verbunden sind; es sind ihr fast alle Kräuter nüzlich, und es giebt deren sehr wenige die ihr Beschwerniß verursachen. Sie ist aber fast den nämlichen Krankheiten, einige ausgenommen, wie das Schaaf unterworfen. Sie stellet sich gerne in die allerhizigsten Sonnenstrahlen, ohne daß ihr die Hize derselben weder Betäubung noch Schwindel wie dem Schaaf verursachet.

Die Ziegen werden in den Monaten September, October und November hizig, sie tragen fünf Monate und werfen ihre Junge im Anfang des sechsten Monats. Sie säugen ihre Jungen ein Monat oder fünf Wochen lang. Sie werden nicht eher als mit einem Jahr oder achtzehen Monaten trächtig, und bleiben bis ins siebente Jahr fruchtbar. Insgemein bringen sie nur ein einiges Zickel, bisweilen zwey, sehr selten drey, niemals aber mehr als viere. Sie haben eben so wenig wie die Schaafe Schneid-Zähne in dem obern Kinnbacken, haben aber wie die Ochsen und Schaafe vier Mägen, und kauen wieder.

In den mehresten warmen Himmelsgegenden ernähret man Ziegen in häufiger Menge. In Frankreich würden sie zu Grunde gehen, wenn man sie im



Winter nicht in Ställen verwahrte. Diejenigen aber welche der Kälte gewohnt sind, wenn selbige nur nicht so gar ausserordentlich streng wie in Island ist, können solche ausdauern, vermehren sich aber nicht sonderlich stark.

Man kann die Ziegen vierzehen Tage nachher da sie Junge geworfen haben, melken; sie geben fünf bis sechs Wochen lang Morgens und Abends sehr viele und noch mehr Milch als die Schaafe. Diese Thiere sind so zuthätig, daß sie sich auch von Kindern willig melken lassen, denen ihre Milch eine sehr gute Nahrung ist. Sie haben das mit den Kühen und Schaafen gemein, daß die Schlangen, und wie man noch über dieses saget, gewisse Vögel, die unter dem Namen der Ziegensauger (tette Chevre) oder Nachtschaden (crapaud volant) bekannt sind, ihnen die Milch aussaugen, ungeachtet dieser Vogel wie die Schwalbe nur von Insecten zu leben scheinet.

Die Ziegen aus Heraclea sollen nach dem Bericht der Verfasser der Materia medica dem Wuchs nach unsern Schaafen gleichen, und ganz kleine Hörner haben. Ihr Haar ist weißer als der Schnee, ziemlich lang, aber viel dünner und feiner als Menschenhaare. Man scheeret sie nicht wie die Schaafe, aber man reißt ihnen die Haare aus; ihr Fleisch ist so gut wie das Schöpsenfleisch, und riechet nicht so nach Wildpret wie das ordentliche Ziegenfleisch. Alle die feinesten Camelot werden von den Haaren dieser Ziegen verfertiget.

Die Ziegen von Angora und die Syrischen sind mit den unsrigen von einerley Gattung, sie vermischen und vermehren sich auch mit den unsrigen, so gar hier zu Lande; der Kopf des Bockes von Angora ist mit

Hör-

Hörnern gezieret, die anmuthig gebildet sind. Die Ziege trägt auch Hörner, aber von verschiedener Art. Man hat dergleichen Ziegen in dem königlichen Vorwerk gehalten, und man siehet mit Vergnügen die schönen Abzeichnungen dieser kleinen Thiere in einer Sammlung der Naturgeschichte welche sich in dem Kupfercabinet der Königlichen Bibliothec befindet. Diese Ziegen haben wie fast alle Syrische Thiere sehr weisses, langes, dichtes und so feines Haar, daß man so schöne und glänzende Zeuge daraus machet, wie unsere seidenen Stofe sind. Nach dieser Beschreibung scheinen die Ziegen von Heraclea den Ungarischen Ziegen sehr viel gleich zu kommen.

Die Ziegen aus der Barbarey, die aus klein Asien und Indien geben die stärkste Menge dieser schönen Ziegenhaare woraus man die Zeuge verfertiget. Diese Waare pfleget aber vielfältig mit untermengter Wolle verfälschet zu werden.

Die Ziege ist ein eben so nüzliches Thier wie das Schaaf; daher sagt auch Herr Büffon, daß man die Ziege so wie den Esel in gewisser massen als Hülfsgeschlechter betrachten könne, die in vielerley Rucksicht die Stelle der Schaafe und Pferde ersezen, und uns die nämlichen Dienste wie diese leisten könnten, im Fall uns diese beyden kostbaren Arten mangeln sollten. Diese Hülfsgeschlechter sind so gar weit härter und stärker, als die Hauptgattungen.

Wie vieles haben wir nicht diesen guten Hausthieren zu danken! Die Ziege giebt uns eine Milch welche zwischen der Küh- und Eselsmilch das Mittel hält, sie ist nicht so dick wie die erste, und weniger wässerig als die leztere, daher sie für solche Temperamente sehr



gut ist, denen die Kuhmilch zu schwer und die Esels-milch zu wässerig wäre.

Der Bart des Bocks wächst so ausserordentlich lang, daß man ihn mit Haaren vermenget, und Perruquen daraus machet.

Man giebt vor daß sich der Bock gerne mit dem Schaaf, und der Widder mit der Ziege vermische, und daß diese Begattungen bisweilen fruchtbar wären; man hat aber noch keine zuverlässige Nachricht, ob dergleichen Begattungen fruchtbar gewesen sind.

Das Schwein.

Moses hatte Ursache alles was unrein und ungesund war, einem Volk auf das strengste zu verbieten, welches dem Aussaz unterworfen, und von ziemlich roher Art war, und welches im Begrif stunde, seinen Aufenthalt unter einer sehr hizigen Himmelsgegend in einem zwar angenehmen Land zu nehmen, das aber von vielen Morästen durchschnitten, und von dem Meer und einer Kette von Gebirgen in enge Gränzen eingeschränket war. So war das gelobte Land, oder das Land Canaan nachgehends Judea genannt, und die Hebräer die es bewohnen sollten, beschaffen; es muste demnach Moses in denienigen Gesezen welche man die Hausgeseze nennen könnte, iederzeit sein vornehmstes Augenmerk auf die Gesundheit und Reinlichkeit wenden; von daher rühret auch der so bekannte Unterschied der reinen und unreinen Thiere, das ist, des gesunden und schädlichen Fleisches. *) Das Schwein wird unter die un-

rei-

*) Die mehresten Gesezgeber selbiger Zeit beobachteten gleichfals diesen Unterschied, welcher dazumal hauptsächlich in warmen Landen sehr nüzlich war.



reinen Thiere gezählet. Wir wollen uns des Genusses des Fleisches dieser Thiere, zwar nicht wie die Juden auf eine knechtische Art berauben, wodurch wir unsere Ergözlichkeiten nur ohne Noth einschränken würden, doch thun wir besser, wenn wir nur wenig davon essen, zumal wenn wir keine heftigen Leibesübungen vornehmen, welche uns selbiges verdauen helfen.

Das Schwein ist ein gefräßiges und unruhiges Thier, es suchet mit seinem Rüssel alles durch, und durchwühlet den Koth auf dem Hühnerhof um einige verfaulte Körner oder Insecten daselbst zu finden. Dieses Thier ist um so viel höher zu schäzen, da es zur Unterhaltung so wenig kostet. Der Unrath aus der Küche, schlechte Hülsenfrüchte, das Ueberbleibsel von dem Futter welches man aus den Pferd- und andern Ställen wirfet, alles dieses dienet ihm zur Nahrung.

Das Schwein ist sehr fruchtbar. Zwar trägt eine Muttersaue *) nur zweimal alle Jahre, weil sie erst nach fünf Monaten wirft, hingegen bringt sie von zehen bis zu zwanzig und mehrere Junge zur Welt, und man kann ein iedes ihrer Ferkel, wenn es ohngefähr zwanzig Tage lange gesauget hat, mit Nuzen verkaufen.

Man versichert, in Frankreich Muttersäue angetroffen zu haben, die auf einmal sieben und dreißig Ferkel geworfen haben. Dergleichen Zufälle geschehen aber selten, und es ist nicht zu wünschen, daß sie sich vielmals eräugen möchten, denn wenn mehrere Junge vorhanden sind, als die Muttersaue Zizen hat,

*) Das Weibchen von dem zahmen Schwein nennet man die Mutter- oder Zuchtsaue, und das von dem wilden Schweine, die Bache.



deren nicht mehr als vierzehen sind, so muß man die übrigen innerhalb drey oder vier Tagen umbringen, oder sie von andern Muttersäuen aufziehen lassen; denn ausser diesem würden sie verschmachten, und die Zuchtsaue wird vergebens ihre Kräften verschwenden um eine so zahlreiche Zucht zu säugen, und am Ende verdrüßlich werden, und sie verlassen.

An einem Schwein ist alles nüzlich; so gar ihre Borsten, und ihr Mist, welcher iedoch eine etwas saure Düngung giebet.

Das Schweinefleisch ist niedlich und wohlschmeckend, und man kann selbiges mit Hülfe der bisweilen angenehmen öfters aber auch schädlichen Kochkunst am allerhäufigsten in der Zurichtung verändern. Man kann nicht genug bewundern, wenn man in den von dem Petronio beschriebenen lächerlich prächtigen Gastereyen unter andern findet, daß Schweine von einem oder zwey Jahren im Ganzen aufgetragen worden sind, die mit einer Menge anderer trockenen oder flüßigen gleichfalls aus Schweinefleisch zubereiten Speißen gefüllet waren.

Man kann die Erzählung des Plutarchus nicht ohne Schauer lesen, da man die Grausamkeit beginge, einer Zuchtsaue die ihre Jungen werfen wollte auf dem Bauch zu tretten, und sie unter dem gräßlichsten Schmerzen ums Leben brachte, um das Fleisch derselben und ihrer Jungen dadurch niedlicher zu machen, oder glühende Eisen in den Leib dieses Thieres stieße —: heut zu Tage da man nicht mehr so unmenschlich ist, begnügt man sich die Spanferkel ehe man sie absticht, heftig mit Ruthen zu streichen, welches man Marcassiniren nennet.

Wir haben, Gott sei es Dank, so wohl den barbarischen Zurichtungen, wovon Plutarchus redet, als auch der von dem Petronio beschriebenen ungeheuren und abscheulichen Ueppigkeit entsaget. Wir pflegen bei allen Dingen nur die Niedlichkeit und Wollust nebst der Pracht vorzuziehen.

Ungeachtet ich von dem wilden Schwein erst in der Abhandlung von den wilden Thieren reden sollte, so hat selbiges doch mit dem zahmen Schwein, so viele Aehnlichkeit, daß ich sie beide hier nicht von einander trennen zu dürfen, geglaubet habe; überdieses machet die Gattung der wilden Schweine gleichsam die Muttergattung aus, wovon die Zahmen herrühren.

Die Eintheilung des Schweins in dreyerlei Gattungen, welche der adeliche Feldbauer machet, ist mir nicht recht deutlich; die erste Gattung ist nach seiner Meinung dasienige Schwein so wir im uneigentlichem Verstand das wilde Schwein nennen; er sagt aber nicht, ob dieses wilde Schwein das schwarze Schwein oder das zahm gemachte wilde Schwein, wovon wir in kurzem reden werden, seye; sondern er meldet nur, daß es ein festes Fleisch habe, und nicht so viel Nahrung wie die andere brauche. Die zweite Gattung „oder das ordentliche Schwein ist größer, „hat längere Pfoten, und stärkere Knochen als das „wilde Schwein, und giebt einen vortreflichen Speck, „die dritte Gattung, ist das niedere Schwein (Cochon bas) welches einen grossen Körper hat, mit „weniger Nahrung erhalten werden kann, weniger „wild, und sehr geschwind zur Zeugung tüchtig ist.„

Diese Eintheilung des zahmen Schweins, in das ordentliche und niedrige Schwein will ich gelten las-



sen; was ist denn aber das wilde Schwein? Selbiges muß ja wohl solchergestalt auch zu den Hausthieren gehören, weil es zu der Zahl derienigen Thiere gerechnet wird, die wir auf unsern Viehhöfen halten; es kann demnach, wie ich schon oben angemerket habe, nichts anders dadurch verstanden werden, als das bei uns naturalisirte wilde Schwein; allein dieses wilde Schwein hat sich in die Länge in zwei Ausartungen, nemlich in das gemeine oder ordentliche, und in das niedrige Schwein abgetheilet. Der adeliche Feldbauer hätte also nur diese beyden Arten die zahmen oder Hausschweine nennen sollen. Er würde alsdann mit dem Herrn von Büffon übereingetroffen haben, und wenn man mit diesem übereintrift, so trift man insgemein auch mit der Natur überein. Herr von Buffon sagt, daß das wilde Schwein (Sanglier) mit dem gemeinen Schwein (Cochon) zu einem Geschlecht gehöre, und nur in so ferne von diesem unterschieden seye, als es sich in der Wildniß und seiner natürlichen Freyheit aufhalte, und daß das gemeine und das Siamische Schwein, (welche leztere Benennung vermuthlich eben das sagen will, was der adeliche Feldbauer das niedrige Schwein nennet, und die Sache noch besser ausdrücket) einerlei zahm gemachte Thiere sind, er sezet hinzu, daß die Gleichförmigkeit der Art dieser drei Thiere daraus erhelle, „daß sie sich mit ein„ander vermehren, und solche Thiere zeugen, die sich „wieder untereinander zu vermehren fähig sind: ein „Charakter der das Einförmige und Beständige eines „Geschlechts zur Genüge fest sezet.„

„Das Schwein macht eine Ausnahme von zwei „allgemeinen Regeln der Natur; man behauptet „nemlich, daß sich die grösten Thiere am wenigsten,

„und

„ und hingegen die Thiere mit gespaltenen Klauen am
„ stärksten vermehreten; und gleichwohl vermehret
„ sich das Schwein, ungeachtet seine Grösse schon
„ mehr als mittelmässig ist, stärker als alle vielzähige
„ oder andere Thiere. So wohl aus dieser Frucht-
„ barkeit als auch aus der Bildung und Gestalt der
„ Geilen oder Eyerstöcke der Muttersaue, scheinet die-
„ ses Thier in der Reihe der lebendig gebährenden
„ Gattungen den lezten Plaz einzunehmen, und den
„ Eyer legenden Thieren nahe zu kommen. „

Das Schwein hat noch eine Eigenschaft, welche selbiges dem Wallfisch und andern ungeheuren grossen Wallfischartigen Fischen (Cétacées) zu nähern scheinet; sein Fett bildet nemlich wie bei dergleichen Fischen eine einige besondere Massa welche das Fleisch von der Haut unterscheidet, da hingegen bei den andern vierfüssigen Thieren das Fett mit dem Fleisch vermischt und vertheilet ist.

Man findet bei dem Schwein noch einen andern besondern Umstand wodurch selbiges von den mehresten und vielleicht von allen andern Thieren unterschieden ist, indem es niemals seine ersten Zähne verliehret, sondern selbige vielmehr beständig fort wachsen, so lang es lebet.

Es giebt ausser dem Schwein nur noch zwei oder drei andere Geschlechter, wie z. E. der Elephant und die Meerkuh welche Fänge oder sehr lange Hundszähne haben.

Die Muttersaue, die Bache, und das verschittene zahme Schwein haben gleichfals diese vier Hacken an dem untern Kinnbacken, sie wachsen aber bei weitem nicht so stark als bei dem männlichen Geschlecht und ragen beinahe gar nicht hervor.



Die Art zahme Schweine welche man überall in Europa, Asien und Africa findet, hat man in der entgegen stehenden Himmelsgegend als man selbige entdeckte nicht angetroffen. Die Spanier brachten eine grosse Menge dieser Thiere dahin, und sezten sie in den Wäldern aus, worinn sie wild wurden.

Die Beschaffenheit und Mäßigung des Himmelsstriches hat einen starken Einfluß auf die Farbe der Schweine; in den gegen Mitternacht liegenden Landen sind sie weiß, und so wie sie sich mehr gegen Mittag zu nähern, werden sie schwärzer. Sollte nicht wohl die zwischen der Haut und dem Fleisch befindliche Lage des Fettes die Ursache seyn, daß die Haut ohne Widerstand die Farbe der Himmelsgegend annimmt? Gewiß, wenn selbiges mehr mit dem Fleisch vermischet wäre, und auf eine unmittelbarere Art die Säfte daraus zöge, so würde es zugleich auch die Grundtheile der Farben (principes colorans) daraus ziehen, und man würde zwischen den Schweinen von zweierlei nicht gar zu weit von einander entfernten Himmelsgegenden in der Farbe einen schlechten Unterschied finden.

Das Pecari, Tajacu oder Tajassu ist ein in den heißen Americanischen Ländern sehr gemeines Thier, es ist wenig von unserm wilden Schwein unterschieden, und doch siehet man nicht, daß es sich in den Wäldern mit dem Europäischen Schwein, welches daselbst wild geworden ist, und Cochon Maron genennet wird, vermischet. Man findet auf dem Rucken des Pecari einen Spalt der ohngefähr drei Linien breit und einen Zoll tief ist; es gehet wie gleichsam durch eine Eyterung eine wässerige blutige oder scharfe Materie heraus, welche einen garstigen Geruch hat, aber ohne Zweifel zur Gesundheit des Thieres sehr nöthig ist.

Die

Die Chinesischen Schweine, als nemlich die Siamischen und Indianischen unterscheiden sich in etwas von den Europäischen; sie sind kleiner, und haben viel kürzere Füße. Man findet in China Muttersäue deren Bauch auf der Erde schweifet, so kurz sind ihre Füße, und bei den Ebern gehet der Schwanz senkrecht zur Erde und ist in einer beständigen Bewegung wie der Perpendicul an einer Uhr.

Sie haben ein weiseres und niedlicheres Fleisch als die ordentlichen Schweine. Aus diesem Grund, und weil sie überdieses weniger gefräßig sind, und nicht so viel Schaden thun, sollten wir sie den andern Schweinen vorziehen. Man siehet aber nicht, daß die Landleute diese bei uns neue Art der gemeinen sonderlich vorziehen. Sie unterlassen solches vielleicht deswegen, weil diese Art nicht so stark und munter ist, und das Reisen nicht so gut ausstehen kann, als wie unsere gewöhnlichen Schweine. Man könnte sie aber durch eine etwas strenge Erziehung zur Arbeit und Beschwerlichkeit gewöhnen, und sie so geschwind und behend wie das wilde Schwein machen.

Diese Schweine würden alsdann einen merklichen Vorzug vor denen, die wir bis anhero erzogen haben, verdienen, indem man mit dieser gemeinen Art einen Viehhof nicht gerne gar zu stark vermehret, weil sie vielen Schaden verursachet. Sie wühlen den Mist zu stark um, wodurch er hernach von der Sonne zu sehr austrocknet. Ueberdieses entwischen sie öfters, und richten alsdann in den Gärten und andern Orten wo sie hinkommen können, alles zu Grunde.

Der Verfasser einer kleinen sehr nüzlichen Oeconomischen Abhandlung die den Titul, Die wohl unter-

wiesene



wiesene Landwirthin (la Bonne Fermiere) führet, verlanget, daß man die Schweine in einem abgesonderten und wohl verschlossenen Ort halten solle; und man sollte diesem klugen Rath bei ieder Art der zahmen Thiere folgen, man würde so viel mehreren Nuzen dadurch bekommen, da solcher die dazu nöthigen Kosten reichlich ersezen würde.

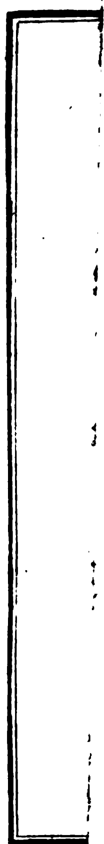
Ich will nunmehro den Entwurf liefern, welchen ich bei dem Schluß der Abhandlung von den zahmen oder Hausthieren, in der ersten Abtheilung dieses Bandes von wohl angelegten Pferd- und andern Ställen, worinnen man das Vieh wohl und gesund erhalten kann, versprochen habe.

A. ist ein mit Mist angefüllter Hof. Man sollte in selbigem alle Morgen die Pferde, Kühe, Schweine, und Esel nach einander herum laufen lassen, damit sie daselbst ihren ersten Unrath ablegten, und mithin dadurch die Ställe mit weniger Unrath angefüllet, und folglich auch der üble Geruch derselben vermindert würde, und die Thiere einen gesundern Aufenthalt darinnen bekämen. Die Schaafe aber deren Mist man spahren muß, weil er sehr hizig ist, muß man nicht weiter als von der Schäferey in die daran anstoßende Umzäunung und niemals in den Viehhof gehen lassen.

B. C. D sind doppelte mit zwei Reihen von Raufen versehene Pferdställe, worinnen man die Stiere, Pferde, und Kühe hält; diese Küh- und Pferdställe müssen Unterabtheilungen für die Kälber und Füllen haben, über einer ieden Stallthüre muß eine schmale aber lange und helle Kammer für den Stallknecht seyn.

E. F. G. H. sind die Ställe für die Ziegen, Esel, Schaafe und Schweine.

Die



Die Umzäunung in welcher man die Ziegen eingeschlossen hält, wenn man sie aus dem Stall lässet, ist mit zwei Reihen Stangen versehen, weil sie ausser diesem unten durchschlupfen und entwischen könnten. Aus eben diesem Grund sind die Umzäunungen für die Schaafe und Schweine unten drei und einen halben Schuh hoch gemauert, und oben mit hölzernen Gittern versehen.

I. ist eine Pfüze die rings herum gepflastert ist. N. der gepflasterte Weg um dem ganzen Hof herum.

K. ist ein kleiner Hühnerhof, aus welchem man das Geflüg in den grossen Hof gehen lässet, damit selbiges daselbst die in dem Mist zuruckgebliebenen Körner auslesen kann. a. Die Wurmgrube (Verminiere) b. eine kleine aus Haselnuß und andern Stauden gemachte Schuppe, siehe den Hühnerhof in dem Articul von dem Hahn im II. Band.

L, M. Zwei kleine Thierhäusser die einen gemeinschaftlichen geschlossenen Raum haben, worinnen man einige seltene Thiere erziehen kann.

O. O. Sind zwei Hunds-Hütten, sie stehen auf einen etwas hohen Tritt, sind breit, und mit einem Dach bedeckt welches fünf oder sechs Schuh hoch über dem Erdboden stehet. So nüzliche Hunde wie diese müssen gut beherberget werden; man muß auch für ein gutes Futter für sie Sorge tragen, und wenn ihr Herr diese beiden höchst nöthigen Umstände unterlässet, so darf man ihn für einen unerkenntlichen und groben Menschen erklären.



Der Hund.

Damit der Mensch die Absichten der Natur erfüllen konnte, so muste er nothwendig Herr über die Thiere seyn, und die Erde regieren; um ihn aber zugleich auch vor dem Hochmuth zu bewahren, welcher, so schädlich er auch jederzeit ist, die Oberherrschaft nur gar zu leicht einzuflössen pfleget, und damit selbiger, wenn ihm alles ohne die mindeste Beschwerlichkeit nach Wunsch gienge, in keine schändliche Trägheit und Unempfindlichkeit verfallen möchte, so musten sich ihm allenthalben sehr viele Hindernisse im Weg stellen, die er zu besiegen Fleiß und Mühe anwenden muß. Man siehet den Menschen deswegen auch allenthalben mit solchen Thieren umgeben, die ihm an Stärke und Behendigkeit weit überlegen sind, und die er nicht anders als mit vieler Mühe und beständigen Sorgen bezwingen oder vertilgen kann. Die Tieger und die Löwen trozen der Macht des Menschen in den Africanischen Wüsten. Ganze Geschlechter die in den Nordischen Eisbergen verschanzet sind, drohen ihn zu überfallen. Eine unzählige Menge von Insecten und kriechenden Thieren martern und peinigen ihn. Der Adler als das vornehmste fliegende Thier entwischet ihm, schwebet über dem Menschen in der Luft herum; und lässet sich aus keiner andern Absicht auf die Erde nieder, als um solche zu verwüsten. Und gleichwohl kann und soll der Mensch mitten unter dieser allgemeinen Verschwörung den ganzen Erdboden als ein kluger Eroberer durchziehen, der sein eigenes Glück nur zu dem Ende ausbreitet, um dadurch die Anzahl der Glückseeligen zu vermehren. Er erwirbt sich durch eine gelinde Begegnung das Zutrauen und die Neigung solcher Thiere, die

seine

seine Herrschaft erkennen; er gebrauchet heftige Mittel um andere unter das Joch zu bringen, und suchet sich nachhero ihr Zutrauen zu erwerben, wiewohl es ihm in diesem lezten Punct am schwerersten, und beinahe unmöglich gelingen zu wollen scheinet. Alle Thiere haben solche Eigenschaften die von des Menschen seinem Character gar zu sehr verschieden sind. Die Erkenntlichkeit des Ochsens und des Schaafes welche geruhig vor des Menschen Füssen weiden, gleichet nur der Erkenntlichkeit glücklicher Sclaven, deren Herr für sie viele Sorge träget; sie gehorchen ihm zwar und fürchten ihn, sie haben aber niemals ein Vertrauen zu ihm. Selbst das Pferd, welches ausser diesem sehr vielerley Eindrücken fähig ist, scheinet den Menschen mehr zu fürchten, als es ihn liebet; man muß es zahm machen, und blos die Geschicklichkeit fesselt die Stärke und Unabhängigkeit dieses Thieres.

Der Mensch war demnach eines Gefährten unter den Thieren benöthiget, den er mit zu seinen Arbeiten, und Ergözlichkeiten, ja gar an seinem Tisch nehmen konnte. Ein dergleichen Thier muste über dieses noch stolz, empfindlich, hizig, und stark, und mit feinen Sinnen begabt seyn. Es muste selbiges nicht nur überhaupts ein Gefährte des menschlichen Geschlechtes, sondern auch ein Freund einzelner Personen seyn, wie ein geschickter Hofmann, oder vielmehr gleich einem wahren Freund gar keinen andern Willen als seines Herrn seinen haben, sich vollkommen nach dessen Geschmack richten, und sich selbst den eigensinnigen und wunderlichen Einfällen desselben unterwerfen; damit es ihm desto besser dienen konnte, so muste es die Geschwindigkeit des Hirschens, den Muth des Löwens, und die Stärke des Tiegers besizen; und was am allermeisten zu bewundern,

dern,



dern, ja fast gar nicht zu begreifen ist, so muste es mit den erstbemeldten Eigenschaften zugleich ganz entgegen stehende, als Beständigkeit, Mässigkeit, und Gelehrigkeit rc. vereinigen.

Es war weder List noch Gewalt nöthig, um sich dieses grosmüthigen und stolzen Thieres zu bemeistern. Es näherte sich dem Menschen ohne Scheu, blickte ihn an, und erkannte ihn für würdig sein Herr oder vielmehr sein Freund zu seyn, und übergab sich ihm ohne alle Bedingung. Es versprach sich aus dieser Verbindung ein gemeinschäftliches Glück für alle beyde, fande sich aber betrogen, und sahe vielmehr gar bald, daß der Mensch, wenigstens so wie er öfters zu seyn pfleget, nur eine falsche Gelindigkeit und Gütigkeit habe. – –

Was konnte ein empfindliches Thier, dem es gar nicht möglich ist, die Freundschaft zu verlezen, bey so bewandten Umständen thun? Es stellte der strengen Begegnung seines grausamen Herrens nichts als Klagen, Unterwürfigkeit und Geduld entgegen. *) Der Hund wurde also zugleich der Sclav und Freund des Menschen, und wuste sich unter allen Gestalten gefällig zu machen.

Die Hausthiere lernen durch den beständigen Aufenthalt bei uns, uns nachzuahmen, und gewöhnen sich so gar unsere Fehler und Laster an. Daher kommt es, daß der Hund, weil er von uns siehet, daß wir die Armen mit Verachtung ansehen, und ihnen öfters unwillig begegnen, es für seine Schuldigkeit hält, sie von uns zu entfernen.

Die

*) Wie klug und leutseelig waren nicht die Athenienſischen Bürger! Welche Tugenden zeigten sie nicht dadurch, daß ihre Geseze diejenigen bestraften, welche die Thiere ohne Ursache mishandelten! Den Thieren mit Gelindigkeit begegnen, ist zwar noch keine Tugend, es zeiget solches aber doch an, daß man Tugend besizet, und selbige zu vermehren suchet.

Die mehresten Hunde, welche man in den Viehhöfen anhänget, bellen auf das heftigste, und bewegen sich mit aller möglichen Geschwindigkeit und Stärke, um ihre Ketten zu zerreißen, und einen jeden Unbekannten, der ihnen vor Augen kommt, es sey Freund oder Feind, zu erwürgen. Dieses wilde und fast rasende Bezeigen solcher Hunde rührt blos davon her, daß sie an der Kette liegen, ein gräßlicher und fürchterlicher Zustand für ein jedes lebendiges Geschöpf. Es vergnügt mich jederzeit, wenn ich auf einem Landhause einen grossen Hund antreffe, der ohne Ketten und Halsband auf mich unbekannter Weise kühn zulauft, und mir schmeichelt, ich urtheile so gleich daraus, daß er einen rechtschaffenen Mann zum Herrn habe, und ich habe mich selten dabei betrogen. Ich halte solche Hunde, die man sorgfältig erzogen und weder zum vielen Bellen noch zum Beißen gewöhnet hat, für eben so gute nächtliche Hüter, als die Kettenhunde; sie wißen, daß diese Zeit überhaupts und ohne Ausnahme zu bösen Handlungen bestimmt ist, und betrachten daher jeden, der sich nähert, als einen Feind, den sie wüthend anfallen.

Die Hausthiere von einerlei Geschlecht sind in der Größe, den Farben und selbst in der Gestalt voneinander sehr verschieden, welches man bei den wilden Thieren nicht bemerket. Diese Verschiedenheit muß man den unterschiedlichen Arten der Nahrung, der Erziehung, und der wenigern oder mehrern Sorgfalt, so man auf sie wendet, zuschreiben.

Alles was der Mensch bearbeitet und anbauet, so wohl Thiere als Pflanzen, wird insgemein unter seinen Händen vollkommner, wenn er anderst selbiges nicht aus Nachlässigkeit ausarten lässet.



Wenn die Hausthiere wiederum in ihren natürlichen Zustand versetzet werden, so arten sie aus, und nehmen wiederum ihre ursprüngliche und natürliche Gestalt an. Die Spanier haben einige Pferde in America ausgesetzet, selbige haben sich daselbst in den Wäldern vermehret, und gleichen gegenwärtig alle einander, sie sind wilde Pferde, unter welchen man keine Verschiedenheit bemerket; mit den Hunden, die sie daselbst ebenfalls zuruckgelassen haben, hatte es gleiche Bewandniß, sie bekommen alle die Gestalt unserer Schaafhunde, sie haben gerade und spitzige Ohren, eine dünne Schnauze, starke Haare, und einen schmächtigen und magern Unterleib, welches sie mit allen ursprünglich wilden Hunden gemein haben. Herr von Buffon schließet daraus, daß der natürliche Hund, von welchem alle besonderen Gattungen abstammen, ohngefähr derjenige sey, den wir den Bauern- oder Schaafhund (Spitz) nennen.

Es ist also die Schönheit öfters nur eine betrügliche Masque, vor der wir uns hüten müßen; *) weder der prächtige dänische Hund, noch die fürchterliche Dogge hat uns durch seine Beihülfe die andern Thiere unterwürfig gemacht, und uns selbige bezähmen oder herbei schaffen helfen, sondern der Hirtenhund hat solches gethan. Diesen Hund, den wir kaum unseres Blickes würdigen, ist uns ausserordentlich nützlich, und von der Natur uns zum Beistand zugegeben worden; er verstehet den geringsten Wink seines Herrn, und lässet sich ohne alle Mühe abrichten, man sollte fast glauben, daß er seine Schuldigkeit schon von seiner Geburt an gelernet habe, und man muß nur seine Hitze und sein ungestümmes Wesen zu bändigen suchen.

Die

*) Nimium ne crede colori, Virg. Ecl. 2.

Die alten Arten der Hirtenhunde hatten von ohngefähr einige Ausartungen hervorgebracht; man hat selbige erhalten und sich vermehren lassen, woraus wiederum neue, und nach und nach alle diejenigen Vermischungen entstanden sind, die wir heut zu Tage sehen, einige derselben werden sich wiederum verliehren, wie diejenigen, so vor ihnen entstanden sind, *) allein das Muttergeschlecht, die Hirtenhunde werden jederzeit sich fort erhalten.

Die ursprünglichen Arten der Hunde haben sich nach Beschaffenheit der Himmelsgegenden, unter welche sie versetzet worden sind, verändert, jedoch sind in einer jeden Himmelsgegend einige so geblieben, wie sie gewesen, oder haben ihre alte Gestalt wiederum bekommen, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit wiederum mit solchen Hunden von der ersten Art vermischet und erneuert, und dadurch ihre besondern Ausartungen unterhalten hat. Man kann hievon in des Herrn von Buffon Naturgeschichte die Ordnungstafel der Hunde nachsehen, worinnen er die verschiedenen Arten der Hunde vorstellet, und solche alle in verschiedenen Zweigen von der Art des Hirtenhundes herleitet.

Man kann daraus den Schluß ziehen, daß der Hirtenhund in gemässigten Himmelsstrichen, und bei gänzlich wohl gesitteten Völkern, wie in England, Frankreich und Deutschland, sein wildes Ansehen, seine geraden Ohren, und sein starkes dickes und langes Haar vielleicht verlohren hat, und eine Dogge, ein Windspiel, oder Bauerhund aus ihm geworden ist.

*) Die kleinen Doggen, die vor einigen Jahren gewöhnlich waren, finden keinen Beifall mehr, und ihre Art fängt sich an zu verliehren.



Der Windhund, der Spürhund und der Dachshund gehören alle zu einerlei Art der Hunde. Als man den ersten nach Spanien und in die Barberei gebracht hatte, so bekam er daselbst, wie alle andere Thiere in diesem Lande, ein langes, feines, und seidenartiges Haar. Eben dieser Hund verliehret hingegen in Indien, wenn er dahin gebracht wird, in der ersten Zeugung sein Haar. Die Natur erzeiget in diesem Lande, wo es sehr heis ist, allen Thieren die Wohlthat, daß sie ihnen alle Arten der Bekleidung versaget, und die so bekleidet dahin kommen, verliehren in kurzem ihre Bedeckung.

Man kann die Hunde in Ansehung ihrer Haare in dreierlei Classen eintheilen; die erste ist die mit geschornen oder glatten Haaren, die zweite hat lange Haare, und zur dritten gehören die Hunde ohne Haare. *) Diese lezte Classe begreift nur den Türkischen, oder vielmehr den Guineischen Hund in sich, wenn sich solcher mit haarigen Hunden vermischet, so entstehen halb Türkische oder Blendlinge oder Bastarde davon, welche an unterschiedlichen Theilen des Leibes einige Büsche Haare haben, die ihnen aber zu keiner sonderlichen Zierde gereichen.

Zu den Hunden mit geschornen oder glatten Haaren, gehören die Englische Dogge (le Dogue d'Angleterre, ou Molosse, ou Boule-dogue) die Deutsche Dogge oder der Mops (le Doguin d'Alle-

magne

*) Herr von Buffon zeiget in einer noch bessern und natürlichern Eintheilung dreißig verschiedene Arten der Hunde an, welche alle unter eine von diesen drei erst bemeldten Gattungen gerechnet werden müssen; denn es gibt keine andern Hunde, ausser mit glatten, oder langen Haaren, oder welche ohne Haare.

magne ou Mopse) und die kleine Dogge, (le petit Doguin) die nicht grösser als eine Faust hoch ist. Ferner sind hieher zu rechnen, der große Dänische Hund (le grand Danois) welcher die Pferde liebet, und ihnen in der Geschwindigkeit gleich läuft, der kleine Dänische Hund, (le petit Danois) der Harlequin, der Roquet, und der Artoisische Hund (Artois) den man auch Issois, und Quatrevingt nennet; man schneidet allen diesen Hunden die Ohren weg, und glaubt ihnen durch diese Verstümmlung ein schöneres Ansehen zu geben.

Der große und kleine Windhund, (Levrier) der Jagdhund, (Chiencourant) der Spürhund, (le Braque) der Leithund (Limier) und die Dachshunde, (Bassets) so wohl die mit geraden als mit krummen Beinen, *) haben ebenfalls wie die vorigen glatte Haare.

Unter den Hunden mit langen Haaren unterscheidet man vorzüglich die Spanischen Wachtelhunde (les Epagneuls) von der grossen und kleinen Art, man nennet den schwarzen Spanischen Wachtelhund Gredin, und den Feuerfarben Pyrame, **) den Schooßhund (Bichon), den Löwenhund (Chien-lion), den Wolfshund (Chien Loup), den Siberischen Hund, und den großen und kleinen Budel (Barbet), der Wachtelhund

*) Diese Hunde kommen ursprünglich aus Flandern, sie gehen in die Gruben der Dachse, der Füchse und der Kaninchen, daher man sie auch Erdhunde (Chiens de terre) genennet hat; die mit krummen und verdrehten Beinen sind solche, die an den Gliedern gelitten haben (rachitiques) und verunstaltet worden sind, und deren Art sich fortgepflanzet hat.

**) Pyrame kommt von einem griechischen Wort her, das Feuer bedeutet.



hund kommt ursprünglich aus Spanien, und der Pudel aus der Barbarei.

Der Schooshund, und der Löwenhund *) sind sehr kleine Hunde, und es gibt deren fast gar keine mehr, man hat aber an ihrer Stelle spanische Wachtelhunde so groß wie die Katzen; es wäre aber zu wünschen, daß auch diese Art ausgerottet werden möchte, dann sie verursachen nichts, als Beschwerlichkeit und Gestank, und man schämt sich nicht, auf diese kleinen ungestalten und unnützlichen Thiere mehr Sorge zu wenden, als man für ein Kind tragen würde.

Es gibt Hunde, die weder ein ganz glattes, noch ein gänzlich langes Haar haben, so man die grossen Docken nennet, (Dogues de forte race) wie unsere Fleischershunde.

Gassenhunde heissen diejenigen, so seit langer Zeit von Bastardarten herkommen, und sich von ohngefähr vermischet haben. Diese Art Hunde gleichet keiner einzigen besondern Gattung.

„Herr von Maupertuis hatte eine Isländische
„Hündin, selbige hatte am ganzen Leib eine Schiefer-
„farbe und der Kopf war gelb, er wollte diese Wun-
„derart unterhalten, sie hatte dreimal Junge von ver-
„schiedenen Vermischungen geworfen, die aber nicht
„die mindeste Aehnlichkeit mit ihr hatten, bei dem
„vierten Wurf brachte sie endlich ein Junges, das
„der Mutter vollkommen gleich sahe, welche darauf
„starb; und von diesem Jungen kam endlich, nach ver-

„schie-

*) Siehe zu Ende dieses Bandes die Vorstellung eines Löwenhundes, welchen ein Frauenzimmer am Strick hält (T. II.)

„ schiedenen Vermischungen, wiederum ein anderer her„ vor, der ihm vollkommen gleich war. *)

Reisende Personen melden uns, daß man zu China gelbe Hunde und in Indien Kastanienfarbe antrift, und daß diese letztern von dem Hund, dem Wolf und dem Fuchs etwas ähnliches an sich haben. **)

Herr von Büffon hat bemerket, daß diese drei Thiere einander sehr stark gleich kommen, und daß es sehr wahrscheinlich sey, daß sie sich bisweilen miteinander vermischet haben mögen, er führet zugleich dabei an, daß er vergebens eine Wölfin mit einem Hund, und einen Fuchsen mit einer Hündin zu paaren gesuchet habe. Er beschreibet zugleich die Art und Weise umständlich, wie er dabei zu Werk gegangen sey.

Vieleicht würde man es eher dazu bringen, daß sich ein Fuchs oder ein Wolf mit einer Hündin vermischete, wenn man sie miteinander mitten im Wald in einem Thiergarten solchergestalt unterhielte, daß sie fast gar nicht bemerketen, daß sie eingeschlossen wären; denn die Thiere, zumal der Fuchs und der Wolf wollen frey seyn, und sind keinen Zwang gewohnt. Man müste sie auch absonderlich füttern, und zwar sehr reichlich,

*) Herr Clement, welcher diesen kleinen Umstand aus der Naturgeschichte mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erzehlet, setzet die Anmerkung des Herrn Jacob Abue Wundarztes zu Berlin mit bei, daß man auch so gar bei den Menschen gewisse besondere Bildungen findet, welche die Kinder von den Vätern erben, die sich aber bisweilen zwei bis drei Zeugungen durch verliehren, endlich wiederum zum Vorschein kommen, und zulezt gänzlich verschwinden.

**) Man kann wegen der Chinesischen Geschichte die Kynographia, (oder Beschreibung der Chineser) des Paulin nachschlagen.

sich, damit sie niemals der Fressigkeit wegen in einen Streit geriethen.

Aristoteles ist in seiner Thiergeschichte, B. VIII. Cap. 28. der Meinung, daß auch Thiere von verschiedenen Gattungen sich miteinander paaren, wenn sie keine einzelnen Thiere von ihrer Art antreffen; „und „daß in Africa aus der Ursache so viele Wunderthie„re und Ungeheure hervorkämen, weil daselbst alle „Thiere aus Mangel des Wassers und wegen der auſ„serordentlichen Hitze in häufiger Menge beym Sau„fen zusamm kommen, dadurch miteinander vertraut „werden, und sich paaren und vermehren.

Der grosse Dänische Hund ist in Irrland, in der Tartarey, in Albanien, Epirus, und in dem nordlichen Griechenland sehr groß geworden, so daß man sie an Wägen spannet und zum Ziehen gebrauchet. Man gebrauchet die Doggen in Flandern und Holland auf gleiche Art, weil sie aber mehr Muth und Gelehrigkeit als Stärke haben, so kommen sie bald ums Leben, wenn ihre Herren so grausam sind, und sie übermäßig zur Arbeit anhalten.

Die Albanischen Hunde, so vielleicht ausgeartet sind, hatten vor diesem eine erstaunliche Stärke. Der König von Albanien machte Alexander dem Großen mit einem dergleichen Hunde ein Geschenk; man ließ Rehe, Dammhirsche, und so gar Bären vor ihm vorbei laufen, die er kaum eines Blickes würdigte; man ließ darauf einen Löwen los, dieses war erst der rechte Feind, den er erwartet hatte; er gieng auf ihn los, fiel ihn an, warf ihn zu Boden und erwürgte ihn, und gleich darauf grief er einen Elephanten mit gleichem Erfolg an.

Man

Man kann freilich diesen Umstand in Zweifel ziehen, inzwischen erzählet ihn Plinius. Man wird eben so viele Mühe haben, die Erzählung des Quintus Curtius zu glauben, da er von einigen kleinen Hunden meldet, daß selbige so muthig und hitzig waren, daß sie einem Löwen auf den Rucken sprungen, ihn bißen und sich so hartnäckig an seinem Leib anhiengen, daß sie sich eher in Stucken hauen liessen, als man sie von ihm wegbringen konnte; und doch sind alle diese Umstände nicht gänzlich unglaublich, denn die Menschen trieben dazumal die heldenmüthige Denkungsart bis zur Wildheit, und die Hunde ahmten ihnen durch ihren Unterricht hierinnen nach.

In allzu heissen Himmelsgegenden sind die Hunde weder so scharfsinnig, noch mit so guten Naturgaben versehen, wie in gemäßigten Ländern; es scheinet aber, als ob die Natur einmal beschlossen hätte, daß dieses Thier allenthalben nüzlich seyn sollte, daher man es in gewissen Ländern so gar zum essen aufsetzet. Die Negres halten kein Gastmahl wobei sie nicht einen gebratenen Hund verzehren.

Asien und Africa bringt eine Art wilder Hunde hervor, die man Adive, oder Chacal nennet; es ist solches aber vielmehr ein Wolf als ein Hund, und ich werde von diesem Thier in dem Articul von dem Wolfe handeln.

Eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Hunde bestehet in ihrem vortreflichen und feinen Geruch. Selbiger hänget mehr von der Stärke und Dicke ihrer Schnauze, als von der Länge derselben ab; daher auch der Windhund, der Spitz oder Bauerhund und der grosse Dänische Hund viel eine kleinere Nase, als der



Jagdhund, der Spürhund, der Dachshund, der Spanische Wachtelhund und der Pudel haben; die in Verhältniß mit der Grösse ihres übrigen Körpers eine nicht so lange, aber viel dickere Schnauze als die erstern haben. Zwei einander äusserst entgegen stehende Dinge verursachen öfters gleiche Würkung; der Windhund hat wenig Geruch, weil seine Nase zu lang ist, die Dogge und der junge Englische Hund haben ebenfals wenig Geruch, weil sie eine gar zu kurze Nase haben.

Derham erzählet in seiner Physicotheologie einen Umstand, der zu einem Beweiß dienet, wie weit die Feinheit des Geruchs der Hunde gehe, er redet von einem Englischen Hunde, und man muß eingestehen, daß die Hunde aus diesem Lande einen viel feinern Geruch haben, als die unsrigen. *)

„Eine

*) Man findet in der Fabel des Fontaine, welche er der Madame Harvay zueignet, ein billiges Lob der englischen Nation. Dieses Lob ist daselbst sehr schicklich angebracht, und dienet der Fabel zu einer Einleitung.

Les Anglais pensent profondement,
Leur esprit, en cela, suit leur temperament,
Creusant dans les sujets, & forts d'expériences,
Jls étendent par-tout l'empire des sciences.
Je ne dis point ceci pour vous faire ma cour.
Vos gens, à penetrer, l'emportent sur les autres,
Même les Chiens de leur séjour
Ont meilleur nez que n'ont les nôtres;
Vos Renards sont plus fins — — — —.

Die Engländer denken tief, und ihr Geist folget hierinnen ihrem Temperamente, sie suchen bis in das Innere der Gegenstände einzudringen, gründen sich stark auf die Erfahrungen und erweitern dadurch das Reich der Wissenschaften auf allen Seiten. Ich sage dieses keinesweges nur aus Höflichkeit und zur Bezeigung meiner unterthänigen

Hoch-



„ Eine gewisse vornehme Person wollte erfahren, „ ob ein junger Leithund gut abgerichtet wäre, und „ schickte deswegen einen seiner Bedienten in eine „ vier Meilen weit entfernte Stadt, mit dem Befehl, „ von da noch in eine andere Stadt zu reissen, die noch „ drei Meilen weiter lage; der Hund hatte den Men- „ schen niemals gesehen, den er suchen sollte, gieng „ aber der Spuhr doch so glücklich, blos vermittelst sei- „ nes Geruches nach, daß er ihn in besagter Stadt „ richtig fände, ungeachtet dazumal unzählich viele „ Menschen auf den Jahrmarkt daselbst hinreisten, und „ eben so viel andere davon zuruck kamen. Als er in „ der Stadt ankame, lief er gerad durch die Strassen, „ ohne sich bei den Personen, die ihm begegneten, auf- „ zuhalten, und hielt nicht eher stille, bis er das Haus „ gefunden und erreichet hatte, worinnen sich der „ Mensch, den er suchte, aufhielte; er fand ihn in ei- „ nem obern Zimmer des Hauses zur grösten Verwun- „ derung derjenigen, die ihn begleitet hatten. „

Die männlichen Hunde riechen die Hündinnen, wenn solche läufisch sind, sehr weit, und werden dadurch angereizet, sich eifrigst zu ihnen zu drängen. Man bemerket, daß so gar die kleinsten Hunde, wenn sie die Wahl haben, grosse Bauernhunde den artigsten Hündchen vorziehen, man muß ihnen aber diesen wunderlichen Geschmack verwehren, weil schlechte Arten davon entstehen, und ausser diesem auch solche Hündinnen,

die

Hochachtung gegen Dieselben, sondern ich bin fest überzeuget, daß Ihre Landesleute in der Scharfsinnigkeit vor andern den Vorzug haben, so gar die Hunde in Ihrem Lande haben eine bessere Nase als die unsrigen, Ihre Füchse sind schlauer — — — —.



die von gar zu grossen Hunden beleget worden sind, vielfältig über der Geburt sterben.

Wenn man einer Hündin ihre Jungen wegnimmt, und solche in einer kleinen Entfernung von ihrem Nest niederleget, so nimmt sie selbige alle eines nach dem andern in den Rachen und träget sie wiederum zurück, und machet allezeit, wie man saget, mit demienigen Jungen den Anfang, aus welchem in der Folge der beste Hund, entweder zur Jagd, oder sonst zu einem andern Gebrauch wird. Die Dauer des Lebens ist bey den Hunden vierzehen bis achtzehen Jahre. Sie sind einer fürchterlichen Krankheit unterworfen, nämlich der Wasserscheu, oder Hundswuth, von welcher wir sie, wenn wir nur ein wenig mehr Mühe auf sie wenden wollten, leicht befreien könnten. Sie kommt öfters von nichts anders bei den Hunden her, als wenn man sie im Laufen gar zu sehr anstrenget, ohne sie ausruhen zu lassen; denn die Wuth entstehet vielfältig auf einmal von der Verhaltung der Ausdünstung, und diese nämliche Ursache hat öfters bei Menschen diese fürchterliche Krankheit auf gleiche Art hervorgebracht. Wenn man die Hunde davor verwahren will, so muß man sie gut im Futter halten, und hauptsächlich darauf sehen, daß es ihnen niemals am Wasser fehle. Inzwischen hat man doch ein Exempel, daß eine Hündin, die man auf einem Landhause vergessen und zurück gelassen hatte, vierzig Tage lang gelebet hat, ohne daß sie einige andere Nahrung, als die Wolle von einem Polster, den sie zerrissen, gehabt. *)

In Egypten und zu Cairo vergißt man die Hunde nicht auf den Landhäusern, sie sind daselbst iederzeit frei, in

*) Hist. de l'Academie des Sciences, an. 1706.

in frischer Luft, und werden gut gefüttert; denn man wirft ihnen alle Morgen ausserhalb der Stadt eine Menge Fleisch vor, welches sie ganz ruhig mit den Geyern theilen; darauf suchen sie miteinander die Cadaver auf, die ihnen gleichfalls zur Nahrung dienen, und ausser diesem eine Ansteckung ausbreiten würden, woraus die Pest entstehen könnte. Diese Hunde und Geyer leben so friedlich miteinander, daß sie ihre Jungen in einerley Nest erziehen.

Man betrügt sich, wenn man, um sich von einem Fluß oder dem Podagra zu heilen, einen Hund bei sich schlafen lässet; der Hund bekommt zwar diese Krankheit, allein die Personen, von denen er sie bekommen, werden deswegen nicht davon befreiet.

Ich will hier weder des fliegenden Hundes, einer Art einer sehr grossen Fledermaus, so man in Indien findet, noch des Seehundes, eines fürchterlichen Thieres, erwähnen, von dem ersten wird unter dem Articul von der Fledermaus, und von dem leztern in dem von den Seehunden gehandelt werden. Es ist hiebei der Umstand, den ich schon in der ersten Abtheilung des ersten Bandes angemerket habe, zu wiederhohlen, daß sich nämlich in dem Meer eben solche Thiere, wie auf dem Lande, wenigstens in Ansehung der äusserlichen Gestalt, befinden.

Ich kann diesen Articul nicht schliessen, ohne einige Beweise mit beizufügen, wie weit die Scharfsinnigkeit der Hunde und ihre Zuneigung zu dem Menschen gehet. Ich will nur beiläufig zwei oder drei Beispiele davon anführen. Der Hund ist ein Held in seiner Art, und verdienet, wie die Helden durch Thaten und Handlungen gerühmet zu werden.

Ein gewisser Mensch, der von den thörichten Carnevals Lustbarkeiten betäubet war, hatte sich auf eine ausserordentlich wunderliche Art verstellet, und kam schnell nach Haus; sein Hund erkannte ihn nicht gleich und biess ihn; so bald er seinen Irrthum bemerkte, verbarg er sich unter eine Kufe in einem Keller, und starb daselbst vor Kummer, ungeachtet ihn sein Herr öfters auf eine sanfte und liebreiche Art hervor gerufen hatte. *)

„ Ich bin ein Augenzeug, sagt Montagne, daß „ ein Hund einen Blinden längst an einem Stadtgraben führte, und einen ganz ebenen und flachen Fußsteig liegen liesse, und an statt dessen einen schlimmern erwählte, nur damit er seinen Herrn von dem Graben entfernte. Wie ware es wohl möglich, diesem Hund begreiflich zu machen, daß es ihm obliege, einzig und allein für die Sicherheit seines Herrn Sorge zu tragen, und ihm mit Hintansetzung seiner Bequemlichkeit zu dienen? Und wodurch bekam er die Einsicht, daß ein Weg, der für ihn selbst breit genug war, nicht breit genug für einen Blinden seye? Lässet sich alles dieses wohl ohne eine Art eines Vernunftschlusses begreifen? **)

Noch ein neuer Umstand, der vor noch nicht allzulanger Zeit sich zugetragen hat, den Hunden zum höchsten Ruhm gereichet, und dessen Zuverlässigkeit von einer ganzen Provinz bezeuget wird.

Ein Einwohner aus Valenciennes starb, sein Hund folgte ihm bei dem Begräbniß, begleitete ihn bis

*) Praed. Rust. Lib. IV.

**) Essais de Montagne L. II. C. XII. Apologie de Raymond de Sébonde.

bis in den Gottesacker, und legte sich auf sein Grab, man brachte ihm zu freßen, er ließ es drei Tage lang unberührt stehen, endlich fraß er, verließ aber den Platz nicht, den ihm sein Herz anwiese. Als man seine unermüdliche Beständigkeit vierzehen Tage lang auf die Probe gestellet hatte, so baueten ihm junge Leute eine Hütte bei seinem Herrn, er blieb neun Jahre lang darinnen, ohne sich iemals mehr als zwölf bis vierzehen Schritte weit davon zu entfernen, und starb endlich daselbst, nachdem er durch das Alter und noch mehr durch den Kummer seine Kräften erschöpfet hatte. — — Selbst die Liebe, womit er sich bisweilen hätte trösten können, verlöschte von dem Augenblicke an, da er seinen Herrn verlohren hatte, gänzlich in ihm, und sein Herr war ein Scharfrichter, ein merkwürdiger Umstand; man sollte beinahe in Versuchung gerathen, zu glauben, daß dieser Hund einstmalen seinen Herrn über sein Schicksal klagen, und mitten in einer Gesellschaft die Worte ausstoßen gehöret habe, du bist mein einiger Freund.

Die Katze.

Man wird nimmermehr hinlänglich und richtig beweisen können, daß wir in einer gänzlichen Einsamkeit vollkommen glücklich seyn könnten, so wohl die Vernunft, als die Erfahrung widerlegen diesen widersinnigen Satz. Die Bewegungsgründe eines Einsiedlers, sich von der ganzen Welt zu entziehen, mögen noch so erhaben seyn, so genießt er in seiner Einöde doch nur ein unvollkommenes Glück, so gar seine Munterkeit hat etwas trauriges an sich, und er lebt nur halb. Die ganze Natur scheinet ihm seine Einsamkeit vorzu-

rucken, so lange inzwischen die übrigen einzelnen Geschöpfe in einer gemeinschäftlichen Geselligkeit leben; es ist demnach gar nicht zu zweifeln, daß die Geselligkeit eine wesentliche Eigenschaft des Menschen seye; der Mensch suchet gerne lebendige Wesen um sich herum, und er muß ein Vergnügen daran finden, weil er dazu bestimmet ist, sie zu beherrschen, und sie glücklich zu machen, wobei er aber jederzeit sein vornehmstes Augenmerk zuvörderst auf die Geschöpfe von seinem Geschlecht zu richten hat.

Daher pflegen auch die Einsiedler täglich, weil sie ihr Herz nirgend ausschütten können, ihre Zuneigung zu einem Hunde, einer Katze, einem Vogel, oder wohl gar zu einem Insect zu wenden. *)

Die Natur scheinet den Thieren und Menschen eine wechselsweise und gegenseitige Zuneigung gegeneinander eingepflanzet zu haben. Der Löw, der Elephant, der Hirsch ꝛc., die für sich selbst ohne Beihülfe des Menschen leben können, suchen zwar keinesweges die Gesellschaft des Menschen, weil sie das traurige Schicksal zu befürchten scheinen, welches sie von ihm zu erwarten haben, worunter der Verlust ihrer Freyheit das wichtigste ist; wenn sie aber einmal in seiner Gewalt stehen, und der Mensch selbige nicht mishandelt, noch ihnen zu vielen Zwang aufleget, so bekommen sie eine Zuthätigkeit zu ihm. Ein jedes Thier, das einmal wohl gezähmet und gut gehalten wird, ziehet, wenigstens nach einer oder zwei Zeugungen, unsere Verzäunungen und Thiergärten dem weiten Raum der Wälder vor. — — Es war dem Menschen vorbehalten, den Weinstock in die Höhe zu ziehen, ihn an die Ulme anzuhängen, den Hundszahn

aus-

*) S. die Geschichte der Spinne.

auszurotten, und nüzlichere Pflanzen an dessen Stelle zu setzen, die Bäume zu pfropfen, die wildesten Thiere zu versammlen, zu zähmen, und sie zu Freunden und Gefährten seiner Arbeit zu machen. Die Natur hat dem Menschen den Auftrag gemacht, die ganze Erde zu einen Thierhauß und Garten zu machen, worinnen sich alles in der schönsten Ordnung befinde.

Diejenigen Thiere die uns den mehresten Nuzen verschaffen können, sind unserer Herrschaft bereits schön unterworfen, so gar die, welche mit der grösten Beschwerlichkeit musten unter das Joch gebracht werden; es dienet hievon dieser kleine Tieger, dieses verstohlne, grausame und mörderische Thier zum Beispiel, welches beständig wider die Mäuse krieget, und zwar nicht etwan aus der Ursache um uns von selbigen zu befreyen, als vielmehr um ihre Mordsucht zu befriedigen. Wir haben dieses Thier inzwischen doch ein wenig gesitteter gemacht, und es wäre wohl möglich, wie ich in kurzem melden werde, selbiges vollkommen zahm und gesellig zu machen.

Dieses Hausthier ist das lezte dessen Beschreibung ich noch zu liefern habe; es bleibt selbigem allezeit noch eine gewisse Neigung übrig, wiederum in die wilde Art zurück zu fallen; es scheinet weder einer Erziehung, noch Zuneigung fähig zu seyn, und kann keinen Zwang leiden, die Haupteigenschaft und so gar der Gang dieses Thieres führet alle Kennzeichen eines schlauen Diebes bei sich, und es ist in allen Stücken das Gegentheil von dem Hund, mit dem es sich auch sehr selten verträget.

Inzwischen haben wir zu bemerken, daß ich hier von keiner solchen Kaze rede, die man zahm zu machen,



und abzurichten suchet, sondern der man die Ueberbleibsel aus der Küche hinwirft, damit sie im Haus bleibe, und die Mäuse und andere schädliche Thiere ausrotte, und die mit einem Wort eine fast wilde Katze ist.

Wie der Herr, so ist der Knecht, sagt das alte Sprichwort. Die Wahrheit desselben zeiget sich so gar bei den Katzen. Es hat mit ihnen vielleicht gleiche Bewandniß wie mit gewissen Personen, die von der Geburt an böse Neigungen mit auf die Welt gebracht haben; wenn dergleichen Personen vielfältig gute Beispiele sehen, so pflegen sie sich öfters nach und nach zu verbessern, und wenn solches auch nicht vollkommen geschiehet, so bekommen sie doch wenigstens einen Antrieb dadurch besser zu werden. Ich habe beobachtet, daß in solchen Häusern, wo Ordnung und Friede herrschet, alles was einen lebendigen Athem hat, die Katzen nicht ausgenommen, sich nach der allgemein herrschenden Regel richtet, und selten davon abweichet.

Ob man den Katzen gleich nicht wohl eine sonderliche Erziehung geben kann, so sollen doch griechische Mönche auf der Insul Cypern deren welche angewöhnet haben, Schlangen von denen diese Insul beschwert war, zu iagen, zu fangen, und umzubringen. *)

Des Geruchs bedienen sich die Katzen sehr wenig, um vermittelst desselben ihre Beute zu entdecken; es fehlet ihnen aber dem ungeachtet nicht daran, und sie riechen etwas so gar noch stärker in die Weite als in der Nähe, dann sie werden von dem Geruch des Katzenkrauts von einem Ende eines Gartens bis zum andern gelocket; sie riechen auch die Milch, den Raam, und

*) S. Dappers Beschreibung der Inseln des Archipelagus, 518.



und hauptsächlich das Fleisch sehr weit; und doch suchen sie ein Stuck Fleisch das man ihnen auf die Erde wirft, ganz unruhig, und finden es so zu reden, nur im Finstern.

Mit vierzehen oder achtzehen Monaten, sind sie vollkommen ausgewachsen; sie können auch schon ehe sie noch ein Jahr alt sind, wiederum ihres gleichens zeugen, und sich ihre ganze Lebenszeit durch miteinander begatten, welche sich höchstens auf neun bis zehen Jahre erstrecket. Sie sind sehr dauerhaft und lebhaft, und haben mehrere Nerven und Strammigkeit als andere Thiere die länger leben.

Vermög der Würkung der heimlichen und unauflöslichen Uebereinstimmung die man bei allen Werken der Natur bemerket, befindet sich zwischen der Einrichtung und Beschaffenheit der Zähne einer Katze, und dem grausamen Vergnügen welches dieses Thier daran empfindet, wenn es seine Beute martert, eine merkliche Gleichförmigkeit. Ihre Zähne sind übel gesetzt, sie zermalmet ihre Speisen nicht, sondern zertheilet selbige nur durch das Zerreißen. Alles dieses hat sie mit dem Tieger gemein.

Sie hat einen ganz leisen Schlaf, wie solches nicht anderst seyn kann. Dann ein iedes Thier welches nichts nüzliches vornimmt, und nur vom Raub lebet, ist allezeit unruhig und voller Bewegung.

Der Katzenpelz ist sehr trocken, und reinlich; ihre Haare werden leicht electrisch, und man siehet im Dunkeln Funken aus ihnen gehen, wenn man sie streichelt.

Die wilde Katze hat fast in allen Himmelsstrichen ein grau braunes Haar, sie ist wenig von der Haus-



kaße unterschieden, und vermischet sich mit ihr. Es giebt viele Thiere die der wilden Kaße gleich sehen, und man giebt ihnen auch ihren Namen. Es giebt einige die man Muscuskaßen nennet, weil sie einen sehr angenehmen Geruch haben.

Es soll in Indien wilde fliegende Kaßen geben. Auf dem Vorgebürg der guten Hofnung sind die Kaßen schieferfärbig, und wahrscheinlicher Weise kommen davon diejenigen her, so man Carthäuserkazen nennet.

Angora in Syrien, Chorasan in Persien, und fast ganz Spanien bringen die schönsten Kaßen hervor. Herr von Buffon bemerket, daß überhaupts alle Spanische Kaßen, so wohl in Absicht auf die Farben als in Ansehung der Bildung die allerschönsten sind.

In der Provinz Pe-chi-ly in China giebt es Kaßen mit langen Haaren und hängenden Ohren.

Dieses sind beiläufig die verschiedenen Arten der Kaßen. Man findet vermuthlich deswegen nicht so viele besondere Arten bei den Kaßen wie bei den Hunden, weil die leßtern stärkere Hausthiere, dem Menschen mehr zugethan, und seinen Unordnungen mehr ergeben sind, und weil sie mehr von den willkührlichen Einfällen der Menschen abhängen, und auch eine sorgfältigere Wart und Pflege von ihnen bekommen.

Die Kaß ist so begierig auf ihre Freyheit, daß, wenn man welche in eine Falle sperret worinn sich Mäuse befinden, selbige nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf die Mäuse verwenden, sondern blos auf Mittel sich in Freyheit zu seßen, bedacht seyn wird.

Boyle erzählet, wiewohl ich ihm keinen Glauben geben kann, daß sich zu London ein Raße mit einer Kaß gepaaret hätte, und Junge davon entstanden

wären, die von der Katz und dem Ratzen eine Aehnlichkeit gehabt hätten.

Ein anderer aber viel zuverlässigerer und durch die Erfahrung bestätigter Umstand ist dieser, daß der Hauch, die Blicke, und das Gehirn einer Katze ansteckend sind.

Die wilden Thiere.

Dem ersten Anblick nach scheinet dem Glück der wilden Thiere wenig zu fehlen, sie sind keine Schlachtopfer unserer willkührlichen Einfälle, sie sind der Tyrannei nicht unterworfen, die wir gegen die Hausthiere ausüben; sie sind frei, aber diese Freyheit kommt ihnen öfters theuer zu stehen. Weder ihre Stärke noch ihre Geschwindigkeit und List kann sie der Macht der Menschen entziehen, welche sie mit dem grösten Eifer bis in ihre tiefesten Höhlen verfolgen. Ihre Lebensart gleichet fast der Lebensart aufrührerischer Unterthanen welche bei der Annäherung ihres Herrns in die wüstesten Gegenden fliehen. Dieser hartnäckige Krieg vermindert nach und nach ihr Geschlecht sehr merklich; alle Augenblicke ihres einzelnen Daseyns sind von der Furcht gleichsam gezählet; das wilde Thier lebet nicht nur in einem traurigen und einsamen Zustand, sondern muß noch zur Vermehrung seines Unglücks gewissermassen dem Tageslicht entsagen, nur unter dem Schatten der Nacht kann es für seinen Unterhalt Sorge tragen; diejenigen Thiere die nur blos von Pflanzen leben, und die ihrer Eigenschaften wegen ein ruhiges und ungekränktes Leben geniessen sollten, sind der allermehresten Gefahr blos gestellet; das Gras welches sie fressen, ist gewissermaßen mit Blut

 bemalet;



bemalet; der Wolf springt aus seiner Höhle, und frißt den furchtsamen Hirschen; und die Wälder sind Schauplätze des Mordens und der Verheerung. Alle fleischfräßige Gattungen der Thiere greifen einander gegenseitig an oder werden angefallen, leben in einem beständigen Mistrauen, und begeben sich niemals in eine dauerhafte Verbindung miteinander. Wenn sich ein Wolf mit einem andern vereiniget, so ist diese Vereinigung nur von einer kurzen Dauer, sie gründet sich blos auf den Eigennuz und endiget sich fast iederzeit mit einem blutigen Kampf über der Theilung der Beute. Die wilden Pferde und Biber sind verträglicher und leben in Einigkeit untereinander, allein bei den häufigen Verfolgungen so sie von Menschen und andern Feinden ausstehen, fliehen sie wohin sie nur können; die Furcht zerstreuet sie, und sie finden einander niemals mehr wieder *) oder wenn sie auch wiederum zusammen treffen, so stehen sie doch alle Augenblicke in Gefahr abermals aufs neue zerstreuet zu werden.

Die erstern sind also des Vergnügens der Freundschaft beraubet, und die leztern müssen noch nebst diesem Verlust die Beschwerlichkeiten erdulden, sich beständig einander zu verlassen, und wiederum zu suchen.

Es sind demnach die wilden Thiere, auch im physicalischen Verstand betrachtet, bei weitem nicht so glücklich wie die Hausthiere, zumal wenn die leztern von uns wohl gehalten werden, und wenigstens beiläufig der Ordnung der Natur gemäß leben können. Hingegen leben aber die wilden Thiere in vollkommener

Frei-

*) Eben dieses begegnet auch den Vigognes oder rothen Americanischen Schaafen, den Hirschen, Gemsen, und den Haasen und Kanninichen, die ausser diesem sich nicht von einander trennen, sondern ruhig miteinander leben würden.

heit, und dieses einige Gut ist wichtig genug den Verlust vieler andern Vortheile zu ersetzen.

Der Einfluß der Himmelsgegend wird bei den Hausthieren sehr wenigen Eindruck machen, wirket aber um desto nachdrücklicher auf die wilden Thiere. In den übertriebenen Himmelsstrichen ist alles übertrieben, sagt Herr von Buffon. Der Wolf ist in Europa nur mittelmässig grausam, in sehr hizigen und ausserordentlich kalten Himmelsstrichen aber ist er entsezlich grimmig. Der Einfluß des Himmelsstriches ist bei den Pflanzen so wohl als bei den Thieren zu bemerken, der Mensch muß aber beide wie auch sich selbst, denn er ist von diesem allgemeinen Gesez keinesweges ausgenommen, durch die Erziehung gelinder machen und verbessern.

Der Hirsch. Cervus. *)

Dieses so sanftmüthige und ruhige Thier, welches durch seine Gegenwart die Wälder zieret, würde ohne die Liebe und die Menschen daselbst einen stillen und glücklichen Aufenthalt haben. Wir werden in der Folge sehen, wie schädlich ihm öfters die Liebe zu seyn pfleget. Seitdem aber die Menschen die Jagd wie den Krieg zu einer Kunst gemacht haben, so sind ihm selbige noch weit fürchterlicher als die Liebe.

Die Helden haben den Hirschen zu ihrem Zeitvertreib erwählet, wenn sie keine Feinde zu bestreiten hatten. Seine Stärke, Geschwindigkeit, sein edler und wohlgestalter Wuchs (T. 1.) sein prächtiger Gang,

*) Man wird in dem ganzen übrigen Theil dieses Werkes wie hier, jederzeit den lateinischen Namen eines jeden Thieres mit beigesezet finden.

und sein schönes Geweih, das ihm jährlich erneuert auf seinem Kopf wächset, hat ihm einen Vorzug erworben, den er mit Grund verabscheuet.

Ein Fürst welcher beständig der Beschwerlichkeit unterworfen ist, sich in der Hoheit und Größe seines Standes zu zeigen, und ohne Unterlaß mit Schmeichlern und überlästigen Personen umringet ist, empfindet die wahre Freyheit, und den Genuß der um ihn befindlichen Gegenstände und der ganzen Natur, nirgend als auf der Jagd; es ist aber auch nicht zu laugnen, daß dieses Vergnügen viel sanfter und angenehmer seyn würde, wenn es mit wenigern Geräusch vollzogen werden könnte.

Wenn mit der Zeit einmal der barbarische Gebrauch Krieg zu führen abgestellet werden könnte *) so würde man junge Leute, nur lediglich um sie in der Stärke und dem Muth zu üben, zur Kriegskunst anhalten; vieleicht würde alsdann auch die Jagd mit wenigerer Gefahr und Grausamkeit gehalten werden.

Die Hirschjagd wird ohne Waffen gehalten, erfodert aber eine große Zubereitung, und eine königliche Rüstung, viele unterlegte Hunde und Pferde, und sehr viele Piqueurs rc. **) Der Jäger oder der Anführer

*) Der Abt S. Pierre und nach ihm Herr Rousseau haben die Möglichkeit eines dieser beiden Männer so würdigen Vorschlages bewiesen.

**) Die Piqueurs sind im Sold stehende Jäger welche dem Wild und Hunden zu Pferd nachfolgen, und die leztern auf die Spur bringen, wenn sie selbige verlohren haben. Personen die gut sprechen, sagen heut zu Tage Piqueur anstatt Piqueurs. Ich glaube aber nicht, daß diese Aussprache lang gewöhnlich bleiben werde.

führer der Jagd *) muß das Alter und Geschlecht beurtheilen, er muß genau erkennen und unterscheiden, ob der Hirsch den er mit dem Leithund **) beståttiget hat, ***) ein Spießhirsch ****) ein Gabelhirsch *****) ein junger Hirsch von zehen Enden ******) ein Zeh-

 ner

*) Der Oberjåger ist ein Kronbedienter, unter dem alle königliche Jagdbediente stehen, und wurde vor diesem Oberforstmeister genannt.

**) Limier, ein Hund den man ordentlich unter den Jagdhunden aussuchet, und den Hirsch, das Rehe, das Schwein, ꝛc. zu beståtigen, abrichtet.

***) Detourner le cerf, heist rings um dem Ort wo der Hirsch hineingegangen ist, herum gehen, und sich versichern, daß er nicht wieder heraus ist.

****) Daguet, ein junger Hirsch der noch Spieße Dagues tråget. Spieße sind das erste Gehörn eines Hirsches, das er im Anfange seines zweiten Jahres bekommt, daguer heist auch, wenn sich der Hirsch mit der Hindin begattet, das Hirschkalb Faon führet sechs Monat lang diesen Namen, und wird nachhero ein Schmalthier (Hére) bis es sein zweites Jahr erreichet hat. Weil sein Haar diese ganze Zeit über fleckig ist, so sagt man von ihm, daß er die Livree tråget. Mit sechs Monaten sproßen ihm an dem Stirnbein zwei Beulen hervor, die man Buckeln (Bosses oder Bossets) wenn sie långer werden, Kronen, (Couronnes) und endlich Spieße (Dagues) und zu allerlezt Holz oder das Geweih nennet.

*****) Jeune cerf, ein Hirsch in seinem dritten vierten, oder fünften Jahr.

******) Cerf de dix cors jeunement, ein Hirsch der im sechsten Jahr seines Alters ist, man benennet ihn nach zehen Enden, ungeachtet er in diesem Alter öfters zwölf oder vierzehen Zacken hat. Ein jeder Stamm des Geweihes heist eine Stange (perche) beide zusammengenommen oder das ganze Gehörn, wird das Geweih (Merain) und die beiden untersten Ende des Geweihes die Rose (meule) genannt. Das allerstårkst besezte Geweih trågt nicht mehr als achtzehen bis zwanzig Zacken oder Ende.

ner *) oder ein iagdbarer Hirsch **) ist. Die vornehmsten Merkmaale wodurch man diese Kenntniß erlangt, sind die Spur ***) und die Loosung. ****)

Wenn der Hirsch merket, daß ihn die Hunde verfolgen, so lauft er ganz athemlos, und man muß ihn manchmal lange Zeit aufsprengen. *****) Wenn er endlich anfängt gänzlich entkräftet zu werden, so brauchet er unterschiedliche schlaue Ränke, ******) wenn er endlich, nachdem er vergebens über Mauern, Gräben, Bäche und Moräste gesezet, von Mattigkeit und Furcht alle seine Kräfte verlohren hat, unterliegen muß, und den Augenblick vor sich siehet, da ihn die Hunde zerreissen werden, so stößt er die kläglichsten Töne aus. Selbst in diesen lezten Augenblicken, suchet er noch sein Leben zu vertheidigen, und verlezet oft die Hunde, ia selbst die

*) Cerf de dix cors, ein Hirsch im siebenten Jahr.

**) Vieux cerf, ein Hirsch welcher sein siebentes Jahr zuruck geleget hat.

***) Pieds die Spur, ist der Eindruck des Fußes des Hirschens in die Erde.

****) Fumées die Loosung, der Köth des Hirsches.

*****) Man sagt im französischen laisser courre anstatt courir; un cerf, heist, ihn mit dem Hunde aufsprengen.

******) Die vornehmste List des Hirsches besteht darinnen, daß er die Spur untereinander zu vermengen suchet, in welcher Absicht er einen Weg öfters hin und her gehet, um dadurch die Hunde irrig zu machen, oder er suchet andere Hirschen auf, um sich unter ihnen zu vermengen, und einen andern auf seiner Spur an seiner Statt zuruck zu lassen. Dieses listige Verfahren hat la Fontaine in einer seiner Fabeln vortreflich schön ausgedrucket L. X. Fab. I.

die Jäger mit seinem Geweyh. *) Man hauet ihm alsdann die Hessen ab, damit er stürzet, und giebt ihm nachgehends den Genickfang mit dem Hirschfänger; man kündiget darauf seinen Tod mit Blasen 2c. an.

Dieses ist seine lezte Ehrenbezeigung die ihm erwiesen wird, sagt la Fontaine L. X. Fab. I.

Der Prinz von Conty hat in seinem Thiergarten auf der Adams-Insul einen zahm gemachten Hirschen, wenn er den Frauenzimmern ein Vergnügen erzeigen will, so läst er ihn von einem Leithund anfallen. Der Hirsch, anstatt zu fliehen, nimmt vielmehr bei den Damen seine Zuflucht, weinet, bittet um Gnade, und erhält solche.

Wenn ein von den Jägern verfolgter Hirsch beständig gerad vor sich liefe, so würde man ihn unmöglich einhohlen können, allein die Liebe zum Wald als seinem Geburtsort beweget ihn, tausend Umwege darinnen zu nehmen, und daß er sich darinnen zu verbergen sucht, und sich nicht eher ein wenig davon entfernet, als wenn er dem ihm dräuenden Tod beinahe nirgend mehr zu entfliehen weiß.

Wenn es auf den Winter zugehet, so versammlen sich die Hirschen Truppweiß, und ziehen sich in ihre Stände, welche sie an solchen Orten haben, die mit Bäumen und Gesträuch am dicksten bedecket sind, sie

suchen

*) Man siehet in dem Dominicanerkloster zu Ryßel ein sehr schönes Grabmal, von weissen Marmor welches dem Herrn Grafen von Melün zum Angedenken errichtet worden, welcher im Jahr 1724 von einem Hirschen durch einen Schlag mit dem Lauf zu Chantilli ums Leben kam, wo er mit dem Herzog von Orleans jagte.

Die Errichtung dieses Grabmals zog noch ein anderes ähnliches Unglück nach sich, indem Herr du Mont königlicher Bildhauer, welcher daran arbeitete, von seinem Gerüst herunter stürzte, und an diesem Fall sein Leben einbüßte.



suchen alsdann ihre Nahrung, oder wie man sagt, die Weide in den umliegenden Gegenden anzunehmen, und legen sich nachhero einer auf den andern nieder, damit sie einander gegenseitig mit ihrem Hauch erwärmen.

Man sollte kaum glauben, daß der entsezlichen äusserlichen Verschiedenheit zwischen dem Rind und dem Hirschen ungeachtet, diese beiden Thiere innerlich vollkommen einerlei Bau und Einrichtung haben, wenn solches Herr Daubenton nicht bewiesen hätte.

Die Hirschen werfen im Frühling ab, und sondern sich alsdann von einander, oder entfernen sich wenigstens ein wenig von einander, besonders die Alten, denen die Gesellschaft allgemach anfängt verdrüßlich zu werden, sie ziehen sich in ihre schönen Waldgegenden, nämlich in die Oberhölzer und Gehäue, wo das Holz licht stehet, und bleiben daselbst den ganzen Sommer, zu erwarten, bis ihr Geweih wieder wächst. Um diese Zeit gehen sie mit niederhangenden Kopf, um ihr Geweih nicht an den Aesten zu beschädigen, welches sehr empfindlich ist, so lang es noch nicht sein völliges Wachsthum erlanget hat.

Das Geweih der ältesten Hirsche, ist gegen der Mitte des Maimonats nur noch zur Hälfte gewachsen, und erreichet erstlich gegen das Ende des Julius seine völlige Länge und Härte. Der jüngsten Hirsche Geweih wird später abgeworfen, und wächst auch wiederum später.

Dieses Wachsthum welches die Natur auf dem Kopf des Hirschens bewirket, ist ein wahres Wunder, es ist solches kein eigentliches Horn, sondern vielmehr ein wirkliches Holz, an welches sich so gar bisweilen der Epheu gehänget hat, und daran fortgewachsen ist,

wie

wie solches Aristoteles, Theophrastus und Plinius erzählen.

Der Verfasser einer neuen Abhandlung von der Jägerei *) hat sich geirret, wenn er saget, daß die Hirschen dadurch, daß sie ihr Geweih einige Tage lang nach einander wider gewisse Bäume reiben, selbiges mit dem Saft der aus diesen Bäumen fließt, färben, und also ihr Geweih, wenn sie es an Rothbuchen und Birken reiben, braun, und wenn sie selbiges an Eichen oder Zitterpappeln reiben, schwarz werde. Herr von Buffon sezet diesem ohne Grund behaupteten Vorgeben eine entscheidende Erfahrung entgegen; da nämlich zahme Hirschen in eingeschlossenen Orten, wo sich kein Baum befande, eben dergleichen gefärbtes Holz oder Geweih, wie die andern Hirschen in den Wäldern bekommen hatten.

Die Zeit der Brunst ist bei den Hirschen eine Zeit der Wuth und Raserei; die Liebe ist ihnen vielfältig eben so gefährlich und schädlich, wie solche öfters dem Menschen zu seyn pfleget, allein sie quälet die Hirschen nicht länger als nur alle Jahre einmal, vierzehen oder zwanzig Tage lang.

Die alten Hirschen empfinden die Brunst am ersten, auch die alten Hirschkühe, sie tretten in selbige vor Ende des Augusts, und sie verläst sie nicht eher als gegen den zwanzigsten September, die jungen Hirsche fangen die Brunst später an, und endigen sie auch später, so daß sie in allem bis zu Ende des Octobers dauert.

Wenn einmal die Brunstzeit vorhanden ist, so haben die Hirschen keine Ruhe mehr, sie schlafen und

essen.

*) Nouveau Traité de la Venerie, Paris 1750. p. 27.

essen nicht mehr; sie verliehren durch die Ausdünstung ihre Feiste (Venaison) welche einen starken und widrigen Geruch von sich giebet, und gehen einig und allein den Thieren nach, öfters finden sich zween oder mehrere Hirschen bei einem Thier ein, in welchem Fall sie noch um dasselbe kämpfen. Sie geben das Zeichen zum Streit mit einem heftigen und erschrecklichen Geschrey; darauf stossen sie einander mit dem Geweih und den Enden so heftig, daß sie einander oft tödlich verlezen; der Ueberwinder verliehret keinen Augenblick seines Sieges zu geniessen, einige Tage nachher aber verläst er das Thier, das er sich erkämpfet hat, und gehet weiter um eben dergleichen gefährliche Begebenheiten wie die erste anderswo aufzusuchen.

Nach der Brunst sind sie dermassen abgemattet, und erschöpfet, daß es ihnen viele Mühe kostet, sich zu erhohlen, zumal wenn sie keine gute und überflüssige Nahrung finden, welche zum Unglück um diese Zeit, nämlich zu Ende des Octobers anfängt seltener zu werden; ihr Geblüt oder Schweiß ist alsdann so elend und erschöpft, daß ihnen unter der Haut Würmer wachsen.

Die ganze Lebenszeit des Hirschens bestehet in einer beständigen Abwechslung von den stärksten Entgegensezungen, und ob man schon glauben sollte, daß dergleichen öfters sehr schnelle Abwechslungen von einem Zustand zu dem andern seine Gesundheit schwächen sollten, so dienen sie selbiger vielmehr zur Stärkung, und wenn der Hirsch schon weniger Ruhe als die andern Thiere hat, so besizet er hingegen mehr Muth und Geschmeidigkeit. Wir können daraus schliessen, daß die gemächlichste und bequemste Lebensart keineswegs die gesundeste seye.

Der

Der Hirsch wächst fünf oder sechs Jahr, und kann also fünf und dreisig bis zwei und vierzig Jahre oder ein wenig länger leben. Allein Jahrhunderte lang lebt er nicht, wie man vor Zeiten geglaubet hat. Diese lächerliche Meinung herrschte zur Zeit des Aristoteles, er fieng an sie zu bestreiten, denn ein groser Mann läst sich keinesweges von der Menge hinreissen, wenn solche vom Irrthum eingenommen ist. Das Ansehen dieses Weltweisen hätte allein schon hinlänglich seyn sollen dieses Vorurtheil auszurotten, wenn es gleich noch so stark eingewurzelt war. Man brachte aber dem ungeachtet unter König Carl VI. von Frankreich diese Fabel wiederum auf die Bahn. „Dieser Fürst hatte „in dem Wald von Senlis einen Hirschen gefangen, „welcher ein Halsband mit der Umschrift, Caesar hoc „me donavit, Caesar hat mich hiemit beschenket, „um hatte, und man hat lieber diesem Thier ein tau„sendjähriges Leben zuschreiben, und dieses Halsband „von einem Römischen Kaiser herleiten wollen, als „daß man zugestehen wollte, daß dieser Hirsch aus „Deutschland gekommen seyn konnte, wo die Kaiser „zu allen Zeiten den lateinischen Namen Caesar ge„führet haben.

Wenn wir nicht öfters unbillige und grausame Herren wären, so wäre es dem Hirschen zu wünschen, daß er sich uns ein wenig mehr näherte, er würde bei uns eine Zuflucht wider viele Uebel die ihn beschweren, finden, *) allein vielleicht käme ihm solches eben so theuer zu stehen, wie dem Pferd, welches sich an ihn rächen wollte, **) und in diesem Falle thut er wohl am be-

sten

*) In America giebt es schon zahme Hirschen, wie ich in der Folge melden werde.

**) La Fontaine Lib. IV. Fab. XIII. Ich habe diese Fabel schon bei dem Pferd angeführet.



sten, wenn er uns vermeidet, und in den Wäldern bleibet, so viel Beschwerlichkeiten er auch darinnen ertragen muß.

Die Hindinnen welche gegen dem Monat October zu beschlagen worden sind, setzen im Mai, sie gehen acht Monate und einige Tage trächtig, sie setzen ordentlich nur ein Kalb (Faon) selten zwei; sie sind sehr besorgt ihr Kalb der Verfolgung der Hunde zu entziehen, und biethen sich den Hunden selbst dar, und lassen sich von ihnen jagen, um sie von dem Kalb zu entfernen, worauf sie sich wiederum zu demselben begeben. „Sie „lehren ihren unverständigen Jungen sich vor dem „Laut des Bellens der Hunde, und bei der mindesten „Gefahr zu hüten; ja man sagt so gar, daß sie selbige „manchmal mit dem Lauf stossen, damit sie sich ruhig halten.

Es giebt Hindinnen die niemals fruchtbar werden, man nennet sie im Französischen Bréhaignes. Man sollte sie aber nach meiner Meinung, vielmehr unfruchtbare Hindinnen, und die so nicht mehr trächtig werden Bréhaignes nennen.

Im Winter sammlen sich die Hindinnen, die Schmalthiere die Spießhirsche, und die iungen Hirsche in Heerden, welche desto zahlreicher sind, ie strenger die Witterung ist. Im Frühiahr vertheilen sie sich, und die Thiere suchen verborgene Orte, um zu setzen.

Der Hirsch scheinet ein gutes Gesicht, einen scharfen Geruch, und ein vortrefliches Gehör zu haben. Wenn er horchen will, erhebt er den Kopf, richtet die Ohren mit vieler Aufmerksamkeit in die Höhe, und höret alsdann sehr weit. Er ist von einer ziemlich un-

ge-

gekünstelten Gemüthsart, und doch neugierig und listig; wenn man ihm pfeift, oder von weitem ruft, so bleibt er so gleich stehen, und siehet Wagen, Vieh, und Menschen steif, und mit einer Art von Verwunderung an, und wenn sie weder Gewehr noch Hunde bei sich haben, so sezet er seinen Weg getrost fort. Er scheinet auch die Schalmei oder Flöte der Schäfer gerne zu hören, und die Jäger bedienen sich bisweilen dieses Mittels den Hirsch sicher zu machen. Ueberhaupt fürchtet er den Menschen viel weniger als die Hunde, und wird nicht eher mistrauisch und listig, als nach dem Maaß wie er ist beunruhiget worden.

Die Hirschen lassen sich gerne zahm machen, sie scheinen so gar ein Verlangen zu haben, in unserer Gesellschaft zu leben. Ihr leichter und schneller Lauf hat eine gewisse reiche Privatperson auf den Gedanken gebracht, einen Hirschen zu satteln. Das Thier war so zahm, daß es sich willig satteln und zäumen ließe, aber so bald man aufsizen wollte, legte es sich zur Erde nieder, und ließ sich schlechterdings nicht bewegen, den Reuter zu tragen.

Man sagt daß ein vornehmer Herr an dem Hof Ludwig des XIV. ein Gespann von sechs Hirschen vor einem Wagen hatte zusammen richten lassen, ich glaube aber schwerlich, daß es ihm damit werde gelungen seyn.

Der Hirsch frist im Frühling die Knöpfe und Sproßen der Bäume, und im Winter ihre Rinde; er frißt gerne den Rocken, und suchet dieses Futter auch am stärksten unter den Körnern aus, gleichwie er unter den Bäumen am liebsten den Faulbaum oder die Triebe der ersten Sproßen auswählet.



Das Hirschkalb ist sehr gut, das Wildprät von der Hindin und dem Spießhirsch ist nicht gänzlich schlimm, aber das Hirschwildprät hat allezeit einen starken und widrigen Geschmack. Das nüzlichste von diesem Thier ist seine Haut, welche die Weißgerber in Alaun einweichen, und sein Geweihe, woraus man Handgriffe zu Messern machet, und welches in der Arzneikunst auf unterschiedliche Art unter dem Namen des Hirschhorns angewendet wird.

Man findet in der ganzen Welt Hirschen, und es giebt sehr wenig verschiedene Arten unter ihnen, und wenn sich ja bisweilen einiger Unterschied zeiget, so bestehet solcher öfters nur blos in der Gestalt und Farbe des Geweihes oder in der Farbe der Haare. Es giebt ganz weiße Hirschen; ich habe deren zwei in dem Wald zu Senlis gesehen, und man findet ihrer auch einige in dem Thierhaus zu Chantilly.

Diese Art weißer Hirschen ist sehr alt, und schon bei den Griechen und Römern bekannt gewesen. Es giebt aber auch noch andere Verschiedenheiten bei dem Hirschen, wie z. E. bei dem Damhirsch, und diese Verschiedenheiten zeigen sich nicht nur allein an der Haarfarbe sondern auch an der Gestalt. Dergleichen sind die kleinen braunen Hirschen so man die Corsischen Hirschen nennet, wie auch ein deutscher Hirsch, der daselbst der Brandhirsch, und in Frankreich der Ardennische Hirsch (Cerf des Ardennes) genennet wird, er ist größer und hat eine viel dunklere braune Farbe als der gemeine Hirsch, er hat lange Haare über den Schultern und unter dem Hals, wodurch er eine Aehnlichkeit mit dem Pferd und Bock erhält, und daher sind die aus dem Griechischen zusammengesezten Namen

men Hippelaphe oder Tregelaphe entstanden. An den Ufern des Gangesflußes siehet man ein Thier so Axis heißet, welches zu Ende dieses Bandes beschrieben werden soll, und dem Geschlecht des Hirschens sehr nahe kömmt.

In dem Königreich Siam sind die Hirschen so gemein, daß man deren alle Jahre mehr als hundert und funfzig tausend erleget.

Die Americaner halten ganze Heerden von Hirschen und Hindinnen, die sie des Tages über sich in den Wäldern nähren lassen, und zu Nachts in ihre Ställe zuruck kehren. Man machet von der Milch dieser Hirschkühe Käße.

Einige Reisende melden, daß man in China und Batavia sehr kleine Hirschen antrift, die aber so wild sind, daß sie eher ihr Leben verliehren, als sie sich zahm machen lassen. Man fässet die Füße dieser kleinen Hirschen in Gold ein; sie sind nicht grösser als eine Schwanenfeder.

Man erzählet, daß man bei einem Hirschen in Grönland *) sechzig Pfund Feiste zwischen der Haut und dem Fleisch gefunden. Herr Anderßon ein berühmter Engelländischer Naturkündiger hat beobachtet, daß bei allen Thieren aus sehr kalten Landen das Fett in dieser Lage sich befindet, wodurch selbiges bei ihnen die innerliche Hitze zusamm hält, und verhindert, daß die Kälte nicht eindringen kann.

Wenn die Tartarn die Hirschen herbei locken wollen, so ziehen sie eine Einschließung in welche sie unterschiedliche Köpfe von Hindinnen vertheilen, sie machen darauf das Geschrei der Hindinnen nach, und

*) Die Hirschen aus diesem Lande haben kein Geweih.

verbergen sich dabei hinter die Aeste. Die grösten Hirschen laufen bei diesem Geschrei herbei, und so bald sie die Köpfe der Hindinnen sehen, so springen sie auf selbige zu, da inzwischen die Jäger zum Vorschein kommen, sie umgeben, und töden. *)

Ungeachtet der Hirsch von einer furchtsamen Art ist, so besizet er doch auch Muth wenn er nur einen einigen Feind vor sich hat, und ihn nichts an seiner Vertheidigung hindert. „Ein Indisches Compagnie„schif brachte vor einiger Zeit unterschiedliche India„nische Thiere, und unter andern auch zwei Tieger „mit, die für den Herzog von Cumberland bestim„met waren. Dieser Fürst wollte gerne sehen, wie „diese Thiere ihre Beute iagen, und sezte zu dem „Ende einen dieser Tieger in einem Wald aus, wo„rinnen er mit Tüchern eine sehr weitläuftige Ein„schließung machen ließe. Man ließ einen Hirschen „hinein, der Tieger gieng gleich auf ihn loß, und „wollte ihn an der Seite anfallen, allein der Hirsch „vertheidigte sich mit seinem Geweih so wohl, daß „er den Tieger zum weichen brachte; er hielte einen „zweiten Angrif auf gleiche Art aus, und bei dem „dritten, schleuderte er ihn mit seinem Geweih nicht „nur eine gute Länge weit fort, sondern lief ihm so „gar nach, und verfolgte ihn. Der Tieger ließ von „ihm ab, und flüchtete sich in den Wald.

„Damit er seine Wuth stillen konnte, gab man „ihm einen Damhirschen. Die beiden Indianer, „denen er zur Aufsicht übergeben war, warfen ihm, „während daß er sich über den Damhirschen machte, „eine Art einer Müze über den Kopf, und nachdem

„sie

*) Diese Jagdlist hat die Unbequemlichkeit bei sich, daß man sie nur blos während der Brunstzeit ausüben kann.

„ sie sich solchergestalt dieses Thieres bemeistert hatten, „ legten sie ihm die Ketten wiederum um, und führ- „ ten es in seinen Stall. Der Herzog von Cumber- „ land ließ dem Hirschen, der sich so tapfer vertheidi- „ get hatte, ein breites silbernes Halsband machen, „ worauf die ganze Begebenheit dieses Kampfes ein- „ gegraben war, und gab ihm seine Freiheit.„ *)

Wenn die Americanischen Hirschen von den Jägern verwundet sind, so suchen sie ein Kraut, welches die Negres Atahielt nennen, so eine Art von Poley ist, und heilen sich damit. Sie bedienen sich dieser Pflanze häufiger als des Dictams, dessen Kraft die von den Pfeilen verursachten Wunden zu heilen, die Menschen, wie Plinius meldet, von den Hirschen sollen gelernet haben. Diese Eigenschaft des Dictams, wie auch die so man ihm zuschreibet, daß er den Frauen zu einer geschwinden Geburt verhelfe, scheinen alte irrige Meinungen zu seyn. Noch ein anderes Vorurtheil, das sich von eben dieser Zeit herschreibet, und noch bei den Türken und Arabern im Schwung gehet, bestehet darinnen, daß sie, wenn ihnen ein Hirsch oder Haaß begegnet, solches für eine üble Vorbedeutung ansehen.

Der P. Vaniere redet von dem Hirschen mehr als ein Poet als wie ein Naturkundiger, inzwischen haben zwei ungegründete Meinungen, daß sich erstlich der Hirsch ausserordentlich schäme, wenn ihm sein Geweih abfällt, und sodann daß er ausserordentlich lang lebe, bei ihm zwei Gedanken erreget, wovon der erste sehr anmuthig ist.

*) Journ. Encyc. Juillet. 1764 sec. part. p. 167.

„Der Hirsch, sagt er, soll der gemeinen Mei-
„nung nach, so bald als er im Anfang des Früh-
„iahres die Ehrenzeichen seiner ästigen Stirne ver-
„lohren hat, sich in das Innerste der Wälder verber-
„gen, und sich scheuen, irgend iemand vor Augen
„zu kommen. So wie ein Frauenzimmer die eine
„Sclavin ihres Anzugs und Puzes ist, sich nicht
„eher öffentlich zu zeigen unterstehet, bis sie vorhero
„auf ihrem Kopf ein lächerliches Gebäude von Lein-
„wand, das eben so hoch als das Geweih eines al-
„ten Hirsches ist, aufgeführet hat. Kaum ist die-
„ses so sehr gewünschte Geweih wiederum gewach-
„sen, so gehet dieses stolze Thier wiederum hervor,
„betrachtet sich in allen Bächen, und verlanget be-
„wundert zu werden. Inzwischen ist seine Gestalt
„nicht das einige, was ihm Vergnügen erreget; der An-
„blick des Jägers zu Pferd, der Waffen selbst, die
„ihn durchbohren sollen, und vielleicht auch der Schall
„der Jagdhörner, dienen ihm zum Zeitvertreib und
„zur Ermunterung. Wie man ihn denn auch zu sol-
„cher Zeit, wenn man ihm Neze spannet, um ihn
„zu fangen und in einen Thiergarten zu bringen,
„ganz leicht dahin führen kann.

„Wenn man aber einen Thiergarten vermehren
„will, so wird es besser seyn, Hirschkälber daselbst an-
„zusezen, welche, da sie den ungeheuren weiten Um-
„fang der Wälder noch nicht haben kennen lernen,
„die kleine Einschließung in der sie erzogen worden
„sind, für die ganze Welt halten werden. Denn
„das beste Mittel glücklich zu leben, ist unstreitig
„dieses, wenn man weiter nichts kennet als nur das,
„was man besizet.

Weil

„Weil die Hirschen einige Jahrhunderte lang
„ leben, durchlauchtiger Lamignon, so würde ich ei-
„ nem iungen Hirschen ein Halsband geben, worauf
„ folgende Worte eingegraben wären: Ich habe mein
„ Leben in dem glücklichen Jahrhundert angetret-
„ ten, in welchem Lamignon die Klugheit eines
„ Gesezgebers mit dem Muth eines Helden verei-
„ nigte, die Ungeheuer so aus Cevennes hervor
„ kommen, vertilgte, und die Fackel der Kezerei,
„ die sich sonst über ganz Frankreich ausgebreitet
„ haben würde, verlöschte.„

Wenn ich an der Stelle des Vanier gewesen wäre, so würde ich einen Hirschen nicht so reden haben lassen — — und überdieses waren die armen Einwohner in der Landschaft Cevennes mehr arme Schaafe die übel angeführet wurden, als Ungeheuer.

Der Damhirsch. Dama.

Obschon der Damhirsch und der Hirsch zwei solche Gattungen sind, die einander sehr nahe kommen, so vermischen sie sich doch niemals mit einander, und ziehen auch keine Mittelart zwischen beiden. Sie scheinen einander so gar zu fliehen, indem man da wo sich viele Hirschen befinden, sehr wenig Damhirsche antrift. Die leztern sind viel zärtlicher und schwächer, und sind auch nicht den nemlichen Abwechslungen wie die Hirschen ausgesezet. Ihr Wildprät hat auch einen angenehmern und feinern Geschmack. Ihr Geweih ist nicht rund wie das Hirschgeweih sondern breit und platt.

Hirschen findet man in allen Himmelsgegenden, aber die Damhirsche trift man nur in gemässigten



Himmelsgegenden an; man findet dergleichen weder in Rußland, noch in Schweden, noch in andern Nordischen Ländern.

Der Damhirsch ist kein ganz wildes Thier, und scheinet mehr ein Hausthier, als der Hirsch zu seyn, ist auch weit mehren Abänderungen unterworfen. Ausser den gemeinen und den weißen Damhirschen, sind ihrer noch sehr viele andere bekannt, die stark voneinander unterschieden sind.

Alle Damhirsche werfen ihr Gehörn ab wie der Hirsch, sie verliehren solches aber später, und brauchen fast eben die Zeit zum Wiederaufsezen ihrer Kolben, ihre Brunst eräuget sich auch vierzehen Tage oder drei Wochen später als bei den Hirschen. Sie kämpfen gleichfals für ihre Thiere oder Hindinnen, aber ihre Kämpfe sind zwar muthig, doch nicht leicht tödlich. Sie sind geneigt in zahlreicher Menge beisammen zu wohnen, allein sie erreichen diesen Endzweck nicht anders als durch Kämpfe. — — Die Gesellschaft ist unstreitig eine sehr schöne und angenehme Sache, allein sie kommt den Menschen wie den Damhirschen theuer zu stehen. Die Damhirsche versammeln sich an dem Ort ihres Aufenthalts, denn sie entfernen sich nicht weit, und nur so viel als es nöthig ist, damit sie ihre Nahrung finden, sie machen zween Haufen ohngefähr von gleicher Anzahl aus, und greifen einander einige Tage nach einander ordentlich und muthig an, bis die stärksten die Oberhand erhalten, und in Ruhe das Recht genießen, allenthalben die beste Weide auszusuchen, da sodann die andern gezwungen sind, anderswo zu sehen, wo sie etwas finden. Daraus entsteher insgemein die Folge, daß die leztern eine schwä-

chere Art hervor bringen, und daß denen die sich der Oberhand einmal bemeistert haben, allezeit der Vorzug bleibet. Man siehet zwei solche Haufen (hardes) in dem Wald von Bologne bei Paris.

Weil die Damhirsche fast eine ähnliche Natur mit des Hirschen seiner haben, so sind sie den leztern auch in ihren Neigungen gleich, und sie wenden einerlei Ränke und List an, um sich der Verfolgung der Jäger und Hunde zu entziehen. Der Damhirsch prosset viel näher ab, als der Hirsch, und dieses machet, daß das junge Holz welches von dem Zahne eines Damhirschen zerbissen, weit schwerer wieder treibt, als das was von Hirschen zerbissen worden. Das Wild von den Damhirschen trägt acht Monat wie die Hindinn, und sezet auch eben so ordentlicherweiß nur ein Kalb oder zwei, sehr selten aber drei. Dieses Thier fängt von zwei Jahren an zu zeugen, bleibet bis in das sechzehende Jahr fruchtbar und stirbt im zwanzigsten Jahr. Die Naturkenner welche die Lebensdauer nach der Zeit wie lange die Jungen getragen werden, berechnen, irren sich, denn die Hindinn trägt nicht länger als das Wild von dem Damhirschen, und doch lebt der Hirsch bei vierzig Jahre, der Damhirsch aber wird nicht älter als zwanzig oder zwei und zwanzig Jahre.

Ihre Haare haben eine anmuthige Farbe. Ein jedes Haar über dem Leib hat eine weiße Wurzel, und schwarze Spitzen, und der übrige Theil ist fahl; die Haare unter dem Bauch und innerhalb zwischen den Schenkeln sind ganz weiß. Die jungen Damhirsche haben ein graues Haar, das mit weißen Flecken durchsprenget ist.

ter Rehe, und so weiter setzen, wobei man zugleich darauf zu sehen hätte, daß ein iedes Thiergeschlecht, in einen solchen Wald käme, dessen Gegend und Erdreich so beschaffen wäre, wie es ihm am nüzlichsten ist. In den Wäldern der Hirschen müsten Oberhölzer stehen. *) Dieienigen Wälder welche mit Damhirschen und Rehen vermehret werden sollten, müsten mit halbwüchsigen Oberholz besetzet seyn rc. Allein alles dieses setzet eine ganze andere Lage und Verfassung zum Grund, als dieienige ist, worinnen sich der Mensch gegenwärtig befindet.

Das Reh ist zwar viel kleiner als der Hirsch, hat aber viel mehr Stolz und Muth als dieser. Wenn es mit einem iungen Hirschen kämpfet, so bringt es selbigen zum weichen. **) Es hat eine angenehme und edle Gestalt, und viel Lebhaftigkeit. Sein Kleid ist beständig sauber, es wälzet sich niemals in einem Prudel, und es gefällt ihm nur in den erhabensten trockenen Landen, wo die Luft am reinsten ist. Es ist dieses Thier viel schwerer zu jagen als der Damhirsch, es fliehet mit Schnelligkeit und Standhaftigkeit; es wartet nicht so lang, seine List anzuwenden, bis ihm die Kräfte fehlen, und wenn es durch einige Wiedergänge

und

*) Die recht ausgewachsenen Oberhölzer (hautes futaies) sind Bäume die ihre völlige Grösse erlanget haben; das halbwüchsige Oberholz (demi futaie) sind 50. bis 60. Jährige Bäume; die Schlaghölzer bestehen aus solchen Bäumen, die an alten Stöcken wiederum hervor gewachsen sind... Wenn man also allezeit in iedem Wald entweder recht ausgewachsene Oberhölzer für die Hirschen, oder halbwüchsige Oberhölzer für die Damhirschen und Rehe haben wollte, so müste man die den Damhirschen angewiesene Wälder in vier, und die, welche für die Hirschen bestimmet wären, in sechs Theile abtheilen.

**) Nouveau traité de la Venerie, Paris 1750.

und entgegen gesezte Bewegungen die Spur wohl verwirret hat, so drücket es sich mit dem Bauch auf die Erde, und läst die Hunde die es schon weit weg zu seyn glauben, dicht vor sich vorbei gehen, da selbige denn immer weiter vorlaufen, und das Reh nicht eher finden, als bis sie seine Spur wiederum bemerken.

Anstatt daß es sich in Heerden begeben sollte, wie es der Hirsch im Winter und der Damhirsch zu allen Zeiten thut, lebt das Reh wie ein Hausvater ruhig mit seinen Jungen und seiner Rücke, die er niemals verläst. Die Rücke setzet gemeiniglich zwei Kitzlein, ein Böcklein und ein Rücklein. Diese jungen Thiere bekommen von ihrer zartesten Jugend an eine so starke Neigung gegeneinander, daß sie sich niemals verlassen. Die ganze Familie bleibet in dieser Vertraulichkeit bis zur folgenden Zeugung beisammen, alsdann sondern sie sich von dem gemeinen Stamm ab, und fangen selbst eine neue Familie an.

Die Brunstzeit des Rehes dauert vom Ende des Octobers an, bis in die Mitte des Novembers, und die ganze übrige Zeit des Jahres, lebet der Rehbock mit seiner Rücke, blos freundschäftlich, dieweil die Rücke einmal zu seiner Gesellschaft gewöhnet ist. Die Rücke setzt ihre Jungen im fünften Monat. Diese und viele andere Aehnlichkeiten, so das Reh mit der Ziege hat, beweisen, daß es der Ziegenart näher kommt, und sich von der Hirschart entfernet.

Das Kitzlein folgt seiner Mutter, so bald es acht oder zehen Tage alt ist, wiewohl es in diesem Alter noch sehr schwach ist, und es werden ihrer viele von dem Wolf oder den Hunden aufgerieben, ungeachtet ihre Mütter die zärtlichste Sorgfalt für sie tragen, und sich

selbst



ter Rehe, und so weiter setzen, wobei man zugleich darauf zu sehen hätte, daß ein iedes Thiergeschlecht, in einen solchen Wald käme, dessen Gegend und Erdreich so beschaffen wäre, wie es ihm am nüzlichsten ist. In den Wäldern der Hirschen müsten Oberhölzer stehen. *) Dieienigen Wälder welche mit Damhirschen und Rehen vermehret werden sollten, müsten mit halbwüchsigen Oberholz besetzet seyn rc. Allein alles dieses setzet eine ganze andere Lage und Verfassung zum Grund, als dieienige ist, worinnen sich der Mensch gegenwärtig befindet.

Das Reh ist zwar viel kleiner als der Hirsch, hat aber viel mehr Stolz und Muth als dieser. Wenn es mit einem iungen Hirschen kämpfet, so bringt es selbigen zum weichen. **) Es hat eine angenehme und edle Gestalt, und viel Lebhaftigkeit. Sein Kleid ist beständig sauber, es wälzet sich niemals in einem Prudel, und es gefällt ihm nur in den erhabensten trockenen Landen, wo die Luft am reinsten ist. Es ist dieses Thier viel schwerer zu jagen als der Damhirsch, es fliehet mit Schnelligkeit und Standhaftigkeit; es wartet nicht so lang, seine List anzuwenden, bis ihm die Kräfte fehlen, und wenn es durch einige Wiedergänge

und

*) Die recht ausgewachsenen Oberhölzer (hautes futaies) sind Bäume die ihre völlige Grösse erlanget haben; das halbwüchsige Oberholz (demi futaie) sind 50. bis 60. Jährige Bäume; die Schlaghölzer bestehen aus solchen Bäumen, die an alten Stöcken wiederum hervor gewachsen sind... Wenn man also allezeit in iedem Wald entweder recht ausgewachsene Oberhölzer für die Hirschen, oder halbwüchsige Oberhölzer für die Damhirschen und Rehe haben wollte, so müste man die den Damhirschen angewiesene Wälder in vier, und die, welche für die Hirschen bestimmet wären, in sechs Theile abtheilen.

**) Nouveau traité de la Vénerie, Paris 1750.

und entgegen gesezte Bewegungen die Spur wohl verwirret hat, so drücket es sich mit dem Bauch auf die Erde, und läst die Hunde die es schon weit weg zu seyn glauben, dicht vor sich vorbei gehen, da selbige denn immer weiter vorlaufen, und das Reh nicht eher finden, als bis sie seine Spur wiederum bemerken.

Anstatt daß es sich in Heerden begeben sollte, wie es der Hirsch im Winter und der Damhirsch zu allen Zeiten thut, lebt das Reh wie ein Hausvater ruhig mit seinen Jungen und seiner Rücke, die er niemals verläst. Die Rücke sezet gemeiniglich zwei Kitzlein, ein Böcklein und ein Rücklein. Diese jungen Thiere bekommen von ihrer zartesten Jugend an eine so starke Neigung gegeneinander, daß sie sich niemals verlassen. Die ganze Familie bleibet in dieser Vertraulichkeit bis zur folgenden Zeugung beisammen, alsdann sondern sie sich von dem gemeinen Stamm ab, und fangen selbst eine neue Familie an.

Die Brunstzeit des Rehes dauert vom Ende des Octobers an, bis in die Mitte des Novembers, und die ganze übrige Zeit des Jahres, lebet der Rehbock mit seiner Rücke, blos freundschäftlich, dieweil die Rücke einmal zu seiner Gesellschaft gewöhnet ist. Die Rücke sezt ihre Jungen im fünften Monat. Diese und viele andere Aehnlichkeiten, so das Reh mit der Ziege hat, beweisen, daß es der Ziegenart näher kommt, und sich von der Hirschart entfernet.

Das Kitzlein folgt seiner Mutter, so bald es acht oder zehen Tage alt ist, wiewohl es in diesem Alter noch sehr schwach ist, und es werden ihrer viele von dem Wolf oder den Hunden aufgerieben, ungeachtet ihre Mütter die zärtlichste Sorgfalt für sie tragen, und sich

selbst



selbst ihren Feinden entgegen stellen, und für sie jagen lassen.

Dieses Thier liebet die Hügel oder die über den Gebirgen erhabenen Ebenen; sie halten sich gerne in jungen lichten Gehäu, die einen schlechten Boden haben, auf, wo sie viele Faulbäume, und Brombeer finden. Das Reh bekommt in seinem zweyten Jahr sein Gehörn, zu welcher Zeit es auch tüchtig ist, seines gleichens zu zeugen. Wenn es sein fünftes Jahr erreichet, und folglich zum viertenmal gesetzet hat, so ist der Stamm seines Gehörns mit fünf Enden auf jeder Seite besetzet.

Das Wachsthum des iungen Rehes geschiehet sehr schleinig, wie denn auch dieses Thier nicht länger als zwölf bis funfzehen Jahre lebet. Man könnte ohne Zweifel nach etlichen Zeugungen ganz zahme Rehe bekommen, aber die von der ersten Zeugung bleiben wild, wenn man sie noch so iung fängt, und verwunden manchmal die Personen so mit ihnen umgehen. Die Rehe schreien nicht so stark wie die Hirschen. Ihre Jungen haben eine kleine kurze und klägliche Stimme mi, mi. Wenn man diesen Ton nachmachet, so locket man die Mutter herbey und erleget sie. — — Solchergestalt fällt sie als ein Schlachtopfer der Zärtlichkeit gegen ihre Jungen, deren Stimme sie zu hören glaubet, in die Neze des Todes. — — Es gehöret viel sogenannter Muth dazu, dergleichen Ränke anzuwenden.

Im Winter halten sich die Rehe in den dichtbüschigsten Gehäuen auf; im Sommer gehen sie aber heraus, und beziehen lichtere Gehäue, die sie selten, und nur wenn sie der Durst nöthiget, verlassen; für ordentlich

lich begnügen sie sich mit dem Tau, der auf den Blättern, die sie prossen, sich befindet.

Die Rehböcke so über zwei Jahre alt sind, und im Französischen vieux Brocards alte Stücke heissen, sind nicht gut zu essen; aber die Rücken von diesem Alter haben noch ein zartes und niedliches Fleisch. Die braunen Rehe werden höher geschäzet als die rothen; die besten Rehe sind dieienigen, so man aus trockenen und erhabenen Landen bekommt, die mit nackigten Hügeln, und Saat und Brachfeldern durchschnitten, und nicht allzusehr mit Waldung bedecket sind.

In Europa giebt es viel mehr Hirschen als Rehe, und die leztern fangen so gar an daselbst etwas selten zu werden. Man trift hingegen derselben desto mehrere in America an.

Die braunen Rehe haben hinten einen weisen Flecken, und sind kleiner als die rothen. Die Rehe aus Brasilien nennet man Cujuacuapara oder Cujuacaete. Die aus Luisiana sind kleiner als die unsrigen, haben aber die nemliche Farbe. Sie gehen Heerdenweiß miteinander, und die Jäger in selbigem Land gebrauchen folgende List, um sie zu erlegen. Einer von ihnen bedecket sich mit einer Rehhaut, hält den Kopf derselben in die Höhe, und kriechet auf allen vieren. Er begiebt sich in das Gesträuch, stecket den Kopf aussen heraus, und stellet sich als wenn er prossete. Die andern Rehe so ihn sehen, lassen sich von der Aehnlichkeit hintergehen, und nähern sich ihm, andere Jäger stehen inzwischen neben ihm, und schiessen sie ohne Mühe.

Der



Der Haas. Lepus.

Wenn die Natur zwischen den Ursachen der Erzeugung und Hervorbringung der Geschöpfe und zwischen denen, wodurch sie zerstöhret werden, nicht ein so vollkommenes Gleichgewicht hielte, so würden manche Geschlechter, wenn sie ihrer Fruchtbarkeit uneingeschränkt überlassen blieben, die ganze Oberfläche des Erdbodens mit ihrer Art bedecken. Ganze Myriaden *) Heuschrecken, und grosse Heere von Ratzen und Hamstern würden entweder wechselsweiß, oder wohl gar zugleich miteinander die Ernden, und ohne Zweifel den Menschen selbst zu Grunde richten. Allein diejenige Allmachtshand welche die Wuth der Wellen zähmet, ertheilet allen Geschlechten ihren Schuz, und verhindert durch fruchtbare Ursachen, dergleichen bald vorüber gehende Austrettungen und Ueberflüße der Natur. Die Haasen und Kaninichen können hievon zum Beispiel dienen; wenn diese Thiere sich schlechterdings gänzlich allein überlassen wären, so würden sie sich nach und nach vermindern, und endlich in sehr geringer Anzahl sich noch erhalten. Die Haasen vermehren sich in unsern Himmelsgegenden aus keiner andern Ursache so stark, als weil der Mensch so zu reden mitten zwischen diese Thierart, und die Natur gestellet ist. **) Er hält die Raubvögel, und die fleischfräßigen

*) Myrias ist ein griechisches Wort, und zeiget die Zahl von 10000 an. Wenn man von den Sandkörnern oder andern Dingen die sich nicht zählen lassen, saget, daß es derselben Myriaden weiß gäbe, so muß man darunter verstehen, daß ihre Anzahl so groß seye, daß zehen tausend derselben wie sonst eine einzelne Einheit betrachtet werden können.

**) Man kann dieses auch von einigen andern Thiergeschlechten sagen, die unter des Menschen Schuz stehen.

sigen Thiere an, und schliesset, so wie es seinem Vergnügen oder seiner Bedürfniß gemäß ist, in ungeheuer weite Thiergärten, und in sorgfältig verwahrte Ebenen so viel einzelne Stücke derselben als ihm gefällig ist, ein.

Wir haben demnach diese grose Menge Haasen, welche unsere Felder vermehren und verwüsten, ausser den andern Physicalischen Ursachen, zum Theil unserm Fleiß und Sorgfalt zuzuschreiben. Es ist bekannt, daß man in einem ganz kleinen zum Vergnügen der Jagd unterhaltenen Gehege, drei bis vier hundert Haasen in einem einzigen Klopfiagen tödet, ohne daß solches der Vermehrung des folgenden Jahres Schaden zu thun scheinet.

Der Haaß ist fast das ganze Jahr durch in der Hitze, am stärksten aber in den Monaten Jenner, Feber, und Merz, und die Häsinnen lassen die Rammler zu aller Zeit zu. Ihre innere Einrichtung ist so beschaffen, daß sie auch wenn sie schon trächtig sind, nochmals trächtig werden können, welches man eine Ueberbefruchtung oder Hervorbringung einer neuen Leibesfrucht zu der ersten, nennet; und sie setzen solchergestalt oft in sehr kurzer Zeit nach einander mehrere Junge. Sie tragen nur dreisig Tage, und sezen jedesmal drei oder vier Junge, welche so bald sie auf die Welt kommen, die Augen offen haben, und wenn sie zwanzig Tage lang an ihrer Mutter gesauget haben, selbige verlassen, und ihrer nicht mehr benöthiget sind.

Die Unterscheidungszeichen des Geschlechtes sind an dem Rammler und der Häsin sehr schwer zu erkennen; daher man denn auch fälschlich geurtheilet hat, daß diese Thiere Zwitter wären.



Die Körner, Früchte, und Pflanzen, besonders diejenigen deren Saft milchig ist, dienen ihnen zur Nahrung; im Winter nagen sie die Baumrinden ab, nur die Erlen und Linden bleiben von ihnen unberührt.

Sie schlafen oder ruhen vielmehr mit offenen Augen dem ganzen Tag über im Lager, welches in einer ganz seichten Höhlung bestehet, wo sie sich zwischen zwei Erdschollen verbergen. Sie bauen es im Winter so, daß sie die Mittagssonne wohl empfinden, und im Sommer machen sie sich ein neues Lager, das sie so einzurichten wissen, daß sie die Kühle der Nordwinde empfinden. Die iungen Haasen bauen ihr Lager sechzig oder achtzig Schritt weit voneinander, und bringen den Tag in der Einsamkeit zu, gegen Abend versammlen sie sich, prossen, pflegen der Liebe, und spielen miteinander bis zu Anbruch des Tages; allein das mindeste Geräusch stöhret ihre Spiele bei Nacht und ihre Ruhe des Tages.

Un souffle, une ombre, un rien, tout
leur donne la fiévre. L. II. Fab. IV.

Ein Hauch, ein Schatten, ein Nichts, alles kann ihnen ein Fieber verursachen.

Wenn sie aber die Gefahr vorüber zu seyn glauben, so kommen sie geschwind wiederum zusammen. Dieses öfters betrübt ausfallende Zutrauen ist eine Haupteigenschaft eines ieden furchtsamen und unvorsichtigen Thieres.

Die Haasen haben ein schwaches Gesicht, aber ein desto feineres Gehör, und lange Ohren, (Löffel) deren sie sich im Laufen anstatt eines Steuerruders bedienen. Wenn man sie verfolget, so suchen sie zu erst einen Berg zu erreichen, weil sie viel kürzere Vorderpfoten als Hinter-



terpfoten haben, und es ihnen also viel leichter fällt Berg an, als Berg unter zu laufen.

Die Dauer ihres Lebens erstrecket sich auf sieben oder höchstens acht Jahre, weil sie ihr ganzes Wachsthum fast in zwölf oder funfzehen Monaten erhalten. Man höret ihre Stimme niemals, ausser wenn man sie mit Gewalt angreifet; es ist selbiges kein scharfes Geschrei, sondern eine ziemlich starke Stimme, deren Klang dem Laut der Menschenstimme fast gleich ist.

Man machet sie leicht zahm, aber sie können nicht eher als erst nach etlichen Zeugungen zu vollkommenen Hausthieren gemachet werden; weil sie ein gutes Gehör haben, gerne auf ihren hintern Pfoten sizen, und sich der Vorderpfoten als Arme bedienen, so hat man einige abgerichtet, die Trommel zu schlagen, und nach dem Tact Bewegungen zu machen. Sie hören die Music gerne, wie solches folgende Historie, wenn sie wahr ist, beweiset:

Zwei Priester sassen an dem Rand eines Waldes beisammen, und unterhielten sich in einem Gespräch; der eine fieng inzwischen einmal, da ihr Gespräch still wurde, an, einen Kirchengesang mit abwechselnden Stimmen zu singen, ein Haaß der solches gerne hörte, kam aus dem Wald, und sezte sich ganz nahe zu ihnen, lief aber wiederum fort, so bald der Priester aufhörte zu singen. Der Priester fieng einige Zeit nachher wiederum an zu singen, und der Haaß kam gleichfals wieder und hörte ihm nochma's zu.

Ungeachtet der Haaß wenn er verfolget wird, den Kopf stark niederdrucket und sich öfters wendet, *) wo-

 durch

*) Wenn er gerade fortlauft, so ist es ein Beweis, daß er fremd ist, und nur im Vorbeigehen dahin gekommen, um Häsinnen daselbst aufzusuchen, und daß er wieder zuruck nach seinem Geburtsort laufet.

durch die Hunde Gelegenheit bekommen ihn abzuschneiden und einzuhohlen, so wendet er doch schlaue Ränke an, um sich aus der Gefahr zu ziehen. „Ich habe, „sagt du Fouilloux, einen Haasen so boshaft gesehen, „daß, so bald er das Waldhorn hörte, er aus seinem „Lager aufstunde, und wenn er auch eine Viertelmei„le davon gewesen wäre, nach einem Teiche lief, darin„nen fortschwamm, und sich in der Mitte desselben „wiederum auf den Bimsen setzte, ohne im geringsten „von den Hunden geiaget zu werden. Ich habe einen „Haasen wohl zwo Stunden vor den Hunden laufen „gesehen, welcher nachdem er lang genug gelaufen „war, einen andern auftrieb, und sich in sein Lager „setzte. Ich habe andere gesehen, die zween oder drei „Teiche durchschwammen, wovon der kleinste achtzig „Schritte breit war. Ich habe andere gesehen, die, „nachdem sie wohl zwo Stunden gelaufen, unter der „Thür einer Schaafhürde wegkrochen, und sich un„ter das Vieh setzten. Ich habe welche gesehen, die, „wenn die Hunde sie iagten, sich unter eine Heerde „Schaafe begaben, welche durch die Felder gieng, „und sie nicht verlassen wollten. Ich habe andere ge„sehen, die sich in die Erde verbargen, wenn sie die „Windspiele höreten. Ich habe andere gesehen, die „auf der einen Seite der Hecke hinliefen, und auf der „andern wieder zurück kehreten, so daß nur die Dicke „der Hecke zwischen ihnen und den Hunden war. Ich „habe andere gesehen, die, wenn sie eine halbe Stun„de gelaufen, auf eine alte Mauer sechs Fuß hoch „stiegen, und sich in eine mit Epheu bedeckte Lücke von „Holzwerk sezten. Ich habe andere gesehen, die durch „einen Fluß schwammen, welcher acht Schritte breit „seyn konnte, und in einer Länge von zwei hundert

„Schrit-

„ Schritten wohl mehr als zwanzigmal vor mir hin-
„ über und herüber giengen.

Das Weibchen von dem Haasen ist viel schwächer, zärtlicher und empfindlicher gegen die Eindrücke der Luft als das Männchen, ungeachtet jenes viel grösser ist; die Häsin fürchtet auch den Thau und besonders unflätige Gegenden mehr als der Haaß.

Es giebt nirgend keine wirklich guten Haasen als auf den Gebirgen, wo wilder Quendel wächset, oder auf erhabenen Ebenen die mit Körnern und Weinstöcken *) bedecket sind, solche Haasen die sich in Morästen und Thälern aufhalten, sich nur von groben Kräutern nähren, und keine andere Luft in sich hauchen, als eine solche die mit vielen dicken Feuchtigkeiten beschweret ist, die haben einen platten und unschmackhaften Geschmack. Dieser Eindruck der Himmelsgegend hat in die Menschen einen eben so starken Einfluß wie auf die Thiere. Welch wunderbarer Unterschied der Sitten und Eigenschaften, ist nicht zwischen den Einwohnern in Holland, und denen in Languedoc zu bemerken!

Das Geschlecht der Haasen, ist wie ich schon erinnert habe, fast allenthalben ausgebreitet, aber es hat viele verschiedene Arten unter sich, wie alle andere, wegen der verschiedenen Erdreiche und Himmelsstriche. Die Inseln im Archipelago waren vor diesem mit diesen Thieren häufig angefüllet, besonders Delos **) heut

*) Die alten Haasen von solchen Gegenden sind zwar nicht so zart wie die iungen Haasen und die Häsinnen, geben ihnen aber in Ansehung des Geruchs dieser Pflanze, welche den Geschmack und Geruch befriediget, nichts nach.

**) Man siehet auf dieser vor diesem so berühmten Insul nichts mehr als einige verderbte Ueberbleibsel von dem Tempel des Apollo.



zu Tag Schile, so von den alten Griechen Lagia genennet wurde, weil man so ausserordentlich viele Haasen daselbst antrafe. Die Haasen in Lappland sind zehen Monat lang des Jahres über weiß, und nehmen nur in den zwei heissesten Sommermonaten ihre fahle Farbe wieder an.

Man bemerket überhaupts, daß die Haasen in kalten Ländern stärker werden, und häufiger sezen, als in Morgen- und Mittagsländern, und die Kaninichen hingegen in diesen lezten Ländern viel besser fortkommen, als in den Nordischen Gegenden.

Die grösten Feinde der Haasen, die selbige am stärksten zu befürchten haben, sind die Uhu *) (Duc) die Fisch-Aer oder der Meeradler, (la Buse) **) der Adler, der Fuchs, der Wolf, der Hund und der Mensch.

Das Gesez Moses und Mahomeds verbieten den Gebrauch des Haasenwildpräts. Die Griechen und Römer denen man nichts verbote, assen solches häufig, und befanden es sehr gut. Martialis giebt dem Haasen den Vorzug unter allen vierfüßigen Thieren, ***) sein Fleisch ist sehr zart, und mit keinem Fett vermengt. Es giebt keine fetten Haasen, auser denen die man in Häusern erziehet, und diese haben iederzeit einen übeln Geschmack. Ich werde zu Ende der Abhandlung von den Kaninichen einige Mittel vorschlagen, sie feister und besser zu machen.

Ge-

*) Eine Art einer Nachteule, ein sehr fürchterlicher Raubvogel, es giebt deren dreierlei Arten, die gröste, die mittlere und die kleine.

**) Die Fisch-Aer so im französischen auch Lanier oder Bondrée genennet wird, ist einer der grösten Raubvögel.

***) Inter quadrupedes gloria prima Lepus.

Gelernte Jäger sehen einen Haasen schon von weitem im Lager liegen, nicht als ob sie ihn wirklich erkennen könnten, sondern sie bemerken einen kleinen Dampf, eine Kugel von Dünsten, die beständig aus seinem Körper aufsteigen, und woran sie ein sicheres Kennzeichen haben, daß sie einen Haasen antreffen.

Man muß die Vorsicht gebrauchen, wenn man auf ihn zugehet, daß man ein wenig schräg gehet, und ihn nur von der Seite ansiehet, damit er glauben könne, daß man nicht nach ihn sondern anderswo zugehen wolle, denn er ist so weit als er nur sehen kann, auf alle unsere Tritte sehr aufmerksam, die Natur hat ihn alles das gelehret, was er von uns zu befürchten hat.

Der Haas und das Kaninichen sind die einigen Thiere die Haare im Mund haben.

Das Kaninichen. Cuniculus, oder Lepus Hispanicus.

Den Menschen keinen Schaden zufügen, auch so gar ihnen Nuzen verschaffen, ist noch lang nicht hinlänglich, eine Erkenntlichkeit deswegen von ihnen zu erlangen. — — Gut, wird man einwenden, das Kaninichen thut den Menschen zwar keinen Schaden, es ist ihnen so gar sehr nüzlich, aber nicht eher als nach seinem Tod; soll man dieses Thier, damit es sich über keine üble Begegnung zu beschweren habe, nicht töden, sondern es sich vermehren, und unsere Wälder und Ebenen verwüsten lassen! Dieses verlange ich keinesweges; ich weis gar wohl, daß wir leben müssen, und daß das Fleisch der Kaninichen, weil es einen guten Geschmack hat, auf unsere Tafeln gesezet werden

muß. Allein ich wollte nur wünschen, daß dieses Thier gleichwie der Haaß, und alles Rothwildprät, wie ich in dem Artickel von der Ziege gesaget habe, bei uns eine so angenehme als sichere Zuflucht fände; daß sie vor dem Marder, dem Iltiß, vor den Hunden und Raubvögeln sicher wären, die sie grausamer Weise zerfleischen und fressen; daß wir sie in sehr geraumige Verzäunungen einschlössen, in welcher sie den Verlust ihrer Freiheit gar nicht bemerketen, und daß wir sie, nachdem sie eine Zeitlang die Ergözlichkeiten, einer angenehmen, reichlichen, und bequemen Lebensart, ohne untermischte Furcht und Schrecken genossen hätten, eines schnellen und wenig schmerzhaften Todes sterben liessen.

Das Kaninichen kommt dem Haasen in allen Stücken gleich, und doch vermischen sie sich nicht miteinander. Die Natur sondert solche Gattungen die einander sehr nahe kommen, nur durch eine sehr schwache Schattierung von einander ab; eine iede Gattung aber bleibet mit Ehrerbietigkeit, in den von der Natur ihr vorgeschriebenen Gränzen. Nur in dem häußlichen Zustand geschehen in diesem Punct bisweilen einige Unordnungen. *) So bringen Z. E. das Pferd und der Esel, das Maulthier, und der Stier mit der Stute, die Lastthiere hervor, die doch bei weitem nicht so viele Aehnlichkeit, wie der Haaß und das Kaninichen miteinander haben. Es wäre möglich, daß auch die Haasen mit den Kaninichen-Häsinen, und so umgewandt sich paareten, wenn man sie zusammen gewöhnete, und eini-

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die wilden Thiere von verschiedenen Gattungen sich in den Wüsten gleichfalls bisweilen vermengen, wenn sie sehr hizig sind, und ihres gleichens zur Begattung nicht finden.

einige Zeugungen durch an einem Ort eingeschlossen hielte. Allein es würde, wie ich nochmals sage, doch nicht eher dazu kommen, als bis sie vorhero durch einen alten häußlichen Zustand gewissermassen ausgeartet hätten. Herr von Buffon hat deswegen unterschiedliche Versuche angestellet, die ihm aber nicht gelungen sind, und er ziehet daraus den Schluß, daß es nicht an dem seye, daß, wie einige Jäger vorgeben, die Rammler unter den Haasen den Weibchen unter den Kaninichen im Wald nachlaufen, und selbige bespringen.

Die Fruchtbarkeit des Kaninichens ist noch grösser, als der Haasen ihre, das Kaninichenweibchen bringet oft sieben bis acht Junge auf einmal; es kann wie die Haasen überfruchtet werden, es geschiehet solches aber selten, indem es sich nicht leicht ehe es geworfen hat, mehr von dem Männchen belaufen läßt. Die grössere Anzahl der Kaninichen gegen den Haasen ihrer Menge gerechnet, rühret nicht davon her, daß iene viel häufigere und mehrere Junge hervor bringen, sondern weil sie sich vor ihren mehresten Feinden, durch solche Löcher wohin sie nicht eindringen können, in Sicherheit sezen. Bloß der Iltiß, der Marder, der Feldratz (putois) und das Wiesel können hinein kommen. Und da sie ihre Jungen in diesen unterirrdischen Schuzorten erziehen, so leiden sie auch nichts von der Strenge der Luft, welche vielen iungen Haasen den Tod verursachet.

Der Haaß hat viel weniger Naturtrieb und Schlauigkeit als das Kaninichen, denn er könnte wie dieses die Erde umwühlen, und sich einen Schuzort machen, pfleget solches aber niemals zu thun. Die Hauskaninichen geben sich selten die Mühe, die Erde um-



umzuwühlen, weil sie wissen, daß sie nicht Ursache haben, sich in Sicherheit zu sezen. Alle wilde Kaninichen sind grau; die Hauskaninichen aber sind zum Theil weiß, andere schwarz, und wiederum andere von vermischter Farbe; eine Art derselben so ein blau silberfarbes Haar hat, und man das Reiche (le riche) nennet, ist vorzüglich schön; ein zahmes Kaninichenweibchen wird fast bei iedem Wurf wenigstens eines oder zwei graue Junge bringen, wenn schon weder Vater noch Mutter diese Farbe gehabt haben, und wenn sie beide grau sind, so sind insgemein ihre Jungen alle grau. Man könnte in einem solchen Kaninichengehäge, wie ich es gleich in der Folge vorschlagen werde, alle graue Kaninichen die daselbst zur Welt kommen, töden, ehe sie noch im Stand wären sich zu begatten, oder selbige in ein anderes Gehäge versezen, um zu sehen, ob man auf solche Art nicht nach einigen Zeugungen diese angebohrne Farbe gänzlich ausrotten könnte.

Diese Thiere können in einem Alter von fünf oder sechs Monaten zeugen und werfen, und wenn sie etwas über das Jahr alt sind, so hören sie auf zu wachsen, wie sie dann auch nicht länger als acht oder neun Jahr leben. Man versichert daß ein iedes Kaninichen einem einzigen Weibchen beständig getreu bleibet. Das Weibchen erweitert einige Tage vorhero, ehe es iunget, ihr Lager, und bauet darinnen für ihre zukünftigen Jungen eine Aushöhlung. Es reißet sich unter dem Bauch Haare aus, und bereitet davon ein Bett für sie. Ich habe einem Kaninichenweibchen bei dieser Verrichtung zugesehen, die aller Vermuthung nach für schmerzhaft gehalten werden sollte, und gleichwohl schien es ihr ein Vergnügen zu seyn, so sehr weiß die

müt-

mütterliche Liebe die Beschwerlichkeit selbst angenehm zu machen.

Wenn die Mutter von ihren Jungen weggehet, um ihre Nahrung zu suchen, so verstopfet sie den Eingang ihres Lagers, damit das Männchen nicht hinein kommen und sie erwürgen könne; die Männchen lieben ihre Jungen nicht eher als bis sie ohngefähr zwanzig Tage alt sind, und sie sich wiederum aufs neue mit ihren Weibchen vergnüget haben. Das Weibchen führet sie dem Männchen alsdann zu, das sie liebkoset, und nach und nach gewöhnet, aus dem Loch heraus zu kriechen, und sich bei dem geringsten Geräusch so gleich wiederum darinnen zu verbergen.

Ein Edelmann aus Bourgogne hat dem Herrn von Buffon eine Beschreibung von einem zahlreichen Kaninichengehäge gemachet, welches er nur mit einem einigen Männchen und Weibchen angefangen, und sich unter andern folgendergestalt davon ausgedrucket: „Die Vaterschaft wird bei diesen Thieren sehr in Ehren gehalten. Ich schliesse solches aus der grossen Ehrerbiethung welche alle meine Kaninichen gegen ihren ersten Vater gehabt haben, den ich wegen seiner Weisse leichtlich erkennen konnte, und welcher das einzige Männchen ist, das ich von dieser Farbe behalten habe. Die Familie mochte sich noch so sehr vermehren; so waren doch diejenigen welche auch ihrer Seits Väter wurden, stets unter ihm. So bald sie sich bissen, es mochte nun um die Weibchen seyn, oder weil sie einander das Fressen streitig machten, so eilte der Grosvater, wenn er das Lärmen hörte, aus aller seiner Macht hinzu, und so bald man ihn wahrnahm, war alles wieder in Ord-

„ nung



„ nung; ertappete er einige im Kampf, so brachte er „ sie wieder auseinander, und gab auf der Stelle „ gleich ein Beispiel der Bestrafung. Ein anderer „ Beweis von seiner Herrschaft über alle seine Nach- „ kommen, war auch folgendes: Ich hatte sie gewöh- „ net, daß sie alle zusammen auf einen Pfeifenschall „ einkommen musten; Wenn ich nun diese Losung „ gab, und sie auch noch so weit entfernet waren, so „ sahe ich, daß sich der Großvater an ihre Spize stell- „ te, und ob er gleich zuerst kam, sie doch insgesamt „ erst einzeln vorbei ziehen ließ, und nur zulezt hinein „ gieng. — — Ich fütterte sie mit Waizenkleien, „ Heue und vielen Wachholdern. *) Sie fraßen „ alle die Beeren, die Blätter, und die Rinde davon, „ und ließen nichts als das Holz übrig. Diese Füt- „ terung gab ihnen einen guten Geschmack und ihr „ Fleisch war auch so gut, als der wilden Kaninichen „ ihres. „

Alle Personen die an den Ergözlichkeiten des Land-lebens, und dem Nuzen den man daraus ziehen kann, ein Vergnügen finden, sollten dergleichen Gehäge halten; man könnte alsdann die wilden Kaninichen ausrotten, die in den Wäldern und anstoßenden Feldern vielen Schaden thun.

Ich weis nicht, wie dies hier gemeldte Gehäge beschaffen und eingerichtet gewesen; ich will aber eines dergleichen beschreiben, das man meiner Meinung nach in kurzer Zeit zu Stande bringen könnte, und welches so wohl das Aug vergnügen, als auch einen ziemlich einträglichen Nuzen verschafen könnte.

Die

*) Man kann ihnen auch Haber, Thymian ꝛc. geben.

jus

vel·
ben
hier
here

ßen
nen
uß
ux
yn,
nne
und
als·
chen
ßen
mit
auf
von
t K
vie·
D P
bei·
mit
en,
und

strei·
ine,
sen,
trei·
enig·
der
leich

" nu
" sie
" gl
" B
" ko
" ne
" ei
" g
" sa
" te
" er
" gi
" S
" al
" u
" re
" F
" i

leben
ein
ten;
rote
viel

besc
ber
in
so
ein

*)

Die grosse Einschliessung A B C D bestehet aus einer ohngefähr drei Schuh hohen Mauer, auf welcher ein vier Schuh hohes Gitter *) stehet; an den vier Winkeln dieser Einschliessung, befinden sich vier kleinere, zwei gegen Mittag A B. und zwei andere gegen Norden C D.

Alle Kaninichen liegen miteinander in den grossen Hütten M M. auf ein wenig Stroh, das man ihnen von Zeit zu Zeit auffrischen muß. Innerhalb muß dieses Gehäg mit viereckigten Erdsteinen (carreaux de terre) oder mit glatten Steinen gepflastert seyn, man reiniget solches alle Morgen, wenn die Sonne aufgehet von dem Unrath des vorigen Tages, und schüttet geschnittenes Stroh darüber, man öfnet alsdann die eisernen Gitter, worinnen die Kanninichen eingeschlossen waren, denn die Hütten M. M. müssen alle vornen und oben Licht haben. Sie sind nur mit zwei grossen Dächern Q R S T V bedecket, die auf funfzehen Schuh hohen Pfählen stehen, und wovon der Regen über die Linien X Y. abläuft. Die mit K bezeichneten Figuren sind Raufen die man hin und wieder tragen kann, deren Profil bei den Buchstaben O P abgezeichnet ist; die Kaninichen stellen sich auf die beiden Seiten derselben, wenn sie freßen. Man nimmt die Raufen des Morgens heraus um sie zu reinigen, leget sie darauf einige Augenblicke auf die Hütten, und stellet

*) Man kann dieses Gitter braun oder Baumrindenfärbig anstreichen, weil 1) die braune Farbe weniger kostet als die grüne, und wenn man altes Holz das grün angestrichen gewesen, verbrennet, das Feuer sehr subtile Theilchen davon heraus treibet, welche die so sich dabei wärmen, töden oder ihnen wenigstens höchst ungesund sind, und 2) unsere hell grüne Farbe der schönen grünen Farbe der Blätter und Pflanzen nicht gleich kommt.



stellet sie nachgehends wiederum an ihren Ort bis zum folgenden Morgen. Die zwei Hütten gegen Morgen werden nur im Winter, und die beiden andern im Sommer besezet. Von den kleinen Einschliessungen A B die man gegen Mittag angeleget hat, wird die eine im Winter mit trächtigen oder säugenden Häsinnen besezet, die man alle einzeln mit kleinen eisernen Gittern voneinander absondert, und die andere wird mit solchen Kaninichen besezet, die man bald abstechen will, und mit Kleye und Wachholder rc. füttert; man läst sie alle beisammen in einer Hütte liegen. Die beiden andern Einfaßungen C. D. dienen im Sommer zu eben dem Gebrauch, wie die zwei erstgemeldten im Winter.

Die Eyförmige Umzäunung G. bestehet aus einem Wasen der mit einer drei Schuh hohen Mauer umgeben ist, worauf aber kein Gitter stehet, weil solches unnüzlich seyn würde. Man muß daselbst Höhen und Tiefen anbringen, dergleichen Ungleichheit des Erdbodens ahmet der Natur nach und ist dem kleinen Wildprät angenehm. Diese Verzäunung muß auch innerhalb mit einigen Bäumen und unten mit dürren Dornen besezet seyn. Man öfnet des Tages zweimal die Thüren I. I. und läst solche iedesmal zwei bis drei Stunden lang offen stehen, und dadurch die Kaninichen in die Waseneinfaßung gehen, damit sie sich darinnen erlustigen können. Wenn man selbige wiederum hat heraus gehen lassen, so läst man dargegen wiederum nach und nach die eingesperrten oder sogenannten Cläußner (Reclus) hinein; man hat hiezu zwei Neze welche von der Spize H bis I zusammen hangen. Wenn man solche geleget hat, so öfnet man die Thüren F, und iagt die Kaninichen gegen den Wasen.

Man

Man schließt darauf die Thüren zu, und nimmt die Neze weg, um den übrigen die Freiheit zu lassen in der äusserlichen Verzäunung herum laufen zu können, und leget sodann die Neze wieder, um die versperrten herein zu bringen, wie man sie geleget hat, um sie heraus zu bringen, welches sich sehr leicht thun lässet.

Man könnte ein eben solches Gehäge für Haasen halten, oder auch Haasen und Kaninichen zugleich darinnen zu erhalten, wodurch man vielleicht nach einigen Zeugungen eine Mittelgattung erhalten würde.

Von der Pfüze oder dem Becken Z gehet ein kleiner hohler Weg bis zur Thüre E, wenn man einige Kaninichen töden will, so kann man sie alle nacheinander durch die Thüre E heraus, und auf das welches man will, einen Hund lassen. Das Kaninichen wird, weil es verfolgt wird, sich in das Wasser stürzen, und der Hund kann es daraus fangen. L L sind die Raufen oder Freßtröge der verschlossenen Kaninichen.

Je geräumiger ein Gehäge seyn wird, desto besser wird es den Haasen und hauptsächlich den Kaninichen gefallen. Es ist auch mehr Nuzen davon zu ziehen, wenn man ein grosses Gehäge hält, in welchen tausend Kaninichen bequemen Raum haben, als bei einem kleinen, welches aufzubauen eben so viel kostet, und doch nur eine kleine Anzahl dieser Thiere fassen kann. Vaniere ist der Meinung, da er von einem gemeinem Gehäge redet, wo die Kaninichen auf allen Seiten Löcher graben, und das freie Feld zu gewinnen suchen, daß die Mauer womit es umgeben ist, die wenigstens sechs Schuh hoch seyn solle, eben so tief als hoch seyn müße. Allein dieses verursachet schwere Kosten, und verhindert nicht, daß die Kaninichen nicht in

die



die Länge entweder durch den Grund, oder unter selbigen weg durchwühlen sollten.

„Man kann, sagt er, die Kaninichen auf eine
„ anmuthigere Art einschließen, nämlich mit einem
„ mit Wasser angefüllten Graben, *) man geniesset da-
„ durch zwei reizende Anblicke zugleich, man kann vier-
„ füsige Thiere und Fische iede einzeln, und fast auch
„ zugleich springen und hüpfen sehen, und über dieses
„ zu eben der Zeit da man in dem Gehäge schiesset,
„ auch zugleich ein Nez in die Gräben werfen.

„ Wenn man die Kaninichen die ganze Nacht
„ durch unter freien Himmel stehen liesse, so würde
„ man sie den Anfällen der Raubvögel blos stellen.
„ Man muß sie deswegen zu Abends einsperren, **)
„ ein hiezu abgerichteter Hund muß die trägen Kani-
„ nichen antreiben, und machen, daß sie sich ohne Ver-
„ zug in ihre Ställe begeben. ***) So bald er mit
„ seinem Gebell seine Ankunft zu erkennen giebet, so
„ werden alle Kaninichen den Kopf und die Ohren in
„ die Höhe richten, sich auf ihre hintern Pfoten sezen,
„ mit den Augen suchen, wo der Hund herkommt, und
„ sodann wiederum auf ihre vordern Pfoten fallen,

„ heftig

*) Vaniere scheinet zu vergeßen, daß sich das Wasser insgemein an tiefen Orten befindet, und hingegen die Gehäge viel besser auf Anhöhen angeleget sind. Ausser diesem schließet das Wasser die Kaninichen nur im Sommer ein, dann im Winter würden sie über das Eis weggehen, und sich in den Wald begeben.

**) In langen Tagen darf man sie nur von zehn Uhr Abends bis um drei Uhr des Morgens einsperren.

***) Es würde unnöthig seyn, einen solchen Lermen in dem von mir entworfenen Gehäge zu machen, da ein Kind, ohne die mindeste Mühe alle Kaninichen in den Stall treiben könnte.

„ heftig in die Erde schlagen, und eilig in ihre Ställe
„ laufen, die Mütter welche für ihre Jungen sehr be-
„ sorget sind, werden solche dabei noch stärker zur
„ Flucht antreiben."

Ich finde hier in dem Vaniere die wizige Fabel von den Kaninichen, welche ein Flintenschuß auseinander geiaget hat, und die gleich darauf wieder zusammen kommen, und sich der Gefahr aufs neue abermals aussezen.

Ferrea quae lepori subitam dat fistula mortem
Terrificum pyrio cum pulvere foeta sonorem
Edidit, auditum trepidat grex omnis ad ictum:
Sed mox cum sonitu pavor evanescit in auras;
Strata quae gaudentes ludunt per corpora, nostri
Consimiles quorum blandos mors dira Sodales
Ex oculis in Brusta rapit; tristisque sepulchri
Immemorem tamen exigimus per gaudia vitam.

Als kleine bleierne Kugeln mit einem dem Donner gleichen Getöße aus einer schmalen und engen Röhre heraus fuhren, und unter einer Heerde Kaninichen, den Schrecken und Tod ausbreiteten, so begaben sich alle die so dem tödlichen Schuß glücklich entronnen waren, mit schnellester Eilfertigkeit in ihre unterirrdischen Wohnungen. Allein die



Furcht dauerte nicht länger als das Getös; sie kamen augenblicklich wiederum zum Vorschein, und sezten sich ganz munter der Gefahr wiederum neuerdings aus. Gleich wie wir unsere Nächsten und Anverwandten sterben sehen, und des Tages darauf so vergnügt leben, als ob wir den Tod niemals zu befürchten hätten.

Fontanie hat diese Fabel noch schöner vorgetragen, ich will sie hier mit beifügen, damit meine Leser selbsten davon urtheilen können.

A l'heure de l'affut, soit lorsque la lumière
Précipite ses traits dans l'humide sejour
Soit lorsque le soleil rentre dans sa carrière,
Et que n'etant plus nuit il n'est pas encore jour;
Au bord de quelque bois sur un arbre je grimpe,
Et, nouveau Jupiter, du haut de cet Olympe,
Je foudroie à discretion
Vn Lupin qui n'y pensoit guere
Je vois fuir aussi-tôt toute la nation.
Des Lapins qui sur la bruyère,
L'oeil éveillé, l'oreille au guet,
S'egayoient & de thym parfumoient leur banquet;
Le bruit du coup fait que la bande
S'en va chercher sa sûreté
Dans la souterreine cité:
Mais le danger s'oublie & cette peur si grande
S'evanouit, bientôt je revois les Lapins

Plus

Plus gais qu'auparavant revenir sous mes mains.
Ne reconnoit-on pas en cela les humains?
Dispersés par quelque orage
A peine ils touchent le port
Qu'ils vont hazarder encor
Même vent, même naufrage.

L. X. Fab. XV.

Ich kletterte in der Stunde des Anstandes, wann die Sonne entweder ihre Strahlen in die feuchte Wohnung senket, oder wenn sie ihre Laufbahn wiederum aufs neue betritt, und es nicht mehr Nacht doch auch noch nicht gänzlich Tag ist, an einer Waldspize auf einem Baum, und donnerte, als ein zweiter Jupiter nach meinem Gutdünken, meinen Keil auf ein Kaninichen, welches sich dessen nicht im mindesten versehen hatte. Auf einmal begab sich diese ganze Kaninichen-Nation in die Flucht. Sie hatten sich vorhero mit munterem Aug und wachsamen Ohr auf dem Heidekraut erlustiget, und ihr Gastmahl mit Thymian wohlriechend gemacht, nunmehro aber machte der Schall des Schußes, daß die gantze Heerde eilfertigst in ihren unterirrdischen Höhlen Schuz und Zuflucht suchte. Allein in kurzem war die Gefahr vergessen, und diese ausserordentliche Furcht verschwunden, und es stunde wenige Zeit an, so sahe ich die Kaninichen wieder munter und lustig unter mir herum laufen. Ist dieses nicht das Bild der Menschen? Kaum haben sie, nach ausgestandenen Sturm, und wenn sie dadurch hie und da zerstreuet worden sind, den Haven erreichet, so

siehet



stehet man sie augenblicklich wiederum den nemlichen Wind und Schifbruch wagen.

In den benachbarten Landen an dem See Baikal in der Tartarey findet man ein Thier, welches dem Kaninichen ähnlich ist, alle Arten und Gewohnheiten desselben an sich hat, und nur durch einen sehr langen Schwanz von selbigem sich unterscheidet. Es ist in selbigem Land unter dem Namen Tolai bekannt.

Das Tapeti welches man in Brasilien findet, scheinet eine Ausartung von dem Haasen oder Kaninchen zu seyn. Herr von Buffon hält dieses Thier für das nämliche, welches Fernandes Cicli nennet.

Die fleischfräßigen Thiere.

Bey gewissen Thieren erfordert es die Nothwendigkeit, daß sie sich von Fleisch und Blut nähren; die Gestalt und Beschaffenheit ihres Magens und ihrer Eingeweide, beweiset, daß es die Natur so haben will. Sie hat eine unendliche Anzahl von Thieren von allen Geschlechtern hervorgebracht, weil ihre Fruchtbarkeit gleichfalls unendlich ist; sie erlaubt ihnen, sich unter einander aufzureiben, weil solches ihrem allgemeinem Entwurf gemäß ist, wovon sie sich nicht entfernen kann, allein sie wollte auch ohne Zweifel, daß eine zweite und verständige Ursache, wie z. E. der Mensch, diesen Theil ihres Entwurfs linderte und mäßigte, der Mensch sollte alle einzelne Geschöpfe der Natur in Ordnung bringen, einem jeden seinen gehörigen Plaz anweisen, die einen vermehren, andere in ihrer Vermehrung einschränken, nur solche Thiere zusammen stellen und ordnen, die einander keinen Schaden

zufügen können: und mit einem Wort zwischen den friedsamen und Fleischfräßigen Thieren eine Gränzlinie ziehen, und dafür Sorge tragen, daß die lezten solche niemals überschreiten. — — Er sollte sie mit toden Körpern ernähren, an statt ihnen zu erlauben lebendige Körper zu fressen, und nur so viele von denselben unterhalten als nöthig ist, wenn keine einige Frucht der Natur verlohren gehen solle, denn sie sind alle schön, und die mehresten sind dem Menschen so gar nüzlich.

Es könnte sich die Ordnung die wir unter den Thieren einzuführen hätten, weder bis auf die Insecten, die uns nicht nur ihrer häufigen Anzahl und unendlichen Vermehrung sondern auch ihrer Kleinigkeit wegen entwischen, noch bis auf die Fische erstrecken, die wir im Schoos des Meeres nicht regieren können. Wir müssen uns aber hiebei damit trösten, daß man allen dem was unmöglich ist, überhaupts entsagen muß, und über dieses auch eine iede dieser beiden Naturen von der unsrigen so verschieden und entfernet ist, daß wir, wenn die einzeln Insecten oder Fische von andern ihres gleichens oder von uns verschlungen werden, solches mehrestentheils nicht bemerken, und wenn wir solches auch bemerken, oder selbst die Werkzeuge dazu sind, so werden wir doch weder durch die Vergiessung des Blutes, noch durch die Kennzeichen des Schmerzens, gerühret, wenn diese leztere schon denen ähnlich sind, die wir selbst von uns geben, wenn wir leiden. So wird es uns zum Exempel wenig rühren, wenn wir das Meer mit Myriaden von Heringen und Mackrelen bedecket sehen, deren ein Theil den Hunger der Nordischen See-Ungeheuer gestillet hat, und der übrige Theil zu unserer Sättigung bestimmet ist. Ueber dieses werden diese Thiere gleich in dem Augenblick, da man sie aus dem



Wasser ziehet, ohnmächtig und tod, daß sie also wenig leiden.

Da uns die Herrschaft über die Luft gleichfals wenigstens bis zu einen gewissen Grad übergeben worden ist, so sollten wir die Vögel so wohl als die vierfüßigen Thiere beherrschen, und die mehresten Raubvögel,*) die Sperlinge nicht ausgenommen, vertilgen. Allein so lang wir selbst gegeneinander in einem beständigen Misverständniß und Krieg leben, so werden wir schwerlich die Gattungen so uns untergeordnet sind, in gehörige Ordnung bringen können.

Der Wolf. Lupus.

Dieses Thier wird von den Menschen auf allen Seiten so verfolget, daß es sich in das Innerste der Wälder verbergen muß; weil er unbehend, plump, und verzagt ist, so entgehen die mehresten Thiere seiner Verfolgung; die Noth flößet ihm manchmal List und Ränke ein, wenn ihm solche aber nicht gelingen, so stirbt er vor Hunger und Wuth. Wäre es nicht besser, wenn eine so unglückliche Gattung gänzlich verlöschete?

Der Wolf scheinet dem ersten Anblick nach dem Hund zu gleichen, allein er hat nur die Masque desselben an sich, wenn ich so reden darf, und ihre Eigenschaften

*) Der Rab ist eines dieser schädlichen Thiere. Er reiniget freilich unsere Felder von den Schnecken. Allein warum sind wir nicht auf die Vermehrung der Kiebize, so viel als möglich bedacht? sie würden uns eben diesen Dienst leisten, und nicht so viel Schaden thun wie die Raben. Man könnte freilich auch noch sagen, daß der Rab dadurch nützlich wäre, daß er die todten Körper frißt. — — Warum graben wir solche aber nicht ein? Sie würden auf solche Art unsere Felder fruchtbar machen, und die Luft nicht mehr anstecken.

schaften sind beiderseits einander gänzlich entgegen gesezet.

Er hat wie der Hund einen feinen Geruch, er nähert sich bei Nacht, bewohnten Orten, suchet in die Schäfereyen und Hünerhäuser einzuschleichen, und erwürget mit Wuth alles was er findet; wenn er nur einer Beute benöthiget ist, so wird er tausend umbringen, wenn er so viel antrâfe, da ihn sein gefräßiger Trieb veranlasset, sich dieses gräslichen Mittels zu bedienen, um dadurch zu verhindern, daß ihm keine einige Beute entwischen könne.

Wenn ein Wolf verwundet wird, und Blut verliehret, so locket dieser angenehme Geruch die benachbarten Wölfe und oftmals seine Brüder, herbei, die ihn verfolgen, anfallen, und fressen. Es ist also das Sprüchwort falsch, daß kein Wolf einen andern Wolf freße. Sondern sie fressen wirklich einander. Sie sind überhaupts vollkommen ein Sinnbild der Boshaften, die, wenn sie zuerst die Guten und Schwachen verschlungen haben, sich endlich untereinander selbst aufzehren.

Ein Hauptunterschied zwischen dem Hund, auch so gar dem wilden Hund und dem Wolf, und der wie alle andere zum Vortheil des erstern ausschlägt, ist dieser, daß der Wolf alle Arten der Gesellschaft und des Umgangs hasset, und sich nicht einmal zu seines Gleichen gesellet; wenn er sich auf eine kurze Zeit mit einigen andern Wölfen vereiniget, so geschiehet solches blos in der Absicht um sie zu Mitschuldigen einiger Mordthaten zu machen, die er allein nicht vollbringen kann. Wenn sie ihre Beute mit Murren und Brummen getheilet haben, so gehen sie allerseits



mit einem finstern Ansehen wiederum zuruck, und die Reue scheinet ihnen auf dem Fuß nachzufolgen.

Die ältesten Wölfinnen fangen zu Ende des Decembers, und die iüngere im Merz an hizig zu werden. Das Ranzen dauert nicht länger als zwölf oder funfzehen Tage, und sie sind ohngefähr drei und einen halben Monat lang trächtig, (Dicke) öfters gehen einem einzigen Weiblein viele Wölfe nach, und sie kämpfen um dem Besiz desselben, und es trägt sich vielfältig zu, daß sich die Ueberwundenen wider den Sieger, nachdem er die Frucht seines Sieges genossen hat, vereinigen, ihn zerreissen, und ihre Wuth in seinem Blute löschen. *)

So bald die Wölfinnen werfen (wölfen) wollen, so suchen sie im dicksten Wald einen dichtbewachsenen Ort, und machen daselbst ein Lager von Mooß, sie bringen bei iedem Wurf drei bis neun Junge, und werfen das Jahr nur einmal, einige Wochen lang ernähret die Wölfin ihre Jungen blos mit ihrer Milch; nachgehends bringt sie ihnen Hamster, Rebhüner und lebendiges Federvieh, die iungen Wölfe quälen und töden solches gleichsam zum Zeitvertreib, und gewöhnen sich dadurch nach und nach zum Würgen und Morden; ihr Vater würde sie auffressen, wenn er sie gleich nach der Geburt fände, wenn sie aber etwas gröser werden, so liebkoset er sie, und bringt ihnen einen Theil von seiner Beute mit.

Bei dieser Gattung von Thieren bringt die Natur wie bei allen andern Gattungen mehrere Weiblein als Männlein hervor.

Die

*) Die Wölfe haben wie die Hunde eine beinerne Ruthe, die mit einer Wulst umgeben ist, welche aufschwillt.

Die jungen Wölfe, sind mit zwei Jahren tüchtig zu zeugen, und die jungen Wölfinnen sind um so viel mehr in diesem Alter zum trächtig werden geschickt, weil sie von einer noch frühzeitigern fruchtbaren Art sind. Sie erlangen ihr gänzliches Wachsthum mit zwei bis drei Jahren, und ihre Lebenszeit dauert funfzehen bis zwanzig Jahre.

Wenn diese Thiere zum Unglück für unser Geschlecht irgendwo einen menschlichen Körper gefunden oder ausgegraben haben, so wollen sie fast kein anderes Fleisch als Menschenfleisch mehr fressen, sie erwürgen Kinder und öfters ihre Mütter, aller Bemühungen ungeachtet welche die leztern anwenden um jene zu retten.

Einige Wölfe die in den Jahren 1765 und 1766 das Gevaudanische Gebiet verwüstet hatten, waren ohne Zweifel von dieser erstbemeldten grimmigen Art, die man aus diesem Grund Wehrwölfe (Loups garous) nennet, das ist solche vor denen man sich wehren muß. Man ist manchmal gezwungen, ein ganzes Land wider die Wölfe zu bewafnen, man nennet den Anführer der Jäger den Wolfsjäger, (grand Louvetier.) Man unterscheidet die Wölfe in junge alte, und grosse alte Wölfe, man erkennet sie an den Spuhren und den Fährten.

Der Wolf läßt, wenn er in einem Nez gefangen worden, oder in eine Grube gefallen ist, *) eben so wie

*) Diese Art den Wolf zu fangen ist ganz leicht. Man gräbt gerade gegen der Oefnung einer Mauer, oder einer Hecke eine tiefe Grube, und leget ein Brett darüber welches nur auf der Seite wo der Wolf hinein gehen muß; und in der Mitte auf zwei Pfählen gestüzet, aber nicht daran fest gemachet ist, wenn also der

ein zahmer Bär, mit dem man alles vornehmen kann, wenn er nur einmal in Ketten geleget worden, und einen Maulkorb an hat, den Menschen auf sich zugehen, sich fesseln, fortführen, und so gar ums Leben bringen, ohne den mindesten Widerstand zu thun.*) Man kann den Wolf auch selbst zum Werkzeug seines Todes machen, sagt Baniere, da er ausserordentlich gefrässig ist, weil ihn der Hunger beständig plaget, so stecket man in ein Stück Luder das man an einem Wald hinwirft, etliche Angeln. Wenn der Wolf kommt, und dieses Luder mit seiner gewöhnlichen Gierigkeit frißt, so zerreissen ihm die Angeln die Halsdrüssen, und sein Schlund der bis daher nur mit Schaafblut befeuchtet worden ist, wird nunmehro mit seinem eigenem Blut benezet. Er stirbt, ohne daß ihm weder der Storch**) noch ein anderes mehr mitleidiges als kluges Thier retten kann; und was das aller verdrüßlichste für ihm ist, wenn er solches zu empfinden fähig wäre, so freuet sich alles was um ihm ist, über seinem Tod.

Es giebt ausser Engeland wenig Länder, wo man keine Wölfe antrift; und sie sind nur deswegen auf dieser Insul so sparsam zu finden, weil die Waldungen ebenfals daselbst nicht sehr häufig sind; es wäre aber un-

der Wolf über die Mitte hinaus kommt, so schlägt das Brett über, und fällt mit samt ihm in die Grube hinunter. Um ihn auf diese gefährliche Brücke zu locken, so hängt man in die von der Mauer oder Hecke verschlossene Verzäunung ein Viertel Luder.

*) Geßner erzählet, daß eine Frau, ein Wolf, und ein Fuchs nach und nach in eine solche Wolfsgrube gefallen, und daß weder der Wolf noch der Fuchs der Frau das mindeste Leid zugefüget haben.

**) Lib. III. Fab. IX.

unstreitig viel besser, wenn man sich bemühen müste, diese grausamen Thiere auszurotten, als wenn man wie in England Mangel am Holz leidet, welchen Mangel wir in Frankreich vielleicht auch in kurzer Zeit zu besorgen haben.

In den Nordischen Ländern trift man ganz weisse, und in andern Ländern ganz schwarze Wölfe an. Ihre gewöhnliche Farbe ist fast fahl. Einige sind gelb, und diese sind von sehr wilder Art, und kommen unsern Wohnungen niemahls nahe.

Einige Wölfe, die ordentlich nur vom Luder leben, heist man Loups-matins (Schaafshund-Wölfe) und andere hingegen Loups-levriers (Windhund-Wölfe.) Die Naturkenner theilen diese Thiere noch in unterschiedliche Classen ein, als z. E. in den vergoldeten Wolf (Loup doré) den Tiegerwolf (Loup Tigre) und den Luchswolf (Loup-Cervier oder Lynx.) Von diesen beiden letztern werde ich aber bei anderer Gelegenheit handeln.

Der vergoldete Wolf oder Chacal *) ist mit dem Jacard oder Adive einerlei Thier. Der erste ist nur wild und der andere zahm. Herr von Buffon meldet, daß er in einigen französischen Chronicken gelesen habe, daß zur Zeit Carls IX. viele Frauenzimmer am Hof anstatt der kleinen Hunde Adives gehalten haben.

Die viele Mühe, so man auf diese Adives gewandt hatte, die ohne Zweifel seit vielen Zeugungen zahme Hausthiere waren, hatten ihnen vermuthlich ihre Fehler und Unarten abgewöhnet, denn man hätte sonst einen sehr verderbten Geschmack besitzen müssen, wenn

*) Man nennet ihn auch den gelben Hund, weil er diese Farbe hat.



wenn man sie hätte leiden und gerne haben können, im Fall sie noch einige von ihren natürlichen Unarten an sich gehabt hätten, die folgendermassen geschildert werden: „Die Chacal gehen beständig zu zwanzig, dreyßig, bis vierzig Heerdenweiß miteinander; sie freßen alles was ihnen aufstößt. Sie durchwühlen die Gräber, und begleiten alle ihre Verwüstungen mit einem kläglichen und beständig fort anhaltenden Geschrey. Sie sind die Raben unter den vierfüßigen Thieren; das allerunreineste und noch so sehr angesteckte Fleisch ist ihnen nicht eckelhaft. Der Chacal vereiniget mit der Unverschämtheit des Hundes, die Niederträchtigkeit des Wolfs; und da er an dieser beyden Thiere ihrer Natur Antheil nimmt, so scheinet er blos ein verhaßtes Wesen zu seyn, welches von allen den übeln Eigenschaften des Wolfes und des Hundes zusammgesezet ist.“ Dieses Thier siehet auch der Hyäne sehr ähnlich, und befindet sich wie diese in dem Mitternächtigen Theil der alten Welt.

Es giebt auch ein Chacal von kleiner Art, welches Herr von Buffon für das Panzerthier des Aristoteles hält.

In Persien zähmet man die Wölfe und lernet ihnen eine Art eines Tanzes. Ein gut abgerichteter Wolf kostet in diesem Land bey fünfhundert Thaler. *)

Vaniere drucket das Unglück eines von dem Wolf geraubten Schaafes also aus: Ein Schäfer, sagt er, soll

*) Herr Vanart erzählet von einem iungen Wolf, den er so zahm gemacht hatte, daß er ihn so gar bei sich schlaffen ließ. In einer Nacht leckte er ihm lange Zeit das Bein, endlich merkte er Blut, und biß ihn; dieses beweiset, daß dieses Thier durch viele Zeugungen zu dem Umgang mit Menschen und der Mässigkeit gewöhnet werden müsse, bis es seine Blutgierigkeit verliehret.

soll weder ein junger unvorsichtiger Mensch der seine Heerde vernachlässiget, noch ein schwächlicher alter Mann seyn, der nicht mehr im Stand ist, sich auf seinem Schäferstock aufrecht zu halten, und also auch nicht beständig wachen und sich auf allen Seiten umsehen kann, ob der Wolf ihn nicht zu überraschen suche*) dann dieses Thier wird durch den Hunger scharfsinnig und verschlagen, lauert den Zeitpunct ab, da ihn der Schäfer nicht bemerken kann; raubt ein Schaaf, trägt solches in seinem Rachen fort, und wenn er von der Heerde ein wenig entfernet ist, so treibet er es mit Beißen, und Schlagen mit seinem Schwanz vor sich her. Vergebens wendet alsdann das unglückliche Schäfchen seine Augen zu seinem unvorsichtigen Hirten zuruck, und blecket ihn kläglich an, da er selbiges nicht mehr hören kann.

La Fontaine erzählet, daß ein Wolf über seine Grausamkeit nachgedacht, und sich fast entschlossen habe derselben zu entsagen, und lieber zu sterben, da er aber gesehen, wie ein Schäfer ein Schaaf an den Bratspieß gestecket habe, so wären ihm seiner Meynung nach, durch diesen Anblick seine Zweifel gehoben worden. Er zeiget sich hiebey nicht nur als einen Weltweißen der die Natur wohl kennet, sondern auch als einen Poeten der sie noch verschönert. Wir müssen wenigstens eingestehen, daß, wenn anders unsere Beispiele auf die Thiere, und auch selbst auf diejenigen die uns gleichsam nur im Vorbeigehen sehen, einen Einfluß haben, wir sie im hohen Grad berechtigen, grausam ohne Noth, das heißt, unbillig zu seyn.

Der

*) Man muß aber auch zugestehen, daß ein so beständig anhaltendes Wachen nur bei einem Wald und zu der Zeit nöthig ist, da die Hunde, anstatt zu wachen, an ihres Herrn Seite schlafen.



Der Fuchs. Vulpes.

Es ist ein grosses Unglück, wenn man deswegen, weil man oft betrogen worden, selbst zum Schelm wird; aber doch pflegt diese üble Eigenschaft nicht so gar unbeugsam zu seyn, als die wenn man zum Schelm gebohren ist; dann die erstere Eigenschaft ist nur ein zufälliges Laster, welches man durch ernsthafte Ueberlegungen und kluge Rathschläge verbessern kann, da hingegen die leztere der Natur des Thieres gleichsam anhänget, und eingepräget ist. — — Ich weis nicht, ob es wirklich Menschen giebt, welche diese entsezliche Eigenschaft gleich mit der Geburt auf die Welt bringen, und ich will lieber daran zweifeln; hingegen kann man um desto weniger in Zweifel ziehen, daß diese Eigenschaft von dem Fuchs unzertrennlich und ihm angebohren seye. Es könnten aber so wohl die Menschen als die Füchse nach und nach durch die Erziehung verbessert werden.

Der Fuchs ist schlau, und folglich nothwendig auch boshaft und niederträchtig. — — La Fontaine hat dieses Thier wohl gekannt, und vortreflich schön abzuschildern gewust. — — Mit welcher kriechenden Schmeicheley redet er nicht den Raben an, da er den Käs, den selbiger in seinem Schnabel hält, zu erhaschen suchet, und nennet ihn, Mein Herr von Rab Phoenix unter den Einwohnern dieses Waldes. *) Mit welcher lächerlichen Art gehet er nicht von dem Storch weg, der um sich wegen der dünnen Suppe die er ihm vorgesezet hatte, zu rächen, ihn nüchtern wiederum fortschickte; da er ihn zu anderer Zeit auf ein Mittagmahl zu sich geladen, und ihm ein Gehäck in

*) Lib. I. Fab. II.

in einer engen Bouteille vorsezte, so gieng er mit gebeugten Kopf und hängenden Ohren seines Weges, so beschämt wie ein Fuchs dem man sein Huhn wiederum abgenommen hat. *) Wenn er groß prahlen will, da ihm entweder die Trauben, die er nicht erlangen kann, noch nicht zeitig genug sind, **) oder da ihm der Hahn, dem er den Frieden ankündet, zugleich die Ankunft zweier Windspiele meldet, die mit schnellen Springen auf ihm zueilen ***) so wickelt er sich allezeit mit der schlechten Art eines Bößewichts der eben erst seine Strafe ausgestanden hat, loß; wenn er die Erziehung des Wolfes rühmet, um ihn dadurch zu bewegen, den Namen des Pferdes zu lesen ****) oder dem Ziegenbock den Vorschlag machet, in einen Brunnen hinunter zu steigen, und sich dabei vorbehält, ihn darinnen stecken zu lassen, so leuchtet aus allen diesen Umständen eine schwarze Bosheit hervor, die fast allezeit mit der Schlauigkeit verknüpfet ist. Wenn er aber, um sein Leben zu retten, sich mit andern schädlichen Thieren an einen Galgen hänget, so ist solches eine so niederträchtige List, die einem mehr Ehrliebenden und rechtschaffenern Thier gar nicht im Sinn kommen würde. *****)

Der Fuchs ist schlauer als der Wolf, er wendet nicht so viele Leibeskräften und Bemühungen, und Nachforschungen wie dieser an, um seine Nahrung zu finden, brauchet aber mehr List und Klugheit; daher ihm auch alles besser gelinget. Er machet den Anfang damit, daß er sich eine unterirrdische Wohnung aufschläget,

*) Ibid. F. XVIII.
**) Lib. III. F. XI.
***) Lib. II. F. XV.
****) Lib. XII. F. XVII.
*****) L. XII. F. XXIII.

schläget, wo er sich und die Seinigen in Sicherheit sezet. Er machet seinen Bau am äussersten des Gehölzes in einem verborgenen und versteckten Ort. Von da aus höret er das Krähen der Hähne in den nahgelegenen Dörfern, und von dieser Stimme geleitet und angelockt, schleicht er zu Nachts ganz stille um die Hühnerhöfe herum. Kann er in ein Hünerhaus hinein kommen, so erwürgt er alles was er findet, und trägt eines nach dem andern in sein Loch, wenn es nicht zu weit entfernet ist, oder er versteckt sie in den Sand, in Mooß, oder in ein mit Kornbedecktes Feld, und kommt sodann nach seiner Gelegenheit sie zu hohlen. Er iaget am liebsten im freien Feld, weil er daselbst am wenigsten befürchtet gesehen zu werden, oder in Neze zu fallen. Die Kloben und die kleinen Lustgebüsche müssen ihm auch bisweilen seine Küche mit Vorrath anfüllen, er kommt den Vogelstellern zuvor, und besichtiget ihre Schlingen sehr früh, und nimmt die Schnepfen und Krammetsvögel, welche sich darinnen gefangen haben, aus. Seine Geschicklichkeit gehet so weit, daß er so gar die Vögel erhaschet, welche längst an den Hecken wegfliegen. Wenn er diese Jagd anstellen will, so legt er sich mit flachem Bauch nieder, und strecket seine hintern Läufte hinaus, welche Stellung er mit der Kaze gemein hat. Der erste Vogel welcher ihn siehet, machet ein enſezliches Geschrei, welches man leicht erkennet, darauf fliegen alle Vögel in der Nähe herbei, und beschimpfen ihren Feind, denn wenn sie ihn einmal bemerket haben, so ist er ihnen nicht mehr fürchterlich, er begiebt sich sodann wiederum in seine Höhle, und die Vögel verfolgen ihn mit Spottgeschrei bis er in seinen Bau hinein gekrochen ist.

Dieses

Dieses gefräßige und schädliche Thier frißt die jungen Kaninichen und die jungen Haasen, es erwischt auch bisweilen die alten Haasen im Lager. Wenn er eine Wachtel oder ein Rebhun über ihren Eyern findet, so frißt er die Mutter und ihre zukünftigen Kinder. Er überfällt die Wespen und die wilden Bienen, sie vertheidigen sich zwar, hängen sich an seine Haut, die sehr dick ist, und stechen ihn so sehr als sie nur können, allein er leget sich auf den Rucken, und erdrücket sie, und fängt den Angrif so oft wiederum vom neuen an, daß er sie endlich nöthiget, ihm das Feld zu räumen, alsdann scharret er das Honig heraus, welches er ungemein gern frißt, und verzehret es, oder träget es in seinen Bau.

Wenn man ihn jagen will, so läst man seinen Bau, zu Abends wenn er heraus gegangen ist, verrammeln. Des Morgens früh erwartet man ihn daselbst. So bald er sich zeiget, so läst man die Hunde auf ihn loß, er nimmt etliche Umschweife, und suchet ein bis zweimal wieder in seinen Bau zu kommen, wenn er aber siehet, daß ihm der Eingang gänzlich versperret ist, so nimmt er gerad vorwärts die Flucht. Alsdann läst man die Jagdhunde auf ihn los, die ihn einhohlen und erwürgen, wenn man ihn nicht lieber mit einem Flintenschuß töden will.

Man kann auch, an statt den Bau zu verrammeln, die Dachshunde mit den krummen Beinen hinein schlupfen lassen, und man bekommt auf solche Art öfters den Vater, die Mutter, und die Jungen.

Der Fuchs ist ein eben so grosser Feind von der Sclaverei wie der Wolf, er müste dann sehr jung gefangen worden seyn; sonst stirbt er vor Hunger und Ver-



Verdruß. Wenn man einen Fuchs mit einer Henne, oder einen Wolf mit einem Schaaf in einem engen Ort einsperret, so wird man des andern Tages die Henne und das Schaaf noch unverlezet finden.

Die Füchse werden zur Winterszeit läufig, und im Aprilmonat trift man schon junge Füchse an. Die Füchsin wirft des Jahres nur ein einzigesmal, und bringt wenigstens drei und höchstens vier Junge zur Welt.

Die Stimme des Fuchses hat verschiedene sehr kenntliche Töne. Er klaffet, er bellet, und giebt einen traurigen und durchdringenden Laut von sich, der dem Geschrey des Pfaues gleichet. *) Er giebt auch ein klägliches Geschrey von sich das von seinem Schmerzen zeiget, erhebt solches aber nie als wenn ihm ein Glied zerschmettert wird. Er läst sich wie der Wolf zu tod prügeln und umbringen, ohne kläglich zu thun, wehret sich aber stets muthig dabey.

Sein Haar fällt ihm aus, und verneuert sich wieder, wenn er jung oder im Sommer gefangen wird; seine Farbe ist nach Beschaffenheit der Länder in denen er sich aufhält, sehr verschieden. Es giebt in Frankreich rothe und grau silberfarbe Füchse, die leztern werden in Burgund kohlschwarze Füchse (Renards charbonniers) genannt, weil sie schwärzere Füße als die andern haben. In den Nordländern trift man deren graue, bläue, schwarze, weiße, weiße mit fahlen Pfoten, weiße mit einem schwarzen Kopf ꝛc. an. Diese vielen Verschiedenheiten beweisen, daß diese Gattung von Thieren, fast in den mehresten Weltgegenden

*) Er lässet seine Stimme nur im Winter hören, im Sommer ist er fast stumm.

genden ausgebreitet ist, und daß sie vermög der allgemeinen Ordnung der Natur, die Farbe eines jeden dieser Himmelsstriche angenommen hat. Sie befinden sich in kalten und gemässigten Ländern in der grössesten Menge.

Man kann auch selbst die jungen Füchse nicht wohl recht zahm machen, und sie haben überdieses einen unerträglichen Gestank. Herr Daubenton glaubt, daß sich dieser empfindliche Geruch bei den zahm gemachten Füchsen, nach einigen Zeugungen durch gutes Futter, so wie auch ihre wilde Art verliehren würde. Er hält es auch für möglich, sie mit den Hunden begatten zu können, wie solches vor diesem mit den Lacedämonischen Hunden nach dem Zeugniß des Aristoteles *) geschehen seyn solle. Und es ist solches um so viel wahrscheinlicher weil so viele Aehnlichkeit zwischen dem Hund und dem Fuchsen Statt findet.

Man kann das Thier Jsatis den Kreuzfuchs (vulpes crucigera) und den Vielfraß, (le glouton gulo) als die zwei näheſten Arten des Fuchses betrachten. So wie das Chacalthier viel ähnliches von dem Hund und Wolf hat, so kommt auch die Jsatis dem Chacal und Fuchs viel gleich. Das Haar dieses Thieres ist im Sommer blau, und im Winter weiß, es hat auch im Sommer über den Schultern ein braunes Kreuz, wovon es seinen lateinischen Namen bekommen. Wenn der Winter annahet, so verliehret sich dieses Kreuz, weil sich die Jsatis zu dieser Zeit haaret; es hält sich dieses Thier in den allerkältesten Nordischen Ländern der alten und neuen Welt auf. — — Der Vielfraß der seinen Namen von seiner ausserordentlichen Gefräßigkeit

K 2

*) Laconici Canes ex Vulpe & Cane generantur. De animal. Lib. VIII. Cap. XXVII.



fräßigkeit hat, ist ohngefähr so plump und verkürzt wie der Dachs, aber länger, man findet ihn in den Nordischen Gegenden in Europa und Asien. Er ist auch in Canada unter dem Namen Carcajou anzutreffen, und befindet sich also in den zwei Welttheilen. Einige Reisende haben ihn den Berghund (Chien de montagne) und andere den vierfüßigen Geyer (Vautour des quadrupedes) genennet, bisweilen hat man ihn auch für die Hyäne gehalten, weil er so stark und grausam wie selbige ist. Er greift die größten Thiere an und frißt sie. Er kann aber seine Beute nicht anders erlangen, als wenn er sie überraschet. Den Bieber allein kann er im Lauf einhohlen. Er ist so dumm als gefräßig, zwei Eigenschaften die einander zu statten kommen. Seine Haut giebt ein sehr schönes Pelzwerk.

Vaniere nimmt, da er von den Mitteln die Füchse und Wölfe zu vertilgen redet, Gelegenheit, von der Jagd zu reden; er räth jungen Leuten diese Uebung als ein Mittel an, wodurch man so viel als möglich einem Theil derienigen Uebel die sie sich durch ihre weichliche Erziehung verursachen, unfehlbar vorbeugen oder abhelfen könnte. Er betrachtet die Jagd als die Schule des Heldenmuths, und urtheilet in so ferne auch ganz richtig.

Der Dachs. Meles, Melis, Taxus.

Der Dachs (Blaireau oder Taisson) gleichet dem Hund an der Schnauze, und dem Hausratzen an den Ohren; er hat keinen Schwanz, seine Beine sind so kurz daß sein Bauch auf der Erden aufzuliegen scheinet,

scheinet, seine Haare sind rauh wie die Schweinsborsten, das Haar auf dem Kopf ist mit wechselsweißen schwarzen und weißen Striefen untermenget. Diese beyden Farben vermengen sich über seinem Rucken und machen solchen fast grau, daher ihm die Franzosen den gemeinen Namen Grisart beygeleget haben, sein Haar unter dem Bauch ist fast schwarz, anstatt daß solches bey andern Thieren bleicher als das auf dem Rucken zu seyn pfleget. Diese besondere Gestalt und ein kleines Säckchen das er unter dem Hintern hat, unterscheiden ihn auch selbst von denienigen Gattungen die ihm am allernäheſten kommen.

Der Dachs schläft in seinem Bau die ganze Nacht durch und noch einen Theil des Tages. Er lebt betrübt weil er sehr träg ist, er fliehet die Gesellschaft auch so gar von seines Gleichens, und begiebt sich niemal aus seinem düstern Aufenthalt ausser wenn er seine Nahrung suchet, die wie des Fuchses seine aus kleinem Wildprät, Honig, Trauben ꝛc. bestehet; er ist aber mässiger als der Fuchs, und frißt öfters nichts als Pflanzen. Die Härte und vortheilhafte Gestalt seiner vordern Pfoten machen, daß es ihm leichter als einem andern Thier fällt, ein tiefes Lager in der Erde zu graben; er wirft den Schutt des gemachten Loches mit vieler Stärke zwischen seinen hintern Füßen durch; weil es dem Fuchs mühsamer fällt als ihm, die Erde auszuhöhlen, so findet er Mittel, ihn, wenn er seine Arbeit vollendet hat, zu beunruhigen, und nöthiget ihn, daß er ihm seine Wohnung abtretten muß.

Man trift heut zu Tage viel weniger Dachsen als vor diesem an, und es scheinet diese Art ins Abnehmen gerathen zu wollen; wenn man sie jung fängt, so kann



man sie leicht zahm machen. Das Weiblein wirft zur Sommerszeit, und bringt gemeiniglich drei oder vier Junge auf einmal zur Welt. Kurz vor der Heckzeit raufet die Dachse Gras aus, machet daraus ein Gebund, und richtet davon ein bequemes Lager zu, worauf sie ihre Jungen leget. Dieses Thier ist sehr gefräßig. Es vertheidiget sich auf eine ganz besondere Art wider die Hunde, es leget sich nemlich auf dem Rucken, und krazet die Hunde mit allen vier Pfoten zugleich, und beißet sie.

Du Fouilloux unterscheidet die Dachse in zwei Classen; nämlich in die Schweinsdachse, mit einer Schweinsschnauze (Porchins) und in die Hundsdachse mit einer Hundsschnauze. (Chenins) Dem Herrn von Buffon ist nur die lezte Gattung bekannt, die auch wahrscheinlicher Weise gegenwärtig nur die einige ist, so man findet.

Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung giebt es ein Thier welches dem Dachs viel gleichet, und nach dem Zeugniß des P. Labat das allerstinkendste Thier unter der Sonnen ist. Diesen Gestank hat ihm die Natur so gar als Vertheidigungswaffen beygeleget, denn wenn es verfolget wird, so stößet es einen Hauch voll so entsezlichen Gestank aus, daß es dadurch seinen Feind zu Boden wirft, und von sich entfernet. Ein anderes Thier, das man in Louisiane findet, und welches das stinkende Thier (bête puante) heißet, vertheidiget sich fast eben so, indem es einem ieden welches es verfolget, oder ihm drohet, seinen Harn in das Gesicht sprizet. Dieses stinkende Thier kann wohl kein anders als das Mouffette seyn, von welchem ich bei anderer Gelegenheit handeln werde.

Der

Der Raton, der Coati, und der Agouti.

Diese drei Thiere findet man nur in der neuen Welt, und sind einander ihren Gewohnheiten und Eigenschaften, die beiden ersten aber auch der Gestalt nach gleich. Den Agouti kann man mit einem Haasen in Ansehung der Größe des Körpers vergleichen, und in der Gestalt und dem Gang kommt er dem Meerschwein gleich. Er hat ein glattes Haar und keinen Schwanz. Der Raton und der Coati hingegen haben ein langes und dickes Haar. Ihren Gewohnheiten und andern Aehnlichkeiten nach nähern sie sich dem Hund, dem Fuchs, und dem Maki. Sie sind fast vierhändig, indem die Zehen an ihren Füßen solche Gelenke wie wir an unsern Händen haben. Der Raton weichet sein Freßen gerne in Wasser ein. Er frißt so wohl Fleisch als Früchte.

Der Coati kann seinen Rüssel auf alle Seiten bewegen. Dieses Thier ist wilder als der Raton, und nähret sich blos von Fleisch uud Blut. Bisweilen fällt es ihm ein, seinen Schwanz wenigstens einen gewissen Theil desselben zu freßen, und er thut sich dadurch keinen Schaden, Herr von Buffon hält dafür, daß, weil die lezten Wirbelknochen seines Schwanzes von den Sinnen und dem Mittelpunct der Empfindung sehr weit entfernet sind, diese Empfindung eben dadurch sehr schwach werde. Die Makis und einige Affen mit langen Schwänzen, fressen das Ende ihres Schwanzes gleichfals.

Dem Aguti ist das Grunzen nebst der Gefräßigkeit des Schweines, und einige Eigenschaften des Fuchses eigen. Er frißt Früchte, und hat ein gutes Fleisch,

 welches



welches man wie ein Spanferkel zurichtet. An den Vorderpfoten finden sich vier Zehen, die Hinterfüße aber haben nur drei Zehen. Wenn man dieses Thier jung fängt, so kann man es leicht zahm machen. Das Weibchen bereitet ihren Jungen ein Lager zu, es wirft jährlich zwei oder dreimal, und zur Zeit nicht mehr als zwei Junge.

In Guiana giebt es ein Thier das ein wenig kleiner als der Agouti ist, diesem leztern aber übrigens in allen Stücken gleich kommt, und man hat ihm auch einen fast ähnlichen Namen gegeben, und es Akouchi genennet.

Der Fischotter. Lutra, Lytra, Lutris, oder Lutrix.

Ungeachtet die Fische ohnehin schon unglücklich genug sind, da sie nothwendig *) iederzeit wieder einander streiten müssen, so hat sie die Natur noch über dieses unterschiedlichen Vögeln und andern Landthieren zur Beute bestimmet. Allein weil den Fischen von der Natur eine ausserordentliche Fruchtbarkeit beigeleget werden muste, so musten selbige auch, damit sie sich nicht übermäßig vermehreten, so wohl andern Thieren als selbst denen von ihrer eigenen Gattung zugleich zur Nahrung bestimmt werden; diese grosse Fruchtbarkeit aber war ihnen deswegen nöthig, weil das Wasser als das allerschwächeste Element, vermög der einmal festgesezten Ordnung, eine grose Menge solcher Wesen hervor bringet, die aus schlappen, und so wenig zusam-

*) Ich sage nothwendig, weil sie fast kein anderes Mittel zu ihrer Unterhaltung vor sich haben, als sich untereinander aufzureiben.

men hängenden Theilen, wie die Theile des Wassers selbst sind, bestehen; und vermög dieser nämlichen Ordnung der Natur, mussen diese Geschöpfe wegen ihrer Fruchtbarkeit *) andern vollkommenern und eben deswegen in geringerer Anzahl vorhandenen Thieren welche die Erde und die Luft hervorbringen, zu einer so reichlichen als in ihren Mägen wohl zu verdauenden Nahrung dienen.

Der Fischotter ist von dem Bieber seinem Feind, der ihn aus seiner Nachbarschaft jaget, vielfältig und unter andern auch durch die Häute an den vier Pfoten unterschieden, da hingegen der Bieber nur an den beiden Vorderpfoten Häutchen hat. Er schwimmt leicht unter dem Wasser, muß aber von Zeit zu Zeit wiederum auf die Oberfläche zuruck kommen, um Luft zu schöpfen: daß er die Luft nicht missen kann, erhellet daraus, daß man ihn, wenn er bei Verfolgung eines Fisches in ein Fischerreuß geräth, ertränkt findet, und daraus bemerket, daß er nicht Zeit genug gehabt, alle die weidenen Ruthen des Fischerreusses entzwei zu beissen, um heraus zu kommen.

Dieses Thier das man seines vielen Schadens wegen den es unter den Fischen anstiftet, beständig verfolgen sollte, ist ohngefähr von der Grösse eines Dachses, er hat noch kürzere Pfoten wie der Dachs, einen glatten Kopf, sehr breite Schnauze, und auf jeder

 Seite

*) Die Natur bringet diejenigen Körper, deren Geweb am wenigsten vermischet oder zusamm gepresset ist, in der häufigsten Menge hervor; es scheinet als ob ihr solche wenigere Mühe als die andere kostaten, wie es denn auch wirklich dem also seyn muß; daher sehen wir viel mehr Fische, Muscheln und Insecten als vierfüßige Thiere und Vögel; und die Rohre findet man in häufigerer Menge als die Eichen, es giebt ungleich mehr Ratzen als Dachsen ꝛc.



Seite dicke Barthaare von weisser und brauner Farbe. Sein ganzer Körper ist mit diesen zweien Farben vermenget, die lezte aber sticht am stärksten hervor, weil seine braunen Haare viel länger und stärker als die andern sind. Sein Schwanz ist gleich von der Geburt an groß, unten spizig und mit Haaren bedeckt. Unter dem Hintern bemerket man eine Art eines kleinen Säckchens, woraus ein sehr stinkender Saft fliesset.

Das Geschlecht der Fischottern ist nicht sonderlich zahlreich, welches ein grosses Unglück seyn würde, doch findet man sie fast allenthalben.

In Canada findet man eine Art, die viel stärker als die erstbemeldte ist. Sie kann wohl von der Europäischen Mittagseite dahin gekommen seyn, Herr von Buffon schliesset nach sehr vielen Einsichtsvollen Urtheilen, daß dieses Thier dasienige seyn muß, welches Aristoteles Latax genennet, aber nicht beschrieben hat; er füget aber hinzu, daß wenn sich dieser Fischotter aus Canada nicht auch in dem Nordlichen Theil von Europa befände, selbiger auch nicht für des Aristoteles seinen Latax gehalten werden könnte; denn Canada konnte zu seiner Zeit wohl nicht bekannt seyn.

In Brasilien giebt es einen Fischotter so groß wie eine Kaze, welchen Thevet Saricovienne, und die Brasilianer Jyia oder Carigueibeju nennen. Einige Reisende heissen ihn Guathi, welcher Name aber nach des Herrn von Buffon Meinung mehr dem Coase einer von den vier Arten der Mouffetten zugehöret. Thevet meldet von der Saricovienne folgendes: „sie „hält sich längst an dem Fluß Plata auf, sie kann „beides in der Luft und im Wasser leben, ist so groß „wie eine Katze, und ihre Haut ist grau und schwarz „gemengt, und so fein wie Sammet.„

Man

Man nennet dieses Thier [illegible] das leckerne Thier (bête friande) weil es entwe[illegible]icht alles was es findet, ohne Unterschied frißt, sondern nur sich von Seekrebsen (Crabes) und Fischen nähret, oder weil das Fleisch desselben niedlich zu essen ist.

In gemässigten Himmelsgegenden läst das Weibchen von dem Fischotter das Männchen im Winter zu, und hecket seine Jungen im Merz; es bringet iedesmal drei oder vier Junge.

Wenn der Fischotter weder Fische noch Frösche oder Wasserrazen findet, so beißt er die iungen Zweige ab, und frißt die Rinde von den Wasserbäumen, oder auch Gras. Er verkriechet sich in die Wurzeln der schwarzen Pappeln und der Weiden, und bisweilen in die in der Nähe befindlichen Felsrizen, in Flüsse, oder Moräste. Sein Lager ist beständig mit verfaulten Fischen angefüllet. Ungeachtet er ein dummes Ansehen hat, so fehlet es ihm doch nicht an Geschicklichkeit. Wenn er ins Wasser gehet, so machet er starke Bewegungen, um die Fische zu erschrecken und gegen das Ufer zu zu iagen, allwo er sie mit leichterer Mühe fangen kann.

In dem Journal etranger vom Monat Junius 1755. stehet eine schöne Abhandlung, wie man die Fischottern lebendig fangen und sie abrichten kann, Fische aus dem Wasser zu hohlen.

Der Fischotter gehet vor keinem einigen grossen Stein an dem Ufer vorüber ohne nicht darauf zu steigen, und einigen Koth daselbst zu hinterlassen, den man an den Fischgeräthen erkennet, die darunter vermenget sind. Man machet an einem dieser Steine eine

Zange



Zange fest, die so gemachet ist, daß sich der Fischotter darinnen fängt, ohne sich zu verwunden.

Wenn er noch jung ist, denn die Alten lassen sich nicht leicht zähmen, so schließet man ihn in einen etwas geraumigen Ort ein, und gewöhnet ihn nach und nach, nichts als Kräuter, Kohl, Brod, und einige Fischköpfe zu fressen. Endlich richtet man ihn zum Fisch hohlen ab, welches man ihm in kurzen beibringen kann.

Es ist eine sehr vergnügte Jagd, wenn man einen Fischotter in das Wasser läst, und siehet, wie selbiger nach einigen Minuten in seinem Rachen einen Fisch herbei bringet, und ihn seinem Herrn vor die Füße leget.

Jonston erzählet in seiner Thiergeschichte, daß die Schwedischen Köche, Fischottern halten, die sie, wenn sie Fische haben wollen, in die Gräben schicken.

Vaniere zeiget noch ein anderes Mittel an, diese Jagd auf eine vortheilhaftere Art anzustellen. Man spannet ein Nez das völlig so breit sein muß als der Ort ist, wo man fischen will; man läst darauf den Fischotter in einiger Entfernung in das Wasser. Der Anblick eines so fürchterlichen Feindes breitet unter den Fischen Furcht und Schrecken aus, und veranlaßet sie, dem mörderischen Rachen des Fischotters zu entfliehen, und sich in die vorstehenden Neze zu stürzen, wo sie ihren Tod eben so wohl finden.





Der Hausmarder. Foyna, Gainus oder Schismus.

Der Hausmarder, der Feldmarder, der Iltis, das wilde Wiesel, das gemeine Wiesel, und das Hermelin oder Roselet *) haben in Ansehung ihrer Gestalt und Eigenschaften viele Aehnlichkeit miteinander. Das Eichhorn ist in der äusserlichen Gestalt von den erstbemeldten Thieren durch nichts als durch die Ohren und den Schwanz unterschieden. Es hat auch alle Ränke iener Thiere, und eben so boshafte Neigungen wie dieselben.

Man nennet die Foynam den Hausmarder, weil dieses Thier den Feldmardern viel gleich kommt, und sich unsern Häußern nähert, oder wohl gar in selbigem zu unserm Unglück seine Wohnung aufschläget. Man kann auf gleiche Art den Feldmarder auch den wilden Marder nennen, weil er sich nur im Wald aufhält. Inzwischen sind aber diese beiden Gattungen keinesweges einerlei, und Herr von Buffon glaubt nicht einmal, daß sie sich vermischen können. Es scheinet auch überdieses, als ob die Natur sie selbst habe von einander absondern wollen, dann sie hat den Feldmarder ursprünglich in kalten Ländern, und den Hausmarder in warmen oder wenigstens in gemässigten Ländern entstehen lassen.

Der Hausmarder ist ohngefähr so lang wie eine Katze, aber nicht so hoch; weil er gar kurze Füße hat, er hat einen geschmeidigen Körper, und sein Schwanz ist

*) Einige methodische Eintheilungen rechnen diese Thiere zu dem Wurmartigen Geschlecht, (genus verminum) weil sie wirklich kriechen, sich verlängern, sich einschleichen, und zusamm ziehen können wie die Würmer.



ist fast so lang als sein Leib, und mit dicken seidenartigen zwei Zoll langen Haaren bedecket. „Der Haus„ marder hat eine sehr feine Gesichtsbildung, munte„ re Augen, einen leichten Sprung, biegsame Glied„ maßen, einen schlanken Körper, und sehr behende „ Wendungen; er springt, oder thut vielmehr Säze, „ als er geht. Er glättert die Mauren welche nicht „ gut beworfen sind, sehr leicht hinauf, schleichet sich „ in die Taubenschläge und Hünerhäußer, frißt die „ Eyer, die Tauben und Hühner, tödet deren bis„ weilen eine grosse Menge, und schleppt sie seinen „ Jungen zu. Er fängt auch Mäuse, Ratzen, Maul„ würfe und Vögel in ihren Nestern.„

Herr von Buffon hat einen Hausmarder aufgezogen, er hat sich von seiner Kette los gemachet, ist aber doch zwei bis dreimal wieder gekommen, endlich aber blieb er aus; er hat allezeit eine wilde Art behalten, die sich erst bei seinen Jungen verliehren konnte.

Die Hausmarder sind eben so lang trächtig wie die Katzen; die Jüngsten bringen nur drei oder vier Junge, aber die Alten sechs bis sieben auf einmal zur Welt. Es scheinet, daß sie jährlich mehr als einmal hecken, dann sie haben vom Frühling bis im Herbst Junge. Sie werfen in einer Scheuer, in dem Ritz einer Mauer oder eines Felses, oder in einem Stamm von einem Baum, wohin sie vorhero Mooß und alles benöthigte zu einem bequemen Lager tragen.

Sie erhalten etwas nach einem Jahr ihr völliges Wachsthum, und können also acht bis zehen Jahre lang leben. Das Fell des Hausmarders wird nicht so hoch geachtet, wie des Feldmarders seines. Man rechnet dieses Thier zu der Classe der gemeinen Wiesel, die man die Wild-enzenden nennet.

Der

Der Hausmarder hat wie der Feldmarder innerlich Bläschen die eine riechende Materie enthalten, welche fast derjenigen gleichet, die man in der Zibetkatze einem Africanischen Thier von dem ich anderswo reden werde, findet.

Der Feldmarder. Martes, Marta, oder Marterus.

Der gröste Unterschied zwischen dem Feld- und Hausmarder bestehet darinnen, daß die Kehle bei dem Feldmarder gelb, bei dem Hausmarder aber weiß ist; dann übrigens sind diese Thiere einander völlig gleich.

Obschon der Feldmarder ursprünglich aus Norden kommt, wo er sich allezeit ausserordentlich stark vermehret hat, so findet man doch ihrer auch welche in Burgund und in dem Wald bei Fontainebleau. Er suchet die tiefesten Einöden und hält sich im dickesten Wald auf; er vertilget viele Vögel, deren Nester er aufsuchet und ihre Eyer aussauget, er fängt auch Eichhörner, Hamster, Haselmäuße rc. *) er frist auch Honig wie der Hausmarder und der Iltis.

Man hat dem Feldmarder ohne hinlänglichen Grund im lateinischen den Tannenmarder (Martes abietum) und den Hausmarder, den Buchmarder (Martes fagorum) **) genennet, weil man geglaubet,

*) Dieses ist eine Art von Murmelthieren, welche in der Folge vorkommen werden.

**) Weil der französische Name Fouine von dem Wort fau, welches die Buche heist, hergeleitet zu seyn scheinet, so haben einige Naturforscher sich gar zu knechtisch an das geringe Verhältniß des Namens mit der Sache gebunden, und daraus geschlossen, daß der Hausmarder sich nirgends als nur an solchen Orten wo es viele Buchen giebt, erhalten könne.



bet, daß der Feldmarder nur in solchen Wäldern sich aufhalte, wo es viele Tannen giebt, und der Hausmarder da zu finden wäre, wo man viele Buchen antrift; dann Herr Daubenton widerleget diesen alten Irrthum mit Erfahrungen.

Wenn der Feldmarder Hunde höret, die ihm nachsetzen indem er sich noch auf der Erde befindet, so gehet er noch immer weiter fort, und fliehet nicht eher als bis sie ihm ganz nahe sind, da er erst auf den Stamm eines Baums springet, und sie von da vorüber laufen siehet.

Der Hausmarder hingegen suchet bei dem ersten Gebell in aller Geschwindigkeit sein Loch, und dieses hat vermuthlich im französischen den gemeinen aber nachdrücklichen Ausdruck fouiner veranlasset, welches anzeiget, daß man sich geschwind und ohne Geräusch zu entfernen suchet.

Der Feldmarder giebt sich die Mühe nicht, ein Lager für seine Jungen zu bauen; sondern er machet es wie der Fuchs, der sich die Wohnung des Dachses zueignet, und gehet in die Nester der Nachtvögel, der Fischaare, in hohle Bäume, oder in das Nest des Eichhorns, welches so künstlich wie die Vogelnester gebauet ist, und hecket seine Jungen darinnen aus. Sie kommen im Frühjahr zur Welt, und zwar nicht mehr als zwei oder drei auf einmal.

Man hat oft bemerket, daß die Vögel einen offenbahren Haß wider den Feldmarder und die andern fleischfräßigen Thiere, als wider den Wolf, den Fuchs, den Dachs, die Katze rc. haben, sie folgen ihnen ziemlich weit nach, und erheben dabei ein kleines durchdringendes Geschrey; welches sie doch bei dem Anblick

eines

eines Hirschens, eines Rehes, Haasens ec. keinesweges thun.

Man muß mit dem gemeinen Feldmarder den Zobelmarder oder den lithauischen Marder nicht vermengen, dessen Pelzwerk eine sehr schöne schwarze Farbe hat, und ungemein hoch geschäzet wird.

Der Pekan und der Wison, zwei Thiere aus Canada scheinen zu diesem Thiergeschlecht zu gehören, und zwar kommt der erste dem Feldmarder und der lezte dem Hausmarder gleich. Folglich kann man den Feld- und Hausmarder für zwei natürliche und einländische Thiere in beiden Welttheilen halten.

Der Iltis. Putorius.

Die Haare des Iltis sind mit schwarz und braun vermischet, einige Theile seines Kopfes sind weiß. Er hält sich, wie der Hausmarder, in Scheunen und Speichern und solchen Orten auf, wo nicht viel Menschen hinkommen; er thut auch, wie jener, unter dem Federvieh großen Schaden, und richtet viel davon zu Grunde; er bekrieget auch die Kaninichen, schleichet in ihre Löcher und bringt sie um. Eine einzige Zucht von Iltissen kann das sämmtliche Geschlecht der Kaninichen in einem ganzen Wald vertilgen, und man bedienet sich auch manchmal dieses heftigen Mittels, um die Vermehrung derselben zu verhindern.

Auch darinnen ist der Iltis dem Hausmarder gleich, daß er im Winter die Bienen anfällt, und sie nöthiget, ihre Stöcke zu verlassen, und ihr Honig auffrißt.

Das Männchen hält sich fast beständig im Feld und in den Wäldern auf, ohne sich jedoch von bewohnten Orten allzuweit zu entfernen. Im Frühling wird



er läufig, zu dieser Zeit kommt er am stärksten in die Häuser, weil ihn das Weibchen dahin locket, welches ihren Aufenthalt gerne in einem Hause nimmt, um ihre Jungen daselbst bequem zu werfen; sie ist ohngefähr zwei Monat lang trächtig, und wirft drei, vier bis fünf Junge auf einmal.

Wenn man den Iltis quälet, so giebt er seinen Zorn durch ein Grunzen von einem tiefen Laut zu erkennen, welches er mit dem Feldmarder dem Hausmarder und dem Eichhorn gemein hat.

Das französische Wort Putois kommt von dem lateinischen putere, stinken, her. Der Iltis hat wie das wilde Wiesel, das gemeine Wiesel, der Dachs ꝛc. bei dem Hintern zwei Blasen, woraus ein stinkender Geruch gehet.

Weil in der Natur alle Zusammensezungen erschöpft sind, und die äussern Theile einander berühren, so müssen aus den belebten Körpern sehr feine und sehr rohe und strenge Körperchen ausdünsten, wodurch der gute oder üble Geruch entstehet; es bringet aber diese nemliche Ordnung der Natur es zugleich mit sich, daß ein Theil der Thiere mit einer solchergestalt eingerichteten Nasenhaut versehen ist, daß sie eben diesen Geruch für gut halten, welcher andern zuwider ist, und so auch in umgewandten Fall. Mithin empfinden diejenigen Thiere, die für uns einen widrigen Geruch haben, weder selbst, noch andere, deren Geruch so wie der ihrige eingerichtet ist, einen Gestank; und daher kann ihnen eine Rose so widrig im Geruch seyn, als uns die Ringelblume ist.

Man findet in den Nordländern wenige oder gar keine Iltiße, und in den Mittägigen Ländern sind sie

eben

eben so selten, sie scheinen also Thiere der gemässigten Länder zu seyn.

Das wilde Wiesel. Viverra, Furo, oder Furunculus.

Thiere, die sich stark vermehren, musten nothwendig viele Feinde haben, oder mit solchen Ursachen umgeben seyn, die zu ihrer Vertilgung abzielen. Daher entgehet das Kaninichen, welches allenthalben Feinde um sich siehet, der Gefahr sehr schwer; und aus dieser nemlichen Ursache ist der Mensch, welcher stärker und geschickter ist, als die andern Thiere, und sich vor ihrer Wuth sicher gesezet hat, seiner eigenen Wuth, und allen den wirklich empfindlichen oder versteckten Uebeln ausgesezet, die er mit so viel Angst und Sorgfalt zu seinen eigenen Untergang anwendet.

Das wilde Wiesel ist unter allen Feinden des Kaninichens der allergrausamste; dieses Thier ist stark und gefräßig, und ob schon das Kaninichen viermal grösser ist als ienes, so wird es doch von dem wilden Wiesel angefallen und erwürget.

Dieses Thier ist von Natur des Kaninichens Todfeind. Wenn man ein Kaninichen, sollte es auch ein todes seyn, einem iungen wilden Wiesel, so nie keines gesehen, vorhält, so machet sich dasselbe über das Kaninichen her, fasset es bei dem Hals, und sauget ihm das Blut aus.

Das wilde Wiesel und der Iltis haben viele Aehnlichkeit miteinander, sie sind aber deswegen doch nicht von einerlei Gattung; es unterscheidet sich ienes von diesem besonders dadurch, daß der in gemässigten Europäischen Ländern einheimische Iltis wild, wie der



Hausmarder ist, und das aus warmen Ländern ursprüngliche wilde Wiesel, nur in Frankreich und den benachbarten Orten als ein Hausthier fortkommen kann.

Man jaget die Kaninichen mit dem wilden Wiesel auf folgende Art. Man suchet alle Löcher eines Lagers, und bedecket ein jedes mit einem Sack oder Art von Schlingen. Darauf hebt man einen dieser Säcke auf und läßt das wilde Wiesel hinein kriechen. So bald die Kaninichen ihren Feind sehen oder wittern, so entstehet Furcht und Schrecken unter ihnen; sie suchen sich zu retten, und laufen eiligst auf ihre gewöhnlichen Ausgänge zu, wo sie sich verstricken und gefangen werden. Wenn man das wilde Wiesel in die Kaninichenlöcher kriegen lässet, so muß man es knebeln, ausser diesem wird es ein Kaninichen anpacken, ihm das Blut aussaugen, und nach diesem grausamen Gastmahl in einen so tiefen Schlaf verfallen, dann es schläft von Natur viel, daß man es vor vier und zwanzig Stunden nicht wieder zu sehen bekommt, oder wohl gar völlig verliehret.

Das weibliche wilde Wiesel ist merklich kleiner, als das Männchen; es gehet diesem begierig nach, und man versichert, daß es ihr das Leben kostet, wenn es das Männchen nicht findet, daher sorget man auch dafür, daß sie so wenig als möglich von einander getrennet werden. Man erziehet sie in Tonnen und Kästen; wenn man sie nach und nach gewöhnete, sich in offenen Orten aufzuhalten, wo sie aber doch kleine Fächer hätten, sich dahin zu verstecken, so würden sie sich vielleicht endlich zu unserer gemässigten Himmelsgegend gewöhnen. Man füttert sie mit Kleyen, Brod, Milch rc. Sie werfen des Jahrs zweimal. Die Weibchen sind sechs Wochen lang trächtig: einige fressen ihre Jungen, wenn sie solche kaum zur Welt gebracht haben, und

als-

alsdann werden sie vom neuen läufig, und dreimal trächtig. Sie werfen gemeiniglich fünf oder sechs, und manchmal sieben, acht, und sogar neun Junge auf einmal.

In manchen Ländern bedienen sich die Kinder des wilden Wiesels, um die Vogelnester auszunehmen. Es fällt ihm leicht in die hohlen Bäume und durchlöcherten Mauern zu kommen, und es bringt die Vögel heraus.

Das gemeine Wiesel. Mustela.

Das gemeine Wiesel ist viel kleiner, als der Hausmarder, der Feldmarder, der Iltis, und das wilde Wiesel, aber in der Gestalt ist es ihnen gleich, und unterscheidet sich nur durch seine Haare, welche kürzer als jener Thiere ihre sind, wie auch durch die Farbe, die gelb und braun vermischt ist. Das untere Theil seiner Kehle und seines Bauches ist weiß.

In gemässigten und warmen Ländern, hauptsächlich in der Barbarey, wo man es Fert-él-st eil nennet, ist es sehr gemein, in kalten Himmelsgegenden hingegen desto seltener.

Der Zisel oder Ziesel (Citillus) ist eine Art des gemeinen Wiesels, der dem sogenannten Hamsterrazen gleichet. Man findet den Ziesel in Ungarn, Oesterreich und in Pohlen, und nennet ihn Suset.

Rußland und Pohlen bringet noch ein anderes Thier von der Art des Ziesels hervor, dieses ist der Ziemni oder Zemni, oder der kleine Erdhund (petit Chien de terre) Canicula Subterranea, und noch ein anderes, welches Perouasca oder das umgürtete gemeine Wiesel (Belette à ceinture) Mustela praecincta,



cincta, heisset, weil es auf den weislichen Haaren gelb rothe Querstreife hat.

Der Taypa in Brasilien, welcher nach einer verderbten Aussprache Galera genennet wird, ist ein fast eben so grosses Thier, wie ein Kaninichen, und siehet dem Hausmarder und dem gemeinen Wiesel viel gleich; er ist mit braunen Haaren bedecket, deren einige etwas lang, andere aber kürzer sind. Herr Linnaeus hält dieses Thier für das Brasilianische schwarze gemeine Wiesel.

Einige unter den gemeinen Wieseln werden im Winter weiß, welches man auch an den rothen oder gelblichen Hermelinen bemerket, aber man kann sie auch alsdann noch unterscheiden, dann der Hermelin hat iederzeit eine schwarze Spize am Schwanz, und das gemeine Wiesel, auch das, welches im Winter weiß wird, hat iederzeit eine gelbe Spize am Schwanz.

Das gemeine Wiesel hält sich in Scheunen, Ställen, und besonders in Löchern in der Erde auf, es gehet den Tauben, Hühnern, Wachteln, Rebhühnern und ihren Eyern begierig nach. Es bringet die Razen um, ungeachtet solche viel grösser, als das gemeine Wiesel sind, wie auch die Mäuse und die Hamster rc. Wenn es irgendwo einen guten Vorrath antrift, so gehet es nicht eher weg, als bis es alles aufgezehret hat. Bisweilen geschiehet es, daß das gemeine Wiesel zu dem Loch wo es irgendwo hinein geschlupfet ist, nicht mehr heraus schliefen kann, da man ihm den Rath geben kann.

Vous êtes maigre entrée, il faut maigre sortir.

La Fontaine L. III. Fab. XVII. *)

Wenn

*) Horaz drüket sich eben so aus.
Macra cavum repetes arctum quem macra subisti.
Lib. I. Epist. VII.

Wenn du mager hinein gegangen bist, so must du wieder mager heraus gehen.

Wenn ein gemeines Wiesel des Nachts in ein Hühnerhaus kommen kann, so unterscheidet es daselbst so scharfsinnig, als richtig die Hahnen und die alten Hennen, und tödet nur die jungen Hennen, die es mit einem einzigen Biß in den Kopf umbringt, und sie hernach fort träget. Solchergestalt befreiet uns öfters das Alter vor einer Gefahr.

Das gemeine Wiesel bringt drei bis fünf Junge. Es hecket im Frühiahr auf einem Lager, das es ihme von Stoppeln, Stroh, Blättern und Gras bereitet hat. Die Jungen sind in kurzer Zeit im Stand, die Mutter auf der Jagd zu begleiten, die selbige im Sommer in einiger Entfernung von den Häusern, besonders an tiefen und niedrigen Orten anstellet. Dieses Thier fängt die Vögel auf eine so bewundernswürdige, als glückliche Art, es belauert selbige in einem Gebüsch, und machet von selbigem aus einen Sprung, wodurch es auf einmal seine Beute erhaschet. Es schläget bisweilen auch seine Wohnung in einer alten hohlen Weide auf, und hecket seine Jungen darinnen.

Der üble Geruch, den dieses Thier an sich hat, und der im Sommer noch stärker, als im Winter ist, vermehret sich noch mehr wenn es verfolget oder gereizet wird, dieses ist die einige Veranlassung wodurch es ein Geschrei von sich giebet, das, durch seinen widrigen und heischern Ton, die Heftigkeit des Zorns anzeiget, der es in Bewegung sezet.

Man fand einstmalen drei neugebohrne gemeine Wiesel in dem Aaß eines Wolfes, der fast ganz verfaulet war. Das Lager dieser Jungen war in selbigem von



den nemlichen Materien, wie ausser diesem an andern Orten zubereitet. Dieser Umstand beweisset, daß sie an dem Gestank ein Vergnügen finden.

Das Hermelin. Hermellanus.

Das Hermelin ist eine Art des gemeinen Wiesels, es ist ein wenig grösser als dieses, aber doch kleiner, als das wilde Wiesel, der Iltis, der Feldmarder und der Hausmarder. Es ist aber übrigens von diesen Thieren durch nichts als die Farben und Länge der Haare unterschieden, des Hermelins sein Haar ist an dem Leib ohngefähr einen halben Zoll, und am Ende des Schwanzes drey Zoll lang. Man unterscheidet es von dem gemeinen Wiesel dadurch, daß es allezeit am Schwanz eine dunkelschwarze Spize, weiß eingefaßte Ohren, und unten weisse Pfoten hat.

Im Sommer ist dieses Thier roth oder gelb, und heisset alsdann Roselet; im Winter aber wird es über und über weiß, ausser an der Spize des Schwanzes nicht; alsdann wird es das Hermelin genennet. Es hat eine schöne bleich weiße Haut, besonders in Norwegen, Rußland und Lappland. Dieses Thier nähret sich daselbst von kleinen grauen Eichhörnchen, von denen im folgenden Artikel wird geredet werden, und von einer Art Nordischer Razen. In gemäßigten Ländern ist dieses Thier selten, in warmen Gegenden aber gar nicht anzutreffen.

Das Hermelin ist ein kleines artiges Thier, hat lebhafte Augen, eine feine Gesichtsbildung, und seine Bewegungen geschehen mit solcher Geschwindigkeit, daß man sie mit den Augen gar nicht bemerken kann; nur

nur ist es schade, daß so schöne Eigenschaften durch einen fast unerträglichen Gestank verderbet werden.

Man fieng im Merz, 1757, in Burgund ein weises gemeines Wiesel, welches im folgenden Sommer ein Roselet geworden war, oder eine braun röthliche Farbe bekommen hatte, weil es aber die Strenge der Winters-Kälte vom Jahr 1758 nicht empfande, indem man es an einem warmen Ort aufbehalten hatte, so bekam es seine weise Farbe nicht wieder. Man fütterte es mit Eyern und Fleisch, das Fleisch ließ es aber allemal vorher verfaulen, ehe es solches anrührte; man wollte es mit Honig füttern, aber es fräß solches nicht eher, als bis man ihm drei Tage lang kein Fleisch gegeben hatte, und starb daran.

Das Eichhorn. Sciurus.

Dieses kleine Thier ist sehr artig, T. I. behend und leicht. Es hat einen nervigten Körper, geschickte Glieder, eine wohlgebildete Gestalt, Augen voller Feuer, und zugleich einen schönen Schwanz, der wie ein Federbusch formiret ist, und ihm über den Kopf gehet, und zum Schatten dienet. Es hat unschuldige Gewohnheiten, und gute Neigungen; es ist weder fleischfräßig, noch schädlich; das einzige Uebel so es anstiftet, bestehet darinnen, daß es die Eyer frißt, wenn es welche findet. Es ist sehr reinlich und hat keinen widrigen Geruch.

Das Eichhorn ist nur halb wild, und kann auch nur halb unter die auf vier Füssen gehenden Thiere gezählet werden, indem es sich fast insgemein aufgerichtet befindet. In dieser Stellung bedienet es sich seiner



Vorderfüsse wie einer Hand, um etwas ins Maul zu stecken. Es hält sich stets in freier Luft auf, und gleichet wegen seiner Leichtigkeit den Vögeln. Es springet von einem Baum auf den andern, und durchlauft auf solche Art die Wälder. Weil es zu seiner Erfrischung sich mit dem Tau befriediget, so steiget es nicht leicht von den Bäumen herunter, wenn es nicht von heftigen Winden dazu gezwungen wird. Das Wasser scheuet es aus der Massen, gehet aber doch, wenn es seyn muß, bisweilen hinüber, da es sich alsdann einer Baumrinde anstatt des Schiffes, und seines Schwanzes als der Seegel und des Steuerruders bedienet. Es hat eine durchdringende Stimme, und wenn man es reizet, so machet es ein kleines mißvergnügtes Gemurmel. Es klimmet in einem Augenblick auf eine Buche, deren Rinde sehr glatt ist, es gehet Sprung weiß, und thut mehr Säze, als es gehet.

Das Eichhorn scheinet sich vor der Sonnenhize zu fürchten, es bleibt den Tag über in seiner Wohnung, woraus es sich nur des Nachts begiebt, um zu spielen, sich zu paaren und zu fressen. Es machet sein Lager über der Spaltung eines Baums, und bauet selbiges so fest und bequem, als es nöthig ist, damit es nebst seinen künftigen Jungen bequem darinnen leben könne. Das Weibchen wird im Frühiahr läufisch und bringt zu Ende des Mai oder im Anfang des Junius drei oder vier Junge.

Man isset bisweilen ihr Fleisch, welches ziemlich gut ist. Von den Schwanzhaaren verfertiget man Pinsel, aber ihre Haut giebt kein gutes Pelzwerk.

Der Palmist oder die Palmenraze welcher diesen Namen daher hat, weil er sich auf den Palmbäumen

auf-

aufhält; ist eine dem Eichhorn sehr nahekommende Art. Man trift ihn in den warmen Gegenden der alten Welt an. Auf seinem Rucken ist er mit einigen weißen länglichen Strichen gezeichnet, welches er mit den beiden folgenden Thieren gemein hat.

Das barbarische Eichhorn (Barbaresque) gleichet mehr dem Palmisten, als dem Erdeichhorn, und es hält sich nicht nur in eben dem Welttheil, sondern auch in der nämlichen Himmelsgegend auf, wo man den Palmisten findet.

Das Schweitzer-Eichhorn, oder Erdeichhorn (L'Ecureuil Suisse ou Ecureuil de terre) lagert sich zwischen die Wurzeln der Bäume wie der Hamster, und steigt nicht auf die Bäume. Man findet dieses Thier wie auch das Coqualin, von dem in der Folge gehandelt werden soll, in kalten und gemäßigten Gegenden der neuen Welt.

Das kleine graue (Petit-gris) oder graue Eichhorn (Ecureuil) ist ein artiges Thier mit einem sehr schönen Schwanz, der ganze obere Theil an seinem Körper ist grau. Die Leichtigkeit desselben und seine zierliche Gestalt sind bewundernswürdig. Es hält sich in den Mitternächtigen Gegenden der beiden Welttheile auf. Es ist etwas grösser, als das gemeine Eichhorn.

Das Polatouche so man auch das fliegende Eichhorn (Ecureuil volant) nennet, befindet sich wie das graue Eichhorn in dem Nordischen Theil von Europa und America. Wenn es springen will, so dehnet es seine Haut, die sehr weit ist, von ieder vordern Pfoten an bis zur hintern auf der nemlichen Seite solchergestalt aus, daß es fast das Ansehen hat, als wenn es zwei Flügel ausgebreitet hätte, und mit deren Hül-



se mehr stöße, als språnge. Herr von Buffon hat eines dergleichen gesehen, welches nicht mehr als zwei Unzen wog, und so schwer ist schon eine Fledermaus von der mittlern Gattung. Ein gemeines Eichhorn wiegt acht bis neun Unzen.

Die Ratze. Mus, Ratus.

Die Hausraze hat an iedem Kiefer zwei Schneidzähne, keine Hundszähne, und die Zehen mit Klauen besezet, der Schwanz ist nackig oder nur mit sehr wenigen Haaren besezet, der obere Theil und die Seiten des Leibes sind schwarz Aschfarb, und der untere Theil hat eine etwas hellere Aschfarbe.

Man nennet die Ratze nicht ohne Ursache den Vielfraß, denn sie frißt alles ohne Unterschied, Körner, Früchte, Fleisch, Wolle, Zeuge, Hausgeräth, alles ist nach ihrem Geschmack; sie durchlöchert so gar das Holz und Mauerwerk und nistet sich daselbst ein, und schleppet ihren Vorrath hinein.

Diese Thiere vermehren sich häufig, besonders an solchen Orten, wo sie von dem, was sie am liebsten fressen einen reichlichen Vorrath finden, wie z. E. in Fleischbänken, Getraidböden, Scheuern ꝛc. Die Fallen, der Gift, und die Katzen verhindern ihre Vermehrung sehr wenig. Man bewundert bisweilen, daß sie oft an einem gewissen Ort auf einmal verschwunden zu seyn scheinen, und dieses zwar um so viel geschwinder, ie grösser die Anzahl derselben gewesen ist. Dieses rühret aber daher: wenn sie anfangen Mangel zu leiden, so machen sich die stärksten über die schwächeren her, bringen solche um, und erheben mit

vielem Geräusch einen grausamen Krieg widereinander, der sich nicht eher endiget, als bis sie fast alle vertilget sind.

Die Razen sind eben so geil, als gefräßig, wenn sie sich miteinander belaufen, machen sie ein durchdringendes Geschrey. Sie bringen jährlich etlichemal Junge, selten aber im Winter. Die Raze hecket insgemein fünf bis sechs Junge, die sie sorgfältig verwahret, und muthig auch selbst gegen die Kaze vertheidiget, die sie, wenn sie nicht recht stark und im Kämpfen abgehärtet ist, zum Weichen bringt. Das gemeine Wiesel ist ein viel gefährlicherer Feind für die Raze, weil selbiges diese in ihrem eigenen Loch aufsuchet, und ihr, wenn es sie verwundet hat, anstatt abzulassen, mit der grausamsten Wuth das Blut aussauget.

Herr Morard Doctor der Arztneikunst und der Facultät zu Paris, wie auch der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied, hat beobachtet, daß die Razen, wenn sie alt werden, zumal die vom männlichen Geschlecht, dem Stein unterworfen sind, und daß sie überhaupts, wenn sie mit dem Stein nicht beschweret sind, im Alter kranke und verschworne Nieren bekommen. Herr Morard leitet die Ursache dieser Krankheit so wohl bei Razen, als bei Gelehrten von der sizenden Lebensart her, wodurch die Harngänge sich einziehen, wie auch von der Lage des Körpers, da man fast in einer Rundung sizet, oder zusamm gebogen ist.

Daß die Ratzen, entweder aus Trägheit, oder aus Furcht vor der Gefahr, das Tageslicht scheuen, und sich zu einer traurigen, unthätigen Lebensart, und

allen daraus herfliessenden Uebeln verdammten, ist weiter kein grosses Unglück, wenn aber Menschen, die dazu geschaffen sind, die Natur zu bewundern, und die Producten derselben zu leiten und zu regieren, sich lebendig in den Staub ihrer Studierzimmer begraben, so kann ich ihnen solches unmöglich verzeihen. Wenn sie doch wenigstens mit dem Anbruch des Tages einen schönen, das heist, einen sehr langen Spaziergang vornähmen, oder einige Stunden in ihrem Garten arbeiteten, und den Tag wiederum so endigeten, so würde ich sie nicht für unglücklich halten, und sie würden nicht schwach und kränklich werden.

Die Razen gleichen ihrer sizenden und düstern Lebensart nach solchen Gelehrten, die sich beständig in ihr Zimmer einschließen, und ihrer trägen und gefräßigen Neigung wegen ienen Schindern, die das Volk auf die unbilligste Art aussaugen, und andern Räubern.

Sollten wohl dergleichen Thiere zugleich Muster der kindlichen Zärtlichkeit seyn? Sollte es wohl möglich seyn, daß diese Thiere, die sich selbst untereinander aufreiben, mit dem Alter ihrer Väter Mitleiden hätten? Ich wollte es fast glauben, und zwar aus folgendem Grund. Ein iedes Thier, auch das allerwildeste, ist von der Natur belehret worden, iederzeit seinen Vater zu lieben; es müste dann von der Geburt an gleich von ihm getrennet worden seyn, daß es ihn nicht mehr erkennet. *) Es ist also wohl möglich, daß wenn ein Raz sein ganzes Leben an einem Ort zugebracht, und seine Jungen, unter seinen Befehlen

fried-

*) Man sehe in dem Artikel von den Kaninichen die Geschichte einer zahlreichen Kaninichenfamilie, bei welcher der Grosvater, so lang er lebte, sich in uneingeschränkten Ansehen erhielte.

friedlich zu leben, gewöhnet hat, diese für ihn Sorge tragen, wenn er hohen Alters wegen sich selbst nicht mehr helfen kann; so unglaublich solches auch zu seyn scheinet, so wird es doch durch folgende Erfahrung, die in dem Journal Encyclopedique, vom Monat Julius 1767 erzählet wird, bestätiget.

Herr Joseph Purdew, *) ein junger so genau, als scharfsinniger Beobachter, schreibet an einen seiner Freunde nach London, den 12ten April, 1757 von Spitead̄e also:

„Ich las diesen Morgen in meinem Bett, und
„ wurde plözlich von einem Gelärm unterbrochen, wel-
„ ches so lautete, als wie wenn die Razen hinter ei-
„ nen Verschlag klettern. Ich gab genau Achtung.
„ Endlich sahe ich eine Ratze an dem Rand eines Loches
„ hervor kommen; sie sahe sich auf allen Seiten um,
„ und entfernte sich darauf wieder. Einem Augen-
„ blick hernach kam sie wiederum zum Vorschein.
„ Sie schleppte eine andere Ratze die grösser war,
„ und alt zu seyn schiene bei den Ohren; nachdem sie
„ selbige an dem Loch hatte liegen lassen, kam noch eine
„ andere junge Ratze dazu, durchliefen alle beide das
„ Zimmer, und sammleten Krumen von Zwieback,
die

*) Herr Purdew, ein Seeofficier, schreibt von einem Schif, das in dieser Rhede vor Anker lage; man kann schliessen, daß er sich schon eingeschiffet hätte, weil er seiner Erzählung nach zu Abends Zwieback gegessen. Allein es ist hier nöthig anzumerken, daß er dazumal zu Schif gienge. Die Razen, die sich in einem Schif aufhalten, bleiben darinnen insgemein Zeitlebens, indem sie selten ein Mittel finden, vom Schif zu kommen, sie leben daselbst fast iederzeit wie in einer Familie beisammen, so daß die Achtung der Jungen gegen ihre Alten dadurch erhalten wird; und durch diesen Umstand erhält die folgende Erzählung hauptsächlich erst ihre Wahrscheinlichkeit.



„ die bei dem Abendessen des vorigen Tages vom Tisch
„ gefallen waren. Sie brachten selbige darauf der
„ Raze, die an dem Loch lage. Diese Sorgfalt
„ brachte mich in eine ausserordentliche Verwunde-
„ rung, so daß ich noch genauer aufmerkte. Ich ur-
„ theilte, daß die Raze der die andern beyden zu
„ fressen gebracht hatten, blind seyn möchte, weil sie
„ den Zwieback, den man ihr brachte, nur durch das Ge-
„ fühl fande. Ich zweifelte nun auch nicht mehr,
„ daß die beyden Jungen Kinder der erstern Raze
„ seyn müsten, die ihren blinden Vater fleißig versor-
„ geten. — — Indem ich nun auf solche Art die
„ Natur bewunderte und meine Betrachtungen da-
„ rüber anstellte, so kam unser Oberchirurgus und
„ machte die Thüre meines Zimmers auf. Die bey-
„ den iungen Razen erhoben ein Geschrei, um den blin-
„ den von diesem Vorfall zu benachrichtigen, und un-
„ geachtet des Schreckens, welcher sie überfallen hatte,
„ wollten sie sich doch nicht eher retten, bis der Alte
„ vorher in Sicherheit wäre. Nachdem er sich wie-
„ derum in sein Loch geflüchtet hatte, krochen sie ihm
„ auch nach, und dienten ihm gleichsam zum Nach-
„ zug.“

Die Razen, welche sich gegenwärtig in America vermehren, sind mit den Europäern dahin ans Land gekommen, ehe wir unsere Pflanzungen in diesem Welttheil anlegten, waren sie daselbst unbekannt. Zum Glück für die Einwohner daselbst haben sie einen Haupt-feind an einer Art einer Schlange gefunden, die sie lebendig verschlinget.

Es giebt noch ausser der gemeinen Raze, die Muscusraze, (Rat musqué) welche den um ihr befind-

lichen

lichen Orten einen Muscusgeruch mittheilet. Den Lemming, Lemmer, die Norwegische Ratze, oder den Pouch welcher eine Geißel der Nordischen Länder ist, wo sich dieses Thier bisweilen Myriadenweiß vermehret, allein diese gräßliche Menge gehet öfters in kurzer Zeit durch den Mangel der Lebensmittel, und den daraus entstehenden Krieg zu Grunde.

Die weißen Ratzen welche rothe Augen haben.

Die Nürnbergische Ratze, die so groß wie ein Hausmarder ist, fast ein solches Haar wie die Haasen, einen kurzen Schwanz, und anstatt der Ohren nur zwei Löcher hat.

Die Ungarischen Ratzen, die nicht viel grösser als die Mäuße sind, den gemeinen Wieseln gleichen, und eine in das grünliche fallende Farbe haben.

Die Indische Ratze, die ein weißes silberfarbes Haar hat, und so groß wie eine Katze ist.

Das Thier welches man in Deutschland den Hamster nennet, und nach der neuen lateinischen Sprache Cricetus heisset, ist auch eine Art einer Ratze, die sehr vielen Schaden verursachet. Sie bauet sich mit vieler Kunst wie die grosse Feldmaus (Mulot) unterirrdische Löcher. Sie hat die Eigenschaften des Siebenschläfers und des Murmelthiers nicht an sich, und erstarret auch nicht im Winter, und man hat es ohne Grund das Strasburgische Murmelthier genennet.

Das Aperea oder Cori aus Brasilien und Peru ist gleichfals noch ein Thier das der Ratze sehr ähnlich ist, es hat aber auch viele Eigenschaften von dem Kaninichen an sich.



Die Maus. Musculus, Mus minor, Sorex.

Wenn uns die Maus nicht so viele Beschwerniß verursachete, so würden wir viel weniger Abscheu wider sie haben. Ihr lebhaftes und feines Ansehen, nebst ihren unschuldigen und sanften Gewohnheiten würde sie uns angenehm machen. Ihre Behendigkeit und kleine Gestalt sind die einzigen Vertheidigungsmittel die sie wider unzähliche Feinde hat, die ihr beständig nachstreben und sie anfallen. Dergleichen sind alle Nachtvögel, die Katzen, die Hausmarder, die gemeinen Wiesel, und so gar die Ratzen. Wie viele Neze und Maschinen errichtet man nicht beständig zu ihrem Untergang! Man muß daraus den Schluß ziehen, daß dieses Geschlecht seine Erhaltung einzig und allein seiner ausserordentlich starken Vermehrung zu danken hat.

Die Mäuse hecken zu aller Jahreszeit, und jährlich öfters. Sie bringen gemeiniglich fünf oder sechs Junge auf einmal; in weniger als vierzehen Tagen sind dieselben bereits so stark und groß, daß sie sich zerstreuen, und ihre Nahrung selbst suchen können. Weil es mit ihrem Wachsthum so schnell zugehet, so ist also ihr Leben von sehr kurzer Dauer.

Dieses kleine Thier hält sich insgemein gerne bei dem Menschen auf, weil es sich von solchen Lebensmitteln nähret, die der Mensch für sich selbst zubereitet.

Die Maus hat mit der Ratze einerlei Naturtrieb, Temperament und Eigenschaften, sie unterscheidet sich durch nichts als durch ihre kleine Gestalt von iener, und daß ihre Gattung viel zahlreicher allgemeiner ausgebrei-

gebreitet und weniger kriegerisch ist. Die Noth treibt sie oft aus ihrem Loch, in welches sie sich bei dem geringsten Geräusch aus Furcht wiederum hinein begiebt. Die Ratze hingegen bleibt bisweilen standhaft stehen, und läst sich nicht allezeit ungerochen angreifen.

Die Ratze unterscheidet sich hauptsächlich von der Maus durch den Muth und das Mistrauen. Eine Ratze verliehret manchmal eher ihren Schwanz in dem Schlachtfeld, als sie weichet, und saget zu einer mit Mehl bestreuten Katz; es nüzet dir nichts daß du dich in Mehl verstellen willst, denn wenn du ein Sack wärest, so würde ich von dir wegbleiben. *) Die Maus aber ist furchtsam und zugleich zutraulich. Eine Katze die sie von weitem siehet, hält sie für ein gutes Thier, das sie näher sehen, und Bekanntschaft mit ihm machen möchte. Sie weis nicht, daß Leute die das mehreste Geschrei wie der Hahn machen, allezeit am wenigsten zu fürchten sind. **) Herr Abt Prevot nennet in seinen allgemeinen Reißen, ein Thier das etwas grösser als ein Eichhorn ist, sich von Eicheln und Nüßen nähret, und im Laufen mit dem Schwanz einen Schall von sich giebt, die Glockenmaus. (Souris à sonnettes.)

Die große Feldmaus oder der Hamster.
Mus agrestis, und die Campagnol.

Die grosse Feldmaus ist kleiner als die Ratze, und grösser als die Maus. Sie unterscheidet sich von beiden dadurch, daß sie sich niemals in Gebäuden aufhält, und sich blos von Gewächsen nähret. Man

*) La Fontaine. L. III. Fab. XVIII.
**) L. VI. Fab. V.



muß sie hauptsächlich von den Feldern vertreiben, die man mit Haselnüßen, Eicheln, Buchekern, Erbsen rc. besäet hat. Sie träget alles was sie bekommen kann, in ihre Vorrathskammer, und thut einer Saat allein mehr Schaden, als alle andere Thiere miteinander. Sie hält sich lieber an trockenen und hohen Gegenden auf als an tiefen und wässerigen Orten. Sie unterscheidet sich von der Ratze und der Maus nicht nur durch ihren Naturtrieb, sondern auch, durch die Farbe ihres Haares welches unten am Bauch weißlich und auf dem Rucken rothbraun aussiehet; sie hat schöne und hervorragende Augen. Sie umwühlet die Erde nicht, machet sich aber die Arbeit des Maulwurfs zu Nuze, richtet sich in seinem Lager ein, sezet sich darinnen fest, und verjaget den Maulwurf unbarmherziger Weise aus seiner väterlichen Bewohnung. *) Sie hält sich den ganzen Sommer durch in freyem Feld auf, wenn aber die Kälte herbei kommt, so ziehet sie sich in ihr Loch zurück, und nähret sich darinnen.

Es giebt noch eine andere Art der grossen Feldmaus, die man Campagnol nennet; sie unterscheidet sich von der vorigen durch eine kleinere Gestalt, einen grössern Kopf, und kürzern und mehr verstümmelten Schwanz. Dieser sind alle Orte anständig, und sie nimmt nicht so vielen Anstand in der Wahl ihres Aufenthalts, man findet sie auch so gar in tiefen Feldern. Sie scheint das Getraid andern Nahrungsmitteln vorzuziehen, im Julio naget sie die Stengel desselben ab, damit sie hernach die Aehren fressen kann. Zu Ende des Herbstes gehet sie in die neu besäten Felder, und verdirbt die folgende Ernde; im Winter nähret sie sich

mit

*) Fontaine. L. VII. Fab. XVI.

mit Eicheln, Buchekern, Buchen rc. wovon sie sich mit einem hinlänglichen Vorrath versehen hat.

Es giebt noch eine dritte Gattung von dieser Art, die sich seit einigen Jahren in den Gegenden um Paris herum stark vermehret hat. Man nennet sie die Waldraze (Rat de bois) die grosse Feldraze (gros Rat des champs) die wilde Raze (Rat sauvage.) Herr von Buffon nennet sie Surmulot. Diese Gattung ist viel grösser, boshafter, und gefräßiger als die beiden ersten.

Sie vermehren sich sämmtlich viel häufiger als die gemeinen Razen, und haben die Wölfe, Füchse, Feldmarder, Raubvögel, und sich selbst zu Feinden.

Man findet an den Ufern des Wolgaflusses in der Tartarey eine Raze, oder vielmehr ein Campagnol, welches in der Landessprache Souslik, das heist leckern, genennet wird, weil es mit der grösten Gierigkeit in die mit Salz beladene Schiffe springet.

Die Wassermaus. Mus aquaticus.

Die Wassermaus ist ohngefähr so lang wie eine Raze, und dicker, welches sie um so mehr zu seyn scheinet, weil ihr Haar nicht glatt anlieget, sondern borstig ist; ihre Gestalt ist gleichfals von der Raze ihrer unterschieden, dann sie hat eine kürzere und dickere Schnauze, die Ohren siehet man weniger, und der Schwanz ist nicht so lang; der obere Theil des Leibes ist braun und gelb vermischt, und unten am Bauch ist sie bleichgelb und Aschenfarbig. Sie entfernet sich nicht gerne von den Ufern der Flüsse, Bäche und Teiche. Sie lebet wie der Fischotter von Fischen, und frißt die kleinsten, und das Laich der grosen Fische; sie frißt auch



Frösche und bisweilen Wurzeln und Kräuter. Ungeachtet sie zwischen den Fußzehen nicht mit Häutchen versehen ist, so fällt ihr doch das Schwimmen leicht, sie kann lange Zeit unter dem Wasser aushalten, und was sie darinnen fängt, schleppet sie heraus, um es am Land zu verzehren. Sie vermeidet die grossen Flüsse und solche Ströme die stark befahren werden. Von den Hunden werden sie mit einer Art von Wuth aufgeiaget.

Ihr Fleisch schmeckt nicht ganz übel, und man ißt es manchmal wie das Fleisch des Fischotters.

Man findet dieses Thier welches sich in den Nordischen Gegenden in Europa aufhält, wie die mehresten andern Thiere dieser nämlichen Himmelsgegend in den Nordlichen America gleichfals, wo es aber verschiedene Farben hat. Es ist nur auf dem Rucken braun, der übrige Theil des Körpers ist weiß, ausser einigen fahlen Flecken. Der Kopf wie auch die Schnauze und das äussere Ende des Schwanzes sind gleichfals weiß.

Das Meerschweinchen. Cuniculus Indus. *)

Dieses Thier ist vielen Menschen gleich, deren ganzer Lebenslauf sich in die wenigen Worte einschliessen lässet, er war gebohren und starb. Das Meerschweinchen giebt schlechterdings keinen Nuzen und ist zu nichts zu gebrauchen, ihr Leben vergehet im abwechselnden Genuß der Liebe, des Futters und des Schlafes, „es scheint nur eine Maschine zu seyn, die blos zur

„ Fort-

*) Gesner hat diesem Thier, weil er bei den alten Naturkündigern keinen Namen davon gefunden, das Kaninichen genennet, und ihm den Beynamen des Indischen gegeben.

„ Fortpflanzung eingerichtet, und nur da ist, um eine „ besondere Gattung von Thieren zu unterhalten.

Ungeachtet dieses kleine Thier aus den warmen Ländern ursprünglich zu uns gekommen ist, so lebt es dennoch bei uns und pflanzet sich fort; weil man die Natur mit Klugheit und Sorgfalt fast bilden kann wie man nur will. Mit wie vielen Thieren und Pflanzen haben wir hievon nicht bereits glückliche Versuche gemachet? Wenn wir dem Meerschweinchen Petersil und andere ihm anständige Lebensmittel geben, und sie in geraumigen, bequemen, und reinlichen Orten erziehen, wo sie bisweilen die Sonnenhize empfinden können, so werden sie nach und nach unsere Himmelsgegend gewohnen, und ihr Fleisch vieleicht seine Unschmakhaftigkeit verliehren, so daß solches unsern Tafeln zu einer neuen so angenehmen als überflüßig vorhandenen Speise dienen könnte. Ich sage mit gutem Bedacht, daß sie uns überflüßig zur Speise dienen könnten, dann ein paar Meerschweinchen die wohl gehalten werden, können jährlich bei tausend andere hervor bringen. Die Weibchen können in einem Alter von zween Monaten schon Junge werfen, sie saugen ihre Jungen vierzehen Tage lang, sie lassen das Männchen so gleich wieder zu, und werfen sechs Wochen nachher wiederum aufs neue; das erste und zweitemal werfen sie nur vier oder fünf, aber nach diesem wohl acht bis zehen Junge.

Der Igel. Erinaceus.

Die Wallfahrten, oder besser zu reden, die unnüzlichen Reisen sind iederzeit boshaften, oder solchen Personen die nichts zu thun haben, angenehm gewesen. Die leztern finden dabei einen Vorwand und



Deckmantel für ihren Müssiggang, und die erstern bekommen Gelegenheit zu allerhand Begebenheiten und Abentheuern, um ihre Betrügereien auszuüben. Auf solche Art reißten die Kaz und der Fuchs des la Fontaine miteinander. Boshafte, Räuber, und Betrüger reden nicht immer von ihren schändlichen Thaten. Die Kaz und der Fuchs unterhielten sich bisweilen von solchen Dingen die nicht zu ihrem Handwerk gehörten, kamen aber bald auf diese Materie wieder zuruk, wie man in folgender Fabel lieset.

Le chemin étant long et partant ennuyeux,
Pour l'accourcir ils disputerent,
(La dispute est d'un grand secours,
Sans elle on dormiroit toujours)
Nos pélerins s'égosilérent;
Ayant bien disputé, l'on parla du prochain,
Le Renard au Chat dit enfin
Tu prétens être fort habile,
En sais tu tant que moi? — —

Der Weg war lang und zum Reissen verdrüßlich, um sich ihn zu verkürzen, fiengen sie an miteinander zu streiten, denn das Streiten leistet öfters gute Dienste, und man würde ohne selbiges in kurzem einschlafen, unsere Pilgrime schrien sich fast heischer, nachdem sie genug miteinander gestritten hatten, so redete man von dem Nächsten. Endlich sagte der Fuchs zur Kaze, du bist deiner Meinung nach sehr geschickt, verstehest du aber dergleichen Ränke wie ich?

Und darauf rühmet er sich, daß er tausend Kunstgriffe kenne, deren er sich nach und nach bediene. Die Kaz antwortete ihm mit einer siegenden Miene, ich be-

nue

sitze nur eine List, die aber so viel werth ist, als tausend andere. Gleich darauf kommt eine Koppel Hunde, die Kaz glettert auf einen Baum, und der Fuchs wird mit allen seinen vielen Ränken und Kunstgriffen, den Hunden zur Beute. Doch läst sich ein Einwurf der Kaz machen, wenn sie nämlich keinen Baum oder keine Mauer in der Nähe findet, wo sie hinauf springen kann, so wird sie ihr Leben ebenfals nicht lang vertheidigen können.

Das Vertheidigungsmittel des Igels ist viel sicherer, es befindet sich solches in ihm selbst, und er kann mit jenem Poetischen Weltweisen sagen: meine Tugend dienet mir zum Schild, oder, ich hülle mich in meine Tugend ein, Mea virtute me involvo. Horat. L. III. Od. XXIX. Diesen gründlichen Vortheil des Igels, den selbiger vor allen andern Thieren hat, druckten die Alten in einem Sprichwort also aus: Der Fuchs verübet viele Thaten, der Igel aber nur eine, die aber desto grösser ist, er vertheidiget sich ohne zu kämpfen, und verwundet, ohne anzugreifen.

Er borstet sich, steket seine Schnauze in seine hintern Pfoten, und bildet eine Kugel, die auf allen Seiten fürchterliche Stachel zeiget; er hat auch noch ein anderes Mittel seine Feinde von sich zu entfernen, wenn er nämlich aus Furcht sein Wasser lässet, welches sich über seine ganze Haut ausbreitet, und einen so widrigen Geruch von sich giebet, daß sie von ihm ablassen. Wenn aber ein Hund oder Fuchs Muth genug hat, diesen Gestank zu ertragen, und die Verlezung seiner Füsse und des Maules nicht achtet, so kann der Igel keinen längern Widerstand thun, und ist verlohren.



Das Männchen und Weibchen können sich nicht anders miteinander begatten, als wenn sie mit dem ganzen Körper entweder aufrecht oder liegend gegen einander gekehret sind, weil sie die Stacheln womit sie bedeket sind, verhindern, solches wie andere vierfüssige Thiere zu thun. Beide Geschlechter suchen einander im Frühling, und werfen im Anfang des Sommers. Sie bringen drei, vier, und bisweilen fünf Junge, die in der ersten Zeit weiß sind, und nachgehends die Farbe ihrer Alten bekommen: diese Farbe ist dunkelgrau. Man siehet anfänglich auf ihrer Haut nur den Keim ihrer Stacheln, die erst nach und nach wachsen.

Die Liebe zur Freiheit ist so zu reden die herrschende Neigung dieses Thieres. Wenn man ein Igelweibchen mit seinen Jungen in einem engen Ort, wie z. E. in einer Tonne einschliesset, so frißt sie solche auf, sie will sie lieber tod, als in diesem betrübten Zustand wissen, und sie schmachtet selbst aus, wenn man sie gleich mit Fleisch, Brod, Kleien und Früchten füttert.

Herr von Buffon hat unterschiedliche männliche und weibliche Igel in einem Zimmer aufgezogen, sie sind am Leben geblieben, haben sich aber nicht begattet, vieleicht aus Furcht, daß sie nur Sclaven zeugen möchten. So sollten sich die Menschen welche von dem Unglück gedrucket werden, bezeigen, und eines der Völker an den Ufern der Donau, so man die Germanier nennte, und iezo die Deutschen heissen, ahmten diesem Beispiel wirklich nach, wie aus folgender Fabel zu ersehen ist, in welcher la Fontaine die Abgesandten welche sie nach Rom abordneten folgendermassen reden lässet:

Nous

Nous quittons les cités, nous fuyons aux montagnes:
Nous laiſſons nos chères compagnes,
Nous ne converſons plus qu' avec des Ours affreux,
Découragés de mettre au jour des malheureux,
Et de peupler pour Rome un Pays qu' elle opprime,
Quant à nos enfans déja nés
Nous ſouhaitons de voir leur jour bientôt bornés;
Vos Preteurs au malheur nous font joindre le crime — —

La Fontaine, Liv. XI. Fab. VIII.

Wir verlaſſen die Städte, und fliehen in das Gebirg, wir verlaſſen unſere uns ſo werthen Frauen, und haben mit niemand mehr einigen Umgang als mit gräslichen Bären, wir haben allen Muth verlohren, unglückliche Geſchöpfe in die Welt zu bringen, und für Rom ein Land zu bevölkern welches von ſelbigem unterdrucket wird, wir wünſchten vielmehr daß unſere bereits lebenden Kinder ie eher ie lieber des Todes ſeyn möchten; überdieſes veranlaſſen uns eure Prätores noch zu dem Verbrechen. —

Die Igel thun in den Gärten ſehr wenigen Schaden, ſondern freſſen vielmehr die Würmer und andere Inſecten ſo ſie darinnen finden, ſie freſſen auch die abgefallenen Früchte, die ſie in ihrem Maul davon tragen. Der Igel wohnet gerne an trockenen und erhabenen Orten, er hält ſich entweder in einer Höhlung eines Baums, in dem Mooß, in Felſenritzen, oder



in Steinhaufen auf; er gehet dem ganzen Tag über nicht von der Stelle, sondern machet sich nur zu Nachts auf dem Weg.

Man kann ihn ohne alle Mühe fangen, weil er nicht laufen kann, so bald man sich ihm nähert, so windet er sich in eine Kugel zusammen; wenn man ihn nöthigen will, sich auszudehnen, so muß man ihn ins Wasser werfen.

Der Igel schläft dem ganzen Winter durch, oder bringt wenigstens diese Zeit in einer solchen Erstarrung zu, welche dem bei dieser Zeit gleichfals gewöhnlichen Zustand der Fledermaus, des Siebenschläfers, und des Murmelthieres ähnlich ist; und durch einerlei Ursache bewirket wird. S. den Artikel von dem Siebenschläfer. Das Fleisch des Igels ist nicht gut zu essen, und seine Haut, von der man jezo gar keinen Gebrauch machet, dienete ehemals als eine Bürste oder Hechel, den Hanf damit zu hecheln.

Einige Naturkundiger geben vor, daß man zweierlei Gattungen der Igel fände, die eine mit einem Schweinrüssel, und die andere mit einer Hundsschnauze, allein man trift nur die von der ersten Art an.

Dieses Thier ist fast allenthalben anzutreffen ausser in den ganz kalten Ländern nicht. In Ostindien wird es Sora genennet.

Das Stachelschwein wovon ich bei anderer Gelegenheit handeln werde, ist ein solches Thiergeschlecht, welches der Gattung unserer Igel sehr nahe kommt.



Die

Die Spitzmaus. Mus araneus *) und die Wasserspitzmaus.

Man kann dieses Thier zwischen die Maus und dem Maulwurf der Ordnung nach sezen, sie gleichet dem leztern in Ansehung der Schnauze die sehr lang ist, und an der Zahl der Zehen deren sie fünf an ieden Fuß hat; ihre Augen sind übrigens ziemlich verstekt, und sie hat einen starken Geruch an sich, der den Kazen zuwider ist, und sie vertreibet.

Es ist bei dem Artikul von dem Pferd angemerket worden, daß der Biß von der Spitzmaus giftig seye, ungeachtet man aus der Bildung ihres Maules schließen sollte, daß sie fast nicht beißen könnte; so viel ist aber doch wenigstens zuverläßig, daß Pferde in solchen Ställen wo sich Spitzmäuße befinden, besondere Krankheiten bekommen, die von diesen Thieren herrühren.

In Brasilien findet man ein Thier das der Spitzmaus ziemlich ähnlich ist, aber drei schwarze Streife über dem Rucken hat, und etwas grösser als unsere Spitzmaus ist. Die leztere hat ein einfärbiges Haar welches an dem Leib braunröthlich unter dem Bauch aber weißlich ist.

Die Wasserspitzmaus ist ein wenig grösser als die gemeine Spitzmaus, von welcher sie auch in den Farben des Körpers ein wenig unterschieden ist; man findet sie bei den Quellen bei Auf- und Untergang der Sonne, die übrige Zeit schläft sie, und verstekt sich.

Der

*) Sie wird auch mus caecus, die blinde Maus genennet, der Beiname araneus kommt vermuthlich davon her, weil sie sich von Insecten nähret.



Der Maulwurf. Talpa.

Die vornehmsten Kennzeichen woran man dieses durch den Schaden, welchen es in den Gärten und bisweilen auch in den Feldern verursachet, so bekannte Thier erkennet, sind folgende: der Maulwurf hat eine schwarze Haut, die mit einem Haar bedecket ist, welches in der Feinheit den schönsten Sammet noch übertrift; vier kleine Pfoten fast in Gestalt der Hände, eine spitzige Schnautze, kleine Augen die man beinahe gar nicht siehet, und Ohren ohne Rand, dem ungeachtet aber hat er ein sehr feines Gehör.

Er genießt in seiner unterirrdischen Wohnung ein angenehmes und freies Leben. Er hat wenig Feinde und brauchet zu seinem nothdürftigen Unterhalt sehr wenig; wider strenge Luft und Witterung ist er gleichfals gesichert. Er ist fast niemals bemüssiget, die seinigen und seinen Geburtsort zu verlassen. Ueberdieses ist sein Körper so besonders organisiret, daß er unter allen Thieren die stärkste Wollust bei der Begattung empfindet. War wohl noch mehr zu seinem Glück nöthig?

Einige Naturkundiger behaupteten ohne Grund, daß der Maulwurf dem ganzen Winter durch in einer Erstarrung liege. Denn die Landleute, die wenigstens die Natur in der Nähe sehen, wenn sie selbige auch nicht iederzeit scharf genug beobachten, sagen im Sprüchwort: **Der Maulwurf wirft auf, das Thauwetter ist nahe.**

Diese Art findet man weder in ungebauten noch in kalten Ländern, sondern sie erfodert eine etwas warme und lockere Erde. Siberien ist demnach allzukalt, als daß Maulwürfe daselbst herkommen könnten, und

folglich

folglich gehöret das Thier mit grünen und goldfarbigen Haaren, so man den Siberischen Maulwurf genennet, zu einer andern Gattung. Es hat selbiges auch noch überdieses nur drei Zehen an den vordern Füßen, und vier an den hintern, da hingegen der gemeine Maulwurf an einem ieden Fuß fünf Zehen hat.

Der rothe Americanische Maulwurf, so auch Tucan genennet wird, scheinet eben so wenig zu der Europäischen Art der Maulwürfe zu gehören. Man bemerket unter unsern Maulwürfen zwei bis drei Abarten; man findet sie mehr oder weniger braun, ganz weiß, und schwarz und weiß gefleckt.

Die Fledermaus. Vespertilio.

Die Schönheit der Gestalten der Thiere und anderer Producten der Natur ist fast willkührlich, das ist, sie hängt wenigstens von der Art und Weise ab, wie sie uns in das Gesicht fällt. Als der weisse oder vielmehr verschmizte Ulysses einem seiner Gefährten der in einem Bären verwandelt worden ware, beweisen wollte, daß er unrecht handele, wenn er nicht wiederum ein Mensch zu werden verlange, so fieng er seine Rede also an: Betrachte nur einmal wie du gestaltet bist! und er erhielte diese trozige und nachdenkliche Antwort, so wie ein Bär gestaltet seyn muß.

Die Fledermaus gehöret mehr zu den vierfüssigen Thieren als zu den Vögeln; vergebens sagte iene Fledermaus die von einem gemeinen Wiesel dem Feind der Mäuse gefangen wurde; ich bin ein Vogel, siehe nur meine Flügel, es ist vielmehr ausser Zweifel, daß die Flügel einer Fledermaus nichts als breite Häute sind, welche die langen Klauen ihrer vordern Pfoten von einander



ander absondern; daher habe ich auch dieses Thier der Ordnung gemäß der Ratze, dem Maulwurf, der Spizmaus, und andern kleinen vierfüssigen Thieren nachgesezet; und man kann sie auch in keine andere Ordnung sezen, dann sie hat fast gar nichts von der Bildung der Vögel an sich; ihre vördern Pfoten haben Zweige die mit Häuten versehen sind, wie die hintern Pfoten des Biebers, uud vermittelst derselben schwimmet dieses Thier eben so beschwerlich durch die Luft, wie ienes Amphibium *) in dem Wasser.

Die Fledermaus erhaschet im Flug die Mücken, Fliegen, und Nachtschmetterlinge, die sie in einem Stuck verschlinget; sie frißt auch Fleisch, es mag solches roh oder gekocht, frisch oder verfault seyn.

Sie hat in den vordern Häuten des Körpers, und in den so genannten Brustmusculn viele Stärke, deren sie zu ihrem Flug benöthiget ist. Das Männchen von dieser Thiergattung, hat wie der Mensch und der Affe eine abgesonderte herabhangende Ruthe.

Das Weibchen bringt wie alle vierfüssige Thiere ihre Jungen lebendig zur Welt, sie hecket nur eines oder zwei auf einmal; sie säuget sie und träget sie im Fliegen mit sich fort. Diese Thiere begatten sich, und hecken im Sommer.

Wenn der Winter herannahet, so nehmen die Fledermäusse ihren Aufenthalt, in Löchern, Höhlen, und in dunkeln und warmen Orten, wo sie bis zum folgenden Frühiahr in einer Erstarrung bleiben, welche

von

*) Es giebt keine eigentlichen Amphibia oder solche Thiere die so wohl in der Luft als in dem Wasser leben können, ausser dem Meerkalb oder Seehund, dem Morse und Lamentin. Allein man nennet dem Sprachgebrauch gemäß, auch den Bieber, den Fischotter, und die Schildkröte Amphibia.

von ihrer wenigen Hitze herrühret, wie solches auch bei dem Siebenschläfer, dem Igel, und dem Murmelthier, aus gleicher Ursache Statt findet, wie wir in dem Artickul von dem Siebenschläfer sehen werden.

In den Orten wo sie sich versammlen, denn sie sind gerne in Gesellschaft, häufet sich ihr Mist wie ein kleiner Hügel zusammen, welcher eine Art einer schwarzen Erde vorstellet, woran man die Flügel und Füsse der Insecten erkennet, wovon sie sich genähret haben.

Die Naturbeschreiber unterscheiden nur zwo Arten der Fledermäusse, die gemeine Art, und die mit grossen Ohren, welche wir den Grosohr nennen. Tab. II. Herr Daubenton hat aber noch fünf andere Arten in Europa entdecket, die er die Noctule (la noctule) den Spätling (Serotine) die Pipistrelle (Pipistrelle) die Barbastelle (Barbastelle) und das grose und kleine Hufeisen (Fer à Cheval) nennet, diese beiden lezten haben wirklich eine so runde Nase, die wie ein Hufeisen gestaltet ist.

Herr von Buffon nennet eine Americanische Fledermaus, das Lanzeneisen (Fer de lance) und Herr Daubenton nennet eine Fledermaus aus Senegal das Blat (Feuille) sie hat zwey Arten von Hahnenkämmen auf der Nase, deren einer einer Lanze und der andere einem Blat gleichet. Diese Kämme sind den dritten Theil so groß, wie das ganze Thier, denn sie sind sieben bis acht Striche lang, und das ganze Thier ist fast nur zween Zoll groß.

Die Roussette oder der fliegende Hund (Chien volant) die Rougette oder der fliegende Hund mit rothem Hals (Chien volant à col rouge) und die Vampire können auch mit zu den Fledermäussen ge-



rechnet werden. Die beiden ersten haben ihren Namen von ihren Haaren. Sie sind sehr gefräßig, die erste ist neun, und die zweite vier Zoll lang, man findet sie in Asien. Die Vampire oder der fliegende Hund aus Neuspanien sauget den Menschen und Thieren im Schlaf das Blut aus, ohne ihnen einen so starken Schmerzen zu erregen, daß sie davon erwacheten. Herr von Buffon zielet mit diesem Namen, den er diesen Thieren beigeleget hat, auf die abgeschmacken und nur in der Einbildung bestehenden Vampire, welche dem Vorgeben nach, das Blut der Toden aussaugen; Herr Daubenton hat die Zunge der Roussette und der Rougette genau beobachtet, und glaubet an ihr eine solche Gestalt bemerket zu haben, daß sie gleichsam pompen und das Blut saugen könnte.

Weil die Fledermaus eine äusserst misfällige und zuwidere Gestalt hat, so darf sie nur zu Nachts zum Vorschein kommen, wenn wir und andere für den Tag bestimmte Thiere sich verbergen, oder doch wenigstens sich verbergen sollten.

Wenn wir wissen wollen, was die Natur veranlasset hat, die Fledermäusse und alle dergleichen Thiere die uns unnüzlich, schädlich, oder häßlich zu seyn scheinen, hervorzubringen, so können wir keinen andern Grund hievon als in der prächtigen Nothwendigkeit finden, vermög welcher die Natur unaufhörlich etwas hervor bringen, und alle mögliche Gestalten erschöpfen muß. Wenn wir aber nach unserer Art zu sehen und zu urtheilen, die Sache betrachten wollen, so können wir annehmen, daß die Natur dieses düstere Thier so zu reden nur blindlings in den Höhlen und alten Schutten geformet, und ihm zugleich seinen Aufenthalt darinnen zu nehmen auferleget hat.

Der

Der Siebenschläfer. Glis. Die grosse Haselmaus Mus *) und die kleine Haselmaus. Mus avellanarum minor.

Diese Thiere vereinigen mit der Gefräßigkeit und schädlichen Neigung der Waldraze noch eine Eigenschaft, wodurch sie dem Murmelthier gleich kommen, und welche ihren Verheerungen wenigstens einige Monate lang Einhalt thut; diese bestehet nämlich in einem Schlaf, oder vielmehr in einer Erstarrung die sich im Winter anfängt, und bis in das Frühjahr dauret.

Es fehlet den Siebenschläfern eben so wie den Mäusen und Igeln an innerlicher Hize. Man hat einen Versuch gemachet, und in den Körper solcher lebendiger Thiere ein Thermometer gestecket, woraus man ersahe, daß die innere Wärme ihres Körpers mit der Luftwitterung gleich war; so daß wenn diese Wärme nur zehen bis eilf Grade über den Gefrierpunct stunde, ihr Blut gleichfals nur diesen Grad der Hize erreichte, da doch die Wärme des Menschen und der meisten Thiere die Blut und Fleisch haben, zu allen Zeiten dreißig Grad übersteiget. Herr von Buffon welcher diese Beobachtung nebst vielen andern zum ersten gemachet hat, schließet daraus, daß der Mangel der Hize die wirkliche Ursache der Erstarrung bei den Siebenschläfern, Fledermäusen, und Igeln seye. Er ist auch der Meynung daß die nemliche Wirkung bei dem Murmelthier von gleicher Ursache entstehe, hat aber noch nicht Gelegenheit gehabt, sich davon hinlänglich überzeugen zu können.

*) Man nennet die Haselmäusse deswegen also, weil sie diese Art Nüsse gerne essen, die kleine Haselmaus wird auch die kleine Schlafraze genennet.



Man kann in Ansehung der Größe den Siebenschläfer mit dem Eichhorn und die große Haselmauß mit der Ratze vergleichen, die kleine Haselmaus aber ist ein wenig kleiner als die große, alle drei sind unter dem Bauch weiß; die grosse Haselmaus unterscheidet sich von den beiden andern durch schwarze Flecken, die sie um den Augen herum hat; sie ist ein schönes kleines Thier, ob sie gleich ein wenig die Gestalt von einer Ratze hat. Der obere Theil ist mit schönen gelbfahlen Haaren bedecket, welches mit der schwarzen und weißen Farbe an den untern Theilen, eine schöne Schattirung machet.

Der Siebenschläfer und die kleine Haselmaus halten sich weit von uns entfernt in den Wäldern auf; aber die große Haselmauß nimmt ihren Aufenthalt lieber an bewohnten und angebauten Orten. Dieser Vorzug kommt uns ein wenig theuer zu stehen, dann sie ist sehr gefräßig; die kleine Haselmaus ist zahmer und richtet weniger Schaden an.

Diese drei Thiere machen drei verschiedene Gattungen aus, eine iede wirft auf einmal vier oder fünf Junge; man trift sie in den mehresten gemässigten Europäischen Ländern an.

Das Murmelthier. Mus Alpinus.

Dieses Thier ist nicht das einige von dem die Menschen die nüzlichsten Dinge gelernet haben. Man sagt, daß die Savoiarden, wie sie sahen, daß das Murmelthier dadurch daß es sich an seinem Rucken und Pfoten anspreizte, die höchsten Felsenrizen hinauf kletterte, davon auf den Gedanken verfielen, sich dieser

nem-

nemlichen Art und Stellung zu bedienen, um in die Schlöte zu steigen und die Schorsteine zu fegen.

Man kann die iungen Murmelthier ganz leicht zahm machen. Dieses Thier sizet gerne auf den hintern Pfoten, wie die Bären; es hat aber auch ausser diesem noch viele merkliche Aehnlichkeiten mit dem Bären, und auch einige mit der Raze. *) Demungeachtet aber ist es der Arctomys oder die Bärenraze der Alten nicht; es ist viel grösser und stärker als iener. Mit dem Siebenschläfer hat es die Eigenschaft gemein, daß es einige Monate lang in einer Erstarrung lieget, die Länge desselben erstrecket sich auf einen Schuh und zwei bis drei Zoll. Das Haar des Murmelthieres auf dem Rucken ist röthlich braun und rauh anzufühlen, das unter dem Bauch aber ist röthlich und gelinder.

Das Murmelthier sauft die Milch gerne, und wenn es welche zu saufen findet, so murmelt es beständig dabei wie die Kazen zum Zeichen ihrer Wollust. Wenn man diesem Thier liebkoset, so murret es wie ein iunger Hund, wenn es aber zornig wird, oder Schmerzen leidet, so läst es ein durchdringendes und scharfes Pfeifen von sich hören.

Wenn der Winter heran nahet so vereinigen sich mehrere Murmelthiere miteinander, und bauen sich auf dem Hang eines Berges ein grosses Lager mit zwei Oefnungen; innerlich füttern sie solches mit Heu aus, das ihnen zugleich bis zur strengsten Kälte zur Nahrung

*) Ein iedes Geschlecht hat etwas ähnliches so wohl mit der vorhergehenden als mit der nachfolgenden Gattung; allein diese bewundernswürdige Stufenweiß sich äussernde Zu- und Abnahme ist öfters so unmerklich, daß sie unserm gar zu schwachen Gesicht entwischet.



rung dienet; dann eher erstarren sie nicht. Um das Heu in ihr Lager zu führen, legt sich eines, wie man saget, auf den Rucken, das andere beladt es mit Heu zwischen seinen vier Pfoten, und ziehet es nachhero bei dem Schwanz fort. *) Dieses Fuhrwerk und ihr beständiges Klettern in den Felsenrizen, machet, daß ihnen das Haar am Rücken abgeschabet ist.

Diese Thiere haben nur einmal im Jahr Junge. Die gewöhnliche Anzahl derselben ist drei oder vier; ihr Wachsthum ist geschwind, und die Dauer ihres Lebens erstrecket sich bis auf neun oder zehen Jahre; daher ist auch ihr Geschlecht nicht sonderlich zahlreich.

Der Boback in Pohlen, und der Jevraschka aus Siberien **) sind zwei Gattungen von dem Murmelthier; der Boback ist fast eben so groß, wie das Alpenmurmelthier; der Jevraschka aber ist viel kleiner.

Zur Classe des Pohlnischen und Siberischen Murmelthiers kann man auch noch das Straßburgische Murmelthier rechnen, so man auf eine uneigentliche Art den Cricet genennet hat, so wie der Hamster oder Cricet wovon zu Ende des Artikels von der Raze gehandelt

*) Man findet in der etwas langen aber sehr schönen Fabel des la Fontaine Lib. X. Fab. I. von den zwei Razen, dem Fuchs und dem Ey, zwei Beispiele von einem so sinnreichen Fuhrwerk, könnte man aber nicht wohl glauben, daß der König von dem la Fontaine, redet, die Beschreibung ihrer Kriegskunst der Thiere, die der Fabeldichter die Geschwisterkinder des Fuchses (germains du Renard) nennet, ein wenig übertrieben habe, und daß alles dieses prächtige Blendwerk im Grund nichts anders als ein Murmelthier seye, welches Heu in sein Lager führet?

**) Die Siberier nennen das wirkliche Murmelthier, oder das Alpenmurmelthier so man auch in ihren Gebirgen findet, Surok

handelt worden, gleichfals uneigentlicher Weiße das Straßburgische Murmelthier genennet worden.

Der Nordliche Theil in der neuen Welt bringt auch zwei Gattungen von Murmelthieren hervor, den Mouax oder Soufffleur *) und den Cabia.

Der Bär. Vrsus.

Die Natur scheinet von dem Menschen in verschiedenen Thieren einen Entwurf zu machen haben wollen; sie hat dem Affen ein wenig von des Menschen Gestalt und Beweglichkeit verliehen, dem Elephanten und dem Bieber hat sie etwas von seinem Fleiß und ich wollte beinahe sagen, von seinem Verstand mitgetheilet; der Muth und Adel des Menschen ist dem Löwen zu Theil geworden, und der Bär hat die runde und angenehme Gestalt der menschlichen Glieder erhalten.

Wie angenehm ist die Gestalt eines Bärens, wird man mir vielleicht einwenden, und wenn es auch der allerbestens geleckte **) von seiner Art ist? Ich gestehe gerne, daß der Bär uns in seinem dicken und zotigen Haar nicht anders als wie ein dicker und roher Klumpen vorkommt, wenn man aber einem Bären das Haar abgeschoren hat, so hat er recht viele Aehnlichkeit

*) Es hat daher diesen Namen, weil dieses Thier, wenn es jemand siehet anfängt die Erde aufzuscharren und mit aller Gewalt zu blasen.

**) Es ist ein Irrthum wenn man glaubet daß der Bär seine Jungen lecke, um sie geschmeidiger zu machen, und ihnen eine Gestalt zu geben; da sie doch wie alle andere Thiere, ihre Gestalt blos durch das Wachsthum und die Entwicklung ihrer Theile erhalten.



lichkeit mit dem Menschen, so wohl in seinen Umzeichnungen, als in den Krümmungen der Glieder, der Lage und Gestalt der Brüste ꝛc.

Inzwischen hat der Bär von dieser plumpen Aehnlichkeit mit dem Menschen keinen andern Vortheil, als daß er auf eine sehr ungeschickte Art einige natürliche menschliche Bewegungen nachmachet, und z. E. mit den Fäusten schläget, und auf den hintern Pfoten stehet.

„Der Bär ist nicht allein wild, sondern auch „einsiedlerisch, sagt Herr Buffon, die Entfernung „von aller Gesellschaft ist ein natürlicher Trieb bei ihm; „er ziehet sich aus den Gegenden zurück, wo Menschen „hinkommen, und befindet sich nirgends recht wohl, „als an den Oertern wo noch die alte Natur herrschet. „Eine alte Höhle in unersteiglichen Felsen, eine Grot„te welche die Zeit in dem Stamm eines alten Baums „mitten in einem dicken Wald gebildet hat, machen „seine Wohnung aus; hier nimmt er ganz einsam sei„nen Aufenthalt, und bringt daselbst einen Theil des „Winters ohne Nahrungsmittel zu, und ohne daß „er in verschiedenen Wochen heraus gehet. Er ist „inzwischen nicht erstarret, noch ohne Empfindung „wie der Siebenschläfer und das Murmelthier. Da „er natürlicher Weise fett, und dieses gegen das En„de des Herbstes, das ist, gegen die Zeit, da er in „seine Höhle gehet, in einem ausserordentlichen Grad „ist, so macht dieser Ueberfluß der Feiste, daß er sei„ne Fasten hält, und nicht aus seinem Loche gehet, „als bis er ausgehungert ist, welches, wie man sa„get, ohngefähr nach vierzig Tagen geschehen solle.

Aus dieser tiefen Einsamkeit und langen Fasten ist nothwendig zu schliessen, daß der Bär eine trauri-



ge Lebensart führet, wenn er seinen Zustand bemerken kann, und dieses ist wohl möglich, indem er nichts weniger als dumm und unempfindlich ist. Er hat scharfe Sinnen, besonders ist sein Geruch und Gefühl sehr fein. Er läst sich ziehen und abrichten, man gewöhnet ihn, den Schall der Instrumenten zu hören, und auf eine plumpe Art nach dem Tact zu tanzen.

Man muß den Landbär von dem weissen Bär (l'Ours blanc,) T. III. den man auch den Bär des Eismeeres nennet (Ours de la Mer glaciale) unterscheiden. Die Landbären theilen sich wieder in zwo Gattungen, die in Ansehung ihrer Neigung und Gewohnheiten, noch mehr als durch ihre Farbe von einander verschieden sind. Die erste Gattung ist der braune Bär, dieser ist wild, gefrässig, und grausam; er hält sich vorzüglich in den Alpen auf; die andere ist schwarz.*) Diese Bären sind nur blos wild, und lassen sich nicht zwingen Fleisch zu fressen. Den schwarzen Bären findet man nur in kalten Ländern, aber der braune ist allenthalben, in kalten, gemässigten und warmen Ländern anzutreffen. Alle beide Gattungen entfernen sich von stark bevölkerten Ländern. Der braune männliche Bär frißt seine Jungen, wenn er sie in Abwesenheit ihrer Mutter erhaschen kann. Die Bärinen bringen auf jedem Wurf eines bis fünf Junge, niemals aber mehr.

Der Bär bereitet sich mit vieler Kunst und Geschicklichkeit, eine Art einer Hütte, die er mit einem Dach überziehet, wodurch kein Wasser dringen kann.

*) Es giebt unter den Landbären auch weisse Bären, in sehr kalten Ländern, sie haben aber blos diese einzige Aehnlichkeit mit den Seebären.



Unten an dem Fus hat der Bär Warzen, die mit einem weissen und milchigen Saft angefüllet sind, den er ausziehet, wenn er an seinen Tazen sauget; und dieses ist auch fast dem ganzen Winter durch, so lang er in seiner Höhle eingeschlossen bleibet, seine einzige Beschäftigung.

Der Bieber. Fiber.

Der Elephant, der Hund, der Bieber, und der Affe, sind nach dem Urtheil des neuern Aristoteles dieienigen vier Thiere, die in der Scharfsinnigkeit und dem Verstand dem Menschen am nähesten kommen.

Die Bieber errichten in den Landen wo sie frei sind, wol beherrschte Republiken, denn sie werden von den billigsten Gesezen regieret, die am besten vermögend sind, allen Arten der Misbräuche vorzubeugen, und die Untergebenen wahrhaftig glüklich zu machen; diese Geseze beziehen sich auf ein beständig anhaltendes und gemeinschäftliches Arbeiten, auf eine solche untergeordnete Unterwürfigkeit, vermög welcher fast alle einzelne Glieder einander gleich sind, oder wenigstens nur dieienigen einen Vorzug haben, die Stärke und Geschicklichkeit besizen, zwo Eigenschaften die einig und allein in allen Gesellschaften mit Recht den Vorzug verdienen, weil sie allein auch den mehresten und wahresten Nuzen verschaffen.

La Fontaine hat diesen schönen Theil der Geschichte der Bieber nach seiner vortreflichen Dichterischen Gabe folgendermassen geschildert.

Ils

Ils construisent des travaux
Qui des torrens grossis arrêtent le ravage.
Et font communiquer l'un et l'autre rivage.
L'edifice résiste et dure en son entier.
Apres un lit de bois, est un lit de mortier.
Chaque Castor agit, commune en est la tâche;
Le vieux y fait marcher le jeune sans relâche;
Maint maitre d'oeuvre y court et tient haut le bâton.
La Republique de Platon
Ne seroit rien que l'apprentie
De cette famille amphibie.

L. X. Fab. I.

Sie führen Werker auf, denen die heftigsten Plazregen keinen Schaden thun können. Sie hängen die beiden Ufer mit Brüken zusammen. Das Gebäud widerstehet aller Gewalt, und bleibt unverlezt stehen, und ist so künstlich eingerichtet, daß immer wechselsweiß eine Schicht Holz und eine Schicht Kalk aufeinander gesezet sind. Ein ieder Bieber muß mit arbeiten, und es ist ihnen allen gleiches Tagwerk auferleget; der Alte treibt den Jungen unaufhörlich an, und mancher Bauaufseher lauft mit aufgehobenen Stock hinzu. Selbst die Platonische Republik würde noch von dieser Amphibischen Familie lernen können.

Vernunft und Freiheit führen bei der Vereinigung der Bieber den Vorsiz, und sie sind beide nöthig, um die Art der Policen welche sie beobachten, fest zu sezen. Nichts beweiset besser, daß die Gesellschaft der



Bieber bei weitem nicht so gezwungen, und so Maschinenmässig ist, wie der Bienen, der Ameisen rc. ihre, als die Einsamkeit und Unthätigkeit in welcher sie in zu stark bevölkerten Landen, in solchen Orten die der Mensch allein mit Ausschluß aller anderer Geschöpfe besitzen will, leben; sie geben sich daselbst gar nicht die Mühe, eine Arbeit nur anzufangen, die durch den geringsten wunderlichen Einfall dieses Tyrannens unvermeidlich zerstöhret werden würde. Sie hinterlassen dem Menschen einen etwas schwarzen stinkenden Saft, *) wovon sie zu wissen scheinen, daß er zur Heilung einiger Krankheiten die er sich selber zugezogen hat, guten Gebrauch machen kann, und suchen darauf solche Ufer zu erlangen, wohin sich seine Herrschaft noch nicht erstrecket hat. In kurzer Zeit werden sie vielleicht dergleichen nirgend mehr finden, und man bemerket schon, daß sich einige Arten einsamer Bieber vermehren, die wie der Dachs leben, und schon seit einigen Zeugungen einer Gesellschaft entsaget haben, die unaufhörlich von dem Menschen gestöhret wird, und folglich wenige Anmuth mehr für sie haben kann.

Der Bieber ist ein abstechendes Geschlecht, eine sehr kenntliche Schattirung zwischen den vierfüßigen Thieren und den Fischen. Er ist kurz, untersezt, er ist nicht länger als drei Schuh, und wiegt funfzig bis sechzig Pfund, sein Schwanz ist glatt, oval, und schuppigt. An den hintern Füßen hat er Floßen, und an den Vorderfüßen hat er abgetheilte Zehen. Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren hat die nemlichen

*) Dieser Saft befindet sich in einem unweit den Hoden hervorstehenden Säkchen. Wenn ein Biber von den Jägern verfolgt wird, so soll er dieses Säkchen wider einen Stein drüken, und dadurch den darinn befindlichen Saft heraus pressen.

nemlichen Eigenschaften und eben den Geschmack wie das Fleisch der Thiere/so auf dem land leben; das von den Schenkeln und dem Schwanz hingegen, hat den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fisches.

Die Bieber versammlen sich im Monat Junius und Julius, in dieser Zeit bauen sie, und sezen sich vor der üblen Witterung in Sicherheit; es kommen ihrer öfters zwei bis drei hundert von unterschiedlichen Gegenden her zu einem gemeinschäftlichen Sammelplaz zusammen.

Sie bauen mit Pfählen, die sie fällen, schneiden und in das Wasser schleppen, einen Damm oder aufgeworfene Erhöhung, der vermögend ist, den heftigsten Bewegungen des reißensten Flußes zu widerstehen; auf diesem festen Damm, bauen sie Hütten, deren Einrichtung ein Meisterstück ist. Man sollte fast sagen, daß ein ieder Bieber ein tiefsinniger Meßkünstler, und ein wiziger Bauverständiger wäre. Man findet bisweilen zwanzig oder fünf und zwanzig dergleichen Hütten auf einem einigen Damm, die alle miteinander zusammen hängen. Beinahe sollte man auf die Gedanken gerathen, als ob die Bieber eine Sprache unter sich hätten, da sie ein aus so vielen besondern Umständen zusammgesezten Werk vollbringen.

Sie nähren sich ordentlich von frischer Rinde und zarten Holz. Wenn sie Jäger oder andere Raubthiere bemerken, so warnen sie sich einander durch einen Schlag, den sie mit dem Schwanz auf das Wasser thun, und welcher weit umher durch alle Wohnungen erschallet.

Die Weibchen tragen drei oder vier Monat lang, und werfen gegen das Ende des Winters, und zwar iedesmal zwei oder drei Junge.

Zum



Zum Unglück für die Bieber schätzen wir ihre Pelze sehr hoch, es giebt deren schwarze und weiße, es ist nicht genug, daß sie uns, wie ich schon erwähnet habe, ihren riechenden Saft hinterlassen, sondern wir wollen ihre ganze Beute bekommen, und es fällt ihnen schwer uns zu entwischen.

Die Wilden kleiden sich in die Bieberfelle, und tragen selbige im Winter so daß sie die Haare einwärts wenden, und im Frühling schicken sie uns diese Häute, die man den Abgang ihrer Kleiderkammer nennen kann; da selbige aber den Schweiß der Wilden eingesogen haben, so kann man sich ihrer nur zu der gröbsten Arbeit bedienen: man nennet sie fette Bieber. (Castor gras.)

„Wenn die Jäger die Bieberhütten zerstöhren, „und viele dieser Thiere fangen, so stellt sich die als„dann zu schwache Gesellschaft, sagt Herr Buffon „nicht wieder her. Die kleine Anzahl derer welche „dem Tod oder der Gefangenschaft entgangen sind, „zerstreuet sich, sie werden flüchtig; ihr durch die „Furcht unterdrücktes Genie entdeckt sich nicht wei„ter; sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in „eine Erdhöhle ein, und beschäftigen sich nur mit den „dringendsten Bedürfnißen, oder blos den Fähigkei„ten die ein iedes für sich hat, und verliehren ohne „Hofnung die gesellschaftlichen Eigenschaften die wir „erst an ihnen bewundert haben.„

Es giebt Bieber in Languedoc, auf den Inseln der Rhone, und man findet ihrer eine noch grössere Menge in den Nordischen Europäischen Provinzen; weil aber alle diese Gegenden zu häufig von Menschen bewohnet werden, so leben die Bieber daselbst, wie fast alle andere Thiere einsam und in der Flucht. Man

hat

hat dergleichen merkwürdige Biebergesellschaften hauptsächlich in America gefunden. In dem leztern Jahrhundert hat man auch in Norwegen Bieber angetroffen die sich ihre Hütten gebauet haben.

Herr von Buffon hat die Eigenschaft dieser Thiere an einem lebendigen Bieber beobachtet, den er ein Jahr lang erhalten, und der ihm aus Canada zugesandt worden. „Es ist, sagt er, ein ziemlich sanftmüthiges, ruhiges, zahmes, aber etwas trauriges „ia so gar klagendes Thier, ohne heftige Leidenschaften, ohne starke Begierden, das sich nur wenige „Bewegungen machet, um keiner Sache willen sich „viel Mühe giebt, inzwischen aber sich einzig und „allein mit dem Verlangen nach der Freyheit beschäftiget, von Zeit zu Zeit die Thüren seines Gefängnißes benaget, aber ohne Wuth; im übrigen ist es „ziemlich gleichgültig, beweiset für niemand sondere „Liebe, sucht nicht zu schaden, und auch nicht sonderlich zu gefallen.„

Der Löwe. Leo.

Wie groß waren die Römer nicht noch, auch zu der Zeit da sie bereits schon Sclaven der Asiatischen Ueppigkeit waren? Sie scheinen dazumal selbst noch größer als iemals zu seyn, und nur die Weltweißen entdeckten mitten durch den Pracht der Regierung des Augustus, daß die Größe des alten Roms unter dem eiteln Glanz womit sie sich zu verbergen suchte, nach und nach ins Abnehmen käme. Man muß aber gleichwohl gestehen, daß auch noch in den auszehrenden Ueberresten der Größe Roms, der Beherrscherin der ganzen Welt, sich eine würkliche Größe zeigte. Der

Schau-



Schauplaz des Marcellus, der Circus und die übrigen prächtigen Denkmale dieser Zeit durchdringen uns mit einer billigen Bewunderung, erheben unsern Geist, und lehren uns, wie weit wir noch von den Römern, auch selbst zu der Zeit, da sie ihrem gänzlichen Verfall schon nahe waren, entfernet sind. Ein Kampfplaz, dessen weiten Umfang das Aug kaum übersehen konnte, und der auf allen Seiten mit bequemen Galerien umgeben ware, die mehr als zweimal hundert tausend Zuschauer fassen konnten, war das Feld eines zwar etwas wilden Ruhms, der inzwischen aber doch einen starken Eindruck machte. Man sahe daselbst Ringer und Fechter, die bald miteinander selbst kämpften, bald wider die fürchterlichsten Thiere stritten, und dadurch zeigten, wie weit es der Muth und die Stärke bringen könne, wenn solche von Geschicklichkeit und Unerschrockenheit begleitet sind. Es zeigten sich leichte und prächtige Wägen, mit stolzen flüchtigen Pferden bespannet, die über den Staub wegflogen und durch die reißende Geschwindigkeit ihrer Bewegung die Achse auf denen sie ruheten, entzündeten. Und an andern Wägen, die Maiestätisch von Tiegern und Löwen gezogen wurden, erkannte man ein Vorbild, wie alle Kräften der Natur dem Menschen unterworfen waren.

Diese gezähmten Löwen die so gelehrig wie unsere geringsten Hausthiere gemacht worden, waren keine Löwen aus den Dörfern in Indien und der Barbarei, die den Umgang der Menschen seit vielen Zeugungen gewohnt sind, und ihr angebohrnes wildes Wesen verlohren haben, sondern es waren solche unerschrockene und würhige Löwen, die keine andern Orte als die heissen Wüsten in Africa und Asien kannten, und weil sie daselbst niemals einen Feind gefunden der

ihnen

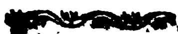


ihnen widerstehen hätte können, unzähmbar zu seyn schienen.

Der Löw ist der König unter den Thieren, begnügt sich mit der Herrschaft die ihm seine Stärke über diese zueignet, und pfleget solche niemals zu mißbrauchen, worinnen er viel billiger als der Mensch ist. Seine Gefrässigkeit endiget sich jederzeit so bald seine Bedürfnisse befriediget sind; er ist nicht so begierig nach Niederlagen wie der Tieger und der Wolf. Man pflegt bisweilen von einem Tyrannen, der dem Lauf seiner Grausamkeiten und Unbilligkeiten eine Zeitlang Einhalt thut, im Sprichwort zu sagen: daß sein Schlaf ein Löwen-Schlaf seye. Allein dieser Ausdruck ist nicht richtig, die Ruhe eines Tyrannen, der Uebel ohne Noth stiftet, muß man nicht mit dem Erwachen des Löwen, sondern mit dem Erwachen des Tiegers vergleichen.

Der Löw hat eine edle, grosmüthige, empfindliche und stolze Seele. Alles kündiget bei ihm diese Eigenschaften an. Sie sind in seiner Gestalt, in seinen Augen und in seinem Ansehen abgemalet. Er ist der lebhaftesten Erkenntlichkeit fähig, wie man tausend Beweise davon hat, vergisset aber auch keine Beleidigung. Wenn er ein wenig gezähmet ist, so kann man ihn durch Liebkosungen gewinnen und zuthätig machen, aber er läst sich nicht zur Unzeit plagen. So vielen Schreken er, wenn er zornig ist erregen kann, so viel Zutrauen flösset er ein, wenn er gelassen ist, *) im Zorn werden seine Augen feurig, er beweget die Haut seines Gesichtes und seiner Stirne, ziehet seine Muskuln zusammen,

*) Wenn er gelassen und ruhig ist, so bemerket man an ihm einen steifen und kühnen Blik, der aber auch etwas sanftes zugleich zeigt.



sammen, und sträubet sein Haar. *) Der Elephant, das Rhinoceros, das Kameel 2c. lassen eben so wenig mit sich spielen, nur kleine Thiere haben so geringe Leidenschaften, daß man an ihnen bemerket, wie sie ohne einen zulänglichen Grund fast zu gleicher Zeit aufgebracht und beruhiget werden, schmeicheln und beissen.

Das Geschlecht des Löwens ist nicht sehr zahlreich, und hat, seitdem wir haben siegen, und die List mit den Waffen und unserer Stärke vereinigen lernen, eine beträchtliche Abnahm erlitten.

Einige alte Naturkundige und Aristoteles selbst, haben geglaubet, daß die Löwin nur zwei Brüste hätte; sie hat deren aber vier, und bringt bei iedem Wurf einige Junge, und also fällt auch die schöne Antwort weg, die ihr der Pater Desbillon von der Gesellschaft Jesu in den Mund leget. „Eine sehr fruchtbare Mut„tersaue, die stolz über ihre Fruchtbarkeit war, sagte „zur Löwin, es wäre mir sehr verdrüßlich, wenn ich „wie du iedesmal nicht mehr als ein einiges Junges „zur Welt brächte. Ich kann zwar nicht läugnen, „antwortete die Löwin, daß ich nur ein einiges Jun„ges auf einmal zur Welt bringe, hingegen ist es ein „Löw.

Die Löwin wirft im Frühiahr, und ist zu der Zeit da sie ihre Jungen hat, am allerfürchterlichsten.

Die Lebensdauer des Löwens erstrecket sich ohngefähr auf fünf und zwanzig Jahr. In den Wäldern nähret er sich von Gazellen und Affen; er iaget nicht bei der

*) Die Löwin hat weder die prächtige Mähne, noch das schreckliche Ansehen des Löwens, und ist fast um ein Viertel kleiner als der Löw; dieser ist von der Schnauze bis zum Schwanz etwas mehr als fünf Schuh lang.

der Nacht, und erwartet sie lieber, als er sie verfolget. Er ist eben so behend als stark. Wenn er eine gute Mahlzeit eingenommen, so kann er drei Tage lang davon leben. Er kann funfzehen bis zwanzig Pfund Fleisch auf einmal fressen; er trinkt allemal so oft er Wasser findet, man sollte fast glauben, daß ein anhaltendes Fieber sein Blut in Hize bringe. *) Er wird oft von einer Art eines Luchsen begleitet, **) den man deswegen auch den Wegweiser oder Vorsorger des Löwen genennet; sein Brüllen ist fürchterlich, und sein ordentlicher Laut ist es nicht weniger.

Er brüllet hauptsächlich wenn man ihn verfolget. Man jaget ihn mit grossen Hunden, zu deren Unterstüzung aber allezeit Leute zu Pferd in der Nähe seyn müssen. Auch müssen die Hunde und selbst die Pferde vorher zu diesem Kampf geübet werden, indem fast alle Thiere, so bald sie die Witterung des Löwen haben, erzittern und fliehen.

*) Diese Wirkung entstehet ohne Zweifel von dem Ueberfluß der Lebensgeister, der Stärke und des Muths, kurz von der Grösse seiner Seele. Daher kommt es auch vermuthlich, daß alle Kriegshelden, und solche Personen die sich der Ehre widmen, und sich, so gut es ihnen möglich ist, unsterblich machen wollen, oft das Löwenfieber bekommen; glücklich sind diejenigen, die anstatt wie der Löw, nur ein Fieber der Ungestümmigkeit und des Muths zu haben, das Fieber der Fähigkeit und Geschicklichkeit haben. Der Connestable du Guesclin, Conde, Turenne, der Graf von Sachsen 2c. hatten so wohl dieses als jenes. Die erhabensten Schriftsteller zu allen Zeiten haben wenigstens das lezte Fieber gehabt, und dieses führet sicherer und durch einen angenehmern Weg zur Unsterblichkeit. Homer, Virgil, Lucan, Tasso, und Herr von Voltaire hatten dieses Fieber, da sie die Götter und Helden feierlich besungen.

**) Der eigentliche Name dieses Luchses heißt Caracal.



Es giebt in Peru ein Thier welches die Europäer in uneigentlichem Verstand einen Löwen genennet haben; Herr de la Condamine der solches gesehen hat, ist überzeuget, daß es kein Löw seye.

Der Tieger. Tigris.
und die
andern Thiere von diesem Geschlecht.

Nachdem Gott der Welt den ersten Stoß gegeben, so pflanzet sich die Bewegung darinn beständig fort, *) nichts ist auf der Welt leer **) noch unnüzlich. Die Sonne befruchtet die Erde, sie entwickelt die Salze welche solche in sich enthält, und die Pflanzen saugen durch ihre Wurzeln diese ersten Grundtheile ihres Lebens und Wachsthums, und sie empfangen noch über dieses durch ihre Stengel, Zweige und Blätter die wohlthätigen Dünste des Regens und des Taues. Und also ernähren die Erde, die Hize, und die Feuchtigkeit, jedes ihres Theils unzählige Insecten, viele vierfüssige

*) Dieser Ausspruch könnte nach der Strenge übel ausgeleget werden. Man könnte vermuthen, ich glaubte, daß alle erschaffene Wesen dem Ohngefähr überlassen wären. Ein verdienter Mann hat mir diesen Einwurf bereits gemacht, und ich habe ihm deswegen gedanket, und versichert, daß dieß meine Gedanken gar nicht sind, was ich in dieser Stelle zu sagen scheine, und daß übrigens noch viele Beweisse in diesem Werk von meiner Ehrfurcht gegen die Vorsicht vorkommen, die ich niemals verkennen, und allezeit anbeten werde.

**) Man verstehet hier nicht den leeren Raum im strengsten Verstand, dann wenn dergleichen nicht vorhanden wäre, so würde kein Körper, und auch die Luft selbst nicht elastisch seyn können, und folglich alle Art der Bewegung unmöglich seyn.

ge Thiere, eine grosse Menge von Vögeln, und einige Fische.

Die Fleischfräßigen Thiere und die Raubvögel fressen die friedfertigen Thiere, die nur von den Erdfrüchten leben, und diese zerstöhrerischen Thiere geben der Erde selbst, wenn sie der Tod der Massa aller Wesen übergiebet, und wenn sich ihre innerliche Organisation auflößet, durch die Auflößung ihrer Bestandtheile wiederum neue Salze, welche Pflanzen hervor bringen. — — Wie vortreflich und bewundernswürdig ist nicht dieser Umlauf selbst in den blutigen Auftritten die er unsern Blicken zeiget? Ein Wolf frißt ein Pferd, ein Füllen welches dieses Pferd gezeuget hat überlebt seinen Vater; der Wolf stirbt, und dünget durch seinen Tod die Wiese, wo das Füllen graßet, und ernähret folglich dieses; das Füllen dienet vielleicht wiederum einmal dem Sohn des Wolfes zur Weyde, und so gehet es in der Folge fort. Dieses ist der Lauf der Natur. Alle Dinge werden in selbigem wechselsweiß entweder enthalten, oder enthalten wiederum andere Dinge in sich. Durch diese so einfache als schöne Mechanik wird die Jugend des ganzen Erdbodens erhalten und fortgepflanzet. — — Freylich müssen dadurch empfindliche Wesen leiden, allein es giebt keine Bewegung ohne angewandte Kräfte, und die Schmerzen der empfindlichen Wesen, sind in den Augen der Natur nichts anders als Kräften; sie sind nöthig zur Geburt, zum Hervorbrechen der Zähne, zu der grossen Veränderung der Mannbarkeit, bei dem Alter wo die Zeugungskraft aufhöret, und endlich auch bei dem Tod, wenn man anders nicht nach einem ho-



hen Alter ohne Krankheiten, ganz still verlöschet *) Dieses Gesez der Kräften oder der Schmerzen ist allgemein; eine Blume öfnet sich mit Mühe, wenn sie verwelket, so breiten sich die Staubfäden welche daraus hervorschoßen, mit Mühe aus, und sie können diesen kostbaren Staub welcher sich auf dem Stempfel oder Früchtlein des zukünftigen Saamens ausbreitet, nicht anders als durch die Heftigkeit ihres Zerreißens von sich geben; dieser Saame kann wiederum seiner Seits nicht aus seinen Hülsen hervorkommen, ohne solche gleichfals durchzubrechen. Mit den Insecten, Vögeln und Fischen hat es in den verschiedenen Zuständen die sie durchwandern müssen, gleiche Bewandniß. Es wendet nicht nur ein iedes Wesen wider sich selbst heftige Bemühungen an, sondern es findet noch überdieses unter allen Wesen eine beständige Wirkung und Gegenwirkung Statt. Wenn eine Pflanze z. E. anfängt zu keimen, so zerreißet sie den Schoß der Erde auf zwei Seiten, sie reißet selbige äusserlich auf, damit sie den wohlthätigen Einfluß des Himmels empfangen kann, und thut solches auch innerlich, um durch ihre Wurzeln die nahrhaften Säfte aufsuchen zu können. Ein Thier das sich von Früchten nähret, beißt, oder reißet auf gleiche Art das Kraut aus, das ihm zur Nahrung dienet, und ein fleischfräßiges Thier das seine Beute verfolget hat, quälet selbige und reißt sie in Stücken.

Man benehme der Natur diese Nothwendigkeit, die man einen Druck, einen Zwang, eine heftig angewandte Bemühung nennen kann, so wird alles matt und schmachtend werden, die ganze Maschine des Welt-

ge-

*) Und selbst in diesem Fall eräugen sich einige leichte Zuckungen die der Schwachheit des Alten angemessen sind.

gebäudes wird nichts als nur eine träge und schlappe Bewegung haben, die sich nicht in die Länge erhalten, sondern nach und nach gar aufhören wird.

Wenn man alle Wesen in dem Verhältniß mit diesem Druck betrachtet, so siehet man erst, wie nöthig es seye, daß alles zerstöhret werde, damit sich alles widerum erneuern und frisch aufleben könne. Die Natur welche so viele einander entgegen stehende Handlungen in einem Gleichgewicht erhält, scheinet dem Thier das ich iezo beschreiben will eine so ausserordentlich wilde Eigenschaft beigeleget zu haben, die alles Gleichgewicht aufhebet. Grausam ohne Noth, und begierig nach Fleisch und Blut stecket es seinen Kopf in die noch zitternden Eingeweide der Thiere die es frißt, und sauget ihr Blut aus. Der Tieger, ein Wort welches allein schon einem ieden lebendigen Wesen Schrecken erreget, ist in seiner Wuth unersättlich, und scheinet nur blos zu dem Ende zu leben, um Verheerungen anzustiften. Er ist ein Feind von allem was einen lebendigen Othem hat, seine Wuth läst niemals nach, und seine Mordthaten nehmen kein Ende. Die einzige Wohlthat welche dieses Ungeheuer der von seiner Gegenwart in Schrecken gesezten Welt erzeiget, bestehet darinnen, daß er in seiner Wuth seine eigenen Jungen zerreißet, und die Vermehrung seines Geschlechtes verhindert.

Dieses Thier hat mit dem Geschlecht der Kazen viele Aehnlichkeit, es hat an iedem Fuß fünf Zehen, und an iedem Kiefer sechs Schneidezähne, die Zehen sind mit Klauen versehen, und von einander abgesondert, die Klauen sind krumm, und können eingezogen und gänzlich verstecket werden; der Schwanz ist ziemlich lang.



Der wirkliche und eigentliche Tieger, welcher nur in Asien und den Mittägigen Africanischen Gegenden gefunden wird, ist nicht gesprengelt, sondern hat lange und breite zirkelförmige Streiffe. Diese Streife gehen über dem Rucken weg, treffen unter dem Bauch wiederum zusammen, gehen hierauf längst dem Schwanz fort, und verwandeln sich daselbst in schwarze und weiße Ringe, die immer einer um dem andern den Schwanz wechselsweiß bekleiden. Man siehet in dem Cabinet des königlichen Gartens einen Tieger mit Stroh ausgestopfet.

Der größte unter allen Tiegern ist der welchen man den königlichen Tieger nennet, er ist ausnehmend selten, und so groß wie ein Pferd. Das Weibchen davon ist des Jahrs nur einmal trächtig, und wirft jedesmal vier oder fünf Junge.

Der Tieger ziehet die Haut seines Vorkopfes zusammen, knirschet mit den Zähnen, ergrimmet und brüllet wie der Löw, aber sein Brüllen ist unterschieden. Herr von Büffon glaubt daß man das Brüllen des Tiegers rauquer von dem lateinischen rancare, nennen könnte, wie dann seine Stimme wirklich etwas dumpfiges, hohllautendes und fürchterliches an sich hat. Die Stimme einer Kaze, welche wenn sie ihre Beute hält, murret, kann uns von dem Brüllen (rauquement) des Tiegers einen schwachen aber vielleicht ziemlich richtigen Begrif machen.

Er greifet alle Thiere selbst den Elephanten und Löwen nicht ausgenommen *) mit Wuth an; er lieget auch

*) Er fürchtet kein Thier ausser das Rhinocerоß, weil dieses ihm mit einen Stoß mit seinem Horn, in dem Augenblick da er es bei dem Kopf packen will, den Bauch aufreißen kann.

auch vielfältig in den Kämpfen, wo der Sieg auf seine Seite ausfallen sollte, unter, weil ihn die Wuth blind machet, und die Thiere welche er anfällt, dadurch viele Vortheile bekommen. Wir haben vornen in dem Artikel von dem Hirschen, ein Beispiel gesehen, wie ein Hirsch einen Tieger zu Boden geworfen.

Man findet in einigen Reißbeschreibungen, eine Beschreibung von einem Gefecht eines Tiegers gegen drei Elephanten, woraus man ersiehet, daß dieses wüthige Thier weder seine Stärke noch seine Stösse und Streiche gehörig anzuwenden weis.

„ Man hatte ein Pfahlwerk von Bambusrohren „ hundert Fuß ohngefähr ins Gevierte aufgeführet; „ mitten in den eingeschlossenen Plaz wurden drei Ele„ phanten hinein gelassen, die mit dem Tieger käm„ pfen sollten. Sie trugen eine Art von einer grossen „ Schildhaube in Form einer Masque, die den Kopf, „ und einen Theil des Rüssels bedeckte. Man ließ den „ zum Kampf bestimmten Tieger nicht so gleich loß, „ sondern hielt ihn an zween Stricken fest. Da er „ also die Freiheit nicht hatte, einen Ansprung zu thun, „ so gab ihm der erste Elephant zween bis drei Stösse „ mit dem Rüssel auf den Rücken. Diese Erschütte„ rung war so heftig, daß der Tieger davon umge„ worfen wurde, und einige Zeit gestrekt und ohne Be„ wegung liegen blieb, als wenn er tod gewesen wäre. „ So sehr auch dieser erste Angrif seine Wuth gede„ müthiget hatte, so war er doch nicht so bald loßge„ bunden, als er ein gräßliches Geschrei erhob, und „ auf den Rüssel des Elephanten zufahren wollte, der „ herbei kam, um ihm neue Stösse zu geben. Allein „ dieser zog denselben geschickt ein, und bis unter seine „ beiden Zähne zuruck, die er dem Tieger zu gleicher

Der wirkliche und eigentliche Tieger, welcher nur in Asien und den Mittägigen Africanischen Gegenden gefunden wird, ist nicht gesprengelt, sondern hat lange und breite zirkelförmige Straffe. Diese Streife gehen über dem Rucken weg, treffen unter dem Bauch wiederum zusammen, gehen hierauf längst dem Schwanz fort, und verwandeln sich daselbst in schwarze und weiße Ringe, die immer einer um dem andern den Schwanz wechselsweiß bekleiden. Man siehet in dem Cabinet des königlichen Gartens einen Tieger mit Stroh ausgestopfet.

Der größte unter allen Tiegern ist der welchen man den königlichen Tieger nennet, er ist ausnehmend selten, und so groß wie ein Pferd. Das Weibchen davon ist des Jahrs nur einmal trächtig, und wirft iedesmal vier oder fünf Junge.

Der Tieger ziehet die Haut seines Vorkopfes zusammen, knirschet mit den Zähnen, ergrimmet und brüllet wie der Löw, aber sein Brüllen ist unterschieden. Herr von Buffon glaubt daß man das Brüllen des Tiegers rauquer von dem lateinischen rancare, nennen könnte, wie dann seine Stimme wirklich etwas dumpfiges, hohllautendes und fürchterliches an sich hat. Die Stimme einer Kaze, welche wenn sie ihre Beute hält, murret, kann uns von dem Brüllen (rauquement) des Tiegers einen schwachen aber vielleicht ziemlich richtigen Begrif machen.

Er greifet alle Thiere selbst den Elephanten und Löwen nicht ausgenommen *) mit Wuth an; er lieget

auch

*) Er furchtet kein Thier ausser das Rhinoceros, weil dieses ihm mit einen Stoß mit seinem Horn, in dem Augenblick da er es bei dem Kopf packen will, den Bauch aufreißen kann.

auch vielfältig in den Kämpfen, wo der Sieg auf seine Seite ausfallen sollte, unter, weil ihn die Wuth blind machet, und die Thiere welche er anfällt, dadurch viele Vortheile bekommen. Wir haben vornen in dem Artikel von dem Hirschen, ein Beispiel gesehen, wie ein Hirsch einen Tieger zu Boden geworfen.

Man findet in einigen Reißbeschreibungen, eine Beschreibung von einem Gefecht eines Tiegers gegen drei Elephanten, woraus man ersiehet, daß dieses wüthige Thier weder seine Stärke noch seine Stöße und Streiche gehörig anzuwenden weis.

„Man hatte ein Pfahlwerk von Bambusrohren „hundert Fuß ohngefähr ins Gevierte aufgeführet; „mitten in den eingeschlossenen Plaz wurden drei Ele„phanten hinein gelassen, die mit dem Tieger käm„pfen sollten. Sie trugen eine Art von einer grossen „Schildhaube in Form einer Masque, die den Kopf, „und einen Theil des Rüssels bedeckte. Man ließ den „zum Kampf bestimmten Tieger nicht so gleich loß, „sondern hielt ihn an zween Stricken fest. Da er „also die Freiheit nicht hatte, einen Ansprung zu thun, „so gab ihm der erste Elephant zween bis drei Stösse „mit dem Rüssel auf den Rücken. Diese Erschütte„rung war so heftig, daß der Tieger davon umge„worfen wurde, und einige Zeit gestrekt und ohne Be„wegung liegen blieb, als wenn er tod gewesen wäre. „So sehr auch dieser erste Angrif seine Wuth gede„müthiget hatte, so war er doch nicht so bald loßge„bunden, als er ein gräßliches Geschrei erhob, und „auf den Rüssel des Elephanten zufahren wollte, der „herbei kam, um ihm neue Stösse zu geben. Allein „dieser zog denselben geschickt ein, und bis unter seine „beiden Zähne zuruck, die er dem Tieger zu gleicher



„ Zeit vorhielte, und ihn so wohl damit faßte, daß er
„ ihn hoch in die Luft schleuderte. Dies machte ihn
„ so betäubt, daß er allen Muth verlohr, sich dem
„ Elephanten zu nähern, sondern nur längst dem Pfahl-
„ werk auf und nieder lief, und bisweilen gegen die
„ Personen aufsprang, die sich in den Galerien sehen
„ liessen. Man trieb hierauf drei Elephanten gegen
„ ihn an, die ihm so gewaltige Stöße gaben, daß er
„ sich noch einmal tod stellte, und sein Heil vor ihnen
„ in der Flucht suchte, sie würden ihn ohne Zweifel
„ umgebracht haben, wenn man dem Kampf nicht ein
„ Ende gemachet hätte. *)

Es scheinet fast, als ob die Natur zu gleicher Zeit, da sie sich scheuete, den ächten Tieger zu sehr zu vermehren, weil er gar zu viele Verwüstungen anrichtet, doch wenigstens die vornehmsten Züge desselben in einigen schwächern Arten habe vereinigen wollen, weil er eines der aller schönsten Thiere auf der ganzen Welt ist.

Alle die Thiere welche dem ächten Tieger gleichen, sind kleiner als dieser, und haben keine schwarzen Circul, sondern an deren Statt schwarze Flecken.

Die Arten so dem Tieger am nähesten kommen, sind der **Panther**, (Panthère) die **Unze**, (Once) und der **Leopard**. (Leopard) Die Unze oder der kleine Panther**) hat viele Aehnlichkeit mit dem Luchs, wovon ich in kurzem handeln werde, selbst ihr Name kommt durch eine verderbte Aussprache von Lynx oder Lunx her. Der Leopard den man vor diesem mit Unrecht das Panterthier

*) Premier Voyage de Siam par le Pere Tachard. Paris 1686. S. 292.

**) Man muß den Panther von dem Chacal oder der Panthera unterscheiden.

thier genennet hat, ist kleiner als das Panther, und grösser als die Unze. Die lezte ist drei oder vierthalb Schuh lang.

In den benachbarten Ländern an dem Vorgebirg der guten Hofnung giebt es ein anderes Thier von diesem Geschlecht, so man den Tiegerwolf (Loup Tigre) oder Guepard nennet, welches lezte Wort von Lepard hergeleitet zu seyn scheinet. Es unterscheidet sich solches aber von dem Leopard, dem Panther, und der Unze durch eine Art einer Mähne die vier bis fünf Zoll lang ist, und an dem Hals und zwischen den Schultern dieses Thieres sich befindet. Es hat auch unter dem Bauch drei bis vier Zoll lange Haare, und der Schwanz ist viel kürzer, als bei andern Thieren dieser Art.

Der Jaguar, der Couguar, der Ocelot, und der Magag oder Pichou den man auf eine uneigentliche Art die Tiegerkaze nennet, sind in der neuen Welt eben das, was der Panther, die Unze, und der Leopard in unserm Welttheil sind. Diese Thiere sind viel kleiner und nicht so wild, als wie die von der nämlichen Art welche die Geisseln Asiens und eines Theils von Africa sind. Der Couguar hat anstatt der Flecken die man an andern Thieren von diesem Geschlecht findet, nur ganz leichte schwarze Zeichnungen auf einem rothen Grund.

Der Luchs oder Hirschwolf (Loup-Cervier, Lupus Cervarius) hat seinen Namen davon, weil sein Geschrei dem Geheul eines Wolfens gleichet, und weil er mit solchen Flecken bezeichnet ist, wie sie die iungen Hirsche haben, die noch ihre sogenannte Livree haben. Man hat mit dem Luchs einige andere ihm ähnliche Thiere vermenget. Man trift ihn in dem Nordischen

Theil

Theil von Europa und in Canada an; der Luchs aus Canada aber ist kleiner als der unserige. Man nennet ihn auch die Hirschkaze (Chat-Cervier) weil er die mehresten Eigenschaften und Gewohnheiten der Kazen an sich hat. Es ist selbiger ein sehr schönes Thier. T. III. weil seine Augen sehr feurig sind, so hat solches Gelegenheit gegeben, von ihm zu glauben, als ob er durch dichte Körper sehe. Und diese wunderbare Eigenschaft war nicht genug, man hat auch noch über dieses geglaubet, daß sein Harn, wenn er solchen von sich liese, zu einem kostbaren Stein würde. (Lapis Lyncurius)

Der Caracal scheinet der Art nach dem Luchs am allernächsten zu kommen. Sie haben beide einerlei besondere Eigenschaft, die man sonst bei keinem andern Thier bemerket, nämlich an der Spize der Ohren haben sie einen Pinsel von schwarzen Haaren. Den Caracal kann man zahm machen, wenn er jung gefangen wird, und er läst sich zur Jagd abrichten. Der Name des Wegweisers oder Versorgers des Löwens den man ihm gegeben hat, kommt ihm nicht zu, dann er ist vielmehr ein Sclav des Löwens; er begleitet ihn auf der Jagd, und nähret sich von dem was der Löw übrig lässet. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß er in einem viel heissern Himmelsstrich als der Luchs seinen Aufenthalt hat, wenn ich sage, daß man ihn in allen den Orten findet, wo man Löwen antrift.

Zu dem Luchs und Caracal kann man den Serval, oder die Tiegerkaze rechnen, welche die Einwohner in Malabar Marapute nennen. Sie ist etwas grösser als die wilde Kaze. Sie springt mit einer Behendigkeit von einem Baum zu dem andern um Vögel zu erhaschen, und begiebt sich fast niemals auf die Er-

de

de. In dem Königlichen Thierhaus war eine solche Tiegerkaze. Die Herren Mitglieder der Academie der Wissenschaften haben sie unter dem Namen der Pardelkaze (Chat-Pard) beschrieben.

Die Hyäne welche Aristoteles Hyaena, und bisweilen Glanus nennet, gleichet dem Tiegergeschlecht nur in der ausserordentlichen Gefräßigkeit, an den Augen, und der Art wie sie ihren Kopf träget, übrigens aber hat sie mehr Aehnlichkeit mit dem Wolf. Diese Aehnlichkeit hat ohne Zweifel verursachet, daß man den Wehrwolf, welcher vor einigen Jahren in dem Land Gevaudan so viele Verwüstungen angerichtet, für eine Hyäne gehalten.

Die Hyäne hat diese besondere Eigenschaft an sich, daß sie an jedem Fuß nur vier Zehen hat, die mit scharfen Klauen bewafnet sind, mit welchen sie die lebendigen Thiere anpacket, und die Erde aufscharret, um tode Körper heraus zu reißen. Der Todengeruch ist ihr am allerangenehmsten, und sie hält sich nirgend lieber als bei Grabstädten auf, dann sie ziehet das Menschenfleisch allem andern Fleisch vor: eine tiefe Einsamkeit, und Mordthaten machen ihr ganzes Vergnügen aus, und daher sind tausend Fabeln bei den Alten entstanden, die so abgeschmack als erschrecklich waren, dann der Mensch suchet dasjenige was ihm Kummer verursachen, oder Schrecken einflößen kann, jederzeit zu übertreiben: man hat zu allen Zeiten solchen Göttern die man selbst für grausam hielte, Gelübde gethan, und grausame Opfer gebracht, aber sehr selten ist man bedacht gewesen, dem wohlthätigen Gott der Fruchtbarkeit mit Vertrauen und Ausschüttung des Herzens Früchte und andere ähnliche Producten zu

opfern



opfern. Diesem Grundsaz gemäß hat man dem Pferd, dem Ochsen, oder dem Hirschen niemals wunderbare Eigenschaften zugeschrieben; aber der Tieger, der vermeintliche und erdichtete Sphinx, der Luchs, und hauptsächlich die Hyäna thaten unbegreifliche Wunder; die lezte bezauberte besonders die Schäferinnen, machte, daß sie den Schäfern nachliefen, (es war gut, daß sie bisweilen diesen Vorwand hatten, ihre Schwachheiten zu entschuldigen) — — und was andere dergleichen Träumereyen mehr waren, welche Plinius ganz ernstlich erzählet, und Herr von Buffon mit der verdienten Verachtung behandelt hat.

Die Zibethkatze, das Zibetthier *) und die Genistkatze. Geneta, Gineta.

Diese Thiere haben noch etwas von den Eigenschaften des Geschlechts der Tieger an sich, sie sind die lezte Schattirung derselben. Sie haben nebst der Gefräßigkeit, Behendigkeit, Mannichfarbigkeit und dem langen Schwanz der Tiegerthiere **) den länglichen Körper, und die listige, verstohlne, und schleichende diebische Art der Hausmarder und Katzen. Sie tragen den Schwanz nicht in der Höhe, sondern sie lassen ihn nachschweifen, und strecken den Kopf lang aus, wenn sie gehen.

Fast

*) Man benennet im lateinischen diese beiden Thiere mit einerley Namen: Felis Zibethi oder Animal Zibethi.

**) Ich verstehe unter den Tiegerthieren nicht nur die so eine gefleckte Haut haben, sondern auch alle die welche den Tiegern in andern Eigenschaften gleich kommen. Mit einem Wort, alle die, welche ich von dem Panther an bis hieher beschrieben habe.

Fast alle Naturbeschreiber haben die Zibetkatze (Civette) und das Zibetthier (Zibeth) miteinander vermengt, und für einerlei Thiere gehalten. Herr von Buffon hat diesen Fehler abermals berichtiget, wobei er aber auch zugleich gestehet, daß man sich in diesem Stück hat sehr leicht betrügen können, weil diese Thiere nur auf eine sehr unmerkliche Art von einander unterschieden sind.

Sie lassen sich leicht zahm machen, und sind in unterschiedlichen Orten in Africa und Asien beinahe Hausthiere; kalte Gegenden sind ihnen nicht anständig; doch können sie auch daselbst leben, und so gar noch ferner fort den wohlriechenden Saft von sich geben, welcher an dem untern Theil ihres Körpers aus einem kleinen Säckchen so sie unter dem Hintern haben, träufelt; aber vermehren können sie sich nirgend ausser in ihrem Vaterland, wenigstens hat man es an andern Orten noch nirgend so weit bringen können, daß man Junge von ihnen erhalten hätte.

Die Zibethkatze wird in Guinea Kastor genennet, einige Gelehrte haben sie die Zibethkatze (Chat-Civette) die Muscuskatze (Chat-Musque) und noch uneigentlicher das Muscusthier (Annimal du Musc) genennet.

Man findet zwischen der Genistkatze (Genette,) der Zibethkatze, und dem Zibeththier fast keinen andern Unterschied, als den welcher von der Himmelsgegend entspringet. Die Genistkatze hat ihren Aufenthalt in Spanien, und der Europäischen Türkey, und daher kommt es, daß sie kleiner, zahmer, und nicht so grausam wie die Zibethkatze ist; der Saft den sie von sich giebt, hat auch keinen so starken Geruch wie

der



der von der Ziebethkatze, welches gleichfals eine Wirkung des Einflußes der Himmelsgegend ist. Man nennet sie die Constantinopolitanische Katze (Chat de Constantinopel) die Spanische Katze (Chat d'Espagne) und die Genistkatze (Chat Genette) ob sie gleich ausser der Behendigkeit und Beugsamkeit ihres Körpers, und der Art zu lauern, mit der Katz keine Aehnlichkeit hat.

Man findet in Spanien viele Gegenden die mit Genister besezet sind, und es giebt daselbst so zu reden, ganze Wälder davon. Daher man auch Spanische Pferde von einer gewissen Art Genets nennet, weil die Stuttereyen öfters aussen mit diesen Stauden besezet sind, und Herr von Buffon schliesset mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Name Genette vielleicht daher entstanden ist, weil sich dieses Thier gerne in die Genisterstauden verbirget.

Die Fossana die man auch die Genette von Madagascar nennet, ist wiederum von einer andern Art als diese, und ich werde sie in dem Artikel von der Mangouste beschreiben.

Der Ondatra, der Desmann, und der Pilori. *)

Nachdem wir die wohlriechenden Marder beschrieben haben, so leitet uns die natürliche Ordnung an, nunmehro von denjenigen Razen zu handeln, die gleichfals einen guten Geruch von sich geben. Der Ondatra und der Pilori wird in dem Nordlichen Theil von

America

*) Man kann diese drei Thiere mit dem gemeinen Namen der Bisamratzen (Mus muschiferus, Rat musqué) bezeichnen.

America angetroffen; und zwar findet man den ersten in Canada und den leztern in Martinique: der Desmann ist aber in Lappland und Moscau zu Haus. Dieses sind die einigen Nordischen Thiere welche eine wohlriechende Substanz von sich geben, und man wird ausser ihnen schlechterdings keine in kalten Himmelsgegenden finden, welche diese Eigenschaft an sich hätten. Den Bieber darf man nicht hieher rechnen, weil der Geruch, den selbiger von sich giebt, nicht angenehm ist.

Man bemerket an dem Ondatra, daß er alle Manieren und Gewohnheiten des Biebers an sich hat. Dieser Raz ist ohngefähr so groß wie ein Kaninichen; er lebet dem Winter über mit mehreren Familien in bequemen Wohnungen, die er sich selbst bauet, in Gesellschaft; im Frühiahr begattet er sich, und streifet so lange die schöne Zeit währet, mit seinem Weibchen umher. Er giebt durch die Gänge, die auf die Zeugungswerkzeuge zugehen, einen milchigen und riechenden Saft von sich, der uns lieblich, den Canadensern aber widrig vorkommt. Daher nennen sie dieses Thier den Stinkrazen. (Rat puant.)

Ein besonderer merkwürdiger Umstand von diesem Thier ist dieser, daß dem Männchen, wenn es läufisch wird, die Hoden und die kleinen Säckchen oder Behältnisse, worinn sich der wohlriechende Saft befindet, ganz ausserordentlich aufschwellen. Bei dem Weibchen bemerket man gleichfals diese Veränderung, und wenn ihre Brunstzeit vorbei ist, so ziehen sich ihre Zeugungstheile, und die Bisamsäckchen wiederum ein, vertrocknen, und verliehren sich, bis zur Brunstzeit des folgenden Jahres, wie die Milch der Fische. Es geschehen bei diesen Thieren fast eben so, wie bei den Wasserrazen, Campagnols und Maulwürfen iährliche Ver-



wandlungen und Veränderungen. Ein Mensch der diesen Umstand nur mit gemeinen Augen betrachtet, würde nichts sonderliches daraus schliessen, sondern ihn blos für ein Ohngefähres Spiel der Natur (caprice) halten, allein die Natur thut nichts ohne Grund, und ein grosser Geist, welcher der Natur genau nachfolget und selbige uns erkläret, trägt seine Gedanken von dieser Begebenheit folgendergestalt vor:

„ Dieses sind Schattirungen, durch welche die
„ Natur Wesen, die uns am weitesten von einander ent-
„ fernet zu seyn dünken,*) insgeheim näher zusammen
„ bringt; hier sind die seltenen Beispiele, die einzel-
„ nen Gegenfälle (instances) die man niemals aus den
„ Augen verliehren muß, weil sie mit dem allgemeinen
„ Systeme von der Organisation der Geschöpfe zusam-
„ men hangen, und die entferneſten Endpuncte dessel-
„ ben wiederum vereinigen.

Der Desman und der Pilori sind noch nicht sonderlich bekannt, und die Wahrnehmungen und Beschreibungen so wir von diesen Thieren haben, müssen wir dem Herrn Sarrassin Königlichen Medico zu Quebek und Correspondenten der Academie der Wissenschaften verdanken.

Die Mouffettes.

Unter diesem Namen, der Analogisch von dem Mouffette einer Art eines unterirrdischen Dunstes der den Othem benimmt, hergeleitet ist, verstehet man vier Thiere, welche durch den Hintern einen so gräßlichen Gestank von sich geben, den kein einiges Thier vertragen kann, so daß diese Thiere blos mit diesem einzigen Ver-

theidi-

*) Wie z. E. die Vierfüßigen Thiere von den Fischen.

theidigungsgewehr, sich iederzeit vor aller Gefahr sicher sezen können. Sie gleichen ihrer Art nach den Hausmardern ein wenig, und sind die Gegenfüßler von der Zibeth- und Genistkaze.

Die vier Arten der Mouffetten sind: der Coase, der Chinche, der Compate, und der Zorille; die Reisenden haben sie Stinkthiere (Puans) oder Teufelskinder (Enfans du Diable) genennet. Die drei leztern haben sehr schöne Schwänze; der Compate, und der Zorille sind mit schönen weisen Streifen gezeichnet.

Die neue Welt ist allein mit dem abscheulichen Mouffetenbisam versehen. Die Chinchen und Zorillen findet man in den heissesten Americanischen Gegenden, und den Coase und Conepate trift man in der gemässigten Himmelsgegend von Neuspanien, Louisiana ꝛc. an. Es giebt auch eine Art von Hauscoasen, die keinen Gestank haben.

Das stinkende Thier aus Louisiana, von welchem ich in dem Artikul von dem Dachs geredet habe, ist eine Mouffette.

Der Elephant. Elephas.

Une Sultane de renom
Son chien, son chat, et sa guenon;
Son perroquet, sa vieille, et toute sa maison,
S'en alloit en pelerinage.

Eine berühmte Sultanin, ihr Hund, ihre Kaze, ihr Affe, ihr Pappagey, ihre Alte, und ihr ganzer Staat giengen miteinander auf die Wanderschaft.

Dieser ganze Hofstaat wurde von einem prächtigen Elephanten getragen, den man allenthalben wo er durch kame, mit Erstaunen betrachtete, und nicht genugsam bewundern konnte. Unter den Zuschauern befande sich eine Raze, die nicht umhin konnte, gleichfalls einige Blicke auf dieses hochadeliche Thier (à la bête de haut parage) zu werfen.

Mais il s'etonnoit que les gens
Fussent touchés de voir cette pesante masse:
Comme si d'occuper ou plus ou moins de place,
Nous rendoit, disoit il, plus ou moins importans.

Sie verwunderte sich aber, daß die Leute über den Anblick dieser schweren Massa so sehr in Erstaunen geriethen, sollte dann wohl, sagte sie, der Umstand da wir weniger oder mehr Plaz einnehmen, uns einen höhern oder geringern Werth beylegen?

Es ist bekannt, wie theuer der Raze dieses zu stehen gekommen, und daß eine Kaze die auf sie lauerte, ihr in einem Augenblick begreiflich machte, daß eine Raze kein Elephant seye.

Lui fit voir en moins d'un instant
Qu'un Rat n'est pas un Elephant.
L. VIII. Fab. XV.

Allein la Fontaine mag hier sagen was er will, so ist doch alles in der Natur gut, *) sie liebet alles was sie hervorgebracht hat, in gleichem Grad, das geringste Thier ist in ihren Augen so schäzbar wie das allergrösseste

*) Wenn ich hier sage, daß alles gut seye, so ist solches nur blos von dem allgemeinen Umfang und Zusammenhang der Wesen zu verstehen.

grössesse, und sie sind beide vollkommen, weil ein jedes nach seiner Art alle Vollkommenheit besizet, deren es nur immer fähig ist: man muß aber auch zugestehen, daß die grössesten Thiere besser organisiret sind, mehr gute Eigenschaften, und mehrere Stuffenweiß verschiedene Arten als die kleinen haben, wie sie dann noch über dieses den Vortheil der Stärke besizen, ein sehr schäzbarer Vortheil wenn er nicht gemisbrauchet wird.

An dem äusserlichen Bau des Elephanten Tab. IV. bemerket man keine einige ihm vortheilhafte Eigenschaft. Die Beine sind steif, und gleichen fast Pfeilern, am Ende haben sie runde Füsse, er hat einen grossen Kopf, kleine Augen, und grosse halb herunter hängende Ohren, die ihm ein sehr unförmliches Ansehen geben. Seine übrige Kleidung ist eben so schlecht als die Gestalt seines Kopfes; seine Haut ist sehr dick, und ganz runzlicht, und nur hie und da mit einigen wenigen Haaren besezet, die mehresten Haare hat er an einem Theil des Rüssels, an den Augenwimpern, und an dem Schwanz welcher ganz damit bedecket ist.

Was ihm aber an der Anmuth der Gestalt fehlet, indem kein Thier durchaus in allen Stücken vollkommen ist, das wird desto reichlicher durch seine Stärke, Geschwindigkeit, Herzhaftigkeit, Klugheit und Empfindbarkeit *) ersezet. Er ist gedulsdig und gelehrig, er liebet den Menschen; er bekommt hauptsächlich

*) In den Reisbeschreibungen findet man viele weitläufige Erzählungen von der Feinheit, dem Verstand und der Empfindbarkeit des zahmen Elephanten; Tavernier versichert uns z. E. daß in den ungeheuren Ställen des Großmogels die jungen Elephanten bei der Tageshize mit grossen Fächern die Luft abkühlen müssen, und daß sie dem Staatselephanten diesen Dienst mit vieler Ehrerbiethung erzeigen.



die stärkste Zuneigung zu ihm aus Erkenntlichkeit, wenn er wohl von dem Menschen gehalten wird, so wendet er willig und gerne alle seine Gaben, und er hat deren viele, zu seinen Diensten an. Der Verlust seines Herrns machet ihn untröstbar, und er zehret vor Kummer aus, er erfodert aber auch eine Art einer Hochachtung, und man muß ihm zum Ruhm nachsagen, daß er solche verdienet. Man würde sich seiner völligen Wuth blos stellen, wenn man ihn zur Unzeit spotten wollte. Ich glaube, daß ihm die Dummheit verhaßt seye, und daß er einen seichten Kopf bei dem ersten Anblick erkennen, und seiner bei Gelegenheit nicht schonen würde. Man erzählet von dem Elephanten, der zur Zeit Ludwigs XIV. in der Menagerie zu Versailles sturbe, daß er es gleich verstunde, wenn man seiner spotten wollte, und sich bei Gelegenheit deswegen rächete. Ein Maler wollte ihn in einer ausserordentlichen Stellung abzeichnen, die darinn bestand, daß er den Rüßel in die Höhe, und das Maul offen halten sollte. Um ihn in dieser Positur zu erhalten, warf ihm der Bediente des Malers, Obst in den Rachen, und machte öfters nur zum Schein die Bewegung dazu. Endlich entrüstete sich der Elephant darüber, und gieng, als wenn er gewust hätte, daß das Verlangen des Malers ihn abzubilden, die Ursache dieser Unverschämtheit wäre, anstatt sich an den Diener zu machen, auf den Herrn los, blies durch seinen Rüßel einen grossen Wasserstrahl nach ihm zu, und verderbte dadurch das Papier, worauf der Maler die Zeichnung machte.

Wenn dieses Thier sehr zornig wird, welches nicht anders als aus triftigen Gründen bei ihm geschiehet, so hat man nur zwei Mittel es zu besänftigen;

entweder wirft man ihm einiges brennendes Kunstfeuer vor, dann das Feuer scheuet er, oder, welches noch sicherer ist, man bittet ihn um Gnade, welche er gerne bewilliget, wenn er Zeit hat zu sich zu kommen, dann die Grosmuth ist eine Haupteigenschaft von ihm.

Ein Mensch regierte lange Zeit einen Elephanten, der ihm auch iederzeit, so lang er nichts unbilliges von ihm foderte, willige Folge leistete; einstmalen mishandelte er ihn ohne Ursache. Das Thier wurde durch diese Begegnung aufgebracht, und brachte seinen Herrn um. Dieser Mensch hinterließ eine Frau und zwei noch iunge Söhne. Die Frau lief in der Verzweiflung zu dem Elephanten, und sagte zu ihm: Hier hast du auch meine Kinder, vollende dein Werk, und erwürge uns alle dreie. Das Klagen und Schreyen dieser unglücklichen Person rührte den Elephanten, er verabscheuete seinen begangenen Mord, und um das Geschehene so viel als möglich gut zu machen, nahm er das älteste von den beiden Kindern, hob es mit seinem Rüßel ganz sanft auf seinen Rucken, und betrachtete es von dieser Stund an für seinen Herrn, und ließ sich iederzeit von ihm leiten und führen.

Diese Züge, welche wir bis hieher geschildert haben, zeigen uns die sittliche Geschichte des Elephanten, wir wollen nunmehro auch die natürlichen Theile desselben betrachten. Ich will nur einige wenige Abmessungen von seinem Körper anzeigen, und seinen Rüßel ganz kürzlich beschreiben; ich werde zugleich dabei mit wenigem einige seiner wichtigsten Umstände anführen, und von seiner Lebensart, auf welche Weiße man ihn fängt, was für Dienste er dem Menschen leisten kann, und von dem Gebrauch seines Elfenbeins kürzlich handeln.



Man trift nirgend als in sehr heißen Himmelsgegenden in Africa und Asien, Elephanten an, die Indianischen, neulich die aus dem Mitternächtischen Theil Asiens sind sehr groß, sie sind bis funfzehen Schuh hoch und ohngefähr eben so lang.

Ihre Beine sind zwar sehr dick, haben aber doch viele Beugsamkeit, und sie hohlen einen Menschen im Lauf sehr bald ein. Ihre Augenwimpern, sind wie bei dem Menschen, dem Affen, dem Strauß, und dem großen Geyer, mit Haaren besezet.

Aus ihrer Höhe kann man leicht urtheilen, was sie für einen erstaunlichen Umfang betragen. Derjenige den man in der königlichen Menagerie gesehen, und der sehr iung im Jahr 1668 aus dem Königreich Congo war hergebracht worden, war von einem kleinen Wuchs, inzwischen wie er sturbe, nachdem er nur dreizehen Jahr lang in der Menagerie gelebet hatte, so konnte der gelehrte Zergliederer Herr Düverney, der ihn zergliederte, sich mit seinem ganzen Leib so lang er war, in ihn hinein begeben, und in ihm wie in einem Zimmer arbeiten.

Es läst sich nicht ganz genau bestimmen, wie viele Jahre der Elephant alt werden kann. *) Man muthmasset, daß sie wenigstens hundert und vierzig bis hundert und funfzig Jahre alt werden. Die Zeit wann sie brünstig werden, wie lang sie trächtig sind, und andere dergleichen Umstände sind eben so wenig bekannt

*) Man kann zwar wissen, wie lange die Hauselephanten des grossen Megols leben, allein die Lebensart zu der diese angehalten werden, ist von derienigen die sie im Stand der Natur führen so verschieden, daß zu vermuthen ist, daß sie frühzeitiger sterben, als solches ausser diesem geschehen würde.

kannt, als die Dauer ihres Lebens. Wenn man hievon zuverlässige Erkundigungen einziehen wollte, so müste man einigen Elephanten sehr lang in den Wüsten nachfolgen, und sie nicht aus dem Gesicht verliehren. Einige Naturkundiger halten dafür, daß das Weib des Elephanten nur alle sieben oder acht Jahre trächtig werde.

Der Rüßel dieses Thieres ist eigentlich seine verlängerte Nase; der Elephant kann ihn, wie er will, verlängern oder verkürzen; er ist fleischig, mit vielen Nerven versehen, und läst sich auf alle Seiten wenden; das äusserste End desselben ist so breit wie das obere Theil eines Gefäßes, aus selbigem gehen einige weiche und fleischige Circul hervor, die gegen das Ende zu enger werden, und gleichsam einen hohlen Finger bilden, der Elephant kann mit Hülfe desselben die kleinsten Sachen ganz geschickt von der Erde aufheben. Eben dieser Rüßel dienet ihm auch, wenn er das Ende desselben erweitert, grosse Bunde Kräuter damit zu fressen und auszureißen, die er bis zum Maul hinauf reichet, indem er den Rüßel auf diese Seite zuruck ziehet. Er gebrauchet auch dieses wunderbare Werkzeug, diese anziehende und stoßende Pumpe, um das Wasser damit zu schöpfen das er trinken will, und dadurch auszuspeyen.

Man kann daraus ersehen, welchen Gefallen die Natur daran findet, die äusserst einander entgegen stehenden Dinge einander zu nähern, und zugleich dadurch einen Beweiß darzulegen, daß sie alles was sie hervor gebracht hat, ihrer Aufmerksamkeit in gleichem Grad würdig schäzet; sie giebt der Heuschrecke ohngefähr die äusserliche Bildung und Gestalt des Pferdes, und dem Schmetterling den Rüssel des Elephanten.



Der Elephant braucht viel Futter, er frißt täglich hundert Pfund Reiß. Man kann ihm auch Kräuter und so gar Fleisch geben. Der Elephant in der Königlichen Menagerie war nicht gar groß, und man gab ihm täglich achtzig Pfund Brod, zwölf Maaß (pintes) Wein, und zween Eymer Getränk, wo noch vier bis fünf Pfund Brod hinein kam, dasienige nicht mitgerechnet, was ihm die Personen die ihn sahen, zuwarfen. Bei dem Ende seines Lebens, welches nicht länger als ohngefähr zwanzig Jahre dauerte, war er so unbehend und schwach, daß man ihn mit Winden aufheben muste, wenn er sich geleget hatte. Die Ursache davon bestunde unstreitig darinnen, daß er nicht weit laufen, noch andere harte Leibesübungen vornehmen konnte.

Die wilden Elephanten leben von Kräutern, und Früchten, und fressen auch ziemlich grosse Zweige von den Bäumen. Sie kommen in den Monaten August und September in die Getraid- Reiß- oder Hirsen-Felder, und verwüsten und vertretten daselbst mehr Körner mit ihren Füssen, als sie zu ihrem Unterhalt verzehren. Man sucht sie so viel als möglich von den Feldern, durch grosse Feuer die man rings herum machet, abzuhalten. Sie leben manchmal sieben bis acht Tage ohne etwas zu fressen, wenn sie in ungebaute Länder kommen, oder wenn sie in angebauten Ländern an ihren Verwüstungen zu stark verhindert werden.

Dieses Thier, der Wallfisch, das Wallroß, der Strauß, 2c. sind gleichsam prächtige Producta, an welchen die Natur sehr viele Verschwendung zeigen wollte; allein ihr Pracht ist iederzeit mit einer klugen Sparsamkeit gemässiget. Sie hat diese grossen Thiere nicht sonderlich vermehret, und ihrer Fortpflanzung Schranken

gesezet,

gesezet, indem sie entweder lange Zwischenzeiten von einer Begattung bis zur andern angeordnet, oder die Weibchen bei iedem Wurf nur ein einiges Junges bringen lassen, oder die Jungen und Alten vielen Gefährlichkeiten ausgesezet, und ihnen viele Feinde erreget hat. Der Elephant hat den Löwen, die Schlangen, das Rhinoceros, und den Tieger zu Feinden. Der lezte ist ihm der allerfürchterlichste, indem er sich an seinen Rüssel hänget, selbigen, wenn er ihn packen kann, mit sehr schmerzhaften Verwundungen zerfleischet, und dadurch dem Elephanten in kurzer Zeit den Tod verursachet.

Der Mensch ist dem Elephanten ein eben so fürchterlicher Feind; die Wuth des Krieges, das Vergnügen der Jagd, und die Ueppigkeit und Habsucht geben ihm die Waffen wider dieses friedsame Thier in die Hände.

Kaum kann man den Erzählungen unserer Geschichtschreiber von dem gräßlichen Blutvergiessen, welches die Elephanten vor diesem in den Schlachten anrichteten, Glauben beimessen. Unser grobes Geschüz hingegen bringt es in diesem Stuck noch weiter, nur daß die Verwüstungen desselben weniger gräßlich in die Augen fallen; und diese beide verschiedenen Arten die Menschen zu vertilgen, legen uns zugleich die Verschiedenheit unserer Sitten und der Sitten unserer Vorältern vor Augen; wir sind zwar eben so boshaft wie iene, nur geben wir dabei keinen so grossen Schein der Grausamkeit.

Man iaget die Elephanten, entweder um sie auszurotten, oder um sie in verschlossene Orte zu bringen, und sie daselbst zu zähmen, und nach und nach unter die Sclaverei zu bringen.

Die



Die Africanischen Negern fangen sie in Gruben, die nur mit ein wenig Erde und Zweigen bedecket sind, sie töden sie mit ihren Pfeilen, und essen das Fleisch derselben, wenn es anfängt riechend oder faul zu werden.

Es ist ein falsches Vorgeben, wenn einige Reisende, oder übel berichtete und unzuverlässige Personen behaupten, daß man etliche Baumstämme zwei bis drei Schuh hoch über die Erde so weit abschneide, daß sie noch ein wenig halten, und wenn nachgehends die Elephanten kämen, um zu schlafen, selbige mit sammt den Bäumen über den Haufen fielen, da man sie sodann fienge. Man hat die Unrichtigkeit dieser Erzählung heut zu Tage klar erwiesen. Und über dieses wird ein iedes Thier, wenn es gefallen ist, wiederum, und zwar geschwind genug aufstehen können.

Die Elephanteniagd geschiehet bei den Indianischen Fürsten und hauptsächlich in dem Königreich Siam mit vieler Kunst; man stellet Elephantinnen in eine geraumige Einschliessung die nur einen Eingang hat, wodurch die wilden Elephanten hinein kommen können; man gebrauchet fast ein ganzes Kriegsheer welches unterschiedliche Meilen weit im Land Lärmen machen muß, und treibet mit dem Schall der Trommel, und durch den Schein sehr vieler Feuer die man hie und da anzündet, die Elephanten bis zu dem Eingang des Thiergartens. Sie gehen diesen Weg um so viel lieber, weil sie Weibchen daselbst sehen, dann die Liebe ist bei ieder Jagd das sicherste Nez. So bald sie sich in dem Thiergarten eingeschlossen sehen, und wenn selbiger noch so geräumig ist, so erheben sie eine Art eines Gebrülles, und wenden alle Mühe an, um wiederum heraus zu kommen. Man überlässet sie

daselbst

daselbst ihrer unnüzen Wuth, und giebt ihnen fünf bis sechs Tage lang nichts zu fressen, durch dieses lange Fasten werden sie gelehrig, und so zahm, daß man sich ihnen nähern kann.

Ich habe gesagt, daß uns die Ueppigkeit und Habsucht gleichfals wider die Elephanten bewafnen, die lezte verursachet nemlich eine Begierde nach ihren Zähnen, nach diesen grossen Stücken Elfenbein die aus ihrem Rachen hervor gehen, und woraus die Hand des Künstlers tausend artige Sachen verfertiget. Man behauptet, daß die Elephanten in gewissen Landen, wo man sie nur blos ihres Elfenbeins wegen zu töden suchet, ihre Zähne selbst ausreissen, und solche dem begierigen Jäger überlassen, wenn sie glauben unterliegen zu müssen. *) Das Elfenbein giebt auch einigen Nuzen in der Arztneykunst, hauptsächlich gebrauchen es aber die Künstler. Wenn man es in einem wohl verstopften Gefäß verbrennet, so giebt es eine sehr schöne schwarze Farbe, und ie weißer es ist, desto vollkommener wird die schwarze Farbe davon.

Die Morgenländischen Fürsten bedienen sich der Elephanten auch zur Pracht, und zu lebendigen und fürchterlichen Verschanzungen ihrer Staaten. Der grosse Mogol hält fünf hundert Elephanten, die man mit reichen Zeugen bedecket, wenn er sich in seiner grösten Pracht zeigen will.

Man gebrauchet aber die zahmen Elephanten nicht nur zum Krieg, sondern sie thun auch zur Handlung und auf den Reisen Dienste. Er trägt drei tausend

und

*) Man schreibt dem Bieber eben diese List zu, welcher gleichsam wissen soll, daß ihm die Jäger den Saft den man das Biebergeil nennet (castoreum) zu nehmen suchen.



und mehr Pfund. Er läuft sehr geschwind, wenn man ihn antreibet; man bauet ihm manchmal auf seinem Rucken solche kleine hölzerne Häusser, deren im Eingang dieses Artikuls ist gedacht worden. — — Ein funfzehen Schuh hoher Elephant der mit einem zwei bis drei Stockwerk hohen Thurm beladen ist, macht freilich ein Colossisches Ansehen, doch ist es auch zugleich ein Maiestätischer Anblick.

Der weisse Elephant ist eine ganz seltene besondere Art dieses Thiergeschlechtes, und man erzeiget ihm viel mehr Ehre, als man nicht wohl einem grossen Mann erzeigen würde, welcher vermögend wäre das Glück der Menschen zu vermehren, und es würde einer solchen Person noch über dieses dergleichen Ehrenbezeigung zur äussersten Beschwerniß gereichen. Ganze Indianische Nationen streiten um den Besiz desselben, und opfern in diesem schwärmerischen und eben deswegen desto grausamern Krieg das Blut vieler tausend Menschen auf. Zu Siam wird ein Elephant von dieser kostbaren Farbe von hundert Officieren bewachet, mit einem goldenen Gefäß bedienet, wenn er ausgeführet wird, so trägt man einen Thronhimmel über ihn, und er hält sich in einer prächtigen Wohnung auf, deren Decken und Tafelwerk vergoldet ist. Viele Morgenländische Könige ziehen den Titul des Besizers des weissen Elephanten allen andern Tituln vor. Es ist aber nicht zu laugnen, daß der Zustand dieses so sehr verehrten Thieres noch betrübter und gezwungener als der Stand eines Souveräns ist. Dann ein Souverän kann sich doch damit trösten, daß er Wohlthaten erzeigen, und bisweilen die Annehmlichkeiten des Privatlebens geniessen kann. Dem weissen Elephanten müssen aber alle diese ehrfurchtsvollen Thorheiten sehr be-

frem-

fremdend vorkommen, da er zugleich das Schlachtopfer derselben ist.

Man hat übrigens noch die wichtige Anmerkung bey den Elephanten zu machen, daß sie viel mehr verzehren, als sie Nuzen schaffen, und daß in den Landen, wo sie der Gegenstand eines Prachtes sind, den man mit Recht übertrieben nennen kann, das menschliche Geschlecht insgemein nicht sonderlich zahlreich und sehr unglücklich zu seyn pfleget.

Das Nasehorn. Rhinoceros.

Das Rhinoceros oder Nasehorn (Porte-corne) ist zwar nur halb so groß wie der Elephant, giebt diesem aber an der Stärke nichts nach, und es bedienet sich des Hornes welches es auf der Nase trägt, mit solchem Vortheil, daß es durch dieses einige Gewehr in den Kämpfen mit dem Elephanten fast allezeit die Oberhand behält. Der beständige Krieg welcher zwischen diesen beiden Thieren statt findet, ist viel gerechter als der, welchen Rom und Carthago miteinander führten, ungeachtet er ohngefähr auf gleichen Beweggründen beruhet. Die Republik Rom wollte alles überziehen, und allenthalben herrschen, und Carthago hatte eben so weit aussehende Absichten. Allein so sehr auch diese beiden Nebenbuhlerinnen ihre Macht ausbreiteten, so wenig vermehrten sie dadurch ihr wahres Glück; sie brachten selbigem vielmehr dadurch Schaden, indem sie sich die Unruhen, Verwirrungen und alle Gefahren die mit den Eroberungen verbunden sind, auf den Hals zogen, da hingegen der Elephant und das Nasehorn nicht

nur



nur wegen der Oberherrschaft *) sondern auch zugleich für ihren Unterhalt streiten. Ein ieder von beiden wird von einem dringenden Beweggrund angetrieben, seinen Feind bis auf den Tod zu verfolgen, da sie beide viele Lebensmittel verzehren, und in Wüsteneien sich aufhalten, wo selbige sparsam zu finden sind, und also dem Rhinoceros durch den Tod des Elephanten ein guter Theil seiner Nahrung zuwächset, in dessen Ermanglung er vielleicht Hungers sterben müste; ie mehr Elephanten es also erlegen kann, eine desto stärkere Hofnung erhält es dadurch, daß es ihm und seinem Geschlecht nicht an Unterhalt fehlen werde. Der Elephant wird von gleichem Beweggrund angetrieben, und mithin darf man sich nicht wundern, daß diese Thiere allenthalben wo sie zusammen treffen, einander so wüthig anfallen. Es ist auch zum gemeinen Besten am nüzlichsten, daß von zwei Thieren die so ausserordentlich

viel

*) Ihr Streit ist zwar gerecht und billig, allein es ist den Göttern nicht so viel daran gelegen, wie sich der hochmüthige Elephant des la Fontaine einbildet (Lib. XII. Fab. XXI.) welcher, da er in dem Augenblick als er mit einem Nasehorn kämpfen wollte, den Affen des Jupiters auf die Erde kommen sahe, glaubte, daß selbiger zu dem Ende abgeordnet wäre, um sie beide in der Güte auseinander zu sezen. Allein er verlohr seinen Stolz, als ihm Meister Gilgen, so hieße der Affe, ganz kaltsinnig antwortetete:

— — — On ne s'entretient guere
De semblables sujets dans nos vastes lambris.
— — — — — —
— — — Et parmi nous que venez vous donc faire?
Partager un brin d'herbe entre quelques Fourmis.

Zu unsern weitläuftigen Wohnungen unterhält man sich wohl nicht mit dergleichen geringen Sachen.
— — — Und was habt ihr dann aniezo in unsern Augen gethan? Einen Grashalm unter einigen Ameisen ausgetheilet.

viel verzehren, dasjenige welches am wenigsten frißt, mehrentheils die Oberhand behält; denn der Tod eines Nasehorns verschaffet dem Elephanten nur einen halben Theil seines Unterhalts, da hingegen durch den Tod eines Elephanten zwei Nasehörnern genugsame Lebensmittel zu ihrem Unterhalt zufallen. Die Natur hat für die gemeinen Thiere keine solche pünctliche Aufmerksamkeit getragen, die so gar der allgemeinen Ordnung entgegen lauft; vermög welcher die grösten Thiere jederzeit die stärksten seyn sollen, sie hat z. E. nicht gewollt, daß die Kaz den Wolf oder den Fuchs überwinde, sie hat aber dergleichen Thieren, die dem Anschein nach keine einige andere Art zu fürchten haben, solche Feinde erreget, die viel schwächer als sie sind, und durch welche sie öfters den Lauf ihres Lebens endigen, und folglich auch ihre Fortpflanzung und starken Aufgang beschliessen, wodurch viele andere Geschlechter Hunger leiden müsten. So wird das Crocodill durch den Ychnevmon oder Mangouste, der nicht grösser wie ein Raze ist, der Wallfisch durch den gemeinen, und grönländischen Schwertfisch, die nicht grösser als zehen oder zwölf Schuh lang sind, und der Elephant von dem Rhinoceros vertilget. Einige Naturkundige haben an diesem lezten Umstand zweifeln wollen, allein durch die Erfahrung welche man in dem Kampfplaz zu Lisabonne im Jahr 1515. davon gehabt, ist diese Sache ausser allen Zweifel gesezet worden.

Das Nasehorn ist grau braun, in der Höhe hält es sechs bis sieben Schuh, und in der Länge von der Schnauze an bis zum Hintern, hat es ohngefähr zwölf Schuhe, und der Umfang desselben ist seiner Länge gleich. Seine Haut ist noch dicker als des Elephanten seine, und viel schlapper, und wirft oben an dem



Kopf, an dem Hals, auf dem Rucken, an dem Kreuz und den Beinen unterschiedliche grosse Falten; und vermittelst dieser Falten giebt sie auch den verschiedenen Bewegungen des Thieres leicht nach.

Einige Reisende die weder eine richtige Vorstellungskraft, noch hinlänglichen Verstand haben, und die Natur iederzeit nur unter geringen Verhältnissen und Aehnlichkeiten betrachten, haben an einem Fisch einen Bischof in Bischöflicher Kleidung, und an einem andern einen Mönch in langem Rock zu bemerken geglaubet. Dergleichen Reissende oder Naturkenner haben dem Nasehorn nach ihrem Wiz den Beinamen des Indischen Mönches (Moine des Indes) gegeben, weil sie die Falte dieses Thieres hinter seinem Kopf für eine Mönchskappe angesehen haben.

Man sagt, daß sich in den Falten der Haut des Nasehorns Insecten von aller Art einnisteln und sich darinnen stark vermehren; und es sollen sich so gar kleine Schlangen darinnen befinden. — — Es sind demnach alle dieienigen zahmen Haus-Nasehörner glücklich daran, deren ihre Herren Sorge tragen, sie von diesen Gewürmen zu reinigen, und selbige mit Strohwischen abreiben, und in reinlichen Ställen halten. — — Wie man denn überhaupts nicht laugnen kann, daß die wilden Thiere, durch alle dergleichen Beschwernisse, und den Hunger und Durst den sie oft erdulden müssen, das Glück sich in Freiheit zu befinden, vielfältig theuer genug bezahlen müssen.

Wenn das Nasehorn etwas fassen will, um es zu fressen, so strecket es die Haut seiner untern Lefze aus, beuget sie innerlich zusammen und bildet zu äusserst damit einen Adlersschnabel. An seinem Horn ist nichts

beson-

besonders merkwürdig als die ausserordentliche Härte desselben; es ist solches drei bis vier Schuh lang, spizig, und etwas ruckwärts gebogen; das Nasehorn hat an dem ganzen Leib, ausser am Kopf und unter dem Bauch nicht, Schwielen, die fast den Knöpfen an Kleidern gleichen. Vieleicht befinden sich in diesen Schwielen kleine nervigte Warzen, ungeachtet sich solche zwar insgemein nur an den zartesten Theilen eines Thieres befinden, und diese Warzen können wohl verursachen, daß dieses Thier der ausserordentlichen Dicke seiner Haut ungeachtet, bei dem geringsten Stockschlag empfindlich ist; es hat nirgend einige Häare ausser an dem Schwanz und an den Ohren.

Ich habe in den Kupferstichen die zu Ende dieses Bandes angehänget sind, die Abzeichnung des Nasehorns nicht abstechen lassen, weil ich glaube, daß selbiges ohnehin schon in ganz Europa allenthalben bekannt ist, wo man im Jahr 1748. und einige Jahre nachher ein Nasehorn herum führte. Man bewunderte am mehresten an diesem Thier, daß es einem seiner Hüter das Gesicht leckte, ohne ihn im mindesten zu beschädigen. Dieses Nasehorn kam aus Asien,*) wo sie eine sehr gelinde Zunge haben, denn der Africanischen Nasehörner ihre Zunge ist rauher als die stärkste Feile.

Das Geschrei des Nasehorns gleichet ohngefähr dem Brüllen eines engbrüstigen Ochsens. Es scheinet sein Wachsthum in funfzehn Jahren zu erhalten, woraus man urtheilen kann, daß es ohngefähr hundert Jahre lang lebe. Das Weibchen von dem Nasehorn träget vierzehen bis funfzehen Monate lang, und bringt

 nur

*) Man hatte es aus dem Königreich Ava gebracht, welches einen Theil von Japan ausmachet.

nur ein Junges. Man versichert, daß das Nasehorn des Tages bis sechzig Meilen zuruck legen kann, und es ist solches in Ansehung seiner ausserordentlichen Grösse und Einrichtung seines Baues der schwer zu seyn scheinet, fast unglaublich; man muß aber bedenken, daß die Stärke der Muskuln, und die Leichtigkeit ihrer Bewegung den Lauf eines Thieres viel besser befördern kann, ohne selbiges abzumatten, als solches durch die Leichtigkeit allein, ohne damit verbundne Stärke geschehen könnte.

Man fängt das Nasehorn fast eben so wie den Elephanten, und locket es entweder in einen Thiergarten, oder leget ihm eine Falle über eine breite Grube. Es hat einen äusserst subtilen Geruch und ein feines Gehör. Es stürmet und bricht alles nieder, was ihm im Wege stehet, es reisset mit seinem Horn die grösten Bäume samt ihren Wurzeln aus; und die Anwendung aller dieser Stärke fällt diesem Thier bey weitem nicht so beschwerlich, als wenn es sich wenden soll, weil die Wirbelbeine im Rückgrad bei demselben gar zu dick sind, und sich schwer bewegen. Man kann der Wuth eines Nasehorns nicht besser ausweichen, als wenn man viele Wendungen machet, wozu selbiges nicht geschickt ist; ausser diesem sind seine Augen so gebildet, daß es nur gerade vor sich hin siehet, und so bald man sich also rechts oder links gewendet hat, so muß es still stehen, um zu sehen, welchen Weg man genommen hat.

In Aethiopien soll es zahme Nasehörner geben. Man leitet sie wie die Elephanten, und sie leisten ohngefähr die nämlichen Dienste, wie diese.

Das Horn von diesem Thier stund bei den Römern, da sie sich der Asiatischen Ueppigkeit ergeben hatten,

ten, in grossem Werth. Die Weiber, welche sie in den Bädern bedienten, brachten ihnen Gefäße daselbst hin, die aus dem Horn des Nasehorns verfertiget, mit den schönsten eingegrabenen Figuren ausgezieret, und mit den wohlriechensten Specereyen angefüllet waren, die sie über die Badenden ausschütteten. Die Römischen Damen bedienten sich dieser Gelegenheit vorzüglich, die Macht ihrer Reizungen zu vermehren.

Die Indianischen Mohren halten das Fleisch des Nasehorns für sehr niedlich, und bedienen sich desselben zur Speisse; das von alten Nasehörnern ist aber sehr hart, und zähe.

Man hat das Nasehorn in uneigentlichem Verstand, den Aethiopischen Stier, oder Ochsen, (Taureau, ou Boeuf d'Ethiopie) oder das vierfüssige Einhorn (Monoceros quadrupede) genennet; man nennet auch den gehörnten Indianischen Raben, (Corbeau cornu des Indes) das Rhinoceros.

Der Tapir, oder Anta.

Dieses ist das gröste Thier in der neuen Welt, es hat fast die Größe eines Maulesels, und die Americaner betrachten es mit eben dem Erstaunen wie wir den Elephanten, das Rhinoceros oder Nasehorn, das Flußpferd, das Kameel, und den Kameel-Pardel (Giraphe) betrachten, ein neuer Beweiß daß alles nur einen Verhältniß gemäßen Werth hat. Es erhellet aber aus der geringen Größe dieses Thieres welches die Einwohner in Westindien für einen Colossum ansehen, noch diese anderweitige Wahrheit, daß die Natur in dieser neuen Welt viel schwächer und weniger



wirksam als bey uns in der alten Welt seye. Sie zeiget sich daselbst so wohl in der Grundanlage als in der Gestalt und Bildung schwächer, wie man hievon die Beweiße an allen Thieren die sie daselbst hervor bringet, und besonders an dem Tapir ersehen kann. Er hat zu seiner ganzen Schuzwehr wider die dringensten Gefahren, nichts als die Geschwindigkeit und eine sehr harte Haut; er hat keine Hörner, und fast keinen Schwanz. Er hat zwanzig Schneidezähne wie die fleischfräßigen Thiere, und frißt weder Fleisch noch Fische; ungeachtet es ihm wenig Mühe kostete Fische zu fangen, da er die Hälfte seines Lebens im Wasser zubringet. Man findet ihn in Brasilien, in Paraguai, im Amazonenlande, und in dem ganzen südlichen America; einige Reißende nennen ihn Danta oder Anta. Sein wahrer Name aber in Brasilien heist Tapira oder Tapir.

Er suchet zu Nachts die Wurzeln und Pflanzen, wovon er sich nähret; er ist ausserordentlich furchtsam, und gehet oft Heerdenweiß. An dem Kopf gleichet er dem Nasehorn ein wenig, und an dem übrigen Theil seines Leibes dem Elephanten. Herr de la Condamine hat eine Abzeichnung von diesem Thier aus America mitgebracht, und solche dem Herrn von Buffon mitgetheilet.

Das Kameel, Camelus, und der Dromedar, Camelus-Dromas.

Diese beiden Thiere sind so wenig von einander unterschieden, daß ich sie hier in einen Artikel zusammgezogen habe.

Sie

Sie dienen dem Menschen schon viele Jahrhunderte lang willig und muthig; Mahomet hatte sie in seiner Jugend gehütet, und sie waren in Mesopotamien und Chaldea schon viele Jahrhunderte lang vor ihm bekannt. Denn Abraham zählte unter den gründlichen und wesentlichen Reichthümern seines Hauses eine grosse Anzahl dieser Thiere.

Der ganze Unterschied zwischen dem Dromedar und dem Kameel bestehet darinnen, daß der erstere nur einen Buckel oder Hocker und das leztere zwei hat. Der Dromedar ist auch ein wenig grösser und nicht so stark wie das Kameel, er läuft aber geschwinder, wie solches schon sein griechischer Name Dromos, welches den Lauf oder die Geschwindigkeit anzeiget, zu erkennen giebet, man könnte ihn folglich auch das laufende Kameel (Chameau coureur) nennen. Es begatten sich übrigens diese beiden Thiere miteinander, und bringen durch ihre gegenseitigen Begattungen (croisemens) drei bis vier Blendlingsarten hervor; die aber nur Abarten sind, die zu einem einigen Geschlecht gehören.

Herr la Fontaine hat, ungeachtet er kein großer Naturkundiger war, weil Herr von Buffon zu seiner Zeit noch nicht lebte, die Einförmigkeit des Geschlechts wohl ausgedruckt, indem er einem einigen Individuellen Thier die beiden Namen beileget, welche man zwei verschiedenen Arten desselben giebt.

Le premier qui vit un *Chameau*
S'enfuit à cet objet nouveau:
Le second approcha; le troisieme osa
faire
Un Licou pour le *Dromadaire*.



Der erste Mensch welcher ein Kameel sahe, entsezte sich vor diesem neuen Anblick und flohe davon, der zweite machte sich ihm schon näher; und der dritte unterstunde sich so gar dem Dromedar eine Halfter anzulegen.

Man bemerket an dem Kameel vorzüglich folgende Eigenschaften: es hat einen sehr langen Hals, einen gespaltenen oder zweizackigten Fuß, und fünf Mägen, anstatt daß die andern wiederkauenden Thiere nur vier Mägen haben. Dieser fünfte Magen ist ein Behältniß in welches weder Speisen noch einige Verdauungssäfte gelangen können; sondern das Thier füllet selbigen mit Wasser, so oft es dessen welches findet *) und dieses erhält sich, ohne im mindesten Schaden zu leiden oder zu verderben, länger als acht Tage darinnen. Wenn dieses Thier gewiße Musculn zusamm ziehet, so lässet es dadurch das Wasser aus diesem Behältniß in den leztern Magen laufen, wenn dieser Feuchtigkeit erfodert. Es kann sich das Kameel mit Freßen so gut als mit Saufen im Vorrath versehen, und es sind oft beide Fälle bei ihm nöthig. Man lässet es durch die heißesten Wüsten reißen, und beladet es dabei so stark, daß es unter seiner Last erliegen müste, wenn man es noch über dieses mit seinen eigenen ihm nöthigen Lebensmitteln beschweren wollte.

Da das Kameel dazu bestimmet ist, unaufhörlich in Wüsten, und sandigen Gegenden zu wandern, so würde sich das Geschlecht desselben nicht haben erhal-

*) Es findet das Wasser, wenn es eine halbe Meile weit von einer Pfüze entfernet ist, indem es selbiges in dieser weiten Entfernung wittert, und sich von seinem Weg abwendet, und darauf zugehet.

halten können, wenn die Natur, welche ihm die Eigenschaft der Mäßigkeit verliehen, es nicht zugleich solchergestalt gebauet und eingerichtet hätte, daß es sich innerlich mit Vorrath versehen kann. Es kann nur bloß auf sandigen Boden gehen, wenn man es nöthiget, auf einem weichen und thonichen Boden zu gehen, so läuft es alle Augenblicke Gefahr mit seiner Last zu fallen, und sich den Bauch entzwei zu borsten. Wenn es nur einen ganz kurzen Weg von dieser Art machen muß, so wirft man dicke Decken oder Zeuge auf dem Weg, vermittelst welcher es ohne Gefahr fortschreiten kann.

Das Kameel kommt ursprünglich aus Arabien. Die Natur hat es für eine so dürre und unangebaute Gegend geschaffen. Man kann nicht besser von dem Geburtsort eines ieden Thieres urtheilen, als wenn man es mit dem Land, dem es zuzugehören scheinet, vergleichet; sein wahres Vaterland, sagt Herr von Buffon ist dasienige Land, womit es die mehreste Aehnlichkeit hat.

Durch den Fleiß der Menschen, hat sich das Kameel von Arabien aus wo es ursprünglich herkommt, in einige andere Asiatische und so gar auch in Africanische Theile ausgebreitet. Dieses Thier ist einer unserer ältesten Sclaven. Die ersten gesitteten Menschen befanden sich in Arabien, und sie unterwarfen sich auch so gleich zu allererst dieses nützliche Thier, dessen ganzes Geschlecht seit undenklichen Zeiten dem Joch unserer Sclaverei unterworfen ist. Man findet bei keinem einigen Geschichtschreiber einige Spuhren, daß man irgendwo iemals wilde Kameele angetroffen habe. Wenn es deren welche gäbe, so würden sie weder die Höcker noch die Schwielen haben, welche man an den



heutigen Kameelen bemerket. So sind sie mit den betrübten und schändlichen Kennzeichen der Dienstbarkeit bezeichnet. So bald die Kameele gebohren werden, bieget man ihnen die vier Füße, läst sie auf dem Bauch liegen, und beladt ihren Rucken so schwer als es dieses Alter erlaubet. Man wiederhohlet diese beschwerliche Uebung öfters, und läst sie öfters einige Tage nacheinander beladen liegen. Diese Bürden welche man ihnen auf den Leib leget, sind, wenn sie auch noch so leicht sind, in einem so zarten Alter schon hinlänglich, den Umlauf des Blutes und der Feuchtigkeiten längst dem Rucken zu zwängen, und dadurch solche Verstopfungen zu verursachen, woher die Schwielen, die sie unten am Hals und bisweilen auf dem Kreuz haben, entstehen. Man hat sie mit Fleiß so zu verunstalten gesuchet, damit ihre Ladung fester bleibet und weniger wanket. So machet man auch aus ihrem Rucken eine Sänfte. Man könnte wahrscheinlicher Weiße auch durch andere Mittel von diesen Thieren den nemlichen Nuzen ziehen, ohne sie so viel leiden zu lassen, und ihre schöne Leibesgestalt so sehr zu verderben, allein man pflegt sich deswegen nicht gerne Mühe zu geben. Die Schwielen und Knollen welche sie an den Knien und unter dem Bauch haben, sind gleichfals schmerzliche Kennzeichen ihrer Sclaverei. Aus allem diesem läst sich der Schluß ziehen, daß die Kameele in Arabien so unglücklich wie in Europa die Pferde sind, und das will vieles sagen; doch giebt es wenigstens bei uns noch viele Pferde die gut gehalten werden, da man hingegen kein einiges Kameel findet, dessen Leben nicht äusserst mühseelig und beschwerlich wäre.

Der



Der Dromedar, den man im Jahr 1752 zu Paris zeigte, war, wie man sagte, nur vierzehen Jahre alt, von der Erde an bis an das Ruckgrad sechs Schuh hoch, die Höcker nicht mitgerechnet, und von dem Ende der Lefzen an bis zum Hintern zehen Schuh lang. Man sahe an dem äussersten Ende seiner Schnauze vier Nasenlöcher, wovon die beiden obersten, die grösser als die andern waren, mit einem eisernen Ring durchbohret waren, woran man das Thier führte, fürwahr ein grausames Mittel, welches wir bei keinem unserer Lastthiere gebrauchen; wir ersehen aber daraus, daß es noch grausamere Völker giebt als wir sind.

Das Kameel hat große und weit offen stehende Augen, die Stirne ist mit einem wollenartigen Busch begleitet, der übrige Theil des Leibes ist mit fahlen Haaren bedecket, die Öhren sind kurz, der Hals ist sehr lang und bildet einen unförmlichen und ungestalten *) Bogen, der aber mit einer sehr schönen Mähne gezieret ist. Ein besonders merkwürdiger Umstand an diesem Thier ist, daß selbiges eine sehr dünne, und zugleich ziemlich lange Ruthe hat, worinnen es dem Schwein gleich kommt, und daß es selbige vorwarts und ruckwarts bewegen kann, welches diesem Thier allein eigen ist. Wenn es seinen Urin laufen läßt, so darf man ihm nicht zu nahe kommen, wenn man nicht davon will begoßen werden. Einige Naturbeschreiber haben vorgegeben, daß das Kameel sein Weibchen mit zugewandten Hintern begatte; und dem Anschein nach

*) An statt daß die Beugung des Halses des Kameels, wie der Hals eines schönen Pferdes, den obern Theil eines S vorstellen sollte, so gleichet solcher vielmehr, wie bei einem Pferd, das, wie man saget, einen Winkelhacken machet, einem vollkommenen S.



nach könnte solches wohl möglich seyn; allein man hat beobachtet, daß die Begattung eben so wie bei andern Thieren geschiehet, ausser daß sich das Weibchen niederhucket, um sich von dem Mannkameele bedecken zu lassen. Sie bringt nur ein Junges, ist ohngefähr ein Jahr lang trächtig, und wird nicht eher als erst nach Verlauf eines Jahres wiederum hizig.

Die Brunstzeit ist in der Mitte des Jeners, und dauret zwei bis drei Monate. Alsdann gähnet und brüllet das Kameel sehr oft, die Spize des Kopfes ist beständig voller Schweiß, und aus dem Maul gehen ihm eine oder zwei rothe Blasen, die so groß wie Schweinsblasen sind *) hervor; es ist ganz wüthig und schonet seines Herrn nicht, wenn es von ihm mishandelt worden; es erinnert sich in diesem Zustand einig und allein der ihm zugefügten Beleidigungen, da es doch ausser diesem das ganze Jahr durch so sanft und geduldig wie ein Schaaf ist, verliehret den Appetit, wird mager, es fällt ihm das Haar aus **) seine Höcker werden blau, und sizen ein, kurz, die Brunstzeit ist dem Kameel ein eben so betrübter Zeitpunct wie dem Hirschen, und zwar noch um so viel mehr, da das Kameel noch über dieses zugleich alle Uebel der Sclaverei mit ertragen muß.

Das Kameel ist stark und geduldig, zwei Eigenschaften die ihm höchst nöthig sind, und ohne welche es äusserst unglücklich seyn würde. Die Harmonie der Instru-

*) Diesen Umstand bezeugen nicht alle Reisende, und er scheinet nicht sonderlich wahrscheinlich.

**) Man pfleget solches sorgfältig zu sammeln, man machet Hüte davon, man spinnet es auch, um Zeuge daraus zu verfertigen, und es wird dessen sehr viel nach Marseille gebracht.

Instrumente, vor allem aber die Stimme des Menschen ist diesem Thier so reizend, daß es durch einen Gesang so sehr aufgemuntert wird, daß es die mühsamsten Beschwernißе willig erträget. Weder Peitsche noch Sporn beschleinigen seinen Schritt, wenn aber der Kameeltreiber ein munteres und lustiges Lied singet, so fängt so gleich so wohl sein Kameel als die andern die ihm folgen, an, in einen Schritt zu fallen, der dem Tact dieses Liedchens gemäß ist.

Das Kameelweibchen welches man im Jahr 1752 zu Paris zeigte, war an sein Männchen so stark gewöhnet, daß es das kläglichste Geschrei, welches die härtesten Herzen erweichen muste, anstimmte, wenn man es nur einen Augenblick lang von ihm trennte; diese ausserordentlich starke Liebe hatte es wahrscheinlicher Weise zum trächtig werden tüchtig gemachet, ungeachtet es noch sehr iung, beständig eingeschloßen, und in eine ihm gar nicht anständige Himmelsgegend versezet worden war: Es brachte in dem engen und angesteckten Stall worinn man es hielte, ein Junges, welches aber nur drei Tage lang lebte. —— Konnte wohl ein Kameel das zu Paris geworfen worden war, länger leben? In dieser unruhigen Stadt haben die Thiere so wohl als die Menschen so wenig Raum, man verkaufet daselbst die Luft um so theuren Preiß, und diese ist so sehr vertheilt, und folglich so ungesund. —— In Rom wurden die Thiere, welche aus dem Asiatischen und Africanischen Wüsten kamen, in geraumige Einschließungen eingenommen, wo sie fast wiederum ihr Vaterland zu erkennen glaubten, nur mit dem Unterschied, daß sie in diesen neuen Freystädten, die Natur viel schöner und anmuthiger, und einen reichlichern Ueberfluß an Lebensmitteln daselbst fanden.



den. — — Allein die Römer wusten bei allen Gelegenheiten ihre Grösse zu zeigen.

Die Dromedare oder Africanischen Lauffkameele sollen in einem Tag sechzig Meilen weit laufen können, wenn nur die Kameeltreiber welche sie führen, sich einander ablösen, und diesen Thieren solche Gesänge den ganzen Weg durch vorsingen, die ihnen gefallen.

Das Kameel oder der Dromedar, dann man muß sich erinnern daß dieses einerlei Thier ist, ist zum Zug eben so gut als zum Beladen zu gebrauchen, man spannet sie an die Staatswägen, die einigen so in dem Vaterland des Kameels zu finden sind. Man hat nicht nöthig es zu striegeln, man darf es nur mit einem kleinen Stock sanft schlagen, so fällt der Staub, der ihm auf dem Leib liegt, von selbsten ab. Man trocknet den Mist dieses Thieres und zündet ihn mit Brenngläsern an, um die Lebensmittel so man mit sich führet, in den Wüsten zu kochen. Seine Nahrung bestehet in Heu, Stroh, Gerste, und Haber. Es kann täglich fünf und zwanzig bis dreisig Pfund fressen.

Man wird selten an einem Araber Flechten, die Kräze oder einen Aussaz bemerken, man glaubt, daß die Kameelmilch, die einen Theil ihrer Nahrung ausmachet, selbige vor diesen und vielen andern Krankheiten bewahre. Sie ist Harntreibend und reiniget zugleich das Geblüt.

In America ist dieses Thier nicht zu finden, man müste denn den Lama*) und den Pacos, welches Arten von grossen Peruanischen Schaafen sind, die dem Kameel ein wenig gleichen, für kleine Kameele halten.

Der

*) Herr von Bomar nennet dieses Thier Glama.

Der Büffel. Buffelus und der Bubal, Bubalus.

Man verstehet unter dem Büffel eine Art Ochsen die in Indien und Africa so wohl zahm als wild gefunden, in Europa und besonders in Italien aber zu den zahmen Thieren gerechnet wird. Dieses Thier scheinet den Alten unbekannt gewesen zu seyn.

Die vorzüglichsten verschiedenen Arten des Ochsens belaufen sich nach des Herrn von Buffons Abtheilung auf drei Haupt-Gattungen, wovon die erste sich wiederum in vier Untergattungen abtheilet.

1.) Der gemeine zahme Ochs; nach diesem muß man den Urus oder Aurochs ordnen, welches das nämliche Thier, aber wild und in seinem natürlichen Zustand betrachtet ist; der Bison der Lateiner, welcher von dem Auerochs wenig unterschieden ist; der Bonasus des Aristoteles ist einerlei Thier mit dem Bison der Lateiner; der Americanische Bison welcher von den Europäischen Bison herzustammen scheinet; und der kleine Ochs des Belon den wir Zebu nennen. 2) Der Bubalus der Griechen und der Römer, welchen die Herren der Academie der Wissenschaften unter dem Namen der Barbarischen Kuh beschrieben haben, und den wir Bubal nennen. 3) Der Büffel.

Der Büffel ist ein wenig grösser als der Ochs, seine Haare sind schwarz und kurz, an dem Leib hat er ihrer nicht viele, und an dem Schwanz gar keine, seine Haut ist sehr dick, wenn sie aber von dem Weisgerber gearbeitet wird, so wird sie weich und wollig. Man findet dieses Thier in Asien, Griechenland, Egypten, Deutschland, und in Italien; es giebt mehr zahme



als wilde Büffel. Man zähmet sie auf eine eben so grausame Art wie die Kameele, und führet sie wie diese an einem eisernen Ring, der ihnen durch die Nase gehet. Wenn man den Büffel zu sehr überladet, so fällt er nieder, und stehet nicht eher wiederum auf, als bis man ihm seine Last erleichtert hat, und also ist ihm wenigstens diese Halsstarrigkeit nüzlich.

Er springt gerne in das Wasser, und hält sich öfters lange Zeit darinnen auf, wie solches alle grosse Thiere von dem Mittägigen Himmelsstrich zu thun pflegen. Wenn diese Thiere aber keine sonderlich dicke Haut haben, so werden sie von Blutegeln und andern Wasserinsecten heftig gestochen.

Die Hottentotten bedienen sich der Büffel wie die Indianer der Elephanten; sie richten diese Ochsen ab, ihre Heerden zu hüten, selbige wider Fremde, und die wilden Thiere zu vertheidigen, an den Streitigkeiten ihrer Herren Theil zu nehmen, ihrer Stimme zu gehorchen, und so gar ihre Zeichen zu verstehen. — — „ Die dümmsten Leute sind also, sagt Herr Buffon, „ die besten Lehrmeister der Thiere. Warum hat doch „ der aufgeklärteste Mensch, weit entfernt, daß er „ andere Menschen sollte leiten können, so viel Mühe, „ sich selbsten zu regieren „? Weil der Naturtrieb, ob er sich schon nicht so weit wie die Vernunft erstrecket, viel sicherer als diese ist; weil ein dummer Mensch nur in einen ganz engen Kreis eingeschränket ist, der ihm aber vollkommen wohl bekannt ist, da hingegen ein wohl unterrichteter Mensch seinen Circul gar zu weit ausdehnen will, und sich dadurch in selbigem verliehret, und weil ein dummer Mensch stark und beständig ist, und das was er einmal angefangen hat, hinausführet, ein erfahrner und unterwiesener Mensch aber

schwach

schwach und träg ist, tausend Dinge zugleich anfangen will, und kein einiges zu Ende bringen kann. — — Sollen wir vielleicht daraus den Schluß ziehen, den Künsten und Wissenschaften zu entsagen? Keinesweges, sondern es soll uns diese Betrachtung nur veranlassen, die Künste und Wissenschaften einfacher zu machen, und selbige blos nur zu den dringensten Bedürfnissen, und zu den leichtesten und natürlichsten Ergözlichkeiten anzuwenden; dann es ist mit den Wissenschaften eben so wie mit dem Reichthum beschaffen, ie mehr wir der Ueppigkeit bei diesem wie bei ienem benehmen, um so viel mehr werden wir dadurch unser wahres Glück vermehren.

Der Bubal oder die Barbarische Kuh, wovon Herr Perrault eine anatomische Beschreibung (Vol. III. des Memoires de l'Academie des sciences, Part. II.) geliefert hat, gleichet dem Hirschen *) etwas mehr als dem Ochsen, seine Hörner sind einen Schuh lang, gegen einander gekehret, und stehen so nahe beisammen, daß er fast gar keine Stirne hat. Die Kuh von dieser Art hat nur zwei Zizen an ihrem Euter. Der Bubal hat wie der Bison an dem untern Theil seines Halses einen Höcker.

Ich will nur noch etwas weniges von dem Zebu, von dem Americanischen Bison, von dem Bison der Lateiner, und von dem Auerochsen melden, welches vier nicht sonderlich merklich verschiedene Abarten des gemeinen Ochsen sind.

Der

*) Wir haben schon in dem Artikul von dem Hirschen angemerket, daß die innerliche Bildung und Einrichtung bei dem Hirsch und dem Ochsen einander mehrestentheils gleich sind, bei dem Büffel ist diese Gleichheit aber auch so gar äusserlich zu bemerken.



Der Urus oder Auerochs ist, wie ich schon gesaget habe, kein anderer, als unser wilder Ochs; man findet ihn in Litthauen, Preußen und Rußland.

Der Bison der Lateiner, den Aristoteles Bonasus nennet, ist ein wilder Ochs aus Pannonien, er ist wenigstens eben so groß wie unser zahmer Stier, und hat einen mit langen Haaren bedeckten Hals, die aber viel gelinder als die Pferdhaare sind; diese Abart hat sich in Europa vermehret, er hat einen Höcker auf dem Rucken, wenigstens in denienigen Landen, wo er zahm ist. Geßner nennet ihn den Kameelochsen. (Boeuf-Camelite, oder Boeuf-Chameau.)

Der Americanische Bison ist wenig von dem Pannonischen und Europäischen Bison unterschieden, ausser daß er ein wenig kleiner ist.

Der Zebu, den Belon den kleinen Ochsen (Petit-Boeuf) nennet, ist in Africa ein Hausthier, man beladt ihn; er ist sehr zahm, er lecket wie ein Hund, und liebkoset iedermann, er hat eine etwas plumpe aber doch schöne Gestalt, dann er gleichet vollkommen einem Ochsen, ist aber nur halb so groß, und gleichsam ein Ochs im kleinen.

Der Muflon *) und die übrigen Schaafe.

Es ist ganz natürlich daß die Verschiedenheit der Himmelsgegenden auf die schwächesten Thiere den leichtesten und schnellesten Einfluß habe; wie wir dann auch beobachten, daß unsere Schaafe, wenn man sie nach In-

*) Die Griechen nennten dieses Thier Ophion und die Lateiner Musmon, die Tartarn heissen es Argali, und die Siberier Stepnoi-Barani.

Indien bringet, in kurzer Zeit daselbst ihre Wolle verliehren, und an deren Stelle nur ein leichtes und seidenartiges Haar behalten, welches das eigentliche Sommerkleid vorstellet, das die Natur allen Thieren dieses Landes ertheilet. Wenn man hingegen die Europäischen Schaafe, anstatt sie nach Indien zu bringen, in ein viel kälteres Land, als das, so sie gewohnt sind, versezete, wie z. E. nach Island, so würden sie daselbst in kurzem zu Grunde gehen, und die wenigen, die etwan davon kämen, würden wenigstens eine doppelt so starke Bekleidung wie die andern Nordischen Thiere von dergleichen Art bekommen.

Da es so viele Mühe kostet, diese Thiere in kalten Ländern zu erhalten, so erhellet daraus, daß sie ursprünglich in warmen Landen zu Hause sind, und daß man sie in Nordischen Ländern nicht anders einheimisch machen kann, als wenn man sie eine lange Zeit fort eines nach dem andern dahin bringen lässet.

Ein neuer und noch stärkerer Beweis von ihrem ursprünglichen Geburtsort bestehet darinnen, daß diejenige sehr seltene wilde Art, so dem Schaaf am allermehresten gleichet, und alle Eigenschaften von demselben an sich vereiniget, der Muflon ist. Dann man hat dieses Thier noch niemals irgend anderswo, als in warmen Ländern, in Griechenland, in der Insel Cypern, in Sardinien, in Corsica und in den Tartarischen Wüsteneyen gesehen. Es gleichet dem Schaaf vollkommen, ausser daß es geschwinder lauft, und nicht so furchtsam ist, zwei Vortheile welche alle Thiere in dem Stand der Natur vor denen von gleicher Art zum Vorzug haben, die durch die Dienstbarkeit verderbt worden, und ausgeartet sind. Der Muflon hat, anstatt der Wolle, Haare, welches aber



kein wirklicher Unterschied ist, dann Herr von Buffon beweiset sehr gelehrt, daß die Wolle nur eine Wirkung des zahmen und häuslichen Zustandes seye, und im natürlichen Zustand der Schaafe nichts anders, als ein ordentliches Haar, seyn würde.

Einige andere Schaafe, von denen wir etwas weniges melden wollen, sind zum Theil gänzliche Hausthiere, andere sind halbzahme, und halbe Hausthiere, aber alle in Europa fremde Thiere, und aus dieser Ursache habe ich zu Ende des Artikuls von dem Schaaf nichts von ihnen erwähnet.

Es scheinet, als ob der Mensch, da er sich das wilde Schaaf ohne viele Mühe unterwürfig gemachet, von dieser Art nur blos diejenigen einzelne Thiere erhalten hätte, die er bei sich in der Nähe, und ohnweit seinen Bewohnungen vermehren konnte, und daß er deren an allen andern Orten so viel als ihm nur möglich war ausgerottet habe, weil ihm die andern unnüzlich waren, zumal wenn sie in seine Gegend kamen, und dasjenige Futter aufzehren wollten, welches er lieber denen, die er als ein Eigenthum besaße, vergönnen wollte.

Die Ißländischen Schaafe sind klein; sie haben, wie Herr Anderson saget, mit den Pferden aus diesem Land gleiches Schicksal, sie haben nemlich weder im Sommer, noch im Winter einen Stall. Diese Art von Schaafen hält sich iederzeit im freien Feld auf, wo sie unter den hervorragenden Spizen der Felsen oder in den Höhlen der Berge ihre Sicherheit suchen; und in so weit sind sie glücklicher als die andern Schaafe, allein ihr unglücklicher Zustand bestehet in folgendem. Sie halten sich iederzeit bei den Pferden in Gesell-

sellschaft auf, denen sie im Winter allenthalben nachfolgen, um bei der starken Kälte, sich das wenige Mooß zu Nuze machen, welches in den Höhlungen hervor raget, welche die Pferde für sich selbst in dem Schnee graben, und welches die Schaafe wegen ihrer schwachen Beine nicht würden erreichen können; man hat so gar öfters bemerket, daß sie, wenn sie der Hunger quälte, das Haar von den Schwänzen der Pferde freßen, wodurch sie in kurzer Zeit in dem Magen Haarkugeln *) bekommen. Wenn ein Schnee mit heftigem Sturm fällt, so verlassen sie die Gebirge, und laufen, als wenn sie dem Wind zuvor kommen wollten; sie begeben sich alsdann gegen das Meer zu, und stürzen sich bisweilen hinein, so daß ihrer öfters eine grosse Menge umkommt. Wenn sie aber hingegen von einem plözlichen und so starken Schnee überfallen werden, daß sie auf einmal davon bedecket werden, so versammlen sie sich in grossen Heerden, stecken ihre Köpfe zusammen, und bleiben unbeweglich so stehen, daß sie dem Schnee den Rucken zukehren, öfters erfrieren sie auch bei solcher Gelegenheit. Der Hunger zwinget sie manchmal, sich zu ihrem Unterhalt einander wechselsweiß die Wolle abzufreßen. Diese Wolle ist sehr stark und rau, man scheeret sie nicht, sondern sie verneuert sich alle Jahr um S. Johannis, nachdem sie vorhero auf dem Rucken des Thieres eine aus geschlungenen Faden bestehende Bedeckung gebildet hat, welche auf

*) Aegagropilae sind eine Art von runden Steinen, Gemsenkugeln, oder vielmehr Kugeln die von Haaren und andern Materien sich zusammen sezen, und in dem Magen der wiederkauenden Thiere verhärten, weil selbiger nicht Hize genug hat, um sie zu verdauen. Man muß aber die Aegagropilam nicht mit dem Bezoard vermengen, der in der Geschichte von den Gazellen wird beschrieben werden.



einmal wie eine äusserliche Haut abfällt. Wenn man ihre Felle oder Decken bekommen will, so treibt man sie, indem man sie jaget, zusammen. Ein Schäfer steiget in Begleitung gut abgerichteter Hunde auf einen Hügel, und wenn er das Zeichen zur Jagd mit einem Horn gegeben, so gehen die Hunde ein jeder von seiner Seite, auf die Schaafe loß und treiben sie von allen Seiten in einen sehr geraumigen Parc zusammen, welcher vornen sehr breit ist, hinten aber gegen das andere End zu nach und nach enger wird.

Alle Arten der Ißländischen Schaafe haben ausserordentlich große und geschlungene Hörner; einige haben vier und manchmal acht Hörner, und eines welches gerad vorne am Kopf heraus gehet. Hingegen Thiere mit Hörnern aus andern Ländern haben gar kein Horn, wenn man sie auf diese Insul versezet. Es gereichen die Hörner den Ißländischen Schaafen zu grossem Nuzen, indem sie sich mit selbigem wider die Raubvögel von allen Gattungen vertheidigen können, deren es in diesem wüsten und ungebauten Land eine große Menge giebet.

In gewißen Gegenden in Ißland machen die Schaafe den stärksten Handlungsartikel aus, die Bauern behalten die Schaafmütter bei sich, und schicken die Widder in das Gebirg.

Wenn man im Herbst Schaafe für die Schiffe schlachten muß, die auf der Rhede stehen, so jaget man sie in Gegenwart der Richter mit Hunden, damit ein jeder dasjenige Schaaf, welches sein Zeichen träget, zuruck nehmen kann.

Die Schaafe auf den Dänischen Insuln oder von Fero halten sich ebenfals wie die Ißländischen im

freien

freien Feld auf; sie nehmen im Winter ihre Zuflucht unter den Felsen, und schliessen sich in selbigen so genau aneinander an, als es ihnen möglich ist; diejenigen, welche sich zu innerst in dem Haufen gut gewärmet haben, gehen von Zeit zu Zeit heraus, um die äussern zu erwärmen, und diese wärmen alsdann wiederum ihrer Seits die andern. So wißen Thiere, bloß durch den Naturtrieb, einander durch ihre Gesellschaft Nuzen und Beistand zu leisten. Wollte Gott, daß uns die Vernunft gleichen Vortheil verschaffete.

Die Schaafe auf dem Vorgebürg der guten Hofnung sind sehr zahlreich, ihr Fleisch hat einen guten Geschmack; und arme Leute gebrauchen ihr Fett anstatt der Butter. Der Schwanz dieser Schaafe, und der Schaafe aus Madagascar wiegt funfzehn bis zwanzig Pfund.

Die Schaafe an den Küsten von Yeman und Zeila haben am Leib eine weisse und an dem Kopf eine schwarze Wolle, an dem äussern Ende des Ruckens hängt ihnen ein grosser Klumpe Fleisch herunter, aus welchem eine Art eines Schwanzes hervor gehet, welcher dem Schwanz eines Spanferkels gleichet. Die Schaafe aus Gambra haben einen so grossen, dicken und schweren Schwanz, daß die Schäfer ihnen einen kleinen Karn anhängen müssen, damit die Schaafe im Gehen selbigen darauf legen und desto leichter fortkommen können. Der Schwanz der Schaafe aus Eleuthas in der Tartarei, wiegt bis auf achtzig Pfund; sie haben einen Höcker auf der Nase, wie die Kameele, und herabhangende Ohren. Einige dieser Thiere haben bis sechs Hörner von unterschiedlichen Gestalten.

Andere Schaafe aus diesem nämlichen Land haben eine Mähne fast wie der Löw; die an der Goldküste sind



mit Haaren an statt der Wolle versehen, daher man zu sagen pflegt, daß in diesem Land die verkehrte Welt seye, indem die Menschen daselbst Wolle, und die Schaafe Haare haben. Die Schaafe aus Guinea *) blöcken ganz anderst, als die unsrigen, und unterscheiden sich auch durch ihr braunes, und schwarzes Haar.

Die Schaafe aus der Sonnbras-Bay sind sehr groß, und ausserordentlich schön, und haben gleichfals anstatt der Wolle ein Haar fast wie die Ziegen; der Umfang ihres Schwanzes beträgt ohngefähr zwei Schuh.

Die Schaafe aus Indostan **) und Persien haben eine kurze und sehr feine Wolle, die zu gewissen Zeiten von sich selbst abfällt.

In Africa hat man einem Schaaf, welches von den unsrigen in Ansehung seiner Hörner und des Schwanzes verschieden ist, den Namen des Schaafes mit fünf Vierteln (Mouton de cinq quartiers) gegeben, der Schwanz desselben ist breit und rund, und wird, so wie das Schaaf feister wird, immer dicker.

Die Schaafe aus der neuen Welt sind das Lama und das Paco, wenn man diese Thiere anders Schaafe nennen kann; dann sie haben mehr die Art und Eigenschaften des Kameels an sich.

Der

*) Guinea ist ein grosses Land in Africa so im Jahr 1364 von einigen Einwohnern aus Düppe entdecket worden. Es wird in Ober- und Unter-Guinea eingetheilet. Das leztere wird Congo genennet.

**) Indostan, Indoustan oder das innerliche Indien ist hauptsächlich der grosse Theil von Asien, welcher das Reich des Mogols enthält.

Der Axis. Axis.

Herr Daubenton hat erwiesen, daß der Ochs innerlich in seinem Leib eben so gebauet und eingerichtet ist, wie der Hirsch, ungeachtet dieser so flüchtig und leicht, und iener so schwer ist. Zwischen den Gazellen, die ich in kurzem beschreiben werde, und den Ziegen ist ebenfalls nur ein geringer und diesen beiden Thieren sehr nahe kommender Unterschied. Der Axis ist, so zu reden, eine gemischte Art, welche den Hirsch und Damhirsch voneinander absondert, oder selbige vielmehr einander nähert. Diese und tausend andere Beispiele beweisen, daß in der Natur alles durch eine so feine sich nach und nach verliehrende Schattirung (degradation) geschiehet, die man bisweilen kaum bemerken kann.

Man hat den Axis, den Gangeshirsch oder die Sardinische Hindinn genennet. Belon ist der erste, welcher ihn für den Axis erkannt hat, von welchem Plinius in seiner Naturgeschichte geredet hat. Er hat äusserlich ein sehr merkliches Kennzeichen, wodurch man ihn sehr leicht von allen andern Thieren, mit denen er einige Aehnlichkeit hat, unterscheiden kann. Selbiges bestehet in weißen Flecken, die auf einem theils fahlen, theils isabellenfarben Grund stehen; sein Haar ist sehr dünn, aber fast sechs Zoll lang; es hält sich in Indien und den übrigen heißesten Asiatischen Ländern auf, wo unsere Damhirsche und Hirsche nicht leben könnten.

Es kommt ihm also der Name der Sardinischen Hindinn gar nicht zu, gleichwohl ist er unter



diesem Namen in die Menagerie nach Versailles *) gebracht, und von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu einer Zeit beschrieben worden, da er noch nicht so sehr bekannt war, als er es iezo ist. Man nennet ihn mit besserm Rechte den Gangeshirsch, ob man ihn schon auch in der Barbarei, und an dem Vorgebirg der guten Hofnung antrift.

„Der Axis, sagt Belon, hat einen mehr silber„hellen und schmetternden Ton als der Hirsch.

Das Zebra. Zebra.

Die Schönheit dieses Thieres Tab. V. würde ihm vieles Unglück zuziehen, wenn es nicht so viele Mühe kostete, es zahm zu machen; es würde bei uns das traurige Schicksal des Esels haben, wenn es so geduldig und so gut wie dieser wäre. Wir finden ein Vergnügen daran, wenn die Thiere, die wir zu unsern Sclaven machen, mit dem zu unsern Diensten nöthigen Eigenschaften zugleich eine angenehme und schöne Gestalt vereinigen. Die Gestalt des Zebra ist äusserst angenehm, dieses Thier hat einen zierlichen Wuchs, und das Haar desselben ist an dem Männchen mit schwarzen und gelben, und an dem Weibchen mit schwarzen und weißen runden Streifen bezeichnet, die nach der grösten Regelmäßigkeit und Symmetrie aufgetragen sind. Das Haar dieses Thieres ist so sanft und gelind, daß ihm der Atlas nur unvollkommen gleichet, es hat etwas längere Ohren als ein Pferd,

dem

*) Gegenwärtig giebt es viele dieser Thiere in der Menagerie, die sich leicht vermehren, woraus erhellet, daß diese Thiere viel leichter in einer gemässigten Gegend, als unsere Hirschen in einem sehr heißen Himmelsstrich eingewohnen können.

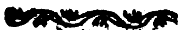
dem es übrigens sehr viel gleich siehet. Es hat ungespaltene Füße, wie das Pferd und der Esel.

Man sollte suchen dieses Thier in Europa einheimisch zu machen, welches man ohne Zweifel bewerkstelligen könnte, da es, seiner Liebe zur Freiheit ungeachtet, sehr gelehrig ist, und sich hauptsächlich durch gute Begegnung zähmen lässet. Einer der leztern Könige von Portugall ließ seine Carößе öfters mit vier Zebrathieren bespannen. Es befande sich auch ein solches Thier in der Menagerie zu Versailles, welches daselbst im Jahr 1761 starb.

Das Geschlecht des Zebra kommt dem Geschlecht des Esels sehr nahe, ist aber doch von diesem ziemlich unterschieden, und kommt auch nicht von eben dieser Quelle, nemlich von den Onagern oder wilden Eseln in Asien und Africa, her. Diese haben eine einfärbige Farbe, die insgemein schön Mausgrau ist, und sind mit einem schwarzen Kreuz über dem Rucken und den Schultern bezeichnet. Bisweilen haben sie auch eine hellere graue Farbe, und ein weißes Kreuz. Das Zebra hat aber iederzeit eine abwechselnde schwarze und gelbe, oder weiße Farbe, und zwar immer nach einerlei Zeichnung.

Man findet dieses Thier in Africa, nicht nur in dem Vorgebirg der guten Hofnung, sondern auch in den Königreichen Congo und Angola, und in gewissen Provinzen in der Barbarei. Die Zebrathiere pflegen insgemein Heerdenweis miteinander zu gehen. Man sagt, daß wenig Thiere so schwer zu fangen seyen, wie diese, wegen ihrer ausserordentlichen Geschwindig-

keit



keit *) daher die Spanier und Portugiesen auch sprichwortsweise sagen, er lauft wie ein Zebra.

Das Flußpferd. Hippopotamus.

Man nennet dieses Amphibische Thier deswegen den Hippopotamus oder das Flußpferd, **) weil es sich fast den ganzen Tag über in Flüßen und Weihern aufhält, und nicht eher als bis zu Abends heraus gehet, um seine Weide zu suchen. Es hat etwas von der Gestalt und Nettigkeit des Pferdes, und einen verhältnißweis grössern Kopf als der Stier.

Ein Flußpferd hat, wann es vollkommen ausgewachsen ist, in der Länge von der Schnauze bis zum Anfang des Schwanzes ohngefähr zwölf Schuh, und an der dickesten Seite des Leibes nämlich unter der Brust, im Umfang eben so viel. Der Schwanz ist sehr kurz, und lauft spizig zu; das Thier wiegt bis funfzehen hundert Pfund. Es hat weder einen ungespaltenen Fuß wie das Pferd, noch einen gespaltenen wie der Ochs, sondern an jedem Fuß vier mit Klauen versehene Zehen; die

*) Wir könnten diese Geschwindigkeit bald mässigen, wenn wir das Zebra zu einem Hausthier macheten, und wir würden es vielleicht so weit bringen, daß dieses Thier so träg wie der Esel würde; dann wir verleiten die Natur fast jederzeit, wenn wir sie verbessern wollen, von einer Ausschweifung zu einer andern, die noch schlimmer als die erstere ist. Und la Fontaine sagt mit Recht:

Rien de trop est un point
Dont on parle sans cesse, & qu'on n'observe point!

In nichts zu viel thun ist eine Regel, wovon man zwar unaufhörlich redet, sie aber zu keiner Zeit beobachtet.

**) Einige Naturbeschreiber nennen es auch das Meerpferd, aber ohne Grund, dann dieses Thier gehet niemals ins Meer.

die Haut ist sehr dick und von einer dunkeln Farbe; es hat wenig oder gar keine Haare, ausgenommen am Ende des Schwanzes und an der Schnauze, woran sich Barthaare, wie bei dem Löwen, Luchs, Tieger, und der Kaze befinden.

Man siehet in dem Cabinet zu Leyden ein ganzes Flußpferd, und in der Augustiner Bibliothek auf dem Place des Victoires zu Paris einen Kopf von einem solchen Thier.

Dieses Thier hält sich an den Ufern des Nils, des Nigres und anderer Flüße in Africa auf, es scheuet das Crocodill nicht, und dieses untersteht sich auch nicht, ienes anzufallen. Es lebt von Fleisch und Fischen, bisweilen auch von Gewächsen, wovon es hauptsächlich den Hirsen, die Erbsen, Melonen und den Reiß am liebsten frißt.

Die Negern iagen das Flußpferd entweder mit offenbarer Gewalt, da sie es von den Flußufern abhalten, und wenn es sich einmal davon entfernet hat, nicht mehr dahin zuruck kommen lassen, oder sie legen ihm Fallen, und Gruben, in welche es hinein stürzet. Fast mehrestentheils fängt man ein Männchen und Weibchen miteinander, indem sie sich fast niemals voneinander trennen. Das Weibchen bringt bei iedem Wurf ein Junges, und hält lange Zeit innen, bis es wiederum trächtig wird, welches bei allen andern grossen Thieren gleichfals Statt findet; denn die Natur beobachtet in allen Stucken die nöthigen Verhältnisse und das Gleichgewicht. Und nach diesem Gesez müssen die Mäuse, das gemeine Wiesel und das Kaninichen viele Junge bringen, und hingegen die Geschlechter des Elephantens, des Nasehorns, und des Flußpferdes sich desto weniger vermehren.



In der heiligen Schrift in dem Buch Hiob, ist das Flußpferd unter dem Namen des Behemoths angezeiget. Man findet auch auf den Aegyptischen Obelisken und auf den Römischen Medaillen die Figur dieses Thieres. Inzwischen ist es den Alten, und auch selbst dem Aristoteles unbekannt gewesen, und erst seit 1603 bekannt geworden, da Friederich Zerenghi, Wundarzt aus Narin in Italien, die Beschreibung von zwei Flußpferden lieferte, die er lebendig gefangen, und in einer grossen Grube, die er am Ufer des Nils bei Damiette hatte graben lassen, selbst tödete. Herr von Buffon führet die Italienische Beschreibung des Zerenghi mit vielem Lob und Beifall an.

Das Elendthier. Alce, und das Rennthier. Tarandus Rangifer. *)

Ist es wohl möglich, daß der Muth bisweilen nur die Wirkung der Unbedachtsamkeit und Unwissenheit einer drohenden Gefahr seye? Ich glaube es allerdings, und folgende Betrachtung scheinet diesen Satz zu bestätigen. Die Wirkung der innern Empfindungen und Sinnen, die in uns für unser Wohl wachen, hänget von den Werkzeugen des Gehirns ab; diese Werkzeuge sind um so viel besser entwickelt und vollkommener, iemehr die Zirbeldriesse Glandula pinealis als der Mittelpunct des Gehirns ausgebreitet ist, und ie besser sie sich geöfnet hat; nun ist selbige aber in den furchtsamen Thieren mehr geöfnet und ausgebreitet, als in denen, welche die erstern anfallen; sie ist in dem Elendthier, in

dem

*) Der Name Rangifer ist aus dem neuern Latein, und kommt daher, weil die Lappländer dem zahmen Rennthier ein Geschirr anlegen, welches sie in ihrer Sprache Raucha nennen.

dem Kameel rc. fast drei Linien breit, bei dem Löwen, dem Bären, und dem Menschen aber kann man sie kaum bemerken. Es folgt daraus, daß der Mensch von Natur sollte muthig und so gar wild seyn, und gleichwohl beobachtet man, daß die Wilden, die dem Stand der Natur am allernähesten kommen, sich der Gefahr so wenig als möglich aussetzen. Man muß daraus schliessen, daß ein Mensch, in so weit er blos seinem Naturtrieb überlassen ist, unerschrocken und wild seyn würde, da er aber, auch selbst in dem Stand der allerdickesten Unwissenheit, von der Vernunft, welche über den Naturtrieb die Oberhand hat, geleitet wird, so muß er in diesem Zustand nothwendig nur mittelmäßig tapfer seyn, und wenn er sich in den Zustand der Gesellschaft begiebt, so muß er noch tapferer und muthiger werden, als er durch den blossen Naturtrieb ganz allein, und ohne Beihülffe der Vernunft geworden wäre, weil in der Gesellschaft das Gute und das Böse, und die guten und bösen Eigenschaften einander entgegen stehen.

Das Elendthier, und das Rennthier, *) könnte man die Nordischen Hirschen, und den Axis den südlichen Hirschen nennen. Es scheinet, als ob die Natur an der Hervorbringung eines so schönen Thieres wie der Hirsch ist, so viel Wohlgefallen gefunden habe, ungeachtet alles, was sie hervor bringet, wirklich schön ist, daß sie selbigen allenthalben habe ausbreiten wollen.

Man findet das Elendthier in Moscau, in Pohlen, in Schweden und in Lappland, und man trift es auch in der andern Himmelsgegend in Canada, aber viel kleiner und schwächer an.

Das

*) Das Rennthier heisset in der alten Sprache Rangier oder Ranfier.



Das Elendthier in unserm Welttheil ist so groß, wie ein Pferd, es hat ein dunkel gelbes Haar, das mit einer grauen Aschfarbe vermenget, und ohngefähr drei Zoll lang ist. Dieses Thier hat so feste Beine, daß es kühn auf dem Eis weglauft, und sich dadurch vor den Wölfen in Sicherheit sezet, die es nicht einholen können. Man gibt vor, daß es der fallenden Krankheit unterworfen wäre, man darf diesem Vorgeben aber nicht so schlechterdings Glauben beimessen, denn die Natur bewahret diejenigen Thiere, die sie allein regieret, vor allen Arten der Krankheiten, nun gehöret aber das Elendthier zu dieser Gattung. Man sezet noch ferners hinzu, daß es sich dadurch heile, wenn es seinen linken Fuß in sein Ohr bringen kann, und daß das Horn dieses Fusses ein unbetrügliches Mittel wider die fallende Sucht seye, *) wenn man es entweder in einem Ring, oder als ein Angehäng bei sich träget. Allein diese ganze Geschichte hat das Gepräg einer wunderbaren Unrichtigkeit an sich. Wenn der Fuß des Elendthieres einigen Nuzen haben sollte, so müßte man ihn reiben, und ein Infusum daraus machen, weil er viel flüchtiges Salz in sich enthält.

Nur das männliche Elendthier hat Hörner, sie sind zwei Spannen breit, und zwei Schuh, oder etwas mehr hoch, sie fallen alle Jahr wie der Hirschen ihre Geweihe ab, aber zwei bis drei Monate eher, nämlich in der Mitte des Jäners.

Zur

*) Man darf nur bemerken, daß die ganze Antiepileptische Kraft des Elendthieres in seinem linken Fuß bestehen solle. Unterwirft sich wohl die Natur dergleichen nichtswürdigen Kleinigkeiten? Man muß sich bei einer Beschreibung der Naturgeschichte schämen, wenn man siehet, daß manche Männer solche abgeschmackte Dinge haben erdenken, und in Ansehen bringen mögen.

Zur Brunstzeit sind die Elendthiere nicht so wüthig und weniger kränklich als die Hirschen. Das Weibchen trägt acht Monat lang wie das Weibchen von dem Rennthier und die Hindinn; es wirft auch wie diese in der Mitte des Maimonats, und bringt nur ein oder zwei Junge; diese Jungen folgen ihrer Mutter zwei bis drei Jahre lang nach, und sind ihr sehr zugethan. Wenn man sie jung fangen kann, so zähmet man sie leicht, wenn man sie an den Kühen saugen lässet.

Ungeachtet das Elendthier ein Thier aus den Mitternächtigen Ländern ist, so findet man es doch auch in Africa, aber es vermehret sich daselbst nicht viel.

Es giebt auch in dem Mitternächtigen Theil von America ein Elendthier, welches Orignal heißet, und ein Rennthier, welches man Caribou nennet, sie sind aber alle beide kleiner, als die aus Europa.

Das Rennthier ist etwas kleiner als das Elendthier, aber doch grösser und dicker als der Hirsch, dem es übrigens viel gleich komme. Sein Geweyh hat insgemein vier Hauptstangen, zwei vornen und zwei hinten, die alle Jahre abfallen. Das Haar eines erwachsenen Rennthieres ist grau Aschenfarbig, unter dem Bauch aber, an den Seiten, und über den Schultern ist es weiß; dieses Thier hat wie die Ziege am Hals lange Haare; es hat keine mit Gall angefüllte Blase, sondern nur ein kleines schwarzes Nez, welches einen Saft in sich enthält, der bei weitem nicht so bitter wie die Galle ist. Man sagt, daß, wenn das Rennthier gehet, die Kniescheiben desselben und andere Gelenke an seinen Beinen und Füßen ein Getöß von sich geben, welches fast dem Rasseln einer Kutsche gleichet; so daß

man es fast so weit höret, als man es sehen kann. Herr von Buffon welcher alle wahre Wunder der Natur so sehr in ihrem Lichte zu zeigen, als die erdichteten zu widerlegen und auszurotten weis, behauptet, daß das Geklapper des Rennthieres blos von der etwas schlappen Einlenkung und Fügung des untern Theils des Fußes herrühre.

Ein Umstand wodurch sich das Elendthier und das Rennthier von den andern Hirschen unterscheiden, ist dieser, daß sie, wenn man sie gleich verschneidet, dem ungeachtet alle Jahre wiederum ihr Geweih bekommen, und daß das Weibchen ein eben solches Geweih wie das Männchen, nur etwas kleiner hat.

Die Lappländer verschneiden die iungen Rennthiere mit den Zähnen; und diese grausame Operation ist das einige Mittel sie gelehrig zu machen, oder wenigstens ihre Hize zu mäßigen.

Man muß entweder sich in der verwegenen Unwissenheit eines Lappländers befinden, oder so blind begierig seyn, wie ein Mensch der sein Glück mit Gewalt verfolgt, oder den edlen Muth eines Naturforschers besizen, *) wenn man sich unterfängt, sein Leben einem Rennthier anzuvertrauen, das an einen kleinen Schlitten angespannet ist, der Pulka genennet wird, und damit ganze Schneegebirge in denen sich das Aug verliehret, beständig zwischen zwei Abgründen so schnell wie ein Bliz durchfähret.

Die

*) Auf solche Art haben Herr Maupertuis, Clairaut rc. da sie die Fläche des Polus zuverlässig erforschen wollten Eisfelsen durchgereißet, die so alt als die Welt waren, und Länder durchgewandert, woselbst die allerschiefesten Sonnenstrahlen mit Mühe und sehr selten durchdringen.

Die Art und Weise wie die Lappen das Rennthier abrichten und zahm machen, und dadurch alle mögliche Dienste von ihnen erhalten, würde ein so angenehmes als unterhaltendes Gemälde vorstellen; man müste aber sehr viele einzelne besondere Umstände beschreiben, wenn solches vollständig seyn sollte, weil wir von ihren verschiedenen Handgriffen, und von der besondern List und Kunst, die hiezu erfoderlich sind, keinen richtigen Begrif haben; allein dergleichen ausführliche Beschreibungen sind dem Entwurf welchen ich zu befolgen habe, keinesweges gemäß, und also will ich nur noch zum Beschluß erweisen, daß es vor diesem in Frankreich so wohl Elend- als Rennthiere gegeben habe.

In dem Jahrhundert des gelehrten und in der Weltweisheit sehr erfahrnen Kaisers Julianus war Gallien noch mit Holz und Morästen stark bedeckt, und diese Himmelsgegend so kalt als heut zu Tag Canada ist, welches unter der nämlichen Breite lieget, und eben so wenig angebauet und ungearbeitet ist, als vormals Gallien *) war.

Aus einem Schreiben des Julianus erhellet, daß unsere Gegend (Frankreich) zu seiner Zeit kalt genug ware, daß sich Elend- und Rennthiere darinnen aufhalten konnten. Es zeiget sich auch überdieses aus den Commentarien des Cäsars, daß ohngefähr drei Jahrhunderte vor der Regierung des Kaisers Julianus, wirklich dergleichen Thiere in Gallien gefunden worden sind.

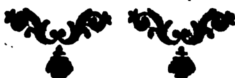
 Man

*) Da man in Canada eine Art des Elendthieres, den Caribu findet, so ist zu vermuthen, daß sich in Gallien gleichfalls Elendthiere befanden, weil dieses Land den nämlichen Grad der Mäßigung wie heut zu Tage Canada hat.



Man darf sich also nicht wundern, daß man nachhero unter einem Felsen bei Estampes Gebeine von einem Rennthier gefunden hat, aber das ist noch merkwürdiger, daß man daselbst auch Gebeine von einem Flußpferd gefunden hat. Wenn dieser lezte Umstand zuverlässig ist, so ist daraus zu schliessen, daß auf dem Erdboden erstaunlich grosse Veränderungen vorgegangen sind, wovon dieses Gerippe einen Beweiß darleget.

Das Elendthier und das Rennthier, haben den Wolf und einige andere fleischfräßige Thiere zu Feinden, hauptsächlich aber den Vielfraß oder Rosomack ein fürchterliches Thier, ungeachtet es nicht grösser als ein Dachs ist. Es legt sich, wie der Tieger, in einen Hinterhalt, fällt seiner Beute auf den Rucken, und lässet nicht eher nach, bis er selbige ums Leben gebracht hat. Da die Natur die Vermehrung der Thiere solchergestalt im Gleichgewicht erhält, daß sich die fleischfräßigen nicht gar zu stark, sondern nur in so weit vermehren, als es nöthig ist, wenn die fruchtfressenden Thiere nicht gar zu häufig werden sollen, so hat sie in America den Vielfraß, der daselbst Carcajou oder Quincajou genennet wird, hervor gebracht, um den Orignal oder Caribu zu bestreiten, welche das Elend- und Rennthier dieses Welttheiles vorstellen. Die Wilden in Canada wissen diese Thiere eben so geschickt zu jagen und zu fangen wie die Lappländer.



Der Steinbock. Ibex, und die Gems. Rupicapra.

Herr von Buffon hält den Steinbock für das Muttergeschlecht der Ziegen, wie den Muflon in Rucksicht auf die Schaafe; und er giebt solche Beweise davon, denen man seinen Beifall nicht versagen kann. Er erkläret aber auch nebst der zahmen Ziege, zugleich die Gemse, die kleine Africanische Ziege, oder die Zwergziege mit kurzem Haar, die Ziege von Juda, die von Angora, die Mambrine Ziege mit grosen Lappohren, so eine Art der Angorischen Ziege ist, und den Capricorne, oder kleinen Americanischen Bock, welcher wirklich ein Europäischer Bock ist, den man dahin versezet hat, und der daselbst ausgeartet ist, für Abarten des Steinbocks.

Nachdem was ich schon S. 46 von der Ziege gemeldet habe, werde ich nicht nöthig haben, von dem Steinbock und der Gemse hier besondere Umstände anzuführen. Man nennte ihn sonst im Französischen Bouc-estain, oder Bouc-stein, das ist Felsenbock, von dem deutschen Wort Stein.

Der Steinbock hält sich in den Alpen in der Schweiz und Savoyen auf.*) Er übertrift in der Grösse den grösten Bock; seine Hörner sind braun, schwarz, lang, etwas Bogenförmig gewölbt, sehr stark, und so lang sie sind, allenthalben mit Buckeln oder Hervorragungen bezeichnet. Die Beine sind sehr dünn, und sein Haar hat eine fahle Farbe.

*) Man findet ihn auch, wie die Gemse in den Pyrenäischen Gebirgen, in den Griechischen Gebirgen, und in den Gebirgen auf den Inseln des Archipels.



Die Steinböcke haben einen so flüchtigen Lauf, daß sie ganz leicht über die steilesten Felsen weglaufen, und wenn sie im Springen ohngefähr stürzen, so fallen sie auf ihre Hörner, ohne sich den mindesten Schaden zu thun; weit gefährlicher ist es für sie, wenn sie in dem Schwindel den sie unterworfen sind, sich aus Taubheit unter die Heerden zahmer Ziegen mengen, da es ihnen das Leben, oder welches noch schlimmer ist, die Freiheit kostet.

Wenn sie allgemach alt werden, so findet man in ihrem Magen eine Art von Bezoard. *) Man sagt, daß sich dieser Bezoard durch eine geschwinde Auflösung verliehre, wenn man ihn nicht gleich so bald das Thier getödet ist, heraus nimmt. Ungeachtet dieser Bezoard sehr weich ist, wenn man ihn heraus nimmt, so bekommt er doch so gleich in der Luft eine ausserordentliche Festigkeit.

Die Gems so man auch Ysard **) oder die Alpenziege nennet, welcher leztere Name aber dem Steinbock mit besserm Recht zukäme, ist viel grösser als die Ziege, und gleichet in ihrer Leibesgestalt viel dem Hirschen. Die Stirne, der Bauch, und ein Theil der Kehle sind weiß, der übrige Theil ist schwarz. Das Haar der Gemse ist von zweierlei Art. Sie hat ein langes Haar, und unter diesem ein anderes etwas kürzeres, wie man denn dergleichen doppeltes Pelzwerk fast an allen Nordischen Thieren bemerket.

Das

*) Man wird in der Folge in dem Artickel von den Gazellen finden, was der Bezoard ist.

**) Im neuern Latein heisset die Gems Ysarus oder Sarris. Man sehe, was Gaston Phoebus in seiner Venerie, die der Venerie des Dufouilloux, Paris 1614 angedrucket ist, hievon saget.

Das Männchen und Weibchen haben Hörner die anderthalb Spanne lang, runzlich, bis zu einer gewissen Höhe gerad, und alsdann wie eine Angel gekrümmet sind. Sie fallen niemals ab, und machen auch nicht so wie bei den Hirschen eine Art eines Holzwachsthums aus, sondern sie vermehren sich alle Jahre mit einem neuen Ring, wie solches bei allen Thieren von der Ziegenart geschiehet.

Man findet oft in dem Magen einer etwas alten Gems eine Haarkugel: wenn sich die Gems lecket, so verschlucket sie dabei einige Haare, diese häufen sich nach und nach in ihrem Magen, und machen daselbst solche Bewegungen wie alles was in den Magen hinein kommt. Durch diese Bewegungen bekommen sie die Kugelförmige Gestalt, daher man sie Aegagropilae oder Haarkugeln, genennet hat, sie werden auch der falsche Bezoard, oder der deutsche Bezoard genennet.

Das Thier Saiga.

Dieses Thier scheinet zwischen den Ziegen und Gazellen, denen es sehr nahe kommt, die Unterscheidungslinie zu machen. Es hat die natürlichen Gewohnheiten und Eigenschaften der Gazellen. Die Saiga würde sich vielleicht mit den Gazellen begatten, und eine Art hervor bringen welche die Gazellen mit den Ziegen noch mehr vereinigte, wenn es ihnen an Weibchen von ihrer eigenen Art fehlen sollte; man müste sie zu diesem Ende in solche Länder versezen, wo sich die Gazellen aufhalten, und diese trift man nirgends als in Ungarn, Pohlen, und dem südlichen Siberien an.

Geßner hat dieses Thier unter dem Namen Colus angezeiget, man nennet es auch den Ungarischen Ziegenbock



genbock. Seine Hörner sind nicht schwarz und dicke wie die Hörner aller Gazellen, sondern vielmehr weißlich und durchscheinend; ihr Fleisch ist besser zu essen, als das Fleisch des Steinbocks und der andern wilden und zahmen Ziegen.

Die Gazellen. Dorcades. *)

Dieses Thiergeschlecht kommt überhaupts dem Rehe sehr nahe, noch mehr aber den Ziegen; ein Hauptunterschied zwischen den Ziegen und Gazellen bestehet darinnen, daß die Gazellen überhaupts keinen Bart unter dem Kien, sondern einen dicken und mit schwarzen, braunen, oder unten an den Weichen rothen Haaren wohl bezeichneten Streif, und drei gerade Streife mit weißen Haaren über der innern Fläche des Ohres haben, und ihre Hörner sind Wagrecht in Ringe, und senkrecht in Höhlungen oder Falzen getheilet; da hingegen die Ziegen nur grosse quere Knoten an statt der Querhöhlungen haben. Ueber dieses sind die Hörner aller Gazellen schwarz, die Hörner der Ziegen aber sind Theils schwarz, andere, weiß braun ꝛc. und endlich haben die weiblichen Gazellen viel kürzere Hörner als die männlichen.

Es fällt sehr schwer, die verschiedenen Abarten der Gazellen deutlich zu bestimmen, da sie so sehr in Asien und Africa ausgestreuet sind, so hat man sie nicht deutlich genug kennen lernen können, wenn man auch in den heißesten Gegenden wo sie anzutreffen sind,

sich

*) Der Nominativus im Singulari heist Dorcas. Man sagt im neuern Latein Gazella. Das Wort Dorcas kommt von der griechischen Sprache her, und bedeutet so viel als einer der weit siehet; welche Eigenschaft man den Gazellen zuschreibet.

sich noch so lang aufgehalten hatte. Man findet sich also bemüssiget, die öfters dunkeln oder falschen Nachrichten der Naturkundiger und alter und neuer Reisebeschreiber zusammen zu halten. Man muß aus diesem verwirrten Gemeng einige deutliche Spuhren und Begebenheiten die man kaum bemerken kann, zu entwickeln suchen, und daraus solche einzelne Schlüsse folgen, welche die zweideutigsten Begebenheiten wenigstens in ein halbes Licht sezen können. Wiz und Verstand ist hiezu allein nicht hinlänglich; dann sonst würde Herr von Buffon diese neue Laufbahn so er eröfnet hat, in einem Augenblick in das gehörige Licht gesezet haben; man muß nebst den vortreflichen Naturgaben des Herrn von Buffons, auch so viel gesunde Beurtheilungskraft, Scharfsinnigkeit und Geduld wie dieser grosse Geist besizen, wenn man alle Dunkelheit vertreiben will, welche diesen Theil der Naturgeschichte noch umhüllet. Er hat diesen Artikel zum drittenmal wiederum vor die Hand genommen. Wir wollen die Frucht seiner Bemühungen geniessen, wir wollen diesen Genuß aber auch mit aller schuldigen Dankbarkeit erkennen.

Herr von Buffon hat unter den Thieren die man Gazellen nennet, dreizehen verschiedene Gattungen oder Abarten entdecket. 1) Die gemeine Gazelle welche man in Syrien, Mesopotamien, und den andern Levantischen Provinzen, wie auch in allen Nordischen Africanischen Ländern findet; sie ist von der Grösse eines ordentlichen Rehes. 2) Der Kevel den Herr Adanson beschrieben hat, und welchen man in Senegal findet; er ist kleiner als die Gazelle, und ohngefähr so groß wie unsere kleinen Rehe. 3) Das Korine nach seinem Namen Korin den es in Senegal führet, und welches Herr Adanson daselbst gleichfals gesehen und beschrieben hat.

Dieses Thier ist nicht so groß wie eine Gemse, siehet dieser aber übrigens ziemlich gleich. 4) Die Tzeiran der Türken, so die Persier Ahu und einige Reisende Geiran, Jairan, oder Dsheren nennen, welches verderbte Aussprachen des Namens Tzeiran sind. Das Vaterland dieser Gazelle ist der Mittägige Theil der Tartarey, Persien, und die Türkei. Es scheinen selbige einige Reisende auch in Ostindien gefunden zu haben. 5) und 6) die Koba und die Koh aus Senegal, die ebenfals von Herrn Adanson beschrieben worden. Die Franzosen nennen sie die grosse und die kleine braune Kuh, weil sie ohngefähr so leibig sind wie unsere Kühe von mittlerer Art. 7) Die Algazel oder Aegyptische Gazelle von der Grösse eines Damhirschens. 8) Die Pasan, die man unschicklicherweisse die Bezoar-Gazelle genennet hat, weil sie keinen Bezoar in sich hat, und sich selbiger nicht nur in andern Gazellen, sondern auch in den Ziegen, den Schaafen, und fast allen wiederkauenden Thieren befindet. Die Pasan hält sich wie die Algazel in Aegypten, Persien, und Arabien auf, aber die Algazel befindet sich gerne auf Ebenen, und die Pasan ziehet die Gebirge vor. 9) Eine andere Gazelle aus Senegal welche nach dem Bericht des Herrn Adanson Nanguer oder Nanger heisset. Dieses ist ein kleines schönes Thier von der Gestalt und Farbe eines Rehes, ist drei und einen halben Schuh lang, und zwei und einen halben Schuh hoch. Sie ist ganz zahm und furchtsam, und sehr flüchtig im Lauf; man kann aus diesen und vielen andern Eigenschaften erkennen, daß die Nanguer das nämliche Thier ist, welches Plinius unter dem Namen Dama beschrieben hat. 10) Die Antilope welche diesen Namen von den Engländern bekommen; man findet sie häufig in der Barbarei

und

und in Mauritanien, sie gleichet dem Wuchs nach unsern grösten Rehen, ihre beiden Hörner stellen, wenn sie zusamm gehalten werden, die Form einer alten Leyer vor. *) 11) Die Lidmee eine andere Antilope die grösser ist, als die vorige. Man findet sie in den Königreichen Tunis und Algier und in einigen andern Africanischen Gegenden. 12) Die Ostindische Antilope welche kleiner ist, als die beiden vorhergehenden die ich angezeiget habe. 13) Die Gazelle aus der Insul Goree. Herr von Buffon nennet sie Nagor, weil sie dem Mangueur viel ähnlich ist.

Herr von Buffon bringet diese dreizehen verschiedene Abarten in fünf Gattungen. 1) Die gemeine Gazelle, die Kevel und die Corine. 2) Die Tzeiran, die Koba, und die Kob. 3) Die Algazel und Pasan. 4) Die Nanguer oder Dama der Alten und die Nagor. 5) Die drei Antilopen.

Die Gazellen haben nebst andern Aehnlichkeiten mit den Rehen, wie diese weiße Hintern, welches man mit dem Wort Pygargus anzeiget, und diese weiße Farbe des Hintern war nach der Meinung der Alten ein Kennzeichen der Furchtsamkeit, wie sie denn auch die Stärke und Tapferkeit des Hercules von der Ursache herleiteten, weil er schwarze Hinterbacken hatte. Der umgewandte Saz dieses nicht ungegründeten Sprichworts lautet in der alten gallischen Sprache also: blanques gens sont volontiers tendres, weiße Leute sind gerne zärtlich. Daß überhaupts die weiße Farbe weniger Stärke als die andern Farben anzeiget, erhellet unter andern auch daraus, daß die weißen Pferde keine harte und anhaltende Arbeit ausstehen könnten;

daß

*) Daher hat sie auch den Namen Strepsiceros und Addax.

daß die allerweißesten Steine am wenigsten dicht sind, so wie die Pflanzen welche man in Keller einschließet, mit der Weiße die sie daselbst bekommen zugleich ihre Kraft und ihren Geschmack verliehren, und wenn man sie einige Zeit lang wiederum in die freye Luft stellet, mit der grünen Farbe die sie alsdann erhalten, zugleich alle ihre verlohrnen guten Eigenschaften wieder mit erlangen.

Die Gazellen nähren sich von aromatischen Kräutern, von Blättern und besonders von den Blättern des Baums Siam, von der Ambrosie*) wilden Sauerampfer. **) Sie gehen Heerdenweiß oder vielmehr Familienweiß nemlich zu fünf bis sechsen miteinander; ihr Geschrei gleichet dem Geschrei der Ziegen; man iagt sie mit Jagdhunden, und nimmt dabei einen Falken oder den kleinen Panther dem wir den Namen Unze gegeben haben, zu Hülfe. In einigen Gegenden fängt man die wilden Gazellen mit zahmen, denen

*) Tanacetum odoratum, eine Pflanze welche dem Rheinfaren und dem Wintergrün gleichet.

**) Die härtesten Theile dieser Pflanzen häufen sich bisweilen in dem Magen der Gazellen in Klumpen zusammen, und bilden darinnen den Bezoard eine Art einer Verdickung die einen sehr angenehmen Geruch hat, und in der Arzneikunst gebrauchet wird. Die Steine welche man in den Nieren des Menschen und anderer fleischfräßigen Thiere findet, wie auch die Aegagropilae oder Haarkugeln so man in dem Magen einiger so wohl Fleischfräßiger als Fruchtfreßender Thiere findet, haben nichts mit dem Bezoard gemein; man nennet nur dieienige Verdickung welche man in den Gazellen und andern wiederkauenden Thieren aus den heißesten Himmelsgegenden der alten Welt findet, den Bezoard; und der Orientalische Bezoard heist der, welcher von den Thieren aus America herkommt. Dieser letztere aber hat keine so ganz guten Eigenschaften wie jener.

denen man ein Schlingwerk von Stricken um die Hörner machet, und wenn die wilden Gazellen auf die Wiesen kommen und mit den zahmen spielen, so verwirren und fangen sie sich darinnen.

Ein Reisender, der aber mit dem Herrn von Buffon nicht übereinstimmet, und dem man folglich auch nicht trauen darf, erzählet, daß man in Senegal grosse Heerden von Gazellen findet, welche, wie er saget, die artigsten Thiere von der Welt, und nicht grösser als ein Kanninichen wären, ihre Beine sind nicht dicker wie ein Röhrchen von einer Tobackspfeife; ihre Hörner sind ebenfals sehr klein und haben eine glänzende schwarze Farbe, sie sind so leicht, daß sie in den Gebüschen herum zu fliegen scheinen; die Negern fangen inzwischen doch bisweilen einige, um ihr Fleisch zu essen, das sie für sehr niedlich halten. Diese Thiere sind gar zu zärtlich als daß man sie in unser Land versezen könnte, wenn man sie kommen lassen will, so decket man sie mit Kattun zu; sie haben aber kaum die Linie paßiret, so sterben sie; es sollen aber doch gleichwohl zwei lebendige solche Thiere vor einigen Jahren in dem Königlichen Pallast zu Paris gewesen seyn.

Diese Gazellen sind vermuthlich die nemlichen, welche Herr von Buffon die Guineischen kleinen Zwerghirsche (Chevrotins de Guinée) und Herr Demarchais ohne Grund die kleinen Hindinnen (petites Biches) nennet. *) Ausser dem, daß diese vermeintlichen Gazellen mit dem Guevei oder Zwerghirsch aus Guinea viele Aehnlichkeit haben, so befinden sie sich auch in dem nämlichen Land, weil Senegal einen Theil von Ober-Guinea ausmachet.

Das

*) Es wird von diesen Thieren im folgenden Artickel geredet werden.

Das Zutrauen, die Sanftmuth und die Furchtsamkeit sind Haupteigenschaften der Gazellen, und geben ihnen unter den vierfüssigen Thieren eben den Rang, welchen die Tauben unter den fliegenden Thieren besizen.

Es ist nichts liebenswürdiger und zärtlicher als die Augen der Gazellen; wenn die Morgenländer einem schönen Frauenzimmer das gröste Lob geben wollen, so sagen sie, daß sie Gazellenaugen *) habe. Mithin sind die Adlers und Luchsenaugen den Naturgaben, und die Gazellenaugen der Liebe gewidmet. Aber ihr Herz ist der Liebe noch viel eigener, die Gazelle hat die feinesten und zärtlichsten Empfindungen, wie solches der schöne Auftritt beweiset, den sie in einem kleinen Epischen Gedicht des la Fontaine **) wovon sie die Heldin ist, spielet. Es hindert nichts, wenn man einwendet, daß solches nur eine Fabel seye, hat iemals eine Fabel der Warheit vollkommen gegleichet, so ist es gewiß diese im vorzüglichen Grade.

Der Condoma, das Thier Gib, die grimmische Ziege. Der Zwerghirsch Tragulus. Der Cudus, und das Bisamthier. Moschi capriolus.

Wir haben den Bubak oder die Barbarische Kuh in dem Abschnitt von dem Büffel für eine verschiedene Abart des Geschlechtes des Ochsens erkannt. Er könnte hier wiederum als eine solche Thierart, die den Gazellen sich ein wenig nähert, zum Vorschein kommen;

und

*) Man sagt auch in einigen Orten, Hirschenaugen.

**) L. XII. Fab. XV.

und er würde auch in dem Artickel von dem Hirschen nicht am unrechten Ort stehen. Man hat ihm seiner Aehnlichkeiten wegen mit dem Stier und dem Hirsch die Namen Bubulus, oder Bubalus, kleiner Ochs, Buselaphus, Stierhirsch, und Bucula Cervina Hirschkuh beigeleget.

Herr von Buffon sezet den Bubal, den Condoma, das Thier Gib ꝛc. nach den Gazellen, weil sie vermög der Ordnung der Natur in eben dieser Reihe stehen, und wir keine Ursache haben; diese Ordnung in Rucksicht auf unsere Kenntnisse und Einsichten zu ändern.

Der Condoma hat die Leibesgestalt eines Hirschen; er hält sich nebst den Hottentotten in den Wäldern der Caffrerie bei dem Vorgebirg der guten Hofnung auf. Seine Hörner sind hohl wie die Bockhörner, und haben eine doppelte Beugung wie die Hörner der Gazelle Strepsiceros, sind aber von diesen dadurch unterschieden, daß sie anstatt der Ringe nur Runzeln haben.

Herr Marquis von Marigny, der in seinem Cabinet die schönsten Producta der Natur und Kunst sammlet, hat dem Herrn von Buffon den Kopf von einem Condoma gezeiget.

Das Thier Gib ist von der Gazelle Nanguer wenig unterschieden, allein anstatt daß die Gazellen und vornehmlich die Nanguer am Bauch ein schönes Weiß haben, so sind bei dem Gib Brust und Bauch ziemlich dunkelbraun, und er ist auch ferner wegen seiner weissen Streife merkwürdig, die ein Castanien braunes Haar zum Grund haben, diese Streife liegen ihm in die Länge und in die Quere auf dem Leib, als wenn es ein Reitschmuck wäre. Die Naturkenner und die Reis-

sen-



senden haben von dem Gib nichts gemeldet; Herr Adanson hat ihn in Senegal angetroffen, eine Haut davon mit zurück gebracht, und solche dem Herrn von Buffon als ein Geschenk für das Königliche Cabinet gegeben.

Die grimmische Ziege hat ihren Namen von dem Herrn Doctor Grimm welcher am ersten von diesem Thier geredet hat. Man findet sie in Senegal. Herr Adanson hat einen Kopf davon mitgebracht; diese Art der Gazellen oder Ziegen gleichet dem Zwerghirschen. Es scheinet, daß bei diesen beiden Thieren nur die Männchen Hörner haben, und es giebt so gar bei den leztern eine Abart die gar keine Hörner hat.

Der Zwerghirsch gleichet dem Hirschen im Kleinen, er hat die schöne Gestalt und Leichtigkeit desselben, und ist nicht grösser als ein Haas. Andere Eigenschaften nähern ihn den Gazellen, weil er geschwind müde wird, so fangen ihn die Negern ohne Mühe, sie haben ihn den König der Hirschen genennet, weil er in Ansehung seiner kleinen Gestalt ganz unglaublich leicht und flüchtig ist.

Von den verschiedenen Arten des Zwerghirsches sind hauptsächlich zwei bekannt, der Memina oder Indische Hirsch ohne Hörner, und der Guevei oder Guineische Zwerghirsch mit Hörnern. Der Guevei muß nach folgender Beschreibung des Desmarchais *) sehr klein seyn.

„In dem Königreich Akra an der Goldküste findet man „so kleine Hindinnen **) daß ihre ganze Höhe nicht über „acht oder neun Zoll beträget, ihre Beine sind nicht grösser „und dicker als ein Zahnstocher von einem Federkiel. —

„Nichts

*) Demarchais Reise, T. I. p. 31. und die allgemeinen Reisebeschreibungen T. IV. p. 75.

**) Die Verfasser der Reisebeschreibungen nennen sie Damhirschen (Daims.)

„ Nichts ist niedlicher, zuthätiger und schmäuchlender „ als diese kleinen Thiere, sie sind aber so zärtlich, daß „ sie das Meer nicht vertragen können.„ Man sollte also sie stark austrocknen und zu uns bringen. Dergleichen Reichthümer haben einen grössern Werth als die mehresten andern so wir aus diesem Lande bekommen.

Weil der Zwerghirsch eine an die Hirschen und Gazellen angränzende Art ist, so glaube ich, daß er auch wie diese Thiere nur ein Junges auf einmal bringet, allein anderntheils ist auch seiner kleinen Gestalt wegen zu vermuthen, daß er mehrere werfe, wie der Haas, das Kaninichen, das gemeine Wiesel ꝛc. Herr von Buffon möchte diese Frage gerne entschieden wissen, und wünschet deswegen, daß einige aufmerksame Reissende, die der Natur nachzuforschen fähig sind, und sich bei den Personen, die sie auf ihren Reißen antreffen, über nüzliche Gegenstände befragen können, sich erkundigen möchten, ob die Zwerghirsche nur eines oder mehrere Junge bringen.

Der Cudus scheinet dem Herrn von Buffon eines derienigen Thiere zu seyn, welches die Reisebeschreiber von Asien, den bengalischen Büffel, den rothen Büffel, den grauen Mogolischen Büffel oder Nil-gauts nennen, wenn es anders nicht der Africanische Pacasse ist. Allein zum Beweiß, daß es vielmehr eines von den Thieren ist, wovon die Reisebeschreiber von Asien reden, dienet das Stück von einem Kopf mit zwei Hörnern, welches man in dem Cabinet des Herrn Dupleix siehet, wobei ein Denkzettel folgendes Innhalts ist: Hörner von einem Thier, das beinahe so groß als ein Pferd und von graulichter



Farbe ist, und dabei vor dem Kopf einen Mähnenzopf gleich dem Pferde hat; man nennt es hier (zu Pondichery) Condoes, welches Cudus muß ausgesprochen werden.

Das Biesamthier, Biesamhirsch, Biesamreh oder Biesamziege ist ein Thier von einer etwas zweideutigen Art so dem Memina oder Ostindischen Zwerghirschen gleichet. Es hat zwei grosse Schweins- oder Hackenzähne und keine Hörner. Dieser Mangel der Hörner machet, daß man es nicht zu der Classe der Hirschen oder Ziegen rechnen kann; es unterscheidet sich auch dadurch von selbigen, daß es an dem Nabel einen Beutel hat, welcher den Biesamsaft in sich enthält; oder es wäre wenigstens unter allen Thieren die einen wohlriechenden Saft *) von sich geben, das einige so zu dieser Classe gehörete.

Die Reißebeschreiber und Naturkundiger stimmen in der Beschreibung dieses Thieres nicht miteinander überein. Es hält sich in den Morgenländischen Gegenden, und vornehmlich in China auf. Dieses Thiergeschlecht scheinet nicht sonderlich zahlreich zu seyn. Es wird nirgend zahm gefunden.

Nichts in der Welt hat einen durchdringendern und anhaltendern Geruch als der Biesam. Der wahre und ächte Biesam, unter welchem gar keine andere Materie gemenget ist, ist sehr selten; derienige Biesam den das Thier auf die Steine oder Baumstämme laufen lässet, an welche es sich reibt, wenn dieser Saft

*) Die bekanntesten dieser Thiere sind, der Dachs, der Bieber, der Peccari, der Ondatra, der Desman, die Zibethkatze, und das Zibeththier.

Saft in Gährung geräth, ausdünstet, und ihm ein Stechen verursachet, daß es sich desselben zu entledigen suchet, ist der allerbeste. Er gähret vornemlich in der Brunstzeit, nicht als ob er mit dem Saamen einen merklichen Zusammenhang hätte, sondern weil alsdann in den Feuchtigkeiten und allen Theilen dieses Thieres eine allgemeine Wallung entstehet.

Die Mazamen. Mazames.

Nachdem wir die ganze Classe der Hirschen und Rehe in der alten Welt durchgegangen haben, so müssen wir auch die aus der neuen Welt anzeigen, in welcher es weder Gazellen noch Zwerghirsche giebet. Dieses sind die eigentlich so genannten Mazamen und die Temamazamen so man in Neuspanien oder Mexico und in Brasilien findet. Man nennet die ersten auch Caguacu Apara, oder Cariacou, oder Waldhindinnen (Biches de bois) *) und die leztern Cuguacueté, oder kleine Cariacou, oder Sumpfbaderhindinnen (Biche des Paletuviers.) **) Diese beiden Thiere gleichen unsern rothen Rehen.



*) Man nennet in diesem Land so wohl die Männchen als die Weibchen Hindinnen (Biches.)

**) Die Paletuviers oder Mangelstauden sind Bäume die in den Morästen in America wachsen, und deren Zweige bis auf die Erde herunter hangen, daselbst Wurzeln fassen, und wiederum neue Bäume hervorbringen.



Der Babirusse Aper Orientalis und der Cabiai. Sus Palustris.

Diese beiden Thiere haben so wohl unter sich selbst als mit dem Schwein, oder Eber viele Aehnlichkeit; der Babirusse unterscheidet sich von allen andern Thieren dadurch, daß er vier Hauerzähne, zwei in dem obern und zwei in dem untern Kiefer hat, die anstatt sich zu durchkreuzen, welches ihrer Wirkung hinderlich seyn würde, alle viere gerad hervor ragen; die im untern Kiefer sind zierlich zuruck gebogen, man sollte sie mehr für Hörner als für Zähne halten; sie sind wie die obern Hauer ein sehr schönes Elfenbein.

Der Babirusse stüzet manchmal seine Hauer auf einen Baumstock um mit in die Höhe gerichtetem Kopfe schlafen zu können, welches er mit dem Elephanten gemein hat. Man findet ihn in unterschiedlichen Gegenden in dem Mittägigen Asien und Africa.

Der Cabiai oder das Wasserschwein (Cochon d'eau) ist in America zu Hause, er ist nicht so groß und stark wie ein Schwein, dem er auch ausser diesem nur in Ansehung der Gestalt seines Leibes und seiner Füße gleichet, dann seine Gewohnheiten und sein Naturell ist von des Schweines seinem gänzlich unterschieden, er ist von einer sanften Art, und lässet sich gerne zähmen, er ist fast ein Amphibium, und sizet öfters auf seinen hintern Pfoten. Sein Fleisch ist, wie das Fleisch des Biebers und der Fischotter, von der Seite des Kopfes besser als von den Hintertheilen zu essen. Er kann die Kälte nicht vertragen. Der Herzog von Bouillon welcher ein Vergnügen an ausländischen Thieren hat, hat vor einigen Jahren einen Cabiai gehalten, welcher aber im Anfang des Winters starb; Herr

von

von Buffon hat ihn gesehen, und folglich öfters, da er noch lebte, genau beobachtet.

Das Stachelschwein. Hystrix. Der Coendu, der Urson, der Tanrec und der Tendrac.

Das Stachelschwein gleichet zwar ein wenig dem Haasen und etwas dem Bieber, und hat wie der Igel Stacheln, kann aber doch zu keiner dieser Arten, und noch weniger zu den Schweinen gerechnet werden, von denen es nichts ähnliches als das Grunzen hat. (Tab. V.) Es ist unbillig, und man verursachet viele Irrthümer dadurch, wenn man zwei Thieren einer geringen Aehnlichkeit wegen einerlei Namen giebet. Inzwischen geschiehet solches täglich bei den Hauptunterabtheilungen unsers Geschlechts, wir vermengen einen Thoren, einen unverschämten Menschen mit einem verdienstvollen Mann, und einen geschickten Betrüger mit einem ehrlichen Mann, weil sie ohngefähr einerlei Sprache führen.

Das Stachelschwein hält sich in den heißesten Africanischen und Indischen Ländern auf, man hat es aber auch mit gutem Erfolg nach Persien, Spanien und so gar nach Italien versezet. Plinius und Aristoteles sagen, daß sich dieses Thier gleich dem Bären, dem Winter über verberge, und das Weibchen nur ein Monat lang trächtig seye; diese Umstände werden vermuthlich mit der Zeit noch durch einen aufmerksamen Spanischen oder Italiänischen Beobachter in ihr gehöriges Licht gesezet werden.

Es läst sich leicht zahm machen, läst sich aber so wenig wie der Igel p. 186. seine Freiheit gänzlich benehmen,



nehmen, wenn man es in eine Tonne oder in einen hölzernen Kasten einschliesset, so machet es mit seinen Zähnen die sehr scharf sind, eine Oefnung, und entwischet.

Fast alle Reisebeschreiber und Naturkündiger melden, daß das Stachelschwein seine Stacheln auf eine ansehnliche Weite mit solcher Gewalt abschiesse, daß sie durch eine Diele durchgiengen, und daß diese Stacheln die besondere Eigenschaft hätten, daß sie, wo sie einmal eine Oefnung gemachet haben, wenn man sie nicht gleich auf der Stelle heraus ziehet, von sich selbst immer tiefer hinein drängen. Allein der Engelländische Herr Doctor Shaw hat dieses falsche wunderbare Vorgeben mit seinen Beobachtungen widerleget. Es ist also unrichtig, daß das Stachelschwein, wie Claudianus saget, an und für sich selbst zugleich sein Bogen, Köcher, und Pfeil seye, deren es sich wider seine Feinde bediene. Wenn dieser Dichter in der Naturgeschichte so gut wie Herr von Buffon wäre erfahren gewesen, so würde er diesen schönen Ausdruck nicht auf das Stachelschwein angewendet haben. Wenn er aber so galant wie Ovidius und Tibullus gewesen wäre, so hätte er solchen auf die Liebe anwenden können, worzu er sich vortreflich wohl schicket.

Die Stacheln des Stachelschweins scheinen wahre Federkiele zu seyn, denen blos das Gefieder mangelt *) und man kann folglich, wie Herr von Buffon saget, vermög dieser Aehnlichkeit dieses Thier für eine Schattirung zwischen den Vögeln und Vierfüßigen Thieren betrachten. „Wir erhaschen diese Aehnlichkeiten, sagt „er, wiewohl nur im Vorbei gehen. Indessen ist da„durch allemal wieder ein neuer Punct in der Natur „festge-

*) Sie sind fast achtzehen Zolle lang.

„ festgesezt, die sonst unsern Augen zu entfliehen, und „ durch die Seltsamkeit ihrer Erzeugungen mit denen „ ihre Lust zu haben scheinet, die dieselbe erforschen „ wollen. „

Die Wilden in Canada malen die Stacheln des Stachelschweins mit unterschiedlichen Farben; sie schneiden auch kleine breitliche Stücke daraus, und verfertigen artige Stückereyen und Zierrathen davon, womit sich ihre Weiber schmücken.

Den Coendu darf man für kein Stachelschwein halten, dann er hat mit diesem Thier nichts gemein, ausser den Stacheln, und einigen seiner Gewohnheiten.

Man findet den Coendu in Brasilien, er ist ein schwaches und in Vergleichung mit dem Stachelschwein nur halb organisirtes Thier, hat auch viel kleinere Stacheln.

Der Urson hat seinen ruhigen Aufenthalt in den Wüsteneyen des Nordlichen America, und ist erst seit kurzem bekannt. Herr von Buffon nennet ihn Urson, um dadurch den Namen des Hudson in Erinnerung zu bringen, welcher diesen Welttheil zuerst entdecket hat, und zugleich seine stachlichte und igelartige Natur anzuzeigen.

Man könnte ihn den stachlichten Bieber nennen, dann er hat viele Aehnlichkeit mit ihm, und hält sich auch in dem nämlichen Land auf.

Der Tanrek und der Tendrac sind gleichsam die lezte Linie von dem Geschlecht der Stachelschweine; ihre kleine Gestalt, ihre dünnen Stacheln, und hauptsächlich ihre schwachen und vernachlässigten Umfänge scheinen anzuzeigen, daß die Natur bei ihrer Bildung das Geschlecht welches erst nach ihnen folgen sollte, ent-

worfen habe. Man findet den Tanrec und den Tendrac in Ostindien, dieser ist ein wenig grösser als ein Maulwurf, der Tanrec ist noch etwas grösser und dicker, alle beide grunzen und haben Stacheln wie der Igel, aber sie drehen sich nicht wie dieser in eine Kugel zusammen, und begatten sich nicht mit dem Igel *)

Sie bringen einige Monate im Schlaf zu, und in dieser Zeit der Erstarrung gehen ihnen die Haare aus, die ihnen bei ihrem Erwachen wiederum wachsen. Sie sind fast Amphibia, man fängt sie in kleinen Canälen des Salzwassers, und in Seelachen **) wo sie sich kleine Höhlen oder Arten von Lagern graben.

Der Kameelpardel. Giraffe, Camelopardalis.

Plinius hat von dem Wort Camelopardalis folgende Wortleitung gemachet, daß nämlich die Aehnlichkeit mit dem Kameel (Camelus) zu einem andern Thier (ad aliud) seye gezogen worden. Es ist aber natürlicher wenn man dieses Wort in der Bedeutung betrachtet, daß es einen Kameel-Pardel (Chameau-pard) oder ein getiegertes Kameel anzeiget.

Der Kameelpardel (Giraffe oder Zoraphe ***) wird nur in einigen Provinzen in dem mittägigen Theil von Africa und Ostindien gefunden; er ist mit seinen vor-

*) Ich habe p. 188. da ich von dem Europäischen Igel gehandelt, erinnert, daß man den Ostindischen Igel Sora nennet.

**) Man nennet Seelachen (lagunes oder lacunes de mer) diejenigen Moräste und Teiche so in gewissen Gegenden an dem Ufer des Meeres sich befinden.

***) Diese beiden Worte kommen von dem Arabischen Zurafa her.

vordern Füssen, dem Hals, und Kopf ohngefähr sechzehen Schuh hoch; an dem hintern Theil des Leibes ist er aber fast um zwei Drittel niedriger, dann seine vordern Beine sind zweimal grösser als die hintern; sein Kopf ist mit zwei kleinen Hörnern *) gezieret, und nur zweimal so groß als ein Strausenkopf, sein ganzer Leib ist mit weissen Flecken auf einem braunen Grund bezeichnet. Dieses Thier ist sanft, vertraulich, und lässet sich gerne und willig führen. Es nähret sich für ordentlich von den kleinen untern Zweigen der Bäume, es fällt ihm sehr schwer das Gras zu prossen, weil es vornen gar zu hoch gestellet ist, es gibt wenig vierfüßige Thiere deren Beine so gebildet sind. Und bei den mehresten sind vielmehr die vordern Beine ein wenig kürzer als die hintern, wenigstens bemerket man dieses an solchen Thieren die von Gewächsen leben, und sich nothwendig alle Augenblicke niederbeugen müssen.

Der Kameelpardel unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von dem Kameel, daß iener dem Menschen auf keine Art einigen Nuzen gibt, noch solches zu thun vermögend ist. Wäre es nicht zu wünschen, daß dieses Thier seine Stärke und seinen Muth mit der mittelmäßigen und kürzern Gestalt des Esels vereinigen mögte? Allein es müsten vermuthlich sich in der Natur, so wie in der menschlichen Gesellschaft, auch einige grosse schlecht organisirte Wesen befinden, die nur deswegen vorhanden sind, damit sie in der allgemeinen Kette einen Plaz einnehmen, und ein Glied von dem andern unterscheiden.

*) Man weis noch nicht, ob er seine Hörner alle Jahre absezet, wie die Hirschen, oder ob sie ihm beständig bleiben, wie den Ochsen und Ziegen ihre Hörner.



Der Lama und der Paco.

Dieses sind die zwei einigen Hausthiere deren man sich in Peru, und in den andern Mittägigen Americanischen Welttheilen bediente, ehe die Spanier dahin gekommen waren. Der wilde Lama wird Huanacus, Guanaco oder Guanapo genennet, und der wilde Paco heißt Vicunna, daraus wir im Französischen Vigogne gemachet haben. Der Hausvigogne oder Paco wird auch Alpaque genennet.

Diese Thiere halten sich am allerliebsten auf den höhesten Gebirgen auf, und sind vornehmlich in der Kette von Bergen zu finden, die sich von Neuspanien bis an das Magellanische Meer erstrecket. Vielleicht könnten wir sie in den Alpen und Pyrenäischen Gebirgen einheimisch machen, ein solcher Versuch würde von grossem Nuzen seyn, wenn er glücklich von statten gienge. Im Jahr 1558 führte man ein solches Thier lebendig nach Holland. Man hat auch unterschiedliche nach Spanien bringen lassen, die daselbst umkamen, allein dieses rührte unstreitig davon her, daß sie unter der Aufsicht solcher Leute stunden, die entweder nicht sorgfältig genug oder zu wenig unterrichtet waren, und daß man sie, anstatt sie in Spanien selbsten ans Land zu sezen, dessen Himmelsluft ihnen nicht anständig ist, nicht vielmehr an dem Fuß der Pyrenäischen Gebirge ausgesezet hatte; wenn dieses leztere geschehen wäre, so würden diese Thiere bald die Gipfel der Berge gefunden, sich daselbst vermehret, und dadurch bis iezo die vortrefliche Vigognewolle, von welcher ich gleich in der Folge mehrers gedenken werde, in Europa gemein gemachet haben.

Die

Die Kaufleute welche nach den Inseln reißen, (man giebt America diesen Namen) sollten uns einige dieser Thiere mitbringen, die uns sehr nüzlich seyn würden, allein es scheinet daß alle Wünsche und das ganze Wesen eines Europäers der nach der neuen Welt kommt, sich auf den gräßlichen Durst nach Gold und Blut beziehen. *)

In Peru giebt es viele Lamas, und dieses Land ist eigentlich ihr Geburtsort, sie sind daselbst so unentbehrlich wie die Kameele in Arabien; sie können ohngefähr zwey hundert und funfzig Pfund tragen; sie gehen durch die allerbeschwerlichsten Wege wodurch selbst ihre Führer nicht kommen können, und legen täglich fünf bis sechs Meilen zuruck. Wann sie des Ausruhens benöthiget sind, so beugen sie ihre Knie ganz bedächtlich, und senken den Leib auf eine so schickliche Weise, daß sich ihre Last nicht verrucken kann. So bald sie das Pfeifen ihres Führers hören, so stehen sie wiederum auf. Wenn man sie übertreibt und überlädet, so fallen sie nieder, und wenn man nicht aufhöret sie in diesem Zustand zu mishandeln, so bringen sie sich selbst aus Verzweiflung um, indem sie ihren Kopf an die Erde schlagen; sie rächen sich dabei durch nichts weiters gegen ihren grausamen Herrn, der sie dazu zwinget, als daß sie ihm einen Saft eine Art eines Spei-

*) Herr von Buffon wünschet sehnlich daß man Vigognen in unsere Gebirge bringen möchte. Herr von Voltaire beklaget bitter, daß man den Brodbaum (l'arbre du pain) welcher in der Marianischen Insul Tinian wächset, bei uns nicht naturalisiret. S. in dem Dictionnaire d'Histoire Naturelle des Herrn von Bommar den Artikel arbre du pain. Allein man bleibt bei allem diesem unempfindlich, und ist mit ganz andern, ohne Zweifel wichtigern Sorgen beschäftiget.

Speichels in das Gesicht geifern, der durch den Zorn scharf und äzend wird.

Der Lama braucht ohngefähr drei Jahre zu seinem Wachsthum, und sollte also zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre lang leben, wenn man ihn wohl hielte, und nicht zu viel arbeiten ließe, allein so wird er schon mit funfzehen Jahren sehr alt. Ueberdieses ist es auch wohl möglich, daß die Americanischen Thiere nicht vollkommen siebenmal so lang leben, als die Dauer ihres Wachsthums sich erstrecket, weil die Natur in diesem Welttheil sehr schwach und matt ist.

Man kann wohl sagen, daß der Lama und Paco iedes seines Theils das Americanische Kameel und Schaaf vorstellet, daher auch einige Naturbeschreiber den Lama das Elephantenkameel genennet haben. Sie haben eine Wolle die der Schaafwolle nahe kommt, und gleichen übrigens dem Kameel, ausgenommen daß sie keinen Höcker haben, und nur fünfthalben oder fünf Schuh hoch sind.

Ungeachtet diese Thiere ausserordentlich geil sind, so begatten sich doch das Männchen und Weibchen mit vieler Mühe miteinander, und sie ächtzen und stohnen bisweilen einen ganzen Tag lang, ehe sie zum Genuß kommen. Ist diese Schwierigkeit sich zu begatten nicht eine besondere Sorgfalt der Natur, indem selbige dadurch, daß sie die ungestümmen Begierden dieser Thiere nicht so gleich befriedigen lässet, sie verhindert, daß sie sich nicht allzusehr entkräften? Und dienen diese wiederhohlten Versuche sich zu begatten, nicht auch zugleich zu einem Mittel den Saamen vollkommener, geistiger und fruchtbarer zu machen?

Die

Die Lamas nähren sich wie die Esel von dem Graß das sie finden, sie brauchen keine sorgfältige Wart, und wenn es ihnen am Wasser mangelt, so tränken sie sich mit ihrem Speichel der bei diesen Thieren reichlich fliesset. Sie wiehern wie die Pferde.

So mässige und sanfte Thiere müßen nothwendig die Gesellschaft lieben; man siehet sie Rudelweiß zu zwei bis drei hunderten in den Gebirgen miteinander gehen, und ihre Schwachheit und Furchtsamkeit ist ein noch anderer Beweggrund sich zusammen zu begeben. Sie ziehen die höchsten Spizen der Berge wo die Kälte am heftigsten ist, der gemässigtern Gegend weiter unten an den Bergen vor.

Die Huanacus oder wilden Lamas so sich in den Gebirgen aufhalten, sind viel stärker und schöner als ihre unglücklichen Brüder, die sie vermuthlich mit Seufzen unter der Herrschaft des Menschen in den Thälern ein beschwerliches und ungesundes Leben führen sehen.

Die Pacos verhalten sich zu den Lamas wie der Esel zu dem Pferd. Die Bekleidung des Pacos hauptsächlich desienigen welcher sich in seiner völligen natürlichen Freiheit befindet, und den wir Vigogne nennen, ist sehr kostbar; sie bestehet in einer feinen Wolle von einer bleichen Rosenfarbe, die sich bei der Verarbeitung wenn sie durch die Hand des Künstlers gehet, nicht verliehret.

Nichts ist leichter und anmuthiger als die Vigogneiagd; es versammlen sich viele Menschen, und iagen sie in enge Durchgänge, wo man in einer Höhe von drei bis vier Schuhen Stricke vorgezogen hat, in welchen man Läppchen von Leinwand oder Tuch spielen

lässet. Die Vigognen werden, wenn sie zu diesen Ausgängen kommen, durch das Flattern der vom Wind bewegten Lappen in solche Furcht gesezet, daß sie es nicht wagen hinüber zu springen, so daß man sie alsdann mit leichter Mühe tödten kann. Wenn sich aber bisweilen in dem Rudel einige Huanacus befinden, die, da sie höher vom Leib und nicht so furchtsam wie die Vigognen sind, über die Garne weg sezen, so folgen die Vigognen diesem Beispiel nach, springen gleichfals darüber, und entwischen den Jägern.

Der Unau und der Ai. Tardigradus ignavus.

Man findet zwischen diesen beiden Thieren einen sehr geringen Unterschied, ungeachtet sie nicht zu einerlei Geschlecht gehören. Man nennt sie alle beide in der lateinischen Sprache die Faulthiere (Ignavus) oder das Thier mit trägem Gang (Tardigradus.) Geßner, dieser berühmte Naturkenner hat den Unau ohne Grund oder vielmehr aus einer unrichtigen Beschreibung, Arctopithecus (den Affenbären) genennet, denn er gleichet weder dem Bären noch den Affen. Der Ai (Tab. VI.) hat seinen Namen von dem traurigen und kläglichen Geschrei das er öfters wiederholet. Ich will diese beiden Thiere unter dem gemeinschäftlichen Namen der Faulthiere zusammziehen; sie sind das wahre Bild solcher Menschen die sich selbst unnüzlich und der Welt zur Last sind, und die wir mit diesem Namen belegen.

Die schwache und unvollkommene Organisation des Faulthieres zeiget schon an, daß sie in einem unfruchtbaren Boden hervorgekommen sind. Man findet

sie

sie nirgend als in den Wüsteneien in dem Mittägigen Theil von America; sie kriechen vielmehr als sie gehen: dieses Thier klimmet auf eine träge und schleppende Art längst dem Stamm eines Baumes hinauf, und frisset nach und nach die Blätter und Früchte desselben, und wenn es diesen Vorrath aufgezehret hat, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als daß es herunter fällt, und sich von diesem Baum auf einen andern begibt, wenn es seinen Fall überlebet, welches aber selten geschiehet; und also stirbt es mehrestentheils an dem Fuß desselben Baumes wo es gebohren worden ist. Es kann vermittelst zweier krumm gebogenen Klauen die es an ieder Pfote hat, sich in die Rinde einklettern und also den Baum hinauf klimmen, aber rücklings kann es nicht mehr herunter klettern.

Sein Rock bestehet aus einem dicken Pelz der weder Haar noch Wolle zu seyn scheinet, sondern vielmehr vermengten Flachs gleichet.*) Anstatt daß es wie andere vierfüßige Thiere zwo Oefnungen nach aussen zu hätte, die eine nämlich für den Urin, und die andere für den Unrath, so hat es deren nur eine einige gemeinschäftliche, eine Cloacke wie bei den Vögeln. Das Weibchen hat nur zwei Zizen, und kann folglich auf iedesmal nicht mehr als ein oder zwei Junge werfen. Diese Thierart ist eine der lezten und äussersten Producten der belebenden Natur, und nicht zahlreich; da dieses Thier von allen Seiten mit so vielen Ursachen umgeben ist, die seinen Tod veranlassen können, so würde es sich nicht bis zu uns erhalten haben, wenn es sich nicht in solchen Orten und Wüsten aufhielte, wo es we-

nige

*) Man nennet es auch, wie Herr Daubenton saget den verbrannten Rucken (Dos brulé) weil es wirklich so aussiehet, als wenn ihm das Haar auf dem Rucken abgebrannt wäre.



nige Thiere giebt, die es aufzureiben suchen, und wi der welche es weder Gewehr noch List gebrauchen kann. Der Zustand dieses Thieres würde ausserordentlich unglücklich seyn, wenn es mehr Empfindung hätte; allein so vermischte Wesen wie dieses Thier, haben die Eigenschaften, daß sie um so viel weniger empfinden, je unregelmässiger sie gebildet sind. Und also kann man sagen, „ daß diese Geschöpfe zwar elend aber doch nicht un„ glücklich sind, und daß die Natur bei denen von ih„ ren Geschöpfen, die sie am mehresten vernachlässiget „ zu haben scheinet, allemal mehr Mutter als Stief„ mutter seye.„ Dieses Urtheil fället Herr von Buffon, welcher die Natur vollkommen kennet.

Der Surikate, der Tarser, der Phalanger und der Coqnallin.

Dem Herrn von Buffon wurde in Holland ein kleines Thier, welches den Naturkundigern unbekannt zu seyn scheinet, unter dem Namen Surikate gebracht. Man findet es zu Surinam, und in einigen andern Ländern des südlichen America. Es ist nicht grösser als ein Kaninichen, und gleichet dem Coati sehr. Dasienige Thier welches zu dieser Beschreibung Gelegenheit gegeben, ist vom Herrn de Seve *) einige Monate lang unterhalten worden. Dieses Thier wurde sehr zutraulich, „es war zahm, und biß keinen Men„ schen als den Herrn des Hauses, der ihm zuwider „ war. Es hatte zweierlei Stimmen, es belferte wie „ ein iunger Hund, wenn es nicht länger allein seyn

„ wollte,

*) Herr von Seve ist ein sehr geschickter Künstler, und verdiente mit Recht den Auftrag, den ihm Herr von Buffon machte, dieienigen Thiere abzuzeichnen, die er beschrieben hat.

„ wollte, oder sich fürchtete; und so bald es hingegen durch Liebkosungen gereizet wurde, oder ihm sonst ein Vergnügen anwandelte, so gab es einen eben so scharfen Laut von sich, als eine kleine Klapper die mit Heftigkeit umgedrehet wird. Dieses Thier war ein Weibchen und schien öfters hizig zu seyn, wiewohl ihm unser Clima zu kalt war. Es hat auch die Kälte desselben nur einem Winter über ausstehen können, so sehr man auch für seine Nahrung und Wärme sorgte.

Wenn man nicht weis, was für einen Namen ein Thier in seinem Vaterland führet, so muß man ihm so lange, bis man selbigen erfähret, einen solchen beilegen, der wo möglich, von einigen seiner vorzüglichsten Eigenschaften hergeleitet ist, aus dieser Ursache hat Herr von Buffon zwei Arten grosser Razen, wovon der eine ganz zuverlässig aus America kommt, und der andere ebenfals daher zu seyn scheinet, Tarser und Phalanger genennet. Derienige, von dessen Vaterlande man versichert ist, ist der Phalanger, der seinen Namen daher hat, weil die erste Zehe desselben mit der andern so zusammen gewachsen ist, daß sich beide erst an der leztern Gliederreihe (phalange) *) scheiden, um zu den beiden Nägeln zu gelangen, welches man bei keinem einigen andern mit Zehen versehenem Thiere bemerket.

Der Tarser hat wie die Gerboise die wir gleich auch beschreiben wollen, viel längere Hinterfüße als die vordern sind, weil die Knochen der hintern Füße, und

*) Es ist bekannt, daß sich die Zehe[illegible]iere in Gelenke (articulations) und Gliederreihen (pha[illegible]) theilen.



und vor allen diejenigen, die den Obertheil der Fußwurzel (Tarse) *) ausmachen, von einer übermäßigen Größe sind. (Tab. VI.)

Das Thier welches man das Pomeranzenfarbige Eichhörnchen nennt, ist das nemliche, welches Herr von Buffon unter dem Namen Coqualin **) beschreibet. Dieses Thier ist zweimal größer als unser gemeines Eichhorn; und gleichet diesem nur in dem Schwanz und der Gestalt, sein Naturell und seine Gewohnheiten sind von den Gewohnheiten des Eichhorns ganz verschieden. Es lauft nicht auf die Bäume, sondern hält sich in Löchern auf, wo es junget; und man kann es fast ein Erdeichhörnchen nennen, wie das welches wir p. 171. das Schweizereichhorn genennet haben, und welches man in diesem Land ebenfals findet. Es hat einen schönen gelben Bauch, und der ganze übrige Theil des Leibes, ist weiß, schwarz, braun und Pomeranzenfarb untermenget.

Die Gerboisen.

Wenn es richtig ist, daß der Tarser ursprünglich aus der neuen Welt kommt, so folget daraus, daß es in beiden Welttheilen Gerboison giebet.

Herr von Buffon nennet vier Arten kleiner Thiere Gerboisen, deren hintere Pfoten in Vergleichung mit den vordern sehr lang sind, und die den Pfoten eines Maulwurfs gleichen. 1) Der Tarser den wir

kürzlich

*) Der Theil des Fußes welchen die Anatomiker Tarsus nennen, ist der Obertheil des Fußes, oder der Riß.

**) Herr von Buffon hat dadurch die zwei Mexicanischen Worte Quauhicallatquapuchil oder Coziocotequallin, die für uns gar zu schwer auszusprechen sind abkürzen, wollen.

kürzlich beschrieben haben. 2) Der Gerbo oder Jerboa, oder die eigentlich so genannte Gerboise. 3) Die Alagtaga, und 4) das Daman Jßrael oder das Jsraelitische Lamm, welches in der heiligen Schrift Saphan genennet wird.

Diese Thiere laufen sehr geschwind, und zwar nur auf ihren hintern Füßen, sie verbergen bisweilen ihre Hände oder vordern Pfoten in ihr Haar so sehr, daß man glauben sollte sie hätten gar keine.

Der Gerbo wird in Circassien und Arabien, und die Alagtaga in der Tartarei bis in Siberien gefunden. Diese ausserordentlich wunderbare Verschiedenheit der Himmelsgegenden beweiset, daß diese beiden Thiere zu verschiedenen Gattungen gehören. Das Daman Jßrael hält sich auf dem Berg Libanon, in Syrien, und Phönicien auf. Man hat ihm vermuthlich seines sanften Naturells wegen den Namen Lamm beigeleget.

Der grosse Ameisenfresser. Tamanoir, der mittlere Ameisenfresser Tamendua, und der kleine Ameisenfresser. Fourmiller.

Der grosse Ameisenfresser Tamanoir oder Tamendua-guacu, das heisst, der grosse Tamendua, und der mittlere Ameisenfresser oder kleine Tamendua gleichen dem kleinen Ameisenfresser oder Fourmiller nur blos in ihrem Naturell, und in ihrer betrübten Lebensart sich von Ameisen zu nähren, die sie auf keine andere Art erhaschen können, als daß sie die Zunge an solchen Orten wo die Ameisen herum kriechen, auf der Erde ausstrecken, und wenn selbige ein wenig mit Ameisen bedeckt ist, wiederum einziehen.



Diese drei Thiere haben eine lange Schnauze, einen runden und langen Rachen, und keine Zähne, sie sind ursprünglich aus Brasilien und Guiane. Der Tamanoir ist ohngefähr vier Schuh lang, den Kopf mitgerechnet, und die Schnauze ist vierzehen bis funfzehen Zoll lang; er ist mager und weichlich wie die beiden andern Arten dieser Thiere. Der Tamendua ist ohngefähr achtzehen Zoll, und der Fourmiller nur sechs bis sieben Zoll lang.

Der Pangolin und der Phatagin.

Weil diese zwei vierfüssigen Thiere mit Schuppen bedecket sind, und einige äusserliche Aehnlichkeiten mit der Eydechse haben, so hat man geglaubt, sie schuppichte Eydechsen nennen zu können, *) sie gehören aber keineswegs zu dieser Gattung, dann sie haben am Hals und unter dem Bauch Haare. Man hätte sie auf solche Art eben sowohl Igeln nennen können, da sie sich wie diese in eine Kugel zusammen winden. Wir wollen demnach lieber zugestehen, daß die Natur unsern schwachen Beobachtungen auf allen Seiten entwischet, weil sie alle Geschöpfe solchergestalt miteinander verbunden hat, daß sie alle durch mehr oder weniger merkliche Aehnlichkeiten miteinander zusammenhängen, denen wir aber vielfältig mit unsern Betrachtungen und Erforschungen nicht nachfolgen können; es ist dieses ein ganz einfacher Knoten, der aber mit einer so unendlichen Kunst geknüpfet ist, daß wir ihn weder auflösen noch durchhauen können.

Der

*) Der Name der schuppigen Eydechsen Lacertus Squamosus, kommt diesen Thieren auf keine Art zu, inzwischen haben ihnen die Naturbeschreiber solchen beigeleget.

Der Pangolin und der Phatagin bringen ihre Junge lebendig zur Welt, sie haben eine spizige Schnauze, eine so lange Zunge wie der kleine Ameisenfresser, und leben wie dieser von Ameisen. Ihre Schuppen stehen wie die Artischockenblätter übereinander. Sie scheuen das fürchterlichste Thier nicht, wenn sich ihnen ein Feind nähert, so ziehen sie sich in einen Klumpen zusammen, und halten ihm ein so starkes und schneidendes Gewehr vor, daß er seiner Beute entsagen muß; sie graben sich Lager, worinnen sie ihre Jungen erziehen, sie haben ein furchtsames und sanftes Naturell.

Man findet sie in Ostindien und in Africa, wo sie die Negern Quogelo nennen. Der Pangolin ist ohngefähr acht Schuh lang, seinen Schwanz mitgerechnet, der vier Schuhe in der Länge beträget. Der Patagin ist fast um die Helfte kleiner, hat aber einen längern Schwanz.

Die Tatus.

Diese Thiere welche die Französischen Reissenden auch Armadillen *) genennet haben, sind an statt der Haare mit einem Panzer versehen, der ihnen fast den ganzen Leib bedecket. Diese Schaale, dieser Panzer bestehet aus einer beinichten Substanz, wie bei andern Thieren die mit Schaalen bedecket sind; nur mit diesem Unterschied, daß die Haut des Tatu in ihrer Breite in unterschiedliche abgesonderte Gürtel abgetheilet ist, die miteinander durch schmale Häute zusammen hängen, welche bei dieser Rüstung ein wenig Bewegung und Spielkraft zulassen. Man muß hievon die merkwür-

*) Man sehe die allgemeinen Reisebeschreibungen, Vol. XV. p. 154. 218. das nämliche Thier so in Paraguai Tatu heisset, wird in Tucuman Mulica genennet.



dige und vortrefliche ausführliche Beschreibung des Herrn von Buffon lesen, die er von der Organisation dieser Schuppen liefert.

Die Tatus sind unschuldige Thiere, sie nähren sich von Früchten, und graben die Erde so geschwind wie die Maulwürfe auf. Sie bringen jährlich öfters als einmal vier Junge. Ob sie gleich ursprünglich aus dem Südlichen America herkommen, so können sie doch auch in unserm Clima leben.

Man theilet die Tatus in grosse und kleine Arten ein. Zu den grossen gehören der Kabassu, und der Encubert. Zu den kleinen zählet man den Apar, den Tatuete, den Cachicame, und den Cirquincon. Die Tatu von der grossen Art haben eine härtere Schaale, und halten sich an mehr erhabenen Gegenden auf als die kleinen. Beide Arten winden sich in einen Klumpen zusammen, sie sind aber nicht unverlezlich wie die Pangolins, weil sie ihre Feinde an den von dem Panzer unbedeckten Stellen, die wie ich schon gemeldet habe, mit Häuten ausgefüllet sind, anpacken können.

Der Paca.

Der Paca hat zwar einige Gewohnheiten mit dem Kaninichen gemein, vornehmlich diese, daß er sich wie das Kaninichen ein Loch in die Erde gräbet, er gehöret aber deswegen doch keinesweges zu dem Geschlecht dieser Thiere, der Paca ist grösser als das Kaninichen, und insgemein sehr feist. Man findet ihn in dem Südlichen America, und er hält sich an den Ufern der Flusse auf. Er grunzet wie ein Schwein, und hat keinen grössern Schwanz, als ein Meerschweinchen, man hält sein Fleisch für sehr niedlich; sei-

ne Haut giebt ein schönes, weiß, grau, und schwarz geflecktes Pelzwerk.

Einige Reisende nennen dieses Thier Pak, und die Einwohner in Guiane heissen es Ourana.

Der Sarige oder Opposum. *)

Dieses Thier unterscheidet sich von allen andern durch zwei Haupteigenschaften; das erste Merkmal ist dieses, daß bei dem Männchen und Weibchen die erste Zehe an den Hinterfüssen keinen Nagel, und einen merklichen Abstand von den andern Zehen hat: (es ist mit vier Pfoten versehen) das andere ist, daß das Weibchen, so bald seine Jungen in der Bärmutter gebildet sind, selbige in eine äusserliche Höhlung aufnimmt, welche ihre Zizen bedecket, in welcher sie so lange bleiben bis sie stark genug geworden sind, daß sie aus dieser Höhlung heraus, und auch, wenn sie wollen, wieder hinein gehen können. Ausser diesem unterscheidet sich der Sarige auch noch durch die Bildung seiner Geburtsglieder, die von den Geburtsgliedern aller andern vierfüssigen Thiere abweichet; das Männchen hat eine gespaltene Ruthe, und die Mutterscheide des Weibchens theilt sich in zwei Gänge.

Der Sarige ist ohngefähr anderthalb Schuh lang, den Schwanz nicht mitgerechnet, er ist wenigstens eben so stinkend wie der Fuchs. Er gehet sehr beschwerlich und kann fast gar nicht laufen, aber er klettert sehr behend auf die Bäume. Er hänget sich mit dem äussern End seines Schwanzes an die Zweige der Bäume, sein Schwanz ist voller Musculn und glei-

*) In Brasilien heißt dieses Thier Carigueya, und in Missisipi, Ossa.



chet dem Schwanz des Sapajou, einer Art eines unächten Affens der sich mit diesem Thier zugleich in dem Südlichen America aufhält. Der Schwanz des Sarige ist nackigt, mit kleinen Schuppen bedecket, und gleichet einem Schlangenschwanz. — — Zeiget sich wohl nicht einige verborgene Aehnlichkeit zwischen dem Beutel der weiblichen Sarige, und der häslichen Schürze welche die Weiber der Huronen nach dem Bericht der Reisebeschreiber tragen?

Der Phillander aus Surinam scheinet ein nahe angränzendes Geschlecht des Sarige zu seyn, er hat aber auch besondere Eigenschaften, die von den Eigenschaften dieses Thieres abweichen. Eine dieser vornehmsten Verschiedenheiten bemerket man an der Gestalt der Zehen an den Füssen.

Die Marmose und der Cajopollin.

Die Marmose ist nur den dritten Theil so groß wie der Sarige, und scheinet eine Nachbarin von der Gattung des lezten zu seyn. Sie hat wie dieser einen schuppigten und zum Umschlingen geschickten (prenante) Schwanz. Das Weibchen hat keinen Beutel unter dem Bauch, sondern nur zwo längliche Falten längst den Schenkeln, worinnen die Jungen ihre Stelle einnehmen, um sich an die Zizen anzuschmiegen. Die Jungen sind kaum so groß wie kleine Bohnen wenn sie sich aus der Bärmutter begeben; sie lassen die Zizen nicht eher fahren, als bis sie einen Theil ihres Wachsthums erhalten haben.

Man findet die Marmose wie den Sarige in Brasilien; sie gräbt wie dieser ein Lager unter der Erde, sie

fängt

fängt auch Vögel und frißt solche, ob sie schon auch wie der Sarige, Früchte, Körner, und Wurzeln fressen kann.

Der Cajopollin hält sich mit der Marmose in einerlei Himmelsgegend auf, und ist übrigens beinahe gar nichts von dieser unterschieden.

Die Manguste Ichneumon oder Lutra Ægypti, die Fossane, und der Vansire, Mustela Javanica.

Diese drei Thiere sind Arten von Africanischen Mardern, oder wilden Wieseln.

Die Manguste *) so man auch die Pharaoraze nennet, ist in Aegypten ein Hausthier, sie macht nicht nur auf die Razen und Mäuse, sondern auch auf alle andere Thiere Jagd, und ist unersättlich im Morden, diese gräsliche Heftigkeit des Appetits ist eine Eigenschaft der Hausmarder. Sie leistet den Menschen und vielen Thiergeschlechten einen grosen Dienst, indem sie eine grosse Anzahl Crocodille vor ihrer Geburt vertilget, und die Eyer frißt, aus welchen selbige ausgeschlossen wären, sie tödet und verzehret auch kleine Crocodille, die kürzlich erst ausgeschlossen sind.

Wenn sie von einer giftigen Schlange verwundet wird, so heilet sie sich mit einer Wurzel, die, wie man sagt, weder Zweige noch Stiel, noch Blätter treibt, und deren Gebrauch und Nuzen die Indianer von ihr gelernet haben.

*) Man nennet dieses Thier auch zu Madagascar Fossa oder Fossane, und die Einwohner dieses Landes nennen manchmal die Fossane Mangutin oder geben ihr den Portugiesischen Namen Mungo, welcher aber nur der Manguste zukommen sollte.



Man hat der Fossane den Namen Genette von Madagascar beilegen wollen, allein er kommt ihr nicht zu, indem ihr die Haupteigenschaft der Genette fehlet, da sie keinen riechenden Beutel hat. Sie ist nicht so Fleischfräßig wie die andern Hausmarder, und frißt mehr Früchte als Fleisch, und vornemlich die Bananen; man kann sie leicht zahm machen. Herr Poivre ein Philosophischer Reisender hat zwei Fossanen erzogen, und selbige dem Herrn von Buffon in einem im Jahr 1761 an ihn abgelassenen Schreiben beschrieben.

Das Thier so in Guinea Berbe heist, scheinet mit der Fossane einerlei zu seyn.

Der Vansire oder das gemeine Javanische Wiesel, dann man kann es fast zuverlässig für dieses Thier halten, ist von unserm wilden Wiesel wenig unterschieden, es gehöret inzwischen aber auch eben so wenig gänzlich zu diesem Geschlecht.

Die Makis.

Dieses Thiergeschlecht enthält dreierlei Gattungen: 1) der Mokok oder Mokoko, der unter dem gemeinen Namen des Maki mit dem beringten Schwanz (Maki à queue annellée) bekannt ist, weil sein Schwanz in dreisig Ringe eingetheilet ist, die wechselsweiß schwarz und weiß sind. 2) Der Mongus, insgemein der braune Maki genannt, weil die einzelne Thiere von dieser Art theils vollkommen braun, theils bräunlich sind. 3) Der Vari, den einige den scheckigten Maki (Maki-pie) genennet haben, wiewohl diese Benennung unrichtig angebracht ist, indem es bei dieser Gattung ausser denen die bunt, das ist, schwarz und weiß sind, auch ganz weisse und ganz schwarze giebt.

Die

Die Makis haben vier Pfoten; ihre Schnauze ist länglich wie der Hausmarder ihre, sie haben einen langen Schwanz den sie beständig gerad in die Höhe halten, weil er ihnen ausser diesem in einer weiten Entfernung von ihnen im Staub und Koth nachschleppen würde. Sie sind artige Thiere, ob sie schon viel längere Hinterfüsse haben, als ihre vordern sind. Sie fressen mehr Früchte als Fleisch. Sie kommen ursprünglich aus dem Oestlichen Theil von Africa.

Der Mongus ist so groß wie eine mittelmäßige Kaze; diese Gattung enthält verschiedene Abarten, einige derselben sind nicht grösser als die Siebenschläfer. Der Mokoko ist grösser als der Mongus, und der Vari ist grösser als der Mokoko.

Den leztern kann man leicht zahm machen, und er thut niemand keinen Schaden, die beiden andern aber, hauptsächlich der Vari sind sehr boshaft.

Herr von Buffon hat einige Jahr lang einen Mongus gehalten, er entwischte manchmal, und stahl in den benachbarten Krämen Früchte und Zucker. Wenn man ihm seine Beute abnehmen wollte, so biß er. Die Kälte im Jahr 1750 kostete ihm das Leben, ob man ihn gleich beständig am Feuer gehalten hatte.

Man vergleichet das Geschrei des Vari mit dem Brüllen eines Löwens.

Der Loris.

Der einzige Unterschied zwischen diesem Thier und den Makis bestehet darinnen, daß der Loris keinen Schwanz hat; er ist auch Verhältnisweis viel länger als die Makis und alle andere Thiere, denn er hat

neun



neun Lendenwirbel, da doch alle andere Thiere nur fünf sechs, oder sieben haben. Er ist so groß wie eine Raze, und hat ein gelbes Aschenfarbes Haar.

Der Affe. Simia.

Es scheinet als ob die Natur das gröste Vergnügen daran gefunden habe, das menschliche Geschlecht und alles was mit selbigem einige Aehnlichkeit hat, auf die wunderbarste Art zu vermehren. Die Affen sind Abriße des Menschen; die Natur hat ihre Gestalt, und die ganze Beschaffenheit ihrer Leiber auf mehr als dreyßigerlei Arten gebildet, und durch die Hervorbringung dieser Thiere gleichsam ein Vorspiel zur Bildung des Menschen gemachet.

In Europa findet man keine Affen, dieser Welttheil ist für sie nicht hizig genug. In Asien und Africa aber zählet man siebenzehen, und in dem südlichen Theil von America zwölf bis dreizehen Gattungen dieser Thiere. Keine einige dieser Gattungen trift mit einer andern gänzlich überein, und man findet auch keine derselben zugleich in beiden Welttheilen. Die Affen ohne Schwanz halten sich nur in der alten Welt auf. Man hat im allgemeinen Verstand alle diejenigen Thiere Affen genennet, welche mit dem Menschen einige Aehnlichkeit haben. Der wahre und eigentliche Affe ist nach der Erklärung des Herrn von Buffons, ein Thier ohne Schwanz, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel des Menschen seinen gleichen, und welches wie dieser aufrecht auf zwei Füßen gehet.

Nach

Nach dieser Erklärung giebt es nicht mehr als dreierlei Arten ächter Affen 1) den Orang-Utang d. i. Waldmensch, 2) den Pitheke*) und 3) den Gibbon; und diese drei Gattungen findet man nur in unserm Weltheil, wie denn auch die vierzehen Gattungen unächter Affen, von denen ich so gleich iezo handeln werde, ebenfals sonst nirgend als nur in der alten Welt zu finden sind.

Man kann die unächten Affen überhaupts in die drei Gattungen der Bavian (Babouins) Guenons und Magots eintheilen. Die Bavian sind von mittelmässiger Grösse, und haben einen kurzen Schwanz, die Guenons haben einen langen Schwanz **) und sind klein. Die Magots oder Cinocephali d. i. Hundsschnauzen halten das Mittel zwischen den Affen und Bavianen, sie unterscheiden sich von den ersten dadurch daß sie längliche Schnauzen haben, und von den andern, daß sie nur einen kleinen Anhang von Haut, der einem Schwanz ähnlich siehet, oder gar keinen Schwanz haben, wodurch sie sich den erstern nähern.

Wir wollen nunmehro wiederum auf die drei Gattungen der ächten Affen zurück kommen. Der Gibbon ist ein Affe aus Ostindien dessen Arme so lang als sein Körper und seine Hinterbeine zusammen sind; der grosse Gibbon ist öhngefähr vier Schuh hoch; es giebt auch einen kleinern; er hat ein trauriges und murrisches Ansehen. (Tab. VII.)

Der

*) Dieses ist derienige den die Griechen Pitecos und die Lateiner Simia nennten, und es ist auch nur der einige den sie kannten; hingegen waren ihnen einige unächte Affen bekannt, wie z. E. der Papion von dem ich in kurzem reden werde.

**) Daher hat man sie auch Ciroopithecos d. i. geschwänzte Affen genennet.

Der Pitheke ist nur ohngefähr anderthalb Schuh hoch. Sein Geschrei lautet Chinchin, dieses ist der sanftmüthigste und folgsamste unter allen Affen.

Der Orang-Utang ist in Africa zu Hause. Dieses Thier scheinet eine Absonderungslinie zwischen dem Affen und dem Menschen zu machen, und gleichet stark dem leztern.

Es giebt zwei Gattungen des Orang-Utang, eine große, welche die Negern Pongo nennen, und eine kleine, die sie Jocko heißen. Der erstere wird auch von einigen Reißbeschreibern Barris, und der zweite von den Engländern Drille genennet. Die Abzeichnung so man zu Ende dieses Bandes, (Tab. VII.) findet, ist nach dem Weibchen eines Pongo gemachet worden, der nach Holland gebracht, und dem Prinz Friedrich Heinrich von Oranien vorgestellet worden. Die Beschreibung desselben findet man in der Histoire des Voyages. L. XIII. §. 4.

Diese Thiere sind so hizig auf die Weibspersonen, als auf die Weibchen von ihrem Geschlecht; wenn sie eine Weibsperson antreffen, so nehmen sie selbige mit in ihre Arten von Hütten worinn sie sich aufhalten, nähren sie recht wohl, und begegnen ihr auf das beste. Sie wißen wie man sagt, sich an einen Tisch zu sezen, des Messers, der Gabel, und des Löffels zu bedienen rc. So viel weiß man wenigstens zuverlässiger, daß sie sich der Steine und Stöcke eben so wie wir zu bedienen pflegen.

Wenn die Reißenden an solchen Orten wo sich Pongos oder Jockos befinden, ein Feuer anmachen, so beobachten diese solches von fernen, und so bald jene sich wegbegeben haben, so kommen nachgehends diese

Pon-

Pongos, sezen sich umher, und wärmen sich; aber sie geben sich die Mühe nicht Holz zuzulegen und das Feuer zu unterhalten, daher saget ein Reißebeschreiber, „daß die Negern welche die Wälder durchziehen, „ während der Nacht daselbst viele Feuer anzünden. „ Sie bemerken, daß früh morgens, wenn sie abreißen, „ die Pongos um dem Feuer herum Plaz nehmen, „ und nicht eher weggehen, als bis solches ausgelö„ schet ist, denn ihrer vielen Geschicklichkeit ungeach„ tet, haben sie nicht so viel Verstand, daß sie, um „ das Feüer zu unterhalten, Holz zulegten.

Es verdienet hiebei wie bei vielen andern Dingen die Vernunftkunst des Herr Rousseau von Geneve vor den Urtheilen der mehresten Reißebeschreiber unstreitig den Vorzug; Herr Rousseau glaubet, daß diese Nachlässigkeit der Pongos nur daher rühre, daß sie das Feuer nicht zu unterhalten verlangen, denn so viel Einsicht haben sie ganz gewiß, daß sie, wenn sie wollten, Holz zulegen könnten.

Der Affe sollte als ein grösses Thier nicht so gar beweglich, und unbesonnen seyn, allein er machet eine Mittelgattung zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren aus, und scheinet aus diesem Grund in einer beständigen Bewegung und Unruhe zu seyn, weil es ihm, da er weder zu den dummen Thieren noch zu den Menschen gehöret, gleichsam an einer Grundstüze fehlet, die er mit vieler Unruhe suchet. *) — —

Es

*) Dieses ist nur ein moralischer und folglich sehr schwacher Grund von dem Muthwillen des Affens. Herr von Bnffon führet eine bessere Ursache hievon an, welche aus der Natur dieses Thieres unmittelbar hergeleitet ist. „Alle Gewohnheiten des „ Affens, sagt er, gleichen vielmehr den Bewegungen ei„ nes Tollsüchtigen als den Handlungen eines Menschen,

„ oder



Es giebt in der moralischen Welt so wie in der Physicalischen Beispiele von dieser betrübten Aengstlichkeit.

Man kann den Affen nicht bis zu dem Rang des Menschen erheben, weil er zu viele Geschicklichkeit, und ich getraue mir wohl gar zu sagen, zu viel Verstand hat, als daß man ihn schlechterdings für ein blosses Vieh erklären könnte, und doch auch zu wenig Verstand besizet, um ein Mensch seyn zu können; aber man könnte ihn ganz gewiß um einige Grade vollkommener machen, wodurch er um etliche Stuffen höher über die Thiere zu stehen käme, als er sich dermalen befindet, und sich folglich auch uns mehr nähern, und alsdann vielleicht diejenige Ruhe und Gelassenheit erlangen würde, die ihm bis daher unbekannt geblieben ist. Die Natur hat uns die Sorge übertragen, einer jeden Sache auf der Welt ihren gehörigen Plaz anzuweißen, und die Classen und Stände zu bestimmen. *) Auf solche Weise haben wir aus dem Muflon einen Widder; aus der Gems den Bock; aus dem Gras, Getraid; und aus der Distel Artischocken gezogen, und auf gleiche Art könnten wir aus dem Affen ein Thier das nicht allzutief unter uns stünde, ziehen. Wenn man dieses Thiergeschlecht vollkommener machen wollte, so müste man mehrere Affen gemeinschäftlich und in völliger Freiheit in einem geraumigen Plaz erziehen,

„ oder auch nur eines gelassenen und ruhigen Thieres — —
„ Die ausserordentliche starke Hize, die zum völligen Leben des
„ Affens nöthig ist, machet alle seine Zuneigungen und Eigenschaften übermäßig.

*) Wir beobachten aber diese wichtige Pflicht sehr schlecht, und wir lassen so gar zu, daß ein schlechtes Metall bei unserm Geschlechte die gräßlichsten Verwirrungen und Unordnungen anstiftet die uns verhindern bei dem uns untergeordneten Gattungen, die Ordnung, so wie wir es zu thun schuldig wären, herzustellen.

ziehen, der nur mit einigen Bäumen beschattet wäre, und hiezu diejenige Art erwählen, die am mehresten Aehnlichkeit mit uns hat; man müste selbige sich mit einander vereinigen, und bis zu einer gewissen Anzahl sich vermehren lassen *) auf sie Achtung geben, sie ziehen, in ihrer Gegenwart solche Handlungen vornehmen, welche in dem Leben den meisten Nuzen verschaffen, und sie durch unser Beispiel zu deren Ausübung selbst veranlassen. Die Dauer der Trächtigkeit, des Wachsthums, und des Lebens ist bei verschiedenen Arten der Affen viel geringer als bei uns. Die Weibchen bringen nur ein einiges Junges auf einmal, sie halten solches in ihren Armen, tragen es herum, und säugen es. Die so nackigte Hinterbacken haben, sind wie die Weibspersonen dem monatlichen Blutfluß unterworfen.

Man findet die Affen in der Naturgeschichte des Herrn von Buffons in die möglichst vortreflichste Ordnung eingethellet, eine Ordnung die bis zu seiner Zeit unbekannt gewesen. Sein Werk würde schon vortreflich seyn, wenn es auch weiters gar nichts als die gelehrten und einsichtsvollen Eintheilungen der verschiedenen Arten der Hunde, der Ziegen, anderer wiederkauenden Thiere, und der Affen enthielte. Er gibt aber auch zugleich nebst diesen Eintheilungen, solche

gründ-

*) Es ist zwar an dem, daß die Affen so wenig als die Papageyen in Europa Junge bringen, aber man könnte dieses wohl möglich machen, wenn wir sie sorgfältig genug behandelten, und sie so vor der Kälte bewahreten, wie wir es bei den Pflanzen aus heissen Ländern thun, die wir in unsern Gegenden ziehen. Und wenn wir diese Versuche auch nicht in unserm Himmelsstrich anstellen könnten, so könnte solches doch in solchen Gegenden geschehen, die ihrem Vaterland am mehresten ähnlich wären.



gründliche und prächtige ausführliche Beschreibungen daß ich ihm hierinnen nicht nachfolgen kann. Ich will nur noch zum Beschluß nach der Lehrart dieses großen Geistes alle Arten der Affen nach ihren Abtheilungen anzeigen.

Der Babouin, als die erste Classe der unächten Affen, welche zugleich die beiden andern die Guenons und die Magots mit in sich begreifet, wird auch Papion Bavian genennet. 1) Der Papion oder eigentlich so genannte Babouin oder Bavian, welcher der Simia Porcaria, d. i. ein Affe mit einer Hundsschnauze des Aristoteles zu seyn scheinet. 2) Der Mandrill. 3) Der Wanderu. *)

Zwischen dem Affen und dem Bavian (Papion) findet sich eine Mittelgattung; diese ist der Magot, den die Griechen Cynocephalos, d. i. Hundskopf nennten, weil er wirklich eine Hundsschnauze hat.

Man verstehet insgemein unter dem Wort Guenon das Affenweibchen, aber im eigentlichen Verstand wird dadurch der unächte Affe mit langem Schwanz, den die Griechen Kebos oder Kepos hießen, verstanden; die Guenons sind kleiner als die Affen und der eigentliche Bavian. Man kann sie in neun Gattungen eintheilen. 1) Die Makaks. 2) Die Patas. 3) Die Malbrucks. 4) Die Mangabys. 5) Der Mone. **) 6) Der Callithrix. 7) Der Mustak. 8) Der Talapoin und 9) der Duk.

Ein

*) Ich will dem Wanderu den Lavando nicht beifügen, weil dieser nur eine Abart von dem nämlichen Geschlecht ist.

**) Man nennet ihn auch den scheckigen Affen (Singe varié) weil er ein buntfarbes Haar hat, welches man bei den andern Affen nicht bemerket.

Ein unächter Affe, den Herr von Buffon Maimon, und einige andere Schriftsteller den Affen mit dem Razenschwanz nennen, ist eine Mittelgattung zwischen dem Guenon und Babouin, wie der Magot zwischen dem Babouin und dem Affen.

Der Maimon, der Magot, die neun Guenons, die drei Babouins, und die drei ächten Affen machen die siebenzehen Gattungen aus, die man, wie im Anfang dieses Abschnitts gedacht worden, in Asien und Africa findet.

In America giebt es dreizehen bekannte Gattungen von vierhändigen Thieren. Die Reisenden haben diese Thiere blos deswegen, weil sie vier Hände haben, Affen genennet, sie sind inzwischen aber weder Affen, noch Babouins, noch Guenons.

Alle diese hier gemeldten Affen unterscheiden sich von denen aus der neuen Welt durch vier Hauptmerkmale. 1) Haben sie einen kahlen Hintern, und natürliche Schwielen daran. 2.) Haben sie unten an den Backen im Maulbeutel, worinnen sie ihre Speisen aufbewahren können. 3) Sind ihre Nasenlöcher mit einer sehr schmalen Wand voneinander abgesondert. 4) Sind ihre Nasenlöcher, wie bei dem Menschen, unter der Nase offen.

Man kann die vermeintlichen Affen aus America in zwei Classen eintheilen, nemlich in die Sapaious und in die Sagouins.

Diese zwo Familien sind durch ein merkliches Kennzeichen unterschieden: alle Sapoius bedienen sich ihres Schwanzes wie eines Fingers, um sich anzuhängen, oder auch, um etwas, das sie mit der Hand nicht erreichen können, zu fassen; die Sagouins hin-



gegen können sich ihres Schwanzes auf solche Art nicht bedienen.

Von den Sapaious zählet man fünf verschiedene Gattungen, und sechs Gattungen von den Sagouins; die Namen welche ein iedes dieser Thiere in seinem Land führet, sind folgende: 1) der Ouarine oder Gouariba aus Brasilien, und der Alouati von Cayenne, 2) der Coiata und der Exquima, *) 3) der Saiou oder eigentlich so genannte Sapaiou, den man auch den Capucineraffen nennet, weil er grau und braun ist, 5) der Sai, den die Reisenden den Kläger (Pleureur) nennen, 6) den Saimiri, den man auch den Goldfarben (Singe aurore) oder den Pomeranzenfarben Affen Sapaiou nennet, und der sehr artig ist.

Zu den Sagouins gehören folgende Gattungen: 1) der Saki mit einem zottigen Schwanz, der auch der Affe mit dem Fuchsschwanz heißet, 2) der Tamarin, 3) der Ouiistiti, 4) der Marikina, dessen Schwanz eben so sich endiget, wie des Löwens seiner, weswegen man ihn auch den kleinen Löwen genennet hat, 5) der Pinche und 6) der Mico, dieser lezte ist sehr artig; er hat eine weiße Silberfarbe, und sein Gesicht ist so roth wie Karmosin.

Die Indianer bedienen sich in denienigen Orten, wo der Pfeffer und die Cocusnüße wachsen, der nachahmenden Wuth der Affen, um diese Früchte vermittelst ihrer Hülfe zu sammlen, die sie ausser diesem nicht leicht bekommen könnten; sie steigen nemlich auf die unter-

*) Der Alouati und der Exquima gleichen dem Ouarine und Coiata sehr viel, inzwischen sind dieses doch verschiedene Geschlechter. Und auf solche Art könnte man sieben Gattungen der Sapaious, und sechs von den Sagouins zählen.

untersten Zweige, brechen den äussern Theil derselben, woran die Frucht hänget, ab, stecken selbige mit allerhand Spielereien in die Erde, und entfernen sich nachhero. Die Affen geben inzwischen darauf Achtung, kommen, wenn jene weg sind, so gleich herbei, steigen auf die nemlichen Bäume, brechen die Früchte davon bis an den obersten Gipfel ab, und stecken solche wie sie es von den Indianern gesehen haben, hin und wieder mit Hüpfen und Spielen in die Erde; die Indianer kommen darauf während der Nacht, und sammeln ihre Ernde ein. *)

*) Diese nüzliche Handlung verrichten die Affen nur aus der Ursache, weil man ihnen ein Vorspiel derselben machet, hingegen nehmen sie auch schädliche Dinge auf eine eben so geschickte Weise, die ihres gleichens nicht hat, vor. Es stellen sich z. E. ihrer drei bis vier hundert in einer geraden Schnur neben einander, so daß sie nur zwei bis drei Schuh weit voneinander entfernet sind. Sie nehmen auf solche Art den ganzen Plaz zwischen einer Höhle und einem Melonengarten, den sie plündern wollen, ein. Derienige Affe welcher zunächst an dem Melonengarten stehet, nimmt die Melonen nach einander, wirft sie seinem Nachbarn zu, so daß sie auf diese Art von einer Hand in die andere gehen, bis sie der lezte in die Höhle wirft, wo diese Diebe sich nachher versammeln, und sie nach ihrem Belieben verzehren.

Je crois voir en ceci l'image d'une ville
Ou l'on met les deniers à la merci des gens.
Echevins, Prévot des Marchands,
Tout fait sa main: le plus habile
Donne aux autres l'exemple, est c'est un passe temps
De leur voir nettoyer un monceau de pistoles — —
La Fontaine, Liv. VIII. Fab. VII.

Ich stelle mir hiebei vor, mich in einer Stadt zu befinden, und zu sehen, wie man Geld unter die Leute auswirft. Schreiber, Vorsteher der Kaufleute, alles legt Hand an, der geschickteste dienet dem andern zum Beispiel, und die



Man machet sich die Begierde der Nachahmung der Affen zu ihrem eigenen Unglück zu Nuze, und fängt sie dadurch. Wenn die Negern diese lustige Jagd anstellen wollen, so tragen sie Näpfe voller Wasser hinaus, und reiben sich vor ihren Augen damit das Gesicht, stellen aber, ohne daß es die Affen merken, Näpfe mit Vogelleim anstatt der Wassernäpfe hin, und gehen sodann ihres Weges. Die Affen haben ihnen unterdessen von einem Baum, oder von einem Felsen zugesehen, gehen, wenn iene weg sind, gleich auf diese Näpfe zu, um es eben so damit wie die Negern zu machen, allein mit dem Vogelleim verpichen sie sich die Augen, und können also unmöglich mehr die Flucht ergreifen. Andere nehmen Stiefel, und ziehen solche in Gegenwart der Affen einigemal an und wiederum aus, und lassen darauf, wenn sie wiederum fortgehen, einige kleine Stiefel zurück, die innen mit Vogelleim überzogen sind; die Affen kommen gleichfals darauf herbei und ziehen die Stiefel an, können sie aber nicht mehr von den Füssen bringen, noch den Jägern entwischen. Bisweilen nimmt man Spiegel, beschauet sich in selbigen zu wiederhohltenmalen, und läst so dann andere Spiegel zurück, die mit Federn versehen sind, welche, so bald man sie berühret los drucken; die Affen kommen darauf ebenfals und wollen sich beschauen, so bald sie die Spiegel aber anfassen, so sind ihnen die zwei vordern Pfoten eingeklemmet, so daß sie nicht im Stand sind, einen Schritt weiter fortzugehen.

Die

Zeit kann nicht vergnügter vergehen, als wenn man siehet, wie hurtig sie einen Haufen Pistolen rein leer machen.

Ein solcher Auftritt wäre freilich ein vergnügter Zeitvertreib, wenn das Ende einer solchen Plünderung nicht allezeit viele Personen in Schaden und Unglück brächte.

Die Meerkälber. Les Phoques. Die Seekühe. Les Morses, und die Seehunde. Lamantins.

Zwischen den Vögeln und Fischen, zwei aneinander stossenden Classen, deren die eine in der Luft, und die andere in dem Wasser schwimmet, gibt es noch viele Schattirungen oder Mittelgattungen, die an beide anstossen, hieher ist das zahlreiche Geschlecht der Wasservögel, und einiger fliegenden Fische zu rechnen. Und zwischen den kleinen vierfüßigen Thieren und den Fischen gibt es ebenfalls dergleichen Mittelgattungen, worunter ich z. E. die Wasserraze, und den Frosch *) rechne. Es zeigen sich endlich auch dergleichen Mittelgattungen zwischen den grossen vierfüßigen Thieren und den Wallfischen, und andern ungeheuren grossen wallfischartigen Fischen, dergleichen sind die Meerkälber, die Seekühe, und die Lamantins; drei Thiere, die man allein im eigentlichen Verstand Amphibia nennen kann, weil bei ihnen das Loch der Scheidewand des Herzens iederzeit offen bleibet. **) Die Wasserraze, der Fischotter, das Crocodill, das Flußpferd rc. sind demnach im scharfen Verstand keine Amphibia, ob sie sich schon ei-

*) Der Chabot oder Cabot hat zwar alle Eigenschaften eines Fisches, könnte aber eben so wohl auch für eine solche Mittelgattung gehalten werden, er hat fornen zwei Flossfedern, wo die vierfüßigen Thiere die beiden vordern Pfoten haben, und sein Kopf ist so gebildet, wie der Kopf einiger dieser Thiere, als z. E. wie des Fischotters seiner.

**) Dieses Loch ist bei allen Thieren vor ihrer Geburt offen, so bald aber die Luft das erstemal in die Luftröhre eindringet, so schließt es sich, und von diesem Augenblick an können die Thiere nicht mehr leben, ohne Luft zu schöpfen. S. die erste Abtheilung des ersten Bandes, S. 159. 160.



nige Zeit lang unter dem Wasser aufhalten können. Der Lamantin nähert sich mehr den Fischen, als den vierfüssigen Thieren; seine beiden hintern Pfoten siehet man nicht, und sie verliehren sich in dem Schwanz, er gehet auch niemals gänzlich aus dem Wasser.

Das Meerkalb hat der muntern Einbildungskraft der Dichter zum Muster der Tritonen und Sirenen gedienet, welche sie erdichtet haben; sein Verstand und seine Vermögenskräfte, die sich etwas weiter als bei andern Fischen erstrecken, dann es ist dieses Thier gelehrig und läst sich zahm machen, legen ihm eine Art der Oberherrschaft über die leztern bei, worüber es stolz zu seyn scheinet; es hat selbiges auch Werkzeuge der Stimme, und ob schon sein Geschrei dem Klaffen eines heisern Hundes gleichet, so ist es doch allezeit bei einen stummen Volk schon ein grosser Vortheil, wenn man vermögend ist, ein Geschrei von sich zu geben.

Man theilet die Phocas oder Meerkälber Tab. VI. in unterschiedliche Gattungen ein, die wenig voneinander unterschieden sind, ausser in Ansehung der Grösse, und man vermenget sie auch öfters unter den gemeinen Namen, der Meerkühe, Seehunde, *) Meerwölfe, Meerfüchse, Meerhunde ꝛc. das allergröste unter diesen Thieren wird der Meerlöw genennet. „Ueberhaupts, sagt Herr von Buffon, haben die Phocae, „einen

*) Der Namen Seehund oder Meerhund kommt diesen Thieren schlechterdings nicht zu, sondern gehöret nur den Hayen (Requin) dem Carcharias und andern wirklichen Fischen von diesem Geschlecht, die fast alle eine sehr rauhe und harte Haut, und keine Haare haben; ich will deswegen nicht in Abrede stellen, daß der Phoca einem Hund vielmehr und besser, als der Requin gleiche; allein man muß in dem Gebrauch der Namen diejenige Ordnung beobachten, welche die Naturbeschreiber einmal angenommen, und festgesezet haben.



„ einen so runden Kopf wie der Mensch, eine breite
„ Schnauze wie der Fischotter, grosse Augen, die sehr
„ in der Höhe stehen, wenig oder gar keine äusserlichen
„ Ohren, sondern nur an beiden Seiten des Kopfes
„ zwei Gehörlöcher, um dem Rachen Barthaare, Zäh-
„ ne, die des Löwen seinen gleichen, eine gespaltene oder
„ vielmehr an der Spize ausgezackte Zunge; der Hals
„ hat eine schöne Schweifung, der Leib, die Hän-
„ de, und die Füsse sind mit einem kurzen und rauhen
„ Haar bedecket, sie haben keine merklichen Arme noch
„ Unterarme, aber zwo Hände oder vielmehr Häute,
„ welche fünf mit Klauen versehene Zehen haben, sie
„ haben zween Füsse ohne Schenkel, die den Händen voll-
„ kommen gleichen, aber etwas breiter und ruckwärts
„ gekehret sind, als wenn sie sich gleichsam an dem sehr
„ kurzen Schwanz halten wollten, an dessen beiden Sei-
„ ten sie anliegen; der Leib ist länglich wie bei einem
„ Fisch.

Woode Rogers redet in der Beschreibung einer Reise, die er nach America gethan, von einem Seelö- wen, den er an der Küste von Peru gefunden, folgen- dergestalt:

„ Dieses Thier ist ein ganz besonderes Geschöpf,
„ und von einer bewundernswürdigen Länge, man hat
„ ihrer welche gefunden, die zwanzig Schuh und noch
„ länger waren, und wenigstens vier tausend Pfund
„ wiegen müssen, ich habe welche gesehen, die sechze-
„ hen Schuh lang waren, und vielleicht zweitausend
„ Pfund wogen; es wundert mich nur, daß man
„ dem ungeachtet so viel Oel aus dem Speck dieser Thie-
„ re bekommen kann. Ihre Leibesgestalt gleichet den
„ Seekühen, sie haben aber eine dickere Haut als ein
„ Ochs, das Haar ist kurz und rauh, der Kopf ist ver-



„ hältnißgemäß sehr dick und groß, der Rachen ist
„ gleichfalls sehr groß, und die Augen sind von einer
„ gar ungeheuren Größe, wie auch die Schnauze, die
„ einer Löwenschnauze gleichet, und mit fürchterlichen
„ Barthaaren versehen ist, die so stark und rauh sind,
„ daß man Zahnstocher davon machen könnte. Zu En-
„ de des Monats Junius begeben sich diese Thiere auf
„ die Ferdinandsinsul, um daselbst ihre Jungen zu
„ werfen, die sie einen Flintenschuß weit von dem Ufer
„ des Meeres niederlegen; sie halten sich daselbst
„ bis zu Ende des Septembers auf, ohne von der
„ Stelle zu gehen, noch einige Nahrung zu sich zu neh-
„ men, *) wenigstens siehet man sie nicht fressen; ich
„ beobachtete selbst deren einige, die acht ganze Tage
„ lang auf ihrem Lager blieben, und solches nicht ver-
„ lassen haben würden, wenn wir sie nicht erschrecket
„ hätten."

„ Anderson versichert, daß diese Thiere in der
„ Davis-Strasse bei Grönland, ohngefähr zehen
„ Schuh lang werden, daß sie sehr feist sind, und man
„ von ihrem Speck ein sehr gutes Oel ziehet, zumal
„ wenn sie noch iung sind. Die Jäger dieses Landes,
„ so man Robben-Schlager, d. i. Seehund-Schla-
„ ger nennet, überfallen diese Thiere, wenn sie auf
„ dem Eis eingeschlafen sind, und schlagen sie mit ei-
„ nem Prügel tod, sie schlagen selbige bei dieser Gele-
„ genheit hauptsächlich auf die Nase, wo sie, wie un-
„ sere Hunde, sehr empfindlich sind. Die Wilden in
„ diesem Land ziehen gleichfals aus der Beute dieser
„ Thiere vielen Nuzen; sie gebrauchen ihr Fleisch zur

„ Nah-

*) Herr von Buffon ist überzeuget, daß diese Thiere von Kräutern leben, dann es scheinet ihm schlechterdings unwahrscheinlich zu seyn, daß sie drei Monate ohne Nahrung zubringen könnten.



„ Nahrung, ihr Blut zur Arztnei; mit der Haut be-
„ kleiden sie sich und machen Tauwerk für ihre Fahr-
„ zeuge davon; und aus ihren Sennen und Eingewei-
„ den machen sie Fenster, Segel, Fäden zum nähen,
„ und Bindfäden; aus ihren Knochen verfertigen sie
„ allerhand Geräthe zur Haushaltung und zur Jagd.

„ Herr Heidenreich, welcher auf Kosten des Kö-
„ nigs nach Siberien und in die Tartarei geschicket
„ wurde, um daselbst Minen zu entdecken, melder,
„ daß man in dem See Beickal, der süsses Wasser hat,
„ Meerkälber findet; welche im starken Winter in das
„ Eis hie und da auf eine ganz geschickte Weise Löcher
„ zu machen wissen, um durch selbige aus dem Wasser
„ hervor, und wiederum, wie es ihre Nothdurft er-
„ fordert, hinein kommen zu können. Die in der Nä-
„ he dieses Sees sich befindlichen Einwohner ziehen sie
„ mit Harpunen, woran drei Hacken sind, heraus,
„ und gebrauchen kein anderes Oel in ihren Lampen,
„ als solches, das sie von dem Fett dieser Thiere bekom-
„ men haben. Es darf uns nicht mehr unglaublich
„ vorkommen, daß dieses Seethier im süssen Wasser
„ leben könne; da ganz Paris seit einigen Jahren ein
„ Meerkalb gesehen hat, welches man in Kufen erhal-
„ ten hatte.

„ Es gibt auch eine kleine Gattung von Meer-
„ kälbern, deren Fleisch die Wilden ausserordentlich
„ gerne essen, und ihre Haare mit dem Oel derselben
„ beschmieren; es ist aber das Fleisch dieser Thiere
„ weich und fett, und es zerfliesset unter den Händen,
„ wenn man es lang hält, so oelicht ist es.

Die

Die Seekuh (Morse*) Rosmarus verus, die man auch das Thier mit dem grossen Zahn (bête à la grande dent) nennet, sollte man vielmehr einen Elephanten als eine Kuh heissen, dann dieses Thier hat an dem obern Kiefer zwei lange und starke Hauer, die ihm eben so gut als seine vordern Pfoten, sich an der Erde anzuhängen, dienen, wenn es aus dem Wasser gehet.

Die Seekühe leben in zahlreichen Haufen beisammen. Man trift ihrer fast an allen Meerufern welche an. Es gibt derselben unterschiedliche Gattungen, davon einige so groß wie die Ochsen sind. Es kostet ihnen viele Mühe wiederum in das Meer zu kommen, wenn sie sich nur ein wenig weit davon entfernet haben, und man tödet ihrer alsdann eine grosse Menge; ihr Fett und ihre Zähne machen einen Handlungsartikel aus.

Es gibt in den Südlichen Meeren auch noch ein Amphibium, so zu dem Geschlecht der Morsen zu gehören scheinet, und Dugon genennet wird. Es befinden sich zwei dergleichen Köpfe, woran das Fleisch abgelöset worden ist, in dem königlichen Cabinet. Einige Reisebeschreiber nennen den Dugon, den Meerbären, (Ours Marin) weil er nach ihrem Vorgeben diesem Thier etwas gleich siehet.

Der Lamantin, Manati oder Manate wird in Senegal, und auf der Insul Cayenne, und also in beiden Welttheilen gefunden. Man kann seinen Namen auf zweierlei Art herleiten. Die Caraiben auf den

An-

*) Man nennet die Phocas und die Morsen Meerkälber und Meerkühe, weil sie im Schlafen so schnarchen, daß es fast lautet, als wenn eine Kuh brüllete.

n nennen dieses Thier Manati, daher es die Ne-
uf den französischen Insuln in America, welche
orte verstümmeln, Lamanati genennet haben.
e la Condamine glaubt, daß daraus der Name
lati oder Lamenti entstanden seye, weil das Weib-
n erbärmliches Geschrei ausstösset, wenn man ihr
unge raubet; Herr von Buffon will aber lieber
rund gesezet wissen, daß Lamentin von Manati
ime, welches Wort einen Fisch mit Händen be-
kann.

Bei den alten Morgenländischen Völkern nennte
e vermeintlichen Sirenen, Lamiens, vermuth-
ichte man dazumal zwischen den Phocis und La-
is noch keinen Unterschied, und vieleicht hat man
n beiden Worten Lamie und Manati nachge-
das Wort Lamentin zusammengesezet. Die La-
llen einen schönern Busen, als die schönsten Frau-
onen gehabt, und mit dieser so mächtigen Rei-
och eine bezaubernde Stimme vereiniget haben;
enten sich dieser beiden verführerischen Mittel um
) junge Leute an das Ufer des Meeres zu locken,
zu fressen. Allein die vernünftige Denkungs-
alle diese wunderbaren Erdichtungen vertilget,
in schreibt den Lamien keine ausserordentlichen Ei-
ften weiters mehr zu, ausser der einigen, die so
h als schäzbar ist, daß sie sehr viele Zärtlichkeit
hre Jungen haben.

)aher kommt dieser rührende Ausruf des Pro-
welcher den Untergang Jerusalems beweinet hat.
Lamiae nudaverunt mammam, lactave-
atulos suos: filia populi mei crudelis quasi
stru-

ſtrutio in deſerto. Thren. IV. 3. Die Drachen (Lamien) reichen die Brüſte ihren Jungen und ſäugen ſie, aber die Tochter meines Volks muß unbarmherzig seyn, wie ein Straus in der Wüſte. — Der Strauß überläſt ſeine Eier nur deswegen der Sonne zum Ausbrüten, weil er ſelbſt nicht Hize genug hat, um ſolche auszubrüten, oder weil er gar zu plump und ſchwer, und ſehr unbehend iſt, und ſie alſo erdrücken oder auf andere Weiſe zerbrechen würde, wenn er ſie ſelbſt ausbrüten wollte. Allein man kann ihn demungeachtet für ein Sinnbild der grauſamen Mütter derſelbigen Zeiten betrachten, welche der Prophet hiermit ſchildert, und er ſtellet auch in dieſem Stuck ein Bild unſerer heutigen Mütter vor, denen man dieſen nämlichen Vorwurf machen kann.

„ Der Lamantin, ſagt Oviedo, iſt häufig in
„ den Küſten von S. Domingo anzutreffen, dieſes
„ Thier iſt ſehr groß und hat eine unformliche Geſtalt,
„ der Kopf iſt gröſſer als bei einem Ochſen, die Augen
„ ſind klein, nahe am Kopf hat er zwei Füſſe oder
„ Hände, womit er ſchwimmet; er hat keine Schuppen,
„ iſt aber mit einer Haut, oder vielmehr mit einem di-
„ cken Leder bedecket, er iſt von einem ſanften Natu-
„ rell; er ſchwimmet gegen die Flüſſe, und friſt die
„ Kräuter an dem Ufer derſelben, die er erreichen kann,
„ ohne ſich aus dem Waſſer zu begeben; er ſchwimmet
„ auf der Oberfläche. Wenn man ihn fangen will,
„ ſo ſuchet man ſich ihm auf einem Kahn, oder auf ei-
„ ner Flöſſe zu nähern, und wirft ihm einen ſtarken
„ Pfeil, der an einem ſehr langen Strick befeſtiget iſt,
„ in den Leib; ſo bald er ſich verwundet befindet, ſo er-

„ greift

eift er die Flucht, und reist den Pfeil und den
itrick mit sich fort, an dessen lezten Ende man ein
itück Pantoffel- oder anderes leichtes Holz fest bin-
t, um daran ein Zeichen zu haben, wo er sich be-
idet. Wenn das Thier durch diese Verwundung
n Blut und seine Kräften verlohren hat, so gehet
ans Land, alsdann fässet man das Ende des Stri-
es wiederum, rollet solchen so weit auf, daß nur
nige Klafter übrig bleiben, und man ziehet es ent-
eder mit Hülfe der Wellen nach und nach an Bord,
er man tödet es vollends gar in dem Wasser. Der
mantin ist so schwer, daß man einen Wagen mit
ei Ochsen bespannen muß, um ihn weiter führen
können; sein Fleisch ist vortreflich, und wenn es
ch frisch ist, so wird man es mehr für ein Rind-
isch, als für ein Fischfleisch essen; wenn man es
er zerhauet, dürret und einmarinirt, so nimmt es
it der Zeit den Geschmack des Fleisches von dem
hunfisch an, und wird noch besser. Einige dieser
hiere sind mehr als funfzehen Schuhe lang, und
hs Schuh dick; der untere Theil des Leibes ist viel
nner als der obere, und nimmt immer etwas ab
s gegen den Schwanz, welcher an seinem äussersten
id wiederum etwas breiter wird. Weil die Spa-
er, sezt Herr Oviedo noch ferner hinzu, alle vor-
re Pfoten der vierfüssigen Thiere Hände nennen,
id dieses Thier nur Vorderpfoten hat, so haben
ihm die Benennung eines Thieres mit Händen,
lanati gegeben; der Lamantin hat keine äusserlichen
hren, sondern nur zwei Löcher, wodurch er höret;
ne Haut ist nur mit einigen wenigen Haaren bese-
:, sie ist grau, aschenfarbig und einen Zoll dick,



„ man machet Schuhsohlen, Wehrgehenke rc. daraus.
„ Das Weibchen hat zwei Zizen an der Brust, und
„ bringt insgemein zwei Junge, welche es
„ sauget.

Ende der zweiten Abtheilung des ersten Bandes.



Abschnitt. Tab. I.

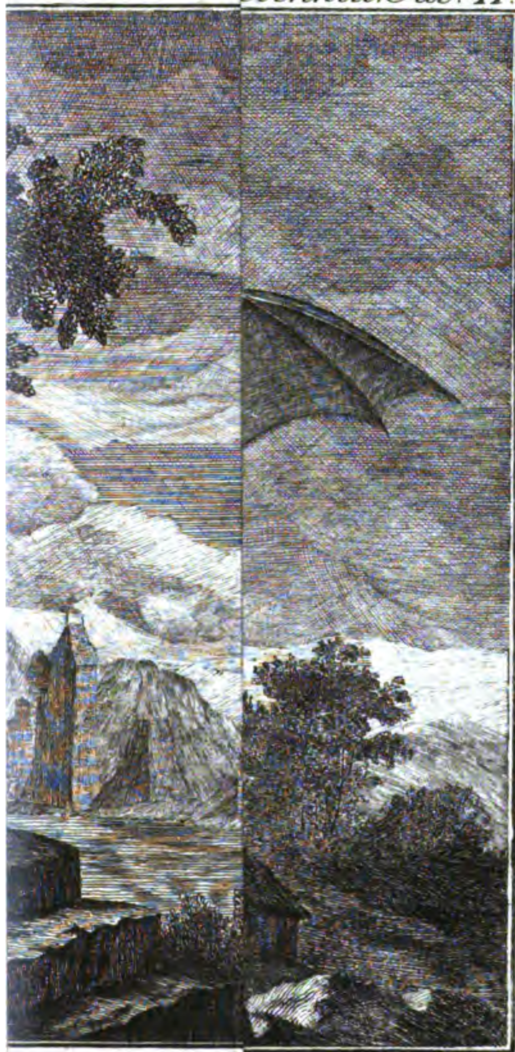


s Eichhorn : Hirsch.



s Eichhorn : Hirsch.

bschnitt. Tab. II.



ıs.

2ter Abschnitt. Tab. III.



r. ichs.

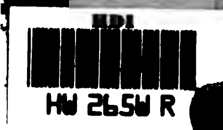




chnitt. Tab. VII.



Geschle


HW 265W R



